This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

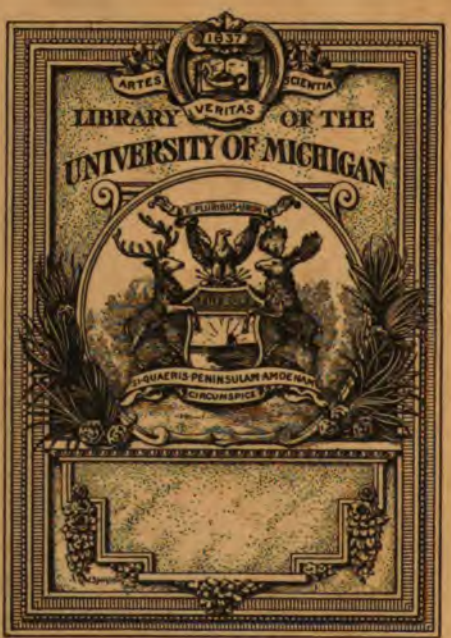
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

83
S3
18-

# Friedrich von Schlegel's

I-6718

# sämmtliche Werke.

---

Zweite Original-Ausgabe.

Zehnter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

# Friedrich v. Schlegel's

# Gedichte.

Zweite vermehrte Ausgabe.

(Zweiter Abdruck.)

## Zweiter Theil.

# Zueignung.

Muthig ſchäumt empor die Quelle,
Sprudelt ſilberhelle, hingezogen
Schimmern durch das Grün die Wogen;
Mächtig dehnt der Strom ſich, reißend ſchnelle;
Kühner umgebogen,
Faßt die Fluth ſo reicher ſchwelle,
Bis zum Meere hin die ſtark' entflogen,
Wo dann endlos rauſcht die Welle,
Brauſend ew'ge Fluthen durch einander wogen.

Alſo, die vom Himmel ſtammen,
Auch die Liebesflammen im Gemüthe,
Spielen erſt um Frühlingsblüthe;
Muthiger das Böſe zu verdammen,
Wie es wild auch wüthe,
Schlagen Herzen dann zuſammen
Kühn, wer frei dem Vaterland' erglüh'te;
Bis noch reiner ſie entflammen,
Mitverſchlungen in das Meer der ew'gen Güte.

Dieſe Lieder und Geſänge,
Lieder Jugend Klänge, erſt nur Spiele
Streben bald zu lichterm Ziele;
Kühn empor ſich windend aus der Enge
Spielender Gefühle;
Abwärts von der blöden Menge,
Neu entzündend muth'ger Herzen viele,
Reißt vom irdiſchen Gedränge
Aufwärts der Geſang den Geiſt zum Flammenziele.

Die in Liebe Du entzündet,
Ewig verbündet, Luſt und Klagen
Theilend, alles wollteſt wagen;
Liebe iſt es, was das Lied verkündet,
Wie in Frühlingstagen
Schöne Freude ſich entzündet.
Höher noch beginnt der Muth zu ſchlagen,
Wenn die Hoffnung, neu begründet,
All' uns will vereint zum Meer der Liebe tragen.

Als die Zeit in Haß entbrannte,
Keinen Frieden kannte, fern vertrieben,
War es nicht Dein treues Lieben,
Wo der Muth zur Hoffnung ſich ermannte?
Sind umhergetrieben,
Ehrend was die Welt verkannte,
Wir nicht folgend unſers Herzens Trieben,
Welchen Wahn man immer nannte,
Treu dem rechten Vaterlande ſtets geblieben?

Was von Luſt und Schmerz bezwungen,
Muthig ich geſungen, was dem vollen
Herzen ſchöpferiſch entquollen;
Was ſich ſpielend erſt durch's Thal geſchlungen,
Dann zum Strom erſchwollen
Um das Vaterland geſchwungen;
Soll den Dank der Liebe freudig zollen,
Weil durch Liebe nur gelungen,
Was auf kühner Fahrt zum Ziel uns führen ſollen.

Fahrt, die wir vereint beſtanden,
Sieg und Rettung fanden, hohem Leben,
Ew'ger Liebe hingegeben;
Daß befreit nun von des Zwieſpalts Banden,
Höher ſtets das Streben,
In des Friedens ſel'gen Landen,
Auf zu jenem Licht ſich kann erheben,
Dem die Treuen ſich verbanden,
Milde Ruh' die Sieger linde mag umſchweben.

I.

# Kunſtgedichte.

## An die Dichter.

Buhlt länger nicht mit eitlem Wortgeklinge!
Unedle laßt in Hochmuth ſich aufblähen,
Sich um den eignen Geiſt bewundernd drehen,
Beſeeligt, daß ſo einzig's ihm gelinge.
Laßt nicht der Eitelkeit verborgne Schlinge
Aushöhlend mich eu'r Herz umwinden ſehen!
Treu dienend nur erklimmt der Dichtkunſt Höhen,
Wer fühlt, wie heilig das ſei, was er ſinge.
Den Heldenruhm, den ſie zu ſpät jetzt achten,
Des deutſchen Nahmens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht ſich verbunden;
Die alte Schönheit, eh' ſie ganz verſchwunden,
Zu retten, fern von allen Eitelkeiten,
Das ſei des Dichters hohes Ziel und Trachten!

## An Viele.

Vergebens wollt ihr, daß mit eurem Sinne
Der Dichter eins und gleich sei, der verachtet,
Was trübe euren trägen Geist umnachtet,
Besorgt, wie das Verborgne er gewinne;
Der Dichter, der wie fern die Zeit entrinne,
Vergangenheit als Gegenwart betrachtet,
Und während ihr nach Sterblichem nur trachtet,
Unsterblich hier schon wird der Zukunft inne.
Als noch die Flammen strömten, Felsen klungen,
Die alte Riesenzeit der jungen Erde,
Ist nah ihm gegenwärtig, gleich wie heute;
Und wieder grüßt und ruft von fern sein Werde
Den Frühling Gottes, daß er uns erneute,
Hat seine Ankunft froh schon jetzt besungen.

# An die Deutſchen.

## Zu Anfang des Jahres 1800.

Vergaßt auf ewig ihr der hohen Ahnen?
Ihr uneins all', an Stumpfheit alle gleich,
Gelehrte, Laien, Herrn und Unterthanen!
Ach ſchmolz der Väter Tugendkraft ſo weich,
Die ernſt wie Rom ſo Schwert als Griffel führten,
Bald welterobernd, bald von Kunſtſinn bleich,
Das Ritterthum durch Caeſars Würde zierten,
Der neuen Dichtkunſt vollſten Strom ergoßen,
Europa, eh' die Kirche brach, regierten?
In Deutſchland war der heil'ge Krieg entſproſſen,
Als Deutſchland ſich im Frieden ganz zerſtörte,
Da war das letzte deutſche Blut gefloſſen.
Noch da gab's Stimmen, Einen kaum der hörte.
Von Fürſten Recht, bei Bürgern edle Sitte,
War Wen'ger Ziel, ſeit ſich das Reich verkehrte.
Was mögen Einzle, fehlt die große Mitte?
In Thaten hat uns Gottes Will' umſchränkt,
Die Kraft der Kunſt gewährt er ſonder Bitte.
Schon früh hat uns Gelehrſamkeit getränkt
Mit alter Völker Mark. Zur Geiſtesſonne
Wird Kraft und Kunſt durch ſtillen Bund gelenkt.

Aus ſüßer Poeſie quillt ew'ge Wonne,
Durch Religion entzünd't ſich lichte Güte,
Dem Denker iſt Natur der Lebensbronne.
Was Hellas ſchlau erſann, was Indien blühte,
German'ſcher Männer Lied wird's neu entfalten,
Wie zornig blinder Pöbel gegenwüthe.
Ich ſagte zweimal Uns. Die Worte galten
Den Heldenkünſtlern, die ſich ſelber nennen;
Denn nimmer kann ſolch Feu'r wie dieß erkalten.
Die Nachwelt wird ſie glorreich anerkennen.
Wer will, ſei mit im Uns. Die ſind verſtoßen,
Die nach dem Nichts, von Gott verlaſſen, rennen,
An Religion und Dichtkunſt ſich erboßen,
Von der Natur Myſterien nichts nicht wiſſen,
Zu ſich in Koth das Heil'ge niederſtoßen.
Solch Sündenvolk, die leicht ſchier von Gewiſſen,
Im Herzen ſchlaff, von Sinnen ſtumpf, nicht merken,
Daß ſich der Nacht ein Weltall neu entriſſen,
Mag ewig Gott im Todtenſchlaf beſtärken,
Bis kraft des jüngſten Tags zuletzt ſie wachen,
Eh' ſie zergeh'n ſammt ihren nicht'gen Werken.
Wer Feuer, Waſſer, Luft, die erſten Sachen
Aus tiefer Seele liebt, kann's nie mehr laſſen,
Schwämm' auch allein auf weitem Meer ſein Nachen.
Er muß im Mittelpunkt den Erdgeiſt faſſen,
Metalle, Menſchen, Pflanz' und Thier begreifen;
Wo Licht und Sonne fern, das Träge haſſen.
Was Stoff, der Formen Sinn, wie Sterne ſchweifen,
Dreiein'ger Kräfte Wechſelſpiel; die Frucht
Muß golden ihm am Baum der Weisheit reifen.
Zu Gott zurückflieh'n will des Lebens Flucht;
Geweiht bleibt ewig, wer Gott einmahl ſchaut,
Nie füllt ſein Thun die bodenloſe Sucht.

Dieß, Pöbel, iſt das Feu'r, vor dem dir graut!
Die lang verſchloſſ'ne Kraft iſt aufgelodert;
Kein Waſſer kann ſie ſtill'n, ſie brennt zu laut.
In ſich hat ſich der Geiſt von ſich gefodert,
Des Wiſſens Tief' entſteigt neugrün die Erde;
Der alte Schutt bleib' immerhin vermodert.
Der Meiſter ſinnt ſchon freudig von Geberde,
Sein Haupt als Prieſter der Natur umkrönend,
Und ſpricht zur Hierarchie der Kunſt ſein Werde.
Vom Himmel fließt dieß Zauberlicht, und tönend
Begleitet der das Schöpferwort, deß Kraft
Zur Mitte bringt, die alte Nacht verſöhnend.
Ich ſprach es aus und ſah, wo keiner gafft,
Im innern Licht der Geiſter Weltenbau,
Sah lebend, was zum Schein der Tod gerafft;
Am Boden funkelt hell der Liebe Thau,
Der Bildung Mark durchſtrömt die Wunderpflanze,
Zum Dach wölbt Fantaſie ihr lichtes Blau.
Es wächſt und blüht der Säulen Chor im Glanze;
Des Tempels Bau vollendend zu enthüllen,
Weih'n am Altar ſich die im Dichterkranze,
Aus deren Blick ſchon Lichtes Ströme quillen,
Und ſchwören alle bei des Himmels Roſen,
(Der Eid ſei höchſtes Ziel auch meinem Willen):
Mit Flammen ſoll der Jüngling fröhlich koſen,
Des Mannes Fuß erſteigt des Weltalls Stufen,
Dem Stab des Meiſters ſchweigt der Meere Toſen.
Wohl ſeid ihr taub, ſonſt hört ihr jetzt mein Rufen!
Der Tempel grünt in Euch; in Euch noch leben
Die Kräfte ſo das Alterthum erſchufen.
Dringt, Jüngling' ein! Ernennt durch tapfres Streben
Euch ſelbſt zu Herrn und Fürſten jeder Kunſt;
So wird die Kirche ſichtbar ſich erheben.

Ihr habt der Liebe Muth, der Götter Gunſt,
Ihr ſchautet die Natur im Heiligthume;
Entflammt die ganze Welt zu Einer Brunſt!
Eu'r Tempel wachſe groß zu Deutſchlands Ruhme.
Der Grund iſt feſt, und hoch im Centrum ſprießt
In königlicher Pracht der Dichtkunſt Blume.
Europa's Geiſt erloſch; in Deutſchland fließt
Der Quell der neuen Zeit. Die aus ihm tranken,
Sind wahrhaft deutſch; die Heldenſchar ergießt
Sich überall, erhebt den raſchen Franken,
Den Italiener zur Natur, und Rom
Wird wach und Hellas, deſſen Götter ſanken.
Bleibt jung, gedenkt der Ahnen; das Fantom
Der trägen, todten Meng' iſt nur ein Splitter,
So dämmen will der Zeiten Rieſenſtrom.
Des Geiſtes heil'gen Krieg kämpft treu wie Ritter!

# Leſſings Worte.

## 1801.

Wenn kalte Zweifler ſelbſt prophetiſch ſprechen,
Die klaren Augen nicht das Licht mehr ſcheuen,
Seltſam der Wahrheit Kraft in ihren Treuen
Sich zeigt, den Blitz umſonſt die Wolken ſchwächen;

Dann wahrlich muß die neue Zeit anbrechen,
Dann ſoll das Morgenroth uns doch erfreuen,
Dann dürfen auch die Künſte ſich erneuen,
Der Menſch die kleinen Feſſeln all' zerbrechen.

„Es wird das neue Evangelium kommen!"
So ſagte Leſſing, doch die blöde Rotte
Gewahrte nicht der aufgeſchloſſ'nen Pforte.

Und dennoch, was der Theure vorgenommen,
Im Denken, Forſchen, Streiten, Ernſt und Spotte,
Iſt nicht ſo theuer wie die wen'gen Worte.

## Reden über die Religion.

### 1800.

Es ſieht der Muſen Freund die offne Pforte
Des großen Tempels ſich auf Säulen heben,
Und wo Pilaſter ruh'n und Kuppeln ſtreben,
Naht er getroſt dem kunſtgeweihten Orte.

D'rin tönt Muſik dem Frager Zauberworte,
Daß er geheiligt fühlt unendlich Leben,
Und muß im ſchönen Kreiſe ewig ſchweben,
Vergißt der Fragen leicht und armer Worte.

Doch plötzlich ſcheint's, als wollten Geiſter gerne
Den ſchon Geweihten höh're Weihe zeigen,
Getäuſcht die Fremden laſſen in der Blöße;

Der Vorhang reißt und die Muſik muß ſchweigen,
Der Tempel auch verſchwand und in der Ferne
Zeigt ſich die alte Sphinx in Rieſengröße.

# Die Weltſeele.

## 1800.

Vom trüben Schlaf erwacht zu lichtem Denken,
Hat ſich der Menſch zum Himmel aufgerichtet,
Kann nun, wo träge Furcht ihn ſonſt vernichtet,
Die Wunder des Bewußtſeins ſchaffend denken.

Zum erſten Lohn, den ihm die Götter ſchenken,
Daß innre Kraft den innern Streit geſchlichtet,
Vernimmt er, was vom Aether ſie gedichtet,
Und will mit Liebe ſich in's Lichtmeer ſenken.

Wie dennoch Eins die Kraft in allen Schranken,
Und leichter Aether mächt'ger als die Maſſe;
Das lebt und brennt in ſolchem kühnen Streben!

Es ſinnt der Geiſt, wie er das Ew'ge faſſe;
In todter Bildung ſieht er Täuſchung ſchwanken,
Das innre Weſen blitzt im freien Leben.

## Das Räthſel der Liebe.

### 1802.

Ob jugendlich der Dichter ſeine Trauer,
Von Herzen hingegoſſen, dar uns ſtellte,
Der alte Meiſter ſie mit ſtiller Kälte
Im Steine ausgeprägt zu ew'ger Dauer;

Ein Feuer iſt's, hier glühend warm, dort lauer
So ſchrecklich licht des Daſeins Nacht erhellte,
Wo Schönheit will, wie auch die Satzung ſchelte,
Enthüllen nur der eignen Sehnſucht Schauer.

Kein Schickſal kann den Fluch vom Zaub'rer wenden,
Das Wunderkind erblaßt noch auf den Stufen,
Begeiſtert muß des Helden Liebſte enden;

So zeigen neu ſich ſtets die alten Schmerzen,
Und keine Götter achten auf das Rufen,
Wo Liebe unbefriedigt klagt im Herzen.

## Die Werke des Dichters.

Fauſt und Taſſo und Meiſter ſind ſilbergediegene Stücke,
Sinnreich gebildet mit Fleiß, oder erhaben gedacht.
Rühmliches Streben erzeugt' Iphigenien, bildete Egmont,
Ja auch der Jugend Kraft drängt' in der Fülle nach Kunſt.
Liebliche Kinder des heiterſten Genius blüht ihr Claudine!
Du der Scherze Triumph, Ariſtophaniſcher Witz.
Tief bewegt uns das kunſtloſe Lied aus ſehnendem Herzen,
Männlich klar iſt der Blick, jugendlich warm das Gefühl.
Süßer noch tönt Elegie und Idyll, und im Rhythmus der Alten
Lächelt milde der Geiſt, freut ſich der ſüdlichen Luft.
Keime nur ſind es zu großem Entwurf, wie der löbliche Herrmann;
Giebt die Parze denn Heil, wachſen ſie herrlich empor!

## An Ludwig Tieck.

Wohl mancher hofft', im neuen Licht zu leben,
Es muß die trübe Nacht ja endlich ſchweigen;
Und hätte, ſich dem Morgenroth zu neigen,
Sein Liebſtes freudig opfernd hingegeben.

Der wollt' uns kühn zur alten Kunſt erheben,
Gebildet der des Lebens Maſſen zeigen,
Dir ſchien des Witzes buntes Füllhorn eigen;
Doch blieb das Beſte nur ein liebend Streben.

Da nahte Genovef' in frommer Schöne;
Wer fühlt nicht, daß die Poeſie gekommen,
Nun kindlich wieder blüht in holder Klarheit?

Sei Freund, im Kranz der Liebe mir willkommen!
Es leiten Dich des Glaubens ſüße Töne;
Und tief und tiefer keimt im Herzen Wahrheit.

## Mahomets Flucht.

Gen Medina floh Mahoma,
Schüttelt tief entbrannt von Zorne,
An des Mutterlandes Gränze,
Sich den Staub von ſeinen Sohlen.
„Undankbare Stammverwandte,
Wo des Neides Zahn nicht ruhte,
Bis ich fern von euch entflohen,
Gern entſagend meinem Blute,
Ja den Staub auch unſers Bodens,
Mich zu rein'gen, von mir werfe,
Fremden Schickſals Rufe folgend.
O, ihr trübgeſinnten Herzen,
Anzufeinden ſtets das Hohe!
Welcher Geiſt hatt' euch verdunkelt,
Daß ihr mich nicht dulden wolltet!
War vom adlichſten der Stämme
Ich nicht ehrenvoll entſproſſen?
Wem noch fließen von den Lippen
Des Geſanges Ströme gold'ner?
Sieben Dichterwerke ſtrahlen
Auf den goldgewirkten Rollen;
Doch mit nichten darf ich ſcheuen,

Kühn zu ſpannen gleichen Bogen,
Hoher Rede Kunſtgewebe
Schmückend zu ſo edelm Lohne.
Denn nicht eilen von der Lippe
Flüchtig mir nur ſchöne Worte;
Die ich dichte, meine Rede
Quillt hervor aus dem Verborgnen,
Schwingt ſich ruhig fort im Sturme,
Flammend ſteigt ſie auf zur Sonne,
Und ich darf mich kühnlich ſtellen
Zu den Alten unſers Volkes.
Wer iſt kundiger des Ruhmes,
Den die Väter einſt erworben,
Jene Helden unſers Stammes,
Denen nicht die Enkel folgen?
Das iſt Lug nur und Verläumdung,
Daß ich Neues ſtiften wollte,
Mich nur meinend, wie ihr ſprachet,
Einzig dienen meinem Stolze.
Unſrer Väter alten Glauben,
Für den mancher Held geſtorben,
Eh' die falſchen Götzen kamen,
Hab' ich neu entzünden wollen;
Jenen hohen Feuerglauben,
Der dem Born des Lichts entfloſſen,
Aus des Lichtes Strahlen wollt' ich
Bilden Einer Wahrheit Sonne,
Und der neuen Götzen Schimmer
Niederſplittern auf den Boden.
Dunkel wogen nun die Winde,
Und ich ſehe ſchon die Wolken,
Die mein Vaterland umkreiſen,
Und die Donner, die ihm drohen.
Wach geworden iſt das Wilde,
Die Verwüſtung brauſt im Strome;

Fluthen wachſen über Fluthen
Jenem Lande, dem entflohen
Noch mein Liebesblick gefeſſelt,
Treulich anhängt, oft betrogen.
Traurend flieh' ich, ſchaue traurend
Rückwärts nach dem Mutterboden,
Einſam wandelnd durch die Wüſte,
Als der letzte meines Volkes.

# Hymnen.
## 1801.

### I.

Apollo, wirſt Du dieſe Gluth noch lindern?
Ich ſelber ſprang hinunter in die Tiefen,
Wo heil'ge Muſen ſüß und wild mich riefen;
Schon fleh' ich Dir, die Freudenfluth zu mindern.

Dein Pfeil brennt ſtark, und willſt Du ihn nicht hindern,
So muß der Stirn die letzte Kraft entrieſen;
Die Lieder, die im Haupt mir lange ſchliefen,
Verſinken auch mit andern Chaoskindern.

Gieb Heil! die treu'ſte Treue ſoll Dir lohnen.
Kühn hab' ich in der eignen Bruſt gerungen,
Schon ſtrömt mir alle Kraft zum Ziel zuſammen.

Allſtarker! wolle jetzt nur freundlich ſchonen,
Und hab' ich, was Du mir enthüllt, geſungen,
Laß' mich verzehren ſchnell von Deinen Flammen!

## II.

Diana, heil'ge, wo ſind Deine Brüſte?
Begeiſt'rung trinkt der Löwe ſich im Blute,
Titanen ſchwellt der Wein zum Uebermuthe,
Diana's Milch war Sehern wild Gelüſte.

Umklirrt blieb ſtill, als ob es nichts nicht wüßte,
Das Räthſelbild, wie auch der Taumel fluthe,
Bis matt vom Waffentanz der Prieſter ruhte,
Der großen Göttin tiefſten Saum noch küßte.

Diana, heil'ge, reich' zum Tanz die Waffen!
Als ich der Brüſte Füll' im Marmor ſchaute,
Da ward von Deiner Milch das Herz mir trunken;

Und ob ich gleich im Mark vor Dir ergraute,
So fühlt' ich Kraft auch, nimmer zu erſchlaffen,
Bleib' in Myſterien ewig nun verſunken.

## III.

Ich ſoll den Schleier, Iſis, Dir zerreißen.
Es ringt das kühne Herz, dem keiner wehre,
Zu ſchau'n, wie ſich die innre Kraft gebähre;
Was frommen Schleier da, ſo ſchön ſie gleißen?

Sie wollen feige ſich dem Licht entreißen,
Daß träge Ruhe ſo die Schwäche mehre,
Der Blöden Klugheit jeden Sinn verkehre,
Und alle dämmernd ſich dem Nichts befleißen.

Den Schwachen mag der große Blick verderben,
Daß er ſich ſelbſt entflohen da verſteine,
Wo jede Kraft dem Starken ſich erhöhte!

Ich fühle ſchon den Gruß der Morgenröthe;
Eh' ich nun länger ängſtlich ſehnend weine,
Laß gleich das Blut den grünen Boden färben!

## Weihe des Alten.

### An einen jungen Dichter.

Nimm den Becher zur Hand, den freudigen,
Freund vom Freunde nur dreist!
Dunkelgolden rollet der Wein
In des hellen Kryſtalles Blitzen;
Es ſchwebet zum Haupt auf
Duftiger Blume kühlendes Feuer.
Trinke hinunter die Gluth,
So ſchwillet der Jugend Herz
Selig von Kraft und liebender Freude.
Ergreife kühnlich den Zauberbecher!
Du biſt göttlicher Art,
Jugendlich heldengeſinnt.
Sei Du trunken nur ſtets,
Und ſpotte der Furcht,
Grün umlaubt von Frühling das Haar,
Ewiglich treu der goldenen Dichtkunſt,
Wie es uns Deutſchen geziemt.
Wer gekoſtet des heiligen Weins,
Dem entweichen die Schleier.
Wo der Freudige naht,

Hauchet Sommerwonne die Luft,
Lüftern öffnet die Roſe den Kelch;
Der höchſten Gebilde
Heilige Schönheit ſchauet das Auge,
Rein der Hülle entſtiegen.
Nackte Reize umſpielt
Wolluſtſchlagend das Meer
Allſeliger Liebe.
Gerne ſinkt er hinab,
Mit verſchlungen im Meer;
Alles Leben iſt ſein,
Alle Weſen nur Eins,
In heißer Freude verſchlungen,
Von tiefer Sehnſucht durchdrungen,
Alles nur Luſt und Begierde,
Schwellend von üppiger Schönheit,
Innig umfangender Liebe;
In des heiligen Frühlinges Garten
Die Fülle der Roſen,
Jeder Roſe entquollen,
In neu erzeugten Gebilden,
Das ſchöne Wunder des Leibes,
Liebliches Lebensgeheimniß.

Ahneſt Du, was Dich durchdrang?
Du biſt männlich und ſtark,
Erd' umfaſſend Dein Herz.
Fühle nun auch den Tod
Kalten Zornes im Stein,
Schaue des Abgrunds ewige Gräuel,
In der Tiefe untern Kammern
Die ungeheuerſten Schrecken,
Grimmgefeſſelter Thiere
Alte Rieſengebilde,
Ewig da wüthend im Schmerz.

Steige mein Freund, in den Schacht,
Kühn des Todes hinab!
Dunkel rieſelt da unten
Heimlich der Liebesquell.
Da iſt Sehnſucht und kindliche Trauer
Aus dem Herzen der Mutter,
Strebet ängſtlich zu ſterben,
Möchte in Liebe vergeh'n.
Selten nur dringet ein Strahl
Aus dem verborgenen Quell
Auf in das irdiſche Herz,
Das dann die Vergangenheit fühlt,
Wehmuthzerriſſen von wilder Betrübniß.

Schrecken bleibe Dir fern!
Immer der Freude geweiht
Laß Dich königlich kränzen,
Du biſt König, mein Sohn.
Leben im Leben erzeugen,
Selber tödten den Tod,
Solches vollbringet die Kunſt!
Ich ſelber kann es nicht mehr.
Zwar es ſchlägt flammend noch immer das Herz!
Aber von außen
Härtet ſich eiſern die Bruſt.
Schnee umkränzt das Haupt, das gewaltige,
Es ſenket ſich leiſe;
Des Himmels herrlicher Mantel,
Sternendurchwirktes Blau,
Laſtet nieder den Alten.
Schlage denn Du mein Lied,
Licht und Leben vermiſcht,
Nur ein feuriges Meer,
Erdumrauſchende Woge!
Laß den Zauber erklingen,

Daß gebährend die Luft ſich geſtalte,
Kindlich umkränzend ſpielen
In Wunderformen die Sterne,
Alles Gewächſe in Blüthe entzündet,
Selbſt der Felſen, der harte,
In trüber Erinnerung
Bebend innerlich weint,
Wüthend das Thier ſich zerſtört,
Alles Nichtige ſterbe,
Aus der Vergangenheit Schooß
Dunkle Sonnen erwachen.
Muthig vollführ' es als Held!
Mich entreißet der Sturmwind,
Ruhe nun balde ewiglich heiter
Auf dem ſtrahlenden Thron,
Allen Heldengeiſtern vereint. —
Sei mir gegrüßt, mein Sohn!
Wenn ich den Leib Dir nicht zeugte,
Hab' ich den Muth doch entflammt,
Dir hohe Sterne gezeigt,
Und allen Segen geſpendet,
Drücke Dich herzlich an's Herz,
Du mein Freund und mein Sohn!

## Schirin.

Wie Sterne leuchtend in der blauen Luft,
Berauſchend wie des Frühlings Blumenduft,
Von Nelken, Roſen und Jasmin;
Süß wie beim Mond das Lied der Nachtigall,
In Sommernacht der ferne Waſſerfall;
So mahlt die Lieb' und ſtrahlt Schirin.

## Calderon.

Ein Zaubergarten liegt im Meeresgrunde;
Kein Garten, nein, aus künſtlichen Kryſtallen
Ein Wunderſchloß, wo blitzend von Metallen,
Die Bäumchen ſproſſen aus dem lichten Grunde;

Kein Meer, wo oben, ſeitwärts, in die Runde,
Farbige Flammenwogen uns umwallen,
Doch kühlend, duftend alle Sinne allen
Entrauben, ſüß umſpielend jede Wunde.

Nicht Zaub'rer blos von dieſen Seligkeiten,
Bezaubert ſelbſt wohnet, zum ſchönſten Lohne,
Im eignen Garten ſelig ſelbſt der Meiſter;

D'rum ſollen alle Feen auch bereiten
Des Dichterhimmels diamantne Krone,
Dir, Calderon! Du Sonnenſtrahl der Geiſter.

## An Camoëns.

Wo Indiens Sonne trunknen Duft den Winden
Ausſtreut, gedachteſt Du der hohen Kunden,
Wie Gama einſt der Thetis ſich verbunden,
Wollteſt der Helden Haupt mit Ruhm umwinden.

O weh uns Armen, irdiſch ewig Blinden!
Kaum war Dein Lied dem wilden Meer entwunden,
Sahſt Du von Alter, Sorge, Gram gebunden,
Den letzten König Deines Volks verſchwinden.

Wolluſt haucht in dem Liede, Seel' entraubend,
Frohlockend kommt der Helden Schiff geflogen,
Tief unten brauſt ein Strom verborgner Klagen.

Sei, Camoens, denn mein Vorbild! Laß mich's wagen
Des deutſchen Ruhms Urkunde aus den Wogen
Empor zu halten, an die Rettung glaubend.

## An Novalis.

O laß mich, lieber Freund nicht länger leiden,
Daß wieder friedlich mich Dein Wort erfreue,
Vergangenheitsgeſpräch ſich uns erneue,
Die Augen an der Augen Licht ſich weiden.

Wie konnt'ſt, mein ander Ich, Du von mir ſcheiden?
Du ſtrahlſt in heiterm Frieden, fern von Reue,
Ich bin derſelbe noch in gleicher Treue,
Nur Freude muß den Freundeloſen meiden.

Muſik, unſterbliche, die ſprachſt Du ſterbend,
Mir iſt der Mund verſtummt in Herzens Sehnen,
In Oed' allein mit mir und meiner Liebe;

Nach Dir ſich drängen, ſtreben alle Triebe,
Dein liebes Wort, ich hör'es noch im Wähnen,
Aus aller Jugend die Erinn'rung erbend.

## Rheinfahrt.

Wie kühn auch and're Quellen ſprudeln, brauſen,
Wo ſonſt die Dichter ſchöne Weihe tranken,
Den Kunſtberg ſtets anklimmend ohne Wanken,
Bis wo die ewig heitern Götter hauſen;

Ich wähle Dich, o Rhein, der Du mit Sauſen
Hinwogſt durch enger Felſen hohe Schranken,
Wo Burgen hoch am Abhang auf ſich ranken,
An's Herz den Wandrer greift ein ahnend Grauſen.

Schnell fliegt in Eil, auf grünlich hellen Wogen,
Das Schifflein munter hin, des deutſchen Rheines.
Wohlauf gelebt! das Schifflein kehrt nicht wieder;

Muth, Freud' in vollen Bechern eingeſogen,
Kryſtallen flüſſig Gold des alten Weines,
Singend aus freier Bruſt die Heldenlieder.

## An A. W. Schlegel.

Wohl mancher leuchtende Frühling grünte,
Und mancher Sturmwind hat getobt,
Seit jugendlich ſich der Muth erkühnte,
Und wir den hohen Bund gelobt;
Es brach die Welt, ſich wandelnd, ſchwankte,
Daß irrend alles abwärts wankte,
Doch unſre Freundſchaft blieb erprobt.

Es rührt erquickend die Liebesfreude
Im Sturm des Lebens an die Bruſt,
Ja hier iſt vor des Geſchickes Neide
Die ſchönſte Freiſtatt uns bewußt.
Nur iſt das holde Glück vergänglich,
Die ird'ſche Blüthe zart und kränklich,
Ein Hauch ertödtet ihre Luſt.

So wandelt alles, was blüht und ſchwindet,
Nur Eines ſteht unwandelbar.
Wie ſich die brauſende Woge windet,
Der Himmel wölbt ſich feſt und klar;
So ſtrahlt in uns die ſtarke Treue,
Frei von Begier und frei von Reue,
Durch allen Wandel hell und wahr.

Laß Wellen denn über Wellen fliehen,
Wir haben's höher wohl gemeint;

Laß wilder den Sturm zuſammenziehen,
Wir bleiben Eines Ziels vereint.
Wenn wir den Muth nicht ſinken laſſen,
So dürfen wir den Glauben faſſen,
Daß noch ein heller Stern uns ſcheint.

So wie zwei Kämpfer, die heimlich ſteigen
Zu Nacht die Felſenkluft empor,
Den Waffenbrüdern den Weg zu zeigen,
Und zu erſpäh'n das ſtille Thor;
Wenn ſie dann endlich durchgedrungen,
Des Sieges Fahne hoch geſchwungen,
Da ſtrahlt die Sonne licht hervor.

So wandelten wir dem Ziel entgegen
Wohl einſam auf dem ſteilen Pfad;
Nun laß ſich freudig den Muth bewegen,
Und herrlich blüh'n die volle Saat.
Der Schätze ſind noch viel' verborgen,
Wie ſollten wir noch ängſtlich ſorgen,
Da der Erfüllung Stunde naht!

Wie ſollte der Unmuth ſich Dein bemeiſtern
Ob eitler Knaben ſchnödem Spiel,
Ob einer auch von den beſſern Geiſtern
In Knechtes Wahn erniedert fiel?
Laß unverzagt uns vorwärts ſchreiten;
Dir ſchlummern in den gold'nen Saiten
Noch unbekannter Kräfte viel.

So wie der Gießbach über die Klippen
Mit wildem Strom zur Tiefe flieht,
So brauſt begeiſtert mir von den Lippen,
Ein ungeregelt Heldenlied;
Weil Dir der Dichtkunſt Füll' entfaltet,
Dem Auge rein und klar geſtaltet,
Die Seelen magiſch an ſich zieht.

Laß nicht die Schwermuth den Geiſt bezwingen,
Weil noch der Himmel donnernd droht;
Auf ſah man herrlicher ſtets ſich ſchwingen
Den deutſchen Geiſt aus Sturmesnoth:
Wie nach des Blitzes Flammenſchlägen
Der Erd' entquillt der vollſte Segen,
Ein neuer Frühling aus dem Tod.

Laß denn hervor die Thaten wallen
Der alten und der neuen Zeit,
Und frei den vollen Geſang erſchallen,
Zu unſers Volkes Ruhm geweiht!
Die Vorwelt ſei der Zukunft Spiegel,
Die Zeit empfängt in dieſem Siegel
Die Weihe der Unſterblichkeit.

Ein jedes freue ſich ſeiner Stelle,
Der Zeiten Streit verwirrt uns nicht;
Ein jeder labe ſich an der Quelle
Und hell ſei jedes Angeſicht;
Dort, wo ſich alle Zweifel löſen,
Trennt ſich das Gute von dem Böſen
Im ewig heitern klaren Licht.

II.

# Scherzgedichte.

# Das Ideal.

„Der iſt zu ſchwer, der and're fällt in's Leichte,
Den ſtrengen Ernſt hier müßte man noch würzen,
Der Anmuth Fülle dort ſodann verkürzen,
Bald iſt der Grund zu tief und bald zu ſeichte."

So ſteht die Kunſt dem Ideal zur Beichte,
Und kann den Knoten nie ganz richtig ſchürzen;
Es muß der Menſch auf eine Seite ſtürzen,
Wie fleißig er ſich auch zur Bildung zeigte.

In jeder Kunſt, im Leben, ja im Wiſſen,
Iſt auch das Beſte falſch, die ferne Scheibe
Scheint unerreicht die Schützen nur zu äffen;

Wir können nicht heraus aus unſerm Leibe,
An Allen wird der Kenner etwas miſſen,
Und Einer kann den kleinen Punkt nur treffen.

---

Nur das Ganze, mein Freund, wie es lebt und im Leben ſich ſpiegelt,
Das ſei Dein Ideal, frei von der Formel Geſpenſt.

# Das Athenaeum.

## 1801.

Der Bildung Strahlen all' in Eins zu faſſen,
Vom Kranken ganz zu ſcheiden das Geſunde,
Beſtrebten wir uns treu im freien Bunde,
Und wollten uns auf uns allein verlaſſen:

Nach alter Weiſe konnt' ich nie es laſſen,
So ſicher ich auch war der rechten Kunde,
Mir neu zu reizen ſtets des Zweifels Wunde,
Und was an mir beſchränkt mir ſchien, zu haſſen.

Nun ſchreit und ſchreibt in Ohnmacht ſehr geſchäftig,
Als wär's im tiefſten Herzen tief beleidigt,
Der Platten Volk von Hamburg bis nach Schwaben.

Ob unſern guten Zweck erreicht wir haben,
Zweifl' ich nicht mehr; es hat's die That beeidigt,
Daß unſre Anſicht allgemein und kräftig.

# Berbino.

## 1800.

Gemahlen und gewalkt mit munterm Spiele
Schau hier des Volkes negative Dichter!
Verſteh' nur erſt den tiefen Sinn der Mühle,
So fühlſt Du Leſer! bald im Haupt Dich lichter.

Dem Garten gleicht dieß Buch im Feſtgewühle;
Maskirt erſcheinen neu die armen Wichter,
Warm haucht die Luft, Fontänen plätſchern kühle,
Und ferne ſchimmern künſtlich bunte Lichter.

Verkehrt iſt alles in den ſüßen Poſſen,
Statt Ja ſagt das Eslein ſelber Ay:
Ergötzlich ſpielen d'rein mit Narrenſchwänzen

Theater, Aufklärung und Nikolai.
So mahl' denn Tieck! mahl' ferner unverdroſſen
Der Schriftenſteller albernſte Tendenzen.

# Kunſt-Orakel.

Wenn Dichter die Motens nicht motiviren,
Statt den fünf Akten weiſe zu vertrauen,
Das Stück aus Stücken wunderlich erbauen,
Racine aus den Augen ganz verlieren;

Denk' ich an Rouſſeau, der auf allen Vieren
Zu geh'n verſucht, als hätten Menſchen Klauen.
D'rum muß Verſtand gar ängſtlich ſie beſchauen,
Weil ſonſt die Künſtler leicht ſich proſtituiren.

Vom Macbeth hat der Wallenſtein am meiſten,
Scheint dann an Tiecks Rothkäppchen ſich zu ſchließen,
Weil da das Schickſal auch ſo zart behandelt.

Nur daß es gothiſch, muß mich ſehr verdrießen;
So bleiben die Bizarren nie beim Leiſten,
Bis das Genie in Tollheit ſich verwandelt.

# Die neue Schule.

## 1800.

Eines ſchickt ſich nicht für Alle,
Sehe jeder wie er's treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.

Dieſer weiß ſich ſehr beſcheiden,
Jener bläſ't die Backen voll;
Dieſer iſt im Ernſte toll,
Jener muß ihn noch beneiden.
Alle Narrheit kann ich leiden,
Ob ſie genialiſch knalle,
Oder blumenlieblich walle;
Denn ich werd' es nie vergeſſen
Was des Meiſters Kraft ermeſſen;
Eines ſchickt ſich nicht für alle.

Um das Feuer zu ernähren,
Sind viel zarte Geiſter nöthig,
Die zu allem Dienſt' erbötig,
Um die Heiden zu bekehren.
Mag der Lärm ſich nun vermehren,
Suche jeder wen er reibe,

Wiſſe jeder was er ſchreibe,
Und wenn ſchrecklich alle Dummen,
Aus den dunklen Löchern brummen,
Sehe jeder, wie er's treibe.

Ein'ge haben wir entzündet,
Die nun ſchon alleine flammen;
Doch die Menge hält zuſammen,
Viel Geſindel treu verbündet.
Wer den Unverſtand ergründet,
Hält ſich alle gern vom Leibe,
Die geboren ſind vom Weibe.
Iſt der Bienenſchwarm erregt,
Den das neu'ſte Wort bewegt,
Sehe jeder, wo er bleibe.

Mögen ſie geläufig ſchwatzen,
Was ſie dennoch nie begreifen;
Manche müſſen irre ſchweifen,
Viele Künſtler werden platzen.
Jeden Sommer fliegen Spatzen,
Freuen ſich am eignen Schalle,
Reizte dieß dir je die Galle?
Laß ſie alle ſelig ſpielen,
Sorge Du nur gut zu zielen,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.

## Das tragiſche Schickſal.

Alles redet in Sentenzen,
Auch die Helden werden Zwerge
In der tragiſchen Latwerge,
Müſſen idealiſch glänzen.
Daß die Scenen ſich ergänzen,
Und das Nichts erhaben prahle,
Alles dankt man dem Schickſale.

Wie die jungen Katzen pflegen
Nach dem eignen Schweif zu gehen,
Muß ſich hier im ew'gen Drehen,
Zufall und Vernunft bewegen.
Und das Herz von kleinen Schlägen,
Ganz empfindlich dem Schickſale,
Fühlt die Quentchen in der Schale.

Zwiſchen Pflicht und dem Gefühle
Muß der Menſch verlegen ſteh'n,
Oder ſchlau durch beide geh'n
In der Tugend Zwickemühle.
Wahrlich hart auf trag'ſchem Pfühle,
Ruht, wer im Theaterſaale
Dichten muß von dem Schickſale.

# Proben der neueſten Poeſie.

## 1808.

### 1. Griechiſch.

Steil zumeiſt mir ſteinern verſteigender Gott
Apollon iſt. Der bleiern holprichte Wort-
klump bricht hervor mit Weh des Zahns, des Leſenden Lohn.

Knirſchend anfangs zu kau'n bemüht das Gedicht,
Ihm hängt es im Leim klebend, Kieſel-
ſteine des Buchbinders wie.

Aber vom Zahngrimmen Schmerz
Eilend freier geübt ſchon,
Brauſt im geflügelten Hirne
Bald des Hellenen ſchönere Sylbenwuth.

### 2. Altdeutſches Volkslied.

Es gehen zwei Butzemänner im Reich herum;
Mit der kleinen Kilikeia, mit der großen Kumkum.

Der eine klimpert um den Brei herum;
Bidibum auf der Trumm, bidibum, bidibum.

Der andre ſchaut ſich nach den Fräulein um;
Mit der kleinen Kilikeia, mit der großen Kumkum.

Sie drehen ſich beide recht artig herum ;
Bidibum, bidibum.

Gute Nacht, Butzemänner, dreht euch weiter um !
Mit der kleinen Killkeia, mit der großen Kumkum.

Wer hat dieß feine Liedlein gemacht ?
Es kamen entlang drei Enten den Bach,
Die haben dieß feine Liedlein erdacht u. ſ. w.

### 3. Spaniſch.

An dem Quell der Langenweile
Lag die Dichtkunſt hingegoſſen.
Ihre Kinder, die Vokale,
Brachten große Waſſerblumen ;
Aus den Blumen Funken wurden,
Kleine Lichter funkelnd kamen,
Die zu Waſſer bald erloſchen,
Als Romanzen thalwärts eilen,
Die nun fließen, die nun funkeln,
Auf des Klanges leichten Spuren.

### 4. Das klare Geheimniß.

Vielſeitigkeit wird auf des Lebens Gipfel nur
Gefunden, wo des reinen Daſeins heitres Nichts,
In zarter Redensarten klaren Schein verhüllt,
Auf ſchwankem Seil der Bildung hin und wieder ſpielt.
So red' und bilde Dich, gebildet rede fort ;
Doch was in Kunſt, im Handeln, Reden Du beginnſt,
Es ſei Dir niemals ungebildet voller Ernſt.

# Sinngedichte. 1815.

## Philoſophiſche Verſicherung.

Klar iſt alles und licht mir; doch das verſtehen ſie ſchwerlich.
Selig bin Ich, meine Herrn! andre gehen mich nichts an.

## Verſchiedene Geſinnung.

### 1. Der chriſtliche Philoſoph.

Ich bin nicht Ich, noch Du; Du biſt wohl Ich in mir?
D'rum geb' ich Gott allein, nicht mir die Ehrgebühr.

Angelus.

### 2. Der heutige Weisheitslehrer.

Ich bin das Ich und Er, bin auch das Du in Dir;
D'rum geb' ich mir allein, nicht Gott die Ehrgebühr.

## Anfrage.

Jenen alten ſehr lieblichen Spaß von dem Subject und Object,
Der auf den Gaſſen nun klingt, werdet Ihr nimmer ihn ſatt?

# Irrlichter.

## 1810.

Ungeziefer mannichfaltig
Nagt der Geister Ruhm;
Viel Gesindel, allgestaltig
Nascht vom Heiligthum.

Ja und Nein, und Mehr und Minder
Würfeln sie herum,
Dreh'n und kehren es geschwinder
Schnell im Kreise um.

Ihnen giebt es kein Geheimniß
Als das Einmal Eins,
Auch im Schwatzen kein Versäumniß
Alles Eins und Keins.

Wie das Böse Gott erschaffe,
Groß wie sie gesinnt,
Sich das All zusammenraffe,
Lehren Sie geschwind.

Allem Tüchtigen abwendig
Ist ihr eitler Muth,
Nur im Nichtigen beständig
Diese neue Brut.

Sie verſchmäh'n die ſtarke Rede
Von dem Kampf des Lichts,
Lieben und vergöttern jede
Ausgeburt des Nichts.

Wie der Mücken Schwarm unzählig
Längs dem Strome zieht,
Summen andre, haſchen ſelig
Nach Geſang und Lied.

Jedes neuen Scheins gewärtig
Mit des Seelchens Flug,
Sind ſie ſchon von Anfang fertig
Schreiben Buch auf Buch.

# Eulenspiegels guter Rath.

## 1806.

Ihr lieben Leute jetz'ger Art,
Ihr seid auf rechter Spur und Fahrt,
Und falls Ihr's fürder noch so treibt,
Sicher der Segen aus nicht bleibt.
So laßt uns denn in ein'gen Lehren
Unsr' eigne Weisheit noch vermehren,
Auf daß im Spruch Ihr deutlich seht,
Wie schön es Euch von Statten geht,
Zu leben, wie man leben soll.
Wer anders denkt, ist sicher toll,
Oder glaubt selbst nicht, was er spricht,
Will sich absondern, der Bösewicht.
Ich fange gleich mit dem Anfang an,
So ist's am besten auf der Lebensbahn.
Den Kindlein also soll vor allen
Man thun ihres Herzens Wohlgefallen,
Frühzeitig auch in Gesellschaft treiben,
Daß sich die Sitten an'nander reiben;
So werden sie schön zu den Alten treten,
Sie fein belehren mit klugen Reden.

Iſt ſo ein Knabe dann vollendet,
Werd' er zur hohen Schule geſendet.
Da lernt er ſpielen, ſtechen, ſaufen,
Beineben ſich in Weisheit taufen,
Kauft ſich eine Portion Abſolutes,
Und hat er's, kann er dreiſten Muthes
Jedwedem lachen in's Geſicht,
Dem's an der Redensart noch gebricht;
Die Waare iſt nicht theuer eben,
Für 'nen Gulden wird ſie jeder geben.
Dieß ſind die Haupt-Erziehungsregeln;
Ein guter Wind macht fröhlich ſegeln,
Nicht alle können von Renten leben,
D'rum muß es Ständ' im Staate geben.
Unter all' den Ständen dieſer Welt
Keiner mir wie der Kaufmann gefällt;
Der ſitzt ruhig an ſeinem Tiſch,
Läßt die andern angeln und ackern friſch.
Wer dreſchen mag, der kann auch faſten;
Dem Klugen fließt es ſo in Kaſten.
Zwar machen Viele bankerott,
Doch leiden ſie darum nicht Noth,
Leben oftmahls nur deſto beſſer;
Und wucherſt Du glücklich, wer iſt größer?
Der Kaufmann lebt wie ein kleiner König,
Dünkt ſich in ſeinem Hauſe nicht wenig;
Da kann er nach Luſt die Künſte beſchützen,
Merkwürd'gen Fremden vielmahls nützen.
Vielerlei Volk zuſammen er bittet,
Sein' eigne Frau in der Mitte ſitzet,
Wird ihr manch Kompliment gemacht,
Daß ſie's in allem ſo weit gebracht.
Denn das iſt nun vor allen nothwendig,
Sie ſei es oder ſei nicht verſtändig,

Daß ſie von allem zu ſprechen weiß,
Wird ihr dabei weder kalt noch heiß.
Die feinſte Geſellſchaft dieſer Art
Iſt, wo viel Weiber jung und zart
Uns ihre Reize eben zeigen,
Ohne darum von der Tugend zu weichen,
Holdſelig jeden Fremden anlachen,
Das ſollt' einem wohl Gedanken machen,
Bloß weil's die Mode ſo mit ſich führt,
Daß man halbnackend im Winde ſpaziert.
Wenn ſie ſich lang genug beſeh'n,
Nüchtern alle nach Hauſe geh'n.
So nennt der Kaufmann alles ſein,
Mag er Chriſt oder Jude ſein.
Schlimmer ſchon iſt der Soldat geſchoren,
Ihn tröſten jedoch die vergold'ten Sporen,
Viele Schulden und ein wenig Muth,
Vor allem aber der große Hut.
Stets ſoll der Rechtsgelehrte ſchreiben,
Und ſchreibend ſo das Recht umtreiben;
Je höher wächſt der Schriften Menge,
So mehr der Bürger kommt in die Enge.
Der Arzt hängt ſich an's neu'ſte Syſtem,
Iſt er berühmt, ſo wird er bequem.
Gelahrtheit iſt 'ne ſchlimme Profeſſion,
Wer grob nicht iſt, der bleibe davon;
Lügen und Stehlen ſind hier am Ort,
So geht man mit der Wiſſenſchaft fort.
Schimpft nur auf die, ſo Ihr beſtehlt,
Noch manchen giebt's, der ſich redlich quält.
Der Geiſtliche wird gering geachtet,
Oftmahls ſein Gut ſogar verpachtet,
Er ſelbſt von Haus und Hof gejagt;
So flieht des Aberglaubens Nacht.

Wer Gottes Wort von Herzen achtet,
Wird billig von der Welt verachtet.
Der Landmann ſoll in Städten leben,
Die Aecker mögen verderben eben.
Der Bürger wohn' in blüh'ndem Garten,
Der Kunden mag ein and'rer warten.
So leben die Fürſten in Freuden und Ehren,
Denn lange kann es ſo nicht währen.
Kein Fürſt ſei je des andern Freund,
Viel lieber halt' er's mit dem Feind,
Der manchem ſchon ließ Leut' und Land,
Der ſich ergab in ſeine Hand;
Zuvor gemindert doch das Gut,
Daß ſie nun leben mit leichterm Blut.
Wenn Ihr die Lehren treu bewahrt,
Gewißlich Ihr zum Teufel fahrt.
Doch dieſes hoff' ich, glaubt Ihr nicht,
Weil es der Eulenſpiegel ſpricht.

# Die Zwerge.

Es war ein Ritter, war traurig genung;
Er ſah ſie laufen, ſich raufen und ſchnaufen um nichts.
Sein Haar wurde grau, doch der Muth blieb ihm jung,
Und ekelt' ihn manchen Dreihellergeſichts.
Es trippelten, trappelten Zwerg' um ihn her,
Die klipperten, klapperten, rappelten ſehr.

„Ade," ſprach der Ritter, „du Vaterland mein;"
Es ſtarrete kalt in der Bruſt ihm das Herz —
„Ade, es muß nun geſchieden ſein,
Was weiß dieſe Brut, was weiß ſie von Gluth und von Schmerz?"
So zieh't er und flieh't von dannen fort,
Ein Kleinod doch läßt er am heimiſchen Ort.

„Thu' auf deinen Schooß, o Waldesthal,
Und nimm dieſes Kleinod, nimm treulich es auf!
Ich ſtrebte und lebte der Liebe zumahl."
Dann ſchüttet er viele Figuren darauf;
„Die Zeichen ſind magiſch, die mögen da ruh'n;
Was wollen die Zwerge den Zeichen thun?"

So ſprach er und ging von dannen im Zorn.
Gleich ſpürten die Zwerge und rührten am Platz,

Wie reinliche, kleinliche Mäuſe im Korn,
So knaupelten, graupelten die in den Schatz;
Sie trugen die Stücke zu Markte heraus,
Und machten ſich zierliche Mäntelchen d'raus.

Sie ſprangen auf Stühlen und Bänken friſch
Und gingen auf Köpfen wunderlich,
Bald ſaßen ſie ernſthaft am langen Tiſch,
Bald drehten wie Kräuſel im Kreiſe ſie ſich.
Sie hatten zu viel genaſcht und genagt
Am heimlichen Schatze, von dem wir geſagt.

Sie warfen die Bilder wohl hin und wohl her,
Und hatten deß immer und nimmer Gewinn.
Sie ſtellten die Zeichen die Kreuz und die Quer
Und fanden jedweder ſich ſelber darin.
Der rechte Edelſtein fehlt ihnen doch,
Der ruh'te wohl tief in der Erde noch.

Es zwitſcherten einige ſchmachtend und zart,
Doch andre bellten und ſchalten darauf;
Es ſtrichen ſich andre den kleinen Bart,
Und bauten poſſierliche Häuſerchen auf.
Sie ſchrien und ſchrieben und trieben es viel,
Sie riſſen, zerbiſſen ſich ſelber zum Spiel.

Nun fanden die Zwerge in ſelbiger Gruft
Ein heidniſches Bild von Marmelſtein;
Sie zerren und zergen's hervor an die Luft:
„Das," ſprachen ſie, „ſoll unſer Abgott ſein."
Sie toben und loben das Bildniß fortan,
Den heidniſchen, herrlichen Marmormann!

„Wohl iſt es ein alter erkaltender Block,
Und die ihn erfanden, verſtanden's nicht recht;
Wir, die wir ſpringen um Stein und um Stock,
Sind aber ein ſpitzig und witzig Geſchlecht.

Wir bilden uns aus und bilden uns ein,
Was fragen wir nach dem Edelſtein?“

Da traten zum Walde die Wölfe hervor,
Die luden und laden ſich ſelber zu Gaſt.
Sie eſſen und meſſen die Zwerge ſich vor,
Sie zählen und wählen in eilender Haſt;
Doch freut ſich deſſen das Zwergengeſchlecht,
Die ſchwärmen und lärmen und ſchreien nun recht.

So geht es noch alles am heutigen Tag.
Die Wölfe, die gehen dem Wildpret nach,
Der Marmor ſchimmert zu jeglicher Stund',
Die Zwerge lärmen und ſchwärmen verkehrt,
Der Edelſtein leuchtet im dunkelen Grund,
Und der ihn vergrub, nie wiederkehrt.
Fern ſingt er am Meere manch heimliches Lied,
Bei Somm' und bei Mond, wie die Wolke zieh't.

# Der alte Pilger

oder:

## Homo's neueste Wanderung.

### 1807.

„Nun kann ich und will ich nicht weiter geh'n,
Sonst iſt's um meine Füße geſcheh'n;
Hier will ich unterkauern.
Dieß ſoll zu Nacht mir ein Obdach ſein,
O ſeid nur ſo gut und brecht noch nicht ein!" —
Er meint die alten Mauern.

Der Pilger war ein redlicher Mann,
Nur wandelt der Schlaf ihn oftmahls an,
D'rum kam er nie zur Stelle.
So ſaß er und aß ſein Abendbrod,
Es war die Stund' um's letzte Roth,
Nicht dunkel und nicht helle.

Es tönt der Glocken Geläut von fern,
Und obwohl ſchimmert manch heller Stern,
Will nicht die Nacht beginnen.
Schläft oder träumt er mit wachem Geſicht?
Der Pilger weiß es ſelber nicht,
Und kann ſich nicht beſinnen.

Da kommen zwei Männer mit greiſem Bart,
Gekleidet nach der Doktoren Art,
Die zornig ſtreitend ſchnaufen.
Der ſtarke dem ſchwächern am Barte zieht,
Ein Haar iſt er nach dem andern bemüht,
Ihm ſauber auszuraufen.

Kaum war er damit fertig doch,
So kam ein and'rer, der ſtärker noch,
Und ward ſein wieder Meiſter.
Wie jener ſtritt und wie er ſchrie,
Ein Haar genau nach dem andern ſieh'!
Ihm aus dem Barte reißt er.

So kommt ein vierter und fünfter zum Ort,
Sie treiben's fürder immer fort,
Ein jeder ward bezwungen;
Bis endlich einer, ein Mönch fürwahr,
Wie's an der Kutte zu ſehen war,
Dem iſt es gut gelungen.

Von Fürſten ſtand um ihn ein Heer,
Die reichen die goldnen Kronen ihm her,
Er drückt ſie all' zuſammen.
Als wären ſie Wachs, ſo drückt er und dreht,
Der Mönch, der im Kreiſe der Herren ſteht,
Bei'm Schein nächt'ger Flammen.

„Wie groß iſt doch dieſer Geiſter Macht,"
So hat der Pilger bei ſich gedacht;
„Die kräftigen Geberden!
Die Herrlichen, wie ſie da ſteh'n und geh'n,
Wie glücklich bin ich, dieß Schauſpiel zu ſeh'n!
Was wird's nur endlich werden?"

Des Schreiens und Streitens wird mehr und mehr,
Die Ritter klirren und ſchlagen ſehr,
Wie ſie die Wuth bethörte.
Es lärmt ein jeder, ſo viel er will,
Doch plötzlich wird es wieder ſtill,
Daß keinen Laut man hörte.

Da zeigt ſich dämmernd fern ein Rauch,
Und hier und dorten Flammen auch,
Die immer heller brennen.
Ach Dörfer ſind's, daß Gott erbarm!
Und Weib und Kind, die nackt und arm
Voll Angſt durch's Feuer rennen.

Wie aber, ſind die Menſchen denn toll?
Es iſt ihrer Leiden Maaß ja voll,
Das Elend ungeheuer;
Nun machen ſie ſich Muſik noch dazu,
Sie haben des Springens nicht Raſt noch Ruh,
Und tanzen um das Feuer.

Der Pilger war ein guter Mann,
Der Jammer greift an das Herz ihn an,
Er weint' manch heiße Thräne.
Da tritt ein Zwerglein zu ihm hin,
Der lacht ihn an mit hämiſchem Sinn,
Und grinſ't in ſeine Zähne:

„Du weineſt verkehrt, o Menſchenwicht,
Ich zeige Dir wohl ein ander Licht
In dunkler Geiſterſtunde.
Die Armen dort wiſſen nicht, wer ſie ſchlug;
Man lenkt ſie heimlich mit weiſem Trug,
Sie ſind nicht mit im Bunde."

„Bald iſt vorüber der erſte Schreck,
Dann magſt Du gebieten jedem Zweck
Du wirſt es dankbar ſpüren.“
So ſprach der Zwerg, that wohl bekannt
Und nahm vertraulich ihn bei der Hand,
Ihn in die Schlucht zu führen.

Hinunter geht es den Felſengrund,
Da liegt der feurige Höllenhund,
Der ſchleicht voll Grimm zur Seite.
Nach Stiegen und Gängen ohne Zahl,
Steh'n ſie im unterird'ſchen Saal,
Von unermeß'ner Weite.

Da ſitzen der ſchweigenden Männer viel,
Die treiben ernſthaft ein ſeltſam Spiel,
Der Pilger ſieht's mit Beben.
Und wie es dreimahl ängſtlich klopft,
Hätt' er wie gern die Ohren verſtopft,
Er meint, es gilt ſein Leben.

Die Männer winken, er ſoll ſich nah'n,
Er ſoll den Bruderkuß jetzt empfah'n,
Dort oben ſitzt der Meiſter.
Schon glaubt er, beginne der Weihe Feſt,
Da hält ihn ein Todtengerippe feſt,
Zur Hölle ſinken die Geiſter.

Dem Pilger wird es kalt wie Eis,
Er wiſcht ſich von der Stirne den Schweiß,
Es ſchildern's keine Worte.
Er ſinkt zu Boden in bitterm Gram;
Und wieder war, als er zu ſich kam,
Er an dem vor'gen Orte.

„O weh mir,“ ſprach der Pilger zu ſich,
„Wie weit noch von dem Lande bin ich,
Davon man doch geſchrieben;
Wo Milch und Honig ſich ergießt,
Der Wein von ſelbſt in die Fäſſer fließt,
Sich alle herzlich lieben.“

Nun war' es, als flöſſe rundum ein Meer,
Das wogte ſo hoch und wogte daher,
Und zog ihn mit im Kreiſe;
Da ſchwammen der Fiſchlein unzählig viel,
Die trieben ſich, reckten die Köpfe zum Spiel,
So wie es der Fiſchlein Weiſe.

Wie frei er ſich im Meer bewegt,
Die leichte Welle empor ihn trägt,
Er fühlt es mit Entzücken.
Da ſieht er, wie hinter dem kleinen d'rein,
Der große ſchwimmt und ſchlingt ihn herein;
O was ſind das für Tücken!

Daß einer ſtets den andern frißt,
Und des Verſchlingens kein Ende iſt,
Es dünkt ihn nicht geheuer.
Das Meer wird röther und endlich roth
Wie Blut, und ſchwimmt voll Leichen und Tod,
Es ſchnauben Ungeheuer.

Das Meer iſt gleich, der Fiſch iſt frei,
Doch dieſes Gefreſſenwerden dabei,
Es will ihm nicht behagen.
„Viel lieber dien' ich dem ſchlimmſten Herrn“
So ſpricht er, „auf feſtem Lande gern,
Und will als Knecht mich plagen!“

Hat irgend ein Geiſt den Wunſch erhört?
Er ruht im warmen Thal und hört
In Blättern Lüfte wehen.
Es giebt ihm Troſt der Ruhe Genuß,
Nur daß er die Kleider noch trocknen muß,
Dann will er weiter gehen.

Doch als er in die Höhe ſchaut,
Hätt' er den Augen kaum getraut,
Es athmet alles Freude.
Am Hügel ſieht er Citronen blüh'n,
Es ſchimmert durch das heitre Grün
Das alte Prachtgebäude.

Wie ſind die Marmorſtufen ſo breit,
Die Säulen groß, die Gänge weit,
Es wehen Sommerlüfte.
Wohl muthig ſteigt der wandernde Gaſt
Hinan, und es betäuben ihn faſt
Die vollen Blumendüfte.

Doch wie er ſich müht und wie er ſteigt,
So hat er nie den Tempel erreicht,
Es wachſen ſtets die Treppen.
Es zieht ihn nieder, wie Blei ſo ſchwer,
Er freut ſich nicht der Säulen mehr.
Was mag er nach ſich ſchleppen?

Iſt's etwa jenes ſteinerne Bild,
Zu dem er ſich wendet und mit ihm ſchilt:
„Was gehſt du mir zur Seite?"
Das Bild hat wohl nicht Redens Brauch,
Doch ſteht er ſtill, ſo ſteht es auch,
Und geht er, geht's zur Seite.

Noch will er ſich des Mannes befrei'n,
Da wird er gedrückt von andern zwei'n,
Die auf der Schulter ihm ſitzen;
Und als er die zu Boden geſchwenkt,
Sieht er vier kleine feſt gehängt
An ſeines Kleides Spitzen.

Wie ſich vermehrt der Bilder Zahl,
Je höher ſteigt auch ſeine Qual,
So ärger er umklettet.
Als würd' er ſelbſt zu Stein und Erz,
So fühlt er angſtbedrückt ſein Herz
Sich innen feſtgekettet.

„Was ſollen die ſteinernen Dinge, traun!
Viel beſſer wär' es den Acker bau'n
Und ſeiner ſelbſt genießen.“
Des Steigens iſt er endlich ſatt,
Er fühlt ſich recht von Herzen matt
Und kann ſich nicht entſchließen.

Jetzt aber erhebt ſich ein kühlender Wind,
Es weht ihm um die Stirne lind,
Der Pilger ſoll erwachen.
Ein Traum nur war geweſen, und Nichts
Die Gaukelei des Schattengeſichts,
Zum Spott und Grau'n und Lachen.

Die Morgenſonne begann den Lauf,
Da ſchlug er vollends die Augen auf,
Und furchte ſich der Reiſe.
„Wie dort der Stier am Pfluge zieh't;“
So ſprach er, „der Pflüger ſingt ſein Lied
Nach ländlich froher Weiſe.“

„Was ſollt' ich weiter wandern und geh'n,
Ich kann es alles am Orte ja ſeh'n,
Und nehme Theil am Ganzen.
Ich habe es weit und breit geſucht,
Ich habe es wachend und ſchlafend verſucht,
Nun iſt es Zeit zum Pflanzen."

„So wird man doch vernünftiger ſtets,
Nicht immer mit der Jugend geht's,
Das ſind nur ſchöne Worte.
Wie hab' ich nicht geſorgt und geſtrebt,
Wie manches nicht im Traum erlebt,
Und kam doch nicht vom Orte."

Es war um des Pilgers Muth geſcheh'n;
Sonſt hätt' er mögen nach Hauſe geh'n,
Von wo er hergekommen.
Nun blieb er eben wo er war,
Und freut ſich all' der Weisheit fürwahr,
Die er im Traum vernommen.

# Die feindlichen Brüder.

oder:

## Der Zeitgeist.

## 1820.

Es wohnen zwei Brüder im Lande,
Die hausen weit und breit;
Sie haben viele Verwandte,
Zahllose in dieser Zeit.

Sie sind sich mehrentheils Feinde,
Ein jeder will haben die Welt;
Mitunter auch einmahl Freunde,
So lange die Welt noch hält.

Sie reißen sie auf und nieder,
Daß Hören und Seh'n ihr vergeht;
Sie schleppen sie hin und wieder,
Weil Keiner den Andern versteht.

Der Aelt'ste schlendert im Rechten,
So wie er das Rechte versteht;
Der Jüngste schludert im Schlechten,
Was er als das Rechte verdreht.

Sie führen Reden unzählig,
Und hören ſich ſelber ſo gern;
Sie ſprechen ſich ſelber gefällig,
Doch iſt in den Worten kein Kern.

Das ſind die feindlichen Brüder,
Der Alte heißt Schlendrian;
Und genialiſch bellt wieder
Der Kleine Schludrian.

Der Alte bricht ſich die Steine
Vom Grunde der Mauer heraus;
Zu flicken und ſtücken das Seine,
So Schornſtein als Speiſehaus.

Der Junge würfelt in Freude
Die Steine mit wechſelnder Hand;
Er mauert ſich ſein Gebäude
In luſtigen, fliegenden Sand.

Das ſind die bauenden Leute,
Die flicken und bauen die Welt;
Sie flicken und bauen für heute,
Auf morgen iſt niemand geſtellt.

Es pfeift ſein Lied ſo weiter
Der muntre Schludrian;
Voll Angſt ſteht auf der Leiter
Der alte Schlendrian.

Es heißt, wenn ich nicht irre,
Ihr Vater Schlechtrian;
Der in der Zeiten Gewirre
Das Rechte nicht finden kann.

Er kann aus dem Schlamm ſich nicht winden,
Noch ändern ſeinen Sinn;
Er kann das Ziel nicht finden,
Und tappt im Dunkeln hin.

Er hat es all' vergeſſen,
Und hält ſich die Ohren zu;
Die Söhne zanken vermeſſen,
Und laſſen ihm keine Ruh.

Das ſind die Brüder im Lande,
Die ſchreien ſo weit und breit;
Es lärmen all' ihre Verwandte,
Und machen den Geiſt der Zeit.

III.

# Sprüche.

# Geiſtes Licht.

Geiſtlich wird umſonſt genannt,
Wer nicht Geiſtes Licht erkannt;
Wiſſen iſt des Glaubens Stern,
Andacht alles Wiſſens Kern.
Lehr' und lerne Wiſſenſchaft,
Fehlt dir des Gefühles Kraft
Und des Herzens frommer Sinn,
Fällt es bald zum Staube hin.
Schöner doch wird nichts geſeh'n,
Als wenn die beiſammen geh'n:
Hoher Weisheit Sonnenlicht,
Und der Kirche ſtille Pflicht.

## Andacht.

Fern von Eitelkeit und innerm Trug,
Nahe dich mit Andacht jedem Buch,
Wo des Herzens ſtille Wahrheitskraft
Neu die Welt der Liebe ſich erſchafft.
Betend wie am Altar Gottes Licht,
So vernimm das heilige Gedicht,
Wo des Lebens ſchmerzlich ſchönes Spiel
Dich zurückſenkt in das ewige Gefühl.
Nur der Sehnſucht fließt der Schönheit Quell,
Nur der Demuth ſcheint die Wahrheit hell.

## Adels Sitte.

Mit dem Schwerte ſei dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frei im Walde grüne ſeine Luſt,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Bruſt,
Das Geſchwätz der Städte ſoll er flieh'n,
Ohne Noth von ſeinem Heerd nicht zieh'n,
So gedeiht ſein wachſendes Geſchlecht;
Das iſt Adels alte Sitt' und Recht.

## Deutſchland.

„Nimmer wird die deutſche Nation vergeh'n,
Neu vereint durch Gott einſt auferſteh'n.“ —
Hat ein edler König kühn geſagt,
Er zu dieſer Zeit noch königlich gedacht.
An der Hoffnung haltet treu,
Unſer Herz ſchlägt ewig frei;
Burg, die nie ein Feind bezwingt,
Wenn das Glück auch unterſinkt.

## Geſinnung des Königs.

Mannes Herz in ſtarker Bruſt,
Fern von welſch'ſcher Sitt' und Luſt,
So wie edle Krieger ſind,
Sei der König uns geſinnt;
Immer für das Recht bemüht,
Alte Satzung treu behüt't,
Gott vor allen ſtets gedient,
Deſſen Lorbeer ewig grünt.

## Frauentugend.

Die dem Würdigſten ſich giebt,
Standhaft bis zum Tode liebt,
Söhne ſtark dem Vaterland
Zuführt ſtolz an Mutterhand,
Sei vor allen Frau'n geehrt,
Segensvoll ihr Heil gemehrt.
Mehr noch die, ſo freudig ſchau't,
Daß ihr Freund auf Gott vertrau't,
Zieh't in Sturm und Kriegsgewalt,
Wenn der Freiheit Ruf erſchallt.

## Treue.

Ehre iſt des Mannes Herz,
Demuth führt uns himmelwärts,
Strenge, die ſich ſelbſt bezwingt,
Schafft im Leben, was gelingt;
Treu' umfaßt ſie alle drei,
Lieb' und Frieden noch dabei.

## Deutſcher Sinn.

Froh mit Freunden raſch gelebt,
Herz zu Herzen hingeſtrebt,
Von des Frühlings Luſt getränkt,
Geiſtes Aug' in Geiſt verſenkt,
Iſt des Deutſchen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunſt und Wiſſenſchaft
Fremder Himmel Hohes ſchafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs ſo mächt'ger ſeiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt:
Wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empöret ſein Gefühl:
Fremder Rechte loſes Spiel;
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freiheit unſern Stern.

## Das Alte und das Neue.

Dieſer folgt des Neuen Schein,
Jener lobt das Alt' allein;
Irdiſch wirrt ſich mehr die Zeit,
Durch der Zeiten Widerſtreit.
Eines doch iſt mir erkannt,
Ewig jung mit Recht genannt;
Alter Sehnſucht tiefes Lied,
Was durch alle Herzen zieht;
Neu ſtets grünt des Lebens Baum,
Himmels Füll' in lichtem Raum,
Garten Gottes, der einſt blüh't,
Wenn das Irdiſche verſprüht,
Immer neu wächſt die Gewalt,
Und quillt dennoch ewig alt.
Wen das Band der Lieb' umflicht,
Wer als Kind zum Vater ſpricht,
Aufgenommen in das Licht,
Fragt nach Alt' und Neuem nicht.
Fragt ihr aber nach der Zeit,
Wo der Menſch alſo gedacht,
Sich in Demuth dargebracht,
O wie liegt ſie jetzt uns weit!
Und ſie war doch einſt, die Zeit.

## Würde der Dichtkunſt.

Weil ſo ſchnöde ſich zum Spott gemacht,
Jene Weisheit, die ihr ſelbſt erdacht;
So vergeßt der hohlen Worte Schwall,
Nehmt zu Herzen alten Liedes Schall!
Was verworren ward im trüben Streit,
Wird zur linden Klarheit hier erneut;
Aus der Dichtkunſt Wogen friedlich mild
Steiget ſanft empor des Himmels Bild.

## Liebes Leben.

Leis' und hold wie Kindes Scherz,
Rührt die Lieb' an unser Herz,
Jugendlust in Flammen glüht
Wie die Rose Farben sprüht.
Bitt'rer Scheidung hart Geschoß,
Bild des Grabes und Genoß,
Und des Lebens rauher Sturm,
Ist der Freude Todeswurm.
Muß denn sterben so die Liebe,
Giebt es kein Gefühl, das bliebe?
Ja doch, wie aus Angst und Beben
Sich entreißt ein neues Leben,
Das im Schooß der Mutter lacht;
So von Leiden angefacht,
Glänzt aus Thränen uns ein Licht,
Das von süßer Hoffnung spricht,
Und von jener schönen Welt,
Die des Lebens Nacht erhellt.

## Das Ewige.

Früchte fallen, Roſen bleichen,
Blüthe muß der Blüthe weichen;
Nimmer doch, vom Tode grau,
Liſcht des Himmels Sternenblau;
Ewig auf und nieder ſchwellen
Dieſes Meeres alte Wellen.
Alſo auch des Menſchen Lieder
Schallen, ſchwinden, kommen wieder,
Jede künſtliche Geſtalt
Blühet ſterblich, welket bald;
Doch der Wahrheit ſelig Licht,
All' umſcheinend, altert nicht.
Wie die Zeit das All' zermalme,
Grünet dieſer Hoffnung Palme;
Eine Lieb' im Herzen ſchlägt,
Die gen Himmel uns bewegt;
Denn aus Gottes ſtillen Reichen
Mußte fern der Tod entweichen,
Und es wird der heil'ge Glaube,
Keiner ird'ſchen Zeit zum Raube.

# Sprüche aus dem Indischen. *)

## 1807.

### 1.

Keiner schreite der Menge vor; denn gleich ist des Gelingens Frucht,
Wenn der That aber Unglück folgt, büßt es gewiß des Führer Tod.

### 2.

Als erkrankt' oder stürb' er nie, sei auf Kenntniß bedacht, wer klug.
Als hielt ihn schon an den Locken der Tod, wandl' er den Pfad des Rechts.

### 3.

Einen Freund nur giebt es, Tugend, der im Tode noch zu uns tritt;
Das andre alles enteilet, mit dem Leibe zugleich zum Nichts.

---

*) Diese Uebersetzungen sind auch im Sylbenmaaße dem Samstrit so treu als möglich nachgebildet.

4.

Katzen, wie auch der Stier, Widder, Krähen, ein ſchlechter Menſch ſodann;
Die ſind fern von allem Zutrau'n, hier wird Vertrauen nicht gelobt.

5.

Fleiſch und Jauche, Unrath, Knochen, die bilden uns den Menſchenleib;
O was hältſt Du an dem nicht'gen? Nach Ruhm tracht' alſo Du, mein Freund!
Wenn man durch Ird'ſches das Ewige, durch das Unreine das, was rein,
Ruhm für den Leib erreichen mag, was iſt dann unerreichbar noch?

6.

Das Metall eint der Maſſe Kraft, Thier' und Vögel der gleiche Trieb;
Furcht und Gier macht des Narrenvolks, und Sich ſehen der Guten Bund.

7.

Im Unglück muthig, gelaſſen im Glück zu ſein,
Sinnvoll im Rathe redend, und tapfer im Kampf;
In Ruhm ſtrahlen, und dennoch durchforſchen die Schrift,
Iſt großer Seelen Tugend und edle Natur.

8.

Wer ſich der Macht falſcher Gehülfen hingab,
Betrogen durch ſchmeichelnder Worte Zauber;
Wer auf die Welt Glauben und Hoffnung ſetzet,
Was wird nach Wunſch denen begegnen können?

9.

Wer am hülfevertrauenden Freund, der gut geſinnt,
Trug verüben kann und Argliſt,
Den betrüglichen Mann, wie kannſt, göttliche Du,
Erde! ihn länger tragen noch?

10.

Nicht den Heißen erfreut, ſich in kühlender Fluth baden, Perlenketten nicht,
Schönduftendes Sandelholz auch nicht alſo, zu erlaben den Körper;
Als voll Liebe die Rede des Gutdenkenden Luſt innen uns ſchafft im Geiſt.
Es zieht Freundes Umgebung und weiſes Geſpräch uns an, wie mit Zauberkraft.

IV.

# Romanzen und Lieder.

# Bei der Wartburg.

## 1802.

Auf Berges Höhen,
Da wohnten die Alten,
Die Alten, die Ritter des herrlichen Landes!
In Eiſen gewaffnet,
Aus ſteinernen Burgen,
So ſchau'ten ſie muthig zu Thale hernieder,
Wo rund die Wälder allgrüne,
In Sonne und Nebel gekleidet,
Aus tauſend Röhren Erfriſchung duften,
In ew'gem Sturme dumpfe Lieder rauſchen,
Fernher,
Wie aus hohen Nordens dunkelm Geheimniß.

Voll von Gedanken und ſelig
Stehet der Mann,
Im glühenden Sommer am Gitter,
Den Helm von den Augen ſich drückend,
Schauet verfolgend,
Die ſchwindenden Züge,
Nichtiger Wolken

Rieſengebilde und Räthſel,
Dazwiſchen den fröhlichen Schwarm des Geflügels;
Und lächelt in Freuden,
Wie breit und langſam
Der Strom ſich windet,
Bald ſchwarz, bald ſilbern,
Durch grünende Anger.
Die luſtigen Dörfer zur Seite,
Und zierliche Städte,
Mit ſchlanken Thürmen und Glockenſpiele;
Langſam dann im Thal gezogen,
Auf allen Straßen und Wegen
Orientes Reichthum in vollem Triumphe,
Wagen und Männer,
Elephanten und Mohren,
Blühende Stein' und farbige Früchte,
Indiens goldenſter Segen.

Wenn der Frühling grünet,
So ſchweift er im Walde;
Bald im Schwarm der Gefährten,
Bald vertieft er ſich einſam,
Wo kein Tritt mehr ertönt,
Wo das Reh nicht mehr flieht,
Das bedeutend ihn anſchau't,
Aus ſittſam verſtändigen Augen.
Wohl bemerkt er das Zeichen,
Denn himmliſch nah't ihm
Aus Waldesgrüne
Die hohe Frau ſeines Herzens,
Die ſchweigend redet;
Statt nichtiger Worte,
Volle Blumen ihm reichend,
Zum Bunde der Treue.

Und beide vom Dufte bezaubert,
Im Schatten der Linde verſunken,
Schauen in ſelige Augen,
Ruhen dem Frühling im Schooße.
Freudig umarmt den Helden die Tugend,
Und inmitten der Freuden
Gürtet ſie ihn mit gewaltigem Schwerte,
Alle Laſter zu tilgen.
Muthig nimmt er die Waffen,
Froh der Freuden kehrt er am Abend
Zu ſeinem Felſen wieder,
Wo die Freunde zuſammen
Deutſcher Freuden ſich freuen.
Wenn aber die braune Erde erſtarrt iſt,
Die Flüſſe leuchten wie Eiſen,
In weißem Laube die Wälder ſchimmern;
Dann horchen bei fröhlichem Feuer
Sie alten Geſchichten,
Wie Zwerge künſtlich in Höhlen leben;
Sehen im Geiſte
Dort unten die dunkelſte Tiefe,
Von Lichtern durchſchienen,
Voll Schätze und Mährchen.

So lebten die Ritter, die Alten,
Die Männer des herrlichen Landes!
Und ſchieden ſie endlich
So nahm ſie Michael freundlich
In ſtarkem Arme,
Von leuchtendem Eiſen umkleidet,
Und trug ſie gen Himmel,
Zu Chriſtus und Karl dem Großen.
Voll Andacht kniete der Ritter
Und neigte das Haupt;

Ganz brünſtig zu ſchauen,
Den himmliſchen Purpur der Liebe,
Das Blut der ewigen Hoffnung,
Bis ſegnend die Hand des Heilands ihn rührte.
Kräftig ermannt er ſich dann,
Und tritt voll Ehre zu dem alten Karl,
Daß der Greis ihm die Hände ſchüttelt,
Und Roland und Reinald gebietet,
Ihm volle Becher des Troſtes zu reichen.

# Im Walde.

Windes Rauſchen, Gottes Flügel,
Tief in kühler Waldesnacht;
Wie der Held in Roſſes Bügel,
Schwingt ſich des Gedankens Macht.
Wie die alten Tannen ſauſen,
Hört man Geiſtes Wogen brauſen.

Herrlich iſt der Flamme Leuchten
In des Morgenglanzes Roth,
Oder die das Feld befeuchten,
Blitze, ſchwanger oft von Tod.
Raſch die Flamme zuckt und lodert,
Wie zu Gott hinaufgefodert.

Ewig's Rauſchen ſanfter Quellen,
Zaubert Blumen aus dem Schmerz;
Trauer, doch in linden Wellen,
Schlägt uns lockend an das Herz;
Fernab hin der Geiſt gezogen,
Die uns locken, durch die Wogen.

Drang des Lebens aus der Hülle,
Kampf der ſtarken Triebe wild;
Wird zur ſchönſten Liebesfülle,
Durch des Geiſtes Hauch geſtillt.
Schöpferiſcher Lüfte Wehen
Fühlt man durch die Seele gehen.

Windes Rauſchen, Gottes Flügel,
Tief in dunkler Waldesnacht!
Frei gegeben alle Zügel,
Schwingt ſich des Gedankens Macht,
Hört in Lüften ohne Grauſen
Den Geſang der Geiſter brauſen.

# Am Rheine.

## 1802.

Du freundlich ernſte ſtarke Woge,
Vaterland am lieben Rheine,
Sieh', die Thränen muß ich weinen,
Weil das alles nun verloren!
Die Felſen, ſo die Ritter ſich erkoren,
Schweigend dunkle Klagen trauern,
Noch zerſtückt die alten Mauern,
Traurig aus dem Waſſer ragen,
Wo in alter Vorzeit Tagen
Hohe Helden muthig lebten,
Voll von Luſt nach Ruhme ſtrebten;
Franken, Deutſche und Burgunden,
Die nun im dunkeln Strom verſchwunden,
Tapfre Lanzen damahls ſchwungen,
Noch die deutſchen Lieder ſungen,
Die Verderbniß weit verjugen,
Hand in Hand zum Bunde ſchlugen,
In edlem Ritterthume,
Aus aller Tugend Eine Burg zum Ruhme
Durch alle Land' erbauten;

Da der Mann dem Mann noch traute,
Deutſche Luſt im Walde blühte,
Glaub' in Demuth liebend glühte,
Ach da keiner noch alleine,
In des Herzens tiefem Schreine,
Um ſein Vaterland muß klagen,
Selbſt ſich bittre Wunden ſchlagen,
Wie ich hier am heil'gen Rheine
Hohen Unmuths Thränen weine.

Dunkle Trauer zieh't mich nieder,
Will in Wehmuth ganz vergehen;
Wenn ich ſehe, was geſchehen,
Wenn ich denke, was geweſen,
Will die Bruſt in Schmerz ſich löſen! —

So fahrt denn wohl, ihr lieben Wogen,
Wo ich Schmerz und Muth geſogen;
Denn den Muth auch fühl' ich ſchlagen,
Und inmitten ſolcher Klagen
Springt die Quelle ſtarker Jugend,
Und es waffnet feſte Tugend
Unſre Bruſt mit Heldentreue.
Da entweicht denn alle Reue;
Kann ich gleich mit Euch nicht leben,
So ergreift Euch doch mein Streben.
Wo ich wand're, wo ich weile,
Glühen Männer, blühen Lieder,
Und ich fühle wohl Vertrauen,
Auf des Herzens Fels zu bauen,
Eine neue Burg der Liebe,
Die in allem Sturme bliebe,
Mächtig durch die fernen Zeiten,
Einen allvereinten Strom zu leiten,

Einen Strom von Luſt und Schmerzen,
Alles aus dem eig'nen Herzen,
Wo die Lieder all' verſchlungen
Alle Herzen wiederklungen,
Hohe Freunde dann verbündet,
So der Freude Reich gegründet.

## Geſang der Erinnerung.

Uralte Rieſenzeiten,
Der Helden Wunderſtreiten,
Schlang' all' die Oed' hinab.
Verſchollen iſt die Klage,
Verſtummt die graue Sage,
Es deckt uns all' ein Grab.

Vom Winterſchlaf umwunden,
Viel tauſend Jahr gebunden,
Dämmert der Menſch ſo fort.
Gebannt in engem Kreiſe,
Mühſam die ird'ſche Reiſe,
Erſtirbt zuletzt das Wort.

Wenn Morgenroth erſcheinet,
Nacht uns der Braut vereinet,
Neu grünt der alte Bund;
In heil'ge Fluth verſenket,
Der Geiſt die Wunder denket,
Oeffnet ſich bald der Mund.

In Frühlings Gluth und Schatten,
Wo Lieb' und Tod ſich gatten,

Erwacht die kühne Luſt;
Da brechen hohe Lieder,
Die alten Quellen wieder,
Aus der befreiten Bruſt.

Nun öffnen ſich die Zeichen;
Es mag das Licht erreichen,
Den keine Feſſel hält.
Die Erde blüht verwandelt,
Der trunkne Dichter wandelt,
In ſel'ger Geiſterwelt.

Erſtaunt ob dem Geſange,
Horchet dem Fremdlingsklange,
Vergeſſend Leid und Schmach,
Nun frei der Menſch von Schmerzen,
Und zieht in tiefem Herzen
Dem mag'ſchen Strome nach.

Doch bald iſt der verklungen,
Wie brauſend er geſchwungen,
Und wieder ſtumm das Grab.
Es flammt das Lied vergebens,
Der wüſte Sturm des Lebens
Reißt es in Oed' herab.

Das ſind die alten Klänge,
Helden- und Klaggeſänge
Aus ferner Rieſenzeit.
Dem Liede muß gelingen,
Sie wieder uns zu bringen,
Der Retter iſt nicht weit.
Der Frühling wird erſtehen,
Es muß noch einſt geſchehen,
Was alle prophezeit.

## Frankenberg bei Achen.

In des Maien linden Tagen,
Hört' ich die alte Sage,
Dort wo bei warmen Quellen
Die ſanften Hügel grünend ſchwellen,
Von dem Wunderringe,
Der Kaiſer Karol konnte zwingen,
In Lieb' ihn binden,
Daß er nach Achens heitern Gründen
Sich wie zur Heimath ſehnte,
So weit ſein Reich ſich dehnte,
Vor allen Burgen, Landen,
Gebunden hier, wo ſüße Lieb' ihn bannte.

Spiegelhelle Seen,
Ringsum die Büſche ſtehen
Sah ich auf der Hügel Rücken,
Wo zwiſchen Gängen, kleinen Brücken,
Bäche durch den Wieſengrund hinfliehen,
Schwäne auf den ſtillen Waſſern ziehen,
Kühl' und warme Wellen
Aus einem Boden quellen,
Kinder an dem Brunnen ſpielen,
Die laue Luft ſo lind zu fühlen.

Dort wo ſich die Mauern zeigen,
Trümmer aus dem See aufſteigen,
Von grünem Schilf und Moos umgeben;
Da hat das Wunder ſich begeben,
Daß durch mag'ſche Kraft gebunden,
Karl nicht eher Ruh' gefunden,
Wie alte Sage uns berichtet,
Bis er hier die Burg errichtet,
Wovon die Spur wir froh noch ſchauen,
Jedweden Frühling in den ſtillen Auen.

In ſüßer Luſt gefangen,
Den ſehnenden Schmerzen nachzuhangen,
Bezaubert alle Sinne,
Zwingt Karlen holde Minne,
Dem tiefen Sehnen ſich ergebend,
Einzig ſein Leben liebend, in Liebe lebend.
Doch nimmer ward noch Minne
Selig der ſel'gen Schätze inne.
Tod will mit Minne ſtreiten,
Ein bitt'res Ende ſüßer Luſt bereiten,
So muß auch Karles Herz vergehen,
Die Huldin ſterben ſehen.

Auch todt noch will er ſich von ihr nicht trennen,
Wähnt, daß ſie wieder ihn wird kennen.
Das Grabmahl zu durchſchauen,
Läßt er von Glas den Sarg erbauen,
Und brünſtig noch zu lieben
Den ſüßen Körper fühlt er ſich getrieben.
An dem Sarge feſtgebunden,
Schwinden ihm die ſchnellen Stunden.
Nicht Durſt noch Hunger fühlend,
Spricht er mit ſeinem Schmerz nur ſpielend.

Die Diener ſeh'n mit Trauern
Immer den wilden Wahn noch dauern;
Da naht Turpin der Weiſe,
Oeffnet den Sarg ſo leiſe,
Weil Karl, deß Ohr wohl Zauber trafen,
Auf einen Augenblick entſchlafen,
Und zieht den Ring vom Finger
Der ſchönen Leiche, den Bezwinger
Von Karles Herzen,
Das frei nun wird von Schmerzen.

Der Zauber iſt verſchwunden,
Von dem Wahn entbunden,
Will Karl ſchon entfliehen,
Einſam auf Berge ziehen.
Da ſieht er ſtille Seen
Vor ſeinen Augen ſtehen.
Sind die Schmerzen gleich verſchwunden,
Fühlt er ſich dennoch feſt gebunden.
Das ſtille Waſſer ohne Wog' und Wellen
Erregt im eignen Aug' die Quellen
Gelinder Thränen;
Unendliches Sehnen,
Will in die Tief' ihn ziehen,
Er kann nicht fliehen.
Hier hat den Zauberring verſenket
Der Weiſe, der auf ſeine Rettung denket;
D'rum nach den ſtillen Seen
Muß ſein Auge immer ſehen.

# Sanct Reinold.

Sanct Reinold als Einſiedel war
Der Andacht wohl ergeben,
Vergeſſen hatt' er ganz und gar
Des Ritters Luſt und Leben.
Er ſucht ſich ſeine Wahlſtatt aus
Bei Kölln, der Stadt am Rheine,
Daſelbſt zu bau'n ein Gotteshaus,
Das wünſcht er noch alleine.

Der Bau war all' ſein Augenmerk,
Er treibt es unermüdlich,
Vollenden will er ſeh'n das Werk,
Sodann nur ſterben friedlich.
Schon ſieht er, wie der Bogen ſpringt,
Der Chor an rechter Stelle;
Und wenn des Thurmes Kunſt gelingt,
Iſt fertig die Kapelle.

Vom Bauen iſt Verdruß nicht weit,
Herr Reinold muß es büßen;
Die Knechte waren arge Leut',
Die leben ihren Lüſten.

Der alte Ritter ſich ihm regt
Ob dieſem faulen Weſen,
Treulich mit Fäuſten er ſie ſchlägt,
Schilt ſie mit frommen Reden.

„Wenn ihr zum Bau verdroſſen ſeid,
Die Hand in Schooß wollt legen,
Mit Schwatzen bringen hin die Zeit,
Den Leib in Wolluſt pflegen;
So ſeid ihr ſchlimme Knechte wohl
Vor Gott und Aller Augen,
Die man zur Arbeit zwingen ſoll,
Daß ſie zu Frommen taugen.“

So treibt er's fürder Tag für Tag,
Streng haltend auf dem Rechte;
Vor Sonnenaufgang iſt er wach,
Treibt an die faulen Knechte.
Kaum daß er ſich gedulden kann,
Das Gotteshaus zu ſchauen,
Da will er fürder beten dann,
Sein Grab ſich ſelber bauen.

Indeß die Knechte halten Rath,
Wie ſie ihn möchten faſſen,
Bereden ſich zu ſchlimmer That,
Weil ſie ſein Strafen haſſen.
Faulheit vor allem in der Welt
Iſt wohl die ärgſte Sünde;
Der Böſe feſt den Faulen hält,
Die alte Tück' entzündet.

Reinold, der redlich ihnen traut,
Kam wieder da gegangen;

Beginnen die zu murren laut,
So ſollt' es nun anfangen.
Sie werfen nach ihm manches Stück,
Furchtſam ihn zu umklammern,
Bis endlich da er fällt zurück,
Schlagen ſie ihn mit Hammern.

Als todt nun auf dem Boden lag
Der fromme Herr im Blute,
Da flieh'n ſie wie vom Donnerſchlag,
Verrückt in wildem Muthe.
Bauern des Weges fanden ihn,
Die ihn ſogleich erkannten;
Erſchrocken knien ſie bei ihm hin,
Für ihn zu Gott ſich wandten.

Prachtvoll ward er beſtattet dann
Mit Singen und Geläute,
Die Fahne weht dem Zug voran
Der ſchwarzen Trauerleute,
Und in der ſchönen Fahne war,
Auf buntem Schmuckgefilde,
In ſchwarzer Farbe, brennend klar,
Roß Bayard abgebildet.

Panzer und Handſchuh ziert den Sarg,
Den Helmbuſch ſieht man wehen
Am Steine, der den Helden barg,
Glöcklein und Stab daneben.
Und nun, wo er erſchlagen war,
Auf dieſer ſelben Stelle,
Ward neu errichtet ein Altar,
Man zeigt noch die Kapelle.

## Das verſunkne Schloß.

Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die iſt keine
Unter des Himmels Höh'.
Einſt lag auf einer Inſel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinſel
Es tief hinunter ſchoß.

Da find't nicht Grund noch Boden
Der Schiffer noch zur Stund,
Was Leben hat und Odem,
Ziehet hinab der Schlund.
So ſchritten zween Wand'rer
Zu Abend da heran,
Zu ihnen trat ein and'rer,
Bot ihnen Gruß fortan.

„Könnt', wie vor grauen Tagen
Das Schloß im See verſank,
Ihr mir die Kunde ſagen,
So habet deſſen Dank.
Ich wand're ſchon ſeit Jahren
Die Lande aus und ein,
Manch Wunder zu bewahren
In meines Herzens Schrein."

Der jüngſte von den zween,
Bereit der Frage war.
Er ſprach, das ſoll geſchehen,
So wie ich's hörte zwar.
„Als noch die Burgen ſtunden
Lebt' da ein Ritter gut,
In Trauer feſt gebunden,
Grämt' er den ſtolzen Muth."

„Warum er das muß dulden,
Hat keiner noch geſagt;
Ob alter Väter Schulden
Ihm das Gericht gebracht;
Ob eig'ne Miſſethaten
Ihn riſſen in den Schlund,
Wo keiner ihm mag rathen
In offnen Grabes Mund."

So ſprach von jenen Leiden
Der jüngſte an dem Ort,
Der Fremdling dankt den Beiden,
Als traut' er wohl dem Wort.
Der Alte ſprach: „Mit nichten,
Wie ſprichſt du falſch, o Sohn!
Es ſoll der Menſch nicht richten,
Find't jeder ſeinen Lohn."

„Wahr iſt's, es hauſen Geiſter
Da unten wundervoll,
Doch nimmer ſind ſie Meiſter,
Wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter gut und bieder
War ehrentreu und recht,
Noch rühmen alte Lieder
Das edele Geſchlecht."

„Nur daß ſo ſchwere Trauer
Das Herz ihm hält umſpannt,

D'rum ſucht er öde Schauer,
All' Freude weit verbannt,
Und des Geſanges Klagen
Sind ſeine einz'ge Luſt:
Nur dieſe Wellen ſchlagen
Einſam an ſeine Bruſt."

„Wohl jene Waſſer d'runten
Sind voller Klag' und Schmerz.
Stets einſam wohnt dort unten,
Wem ſie gerührt das Herz.
Denn alles was vergangen,
Schwebt lockend vor dem Blick,
Es ſteigt aus dem Geſange
Klagend die Welt zurück."

„Die Gegenwart verſchwindet,
Die Zukunft wird uns hell,
Und was die Menſchen bindet,
Geht unter in dem Quell.
Wer in den Schwermuthswogen
Das Licht im Auge hält,
Hat hier ſchon überflogen
Die Banden dieſer Welt."

„So dünkt mich, daß die Geiſter
Durch Neid in ihrem Grab,
Ihn, des Geſanges Meiſter,
Zogen den Schlund hinab.
Wir ſeh'n wie jedes Schöne
Des Todes Wurm verdirbt,
Schnell fliehen ſo die Töne,
Und der Geſang erſtirbt."

„Wem alle Zukunft offen,
Klar die Vergangenheit,
Setzt oben hin ſein Hoffen,
Flieht aus der ſtarren Zeit.

Und wenn er nicht ſo dächte,
So haßt das Ird'ſche ihn;
Wo es den Tod ihm brächte,
Lockt es ihn ſchmeichelnd hin."

So treten nun die Dreie
Tiefer in dunkeln Wald,
Wie er des Danks ſie zeihe,
Erſinnt der Fremd' alsbald.
„Und liebt ihr denn Geſänge,
Ich bin Geſanges reich,
So ſollen Wunderklänge
Erfreu'n euch alſogleich."

Es hebt von allen Seiten
Geſang zu klingen an,
Bald klagend wie von weiten,
Bald ſchwellend himmelan.
Wie Meereswellen brauſen,
Bricht's überall hervor,
Mit Luſt und doch mit Grauſen,
Hört es ihr ſtaunend Ohr.

Der Fremd' iſt nicht zu ſehen,
Doch ſcheint ein Rieſenbild
Fern über'n See zu gehen,
Wie Abendwolken mild;
Und wie hinaufgezogen
Seh'n ſie, die ihm nachſchau'n,
Rauſchen empor die Wogen,
Seh'n es mit Luſt und Graun.

## Eintritt in die deutſche Schweiz.

### 1804.

Freier athmet ſchon die Bruſt,
Höher ſchlägt einſame Luſt,
Friede iſt es, was hier weht,
Sanft zu inner'm Herzen geht,
Daß kein Schmerz da nimmer ſtürmt,
Wie ſich Berg auf Berg anthürmt,
Hohes Schweigen uns ergreift,
Wildes Streben nicht mehr ſchweift,
Hier auf ſtiller Alpenhöh',
Wo der fernen Gipfel Schnee,
So die Sonne golden mahlt,
Ernſt zu uns hernieder ſtrahlt.
Selig, wer da Hütten baut,
Einſam der Natur vertraut,
Der Erinnerung nur lebt,
Ganz ſich ſelbſt in ſie vergräbt,
Einzig auf das Lied nur denkt,
Das ihm Gott in's Herz geſenkt,
Der den Dichter auserkor,
Daß er brächt' an's Licht hervor

Alten Heldengeiſtes Spur,
Stiller Schönheit Blumenflur,
Fern von jener wüſten Welt,
Die uns All' in Feſſeln hält.
Möcht' ich einſt ſo glücklich ſein,
Solchen Friedens mich zu freu'n,
Dieſer ſchönen Berge Höh'n
Noch als Heimath wiederſeh'n!

# Im Speßhart.

## 1806.

Gegrüßt ſei Du viel lieber Wald!
Es rührt mit wilder Luſt,
Wenn Abends fern das Alphorn ſchallt,
Erinn'rung mir die Bruſt.

Jahrtauſende wohl ſtand'ſt du ſchon,
O Wald ſo dunkel kühn,
Sprachſt allen Menſchenkünſten Hohn,
Und webteſt fort dein Grün.

Wie mächtig dieſer Aeſte Bug,
Und das Gebüſch wie dicht,
Was golden ſpielend kaum durchſchlug
Der Sonne funkelnd Licht.

Nach oben ſtrecken ſie den Lauf,
Die Stämme grad' und ſtark;
Es ſtrebt zur blauen Luft hinauf,
Der Erde Trieb und Mark.

Durch des Gebildes Adern quillt
Geheimes Lebensblut,
Der Blätterſchmuck der Krone ſchwillt
In grüner Frühlingsgluth.

Natur, hier fühl' ich deine Hand,
Und athme deinen Hauch,
Beklemmend dringt und doch bekannt
Dein Herz in meines auch.

Dann denk' ich, wie vor alter Zeit,
Du dunkle Waldesnacht!
Der Freiheit Sohn ſich Dein gefreut,
Und was er hier gedacht.

Du warſt der Alten Haus und Burg;
Zu dieſem grünen Zelt,
Drang keines Feindes Ruf hindurch,
Frei war noch da die Welt.

## Wechſelgeſang.

### Der Alte.

Es blinkt im Kryſtall das flüßige Gold,
Trinke die Wellen, den Müßigen hold!
In Flammen laß' baden fröhlich den Muth,
Gleich Blumen und Stern ſcheint Traubenblut.
Laß' dir verkünden ein trunknes Wort,
Vom Licht des Demanten am dunkeln Ort.
Ein feuriges Waſſer iſt Stein doch der Kern,
Feuer und Waſſer umarmen ſich gern;
Sie zieh'n ſich und flieh'n ſich, verſchwunden dem Blick,
In Blumen bleiben ſie gebunden zurück.
Das feurige Waſſer des Steines im Kern
Schießt wieder zuſammen im Blumenſtern.
Die Blume verduftet, es duftet die Frucht,
Den flüßigen Geiſt entreißt man der Flucht,
Da lebt und wogt er im goldenen Trank,
Winket uns lüſtern aus leuchtendem Schrank.
Nun ſprich mir und ſage von Deiner Braut,
Deine Luſt ſei kühn dem Alten vertraut.

### Der Junge.

O Mannes Luſt, zu lieben den Freund;
Wie das Auge der Braut iſt lieb mir der Freund;

Der Freuden Vertrauter, im Leiden Rath,
So mild in Worten, kraftvoll zur That.
Wie ſoll ich, Meiſter, die loben genug,
Deren Blick wie ein Blitz von oben mich ſchlug?
Hoch iſt die Geſtalt, aller Wonne Luſt,
Das Aug' iſt dunkel, ſtolz ſchwillt die Bruſt.
Den Heldinnen gleich, nicht ſterblichen Weibes,
Die Gliederfülle des herrlichen Leibes.
Die ſchwarzen Locken voll umflammen das Haupt;
Wem des Mundes Blume ſich öffnet, der glaubt,
Es werd' aus der Bruſt das Herz ihm geraubt.
Wem er lacht, wohl iſt der Schmerz dem geraubt.
Aller Kraft entrafft, vor Wonne krank,
Schmacht' ich ſo in Luft, fern von Wein und Geſang;
Dich reden hör' ich gern von Wein und Geſang,
So red' im Liede, nimm des Liebenden Dank.

Der Alte.

Ich kenne ſie auch, die Blume des Lebens,
Der Frauen Schöne,. die Blume des Strebens;
Des ſchüchternen Mädchens ſchlanke Geſtalt,
Des ängſtlichen Flüſterns Zaubergewalt,
Die zarte Blüthe, das gold'ne Haar,
Das fromme Auge des Kindes klar;
Das zierliche Weib dann zum Scherze geſinnt,
Muthwillig wie lüſterne Knaben ſind;
Bezaubernd wie ſie ſorglos ſich zeigt,
Verſtohlen winkend, wem ſie geneigt;
Die blühende Mutter auch, ſonnengleich,
Im Kranze der Kinder noch blumenreich.
Wie die hohe Jungfrau doch keine blüht,
Wo auf voller Wange die Roſe glüht;
Aus dunkelm Auge leuchtet ihr hoher Muth,
Wem es leuchtet, dem wächſt wohl froh der Muth.

Der Junge.

Hoch fühl' ich den Muth mir ſchlagen wohl,
Froh in Luſt vergeß' ich der Klagen wohl!
Der Liebe Kraft ſchafft mir Heldenſinn
Und Heldentrieb, ſo jung ich wohl bin.

Der Alte.

So hör' ich dich gern, des Muthes genung
Schlägt noch in der Bruſt mir, du machſt mich jung.
Nun höre von Wundern den Heldengeſang,
Der Ahnen Denkmahl die Zeiten entlang,
Die Thaten der Ehre, Gedanken des Ruhms,
Glorreiche Zeiten des Ritterthums,
Der tapfern Kriegsluſt Zaubergewalt,
Dazwiſchen der Liebe hohe Geſtalt.
Muthig wandeln wir zu gleichem Ruhm' einſt,
Wenn zum Thatenbund Du Dich mir vereinſt.

Der Junge.

Dir folg' ich im Lieb' und im Leben gern,
Dein Wort leuchtet mir wie der Liebe Stern.

# Anruf.

Von Helden und Kaiſern Kunde vernehmt;
Wer knechtiſch denkt, entfliehe beſchämt.
Den Deutſchen ſing' ich des altdeutſchen Ruhms
Herrliche Blume des Adelthums.
Ich hört' und durchdachte manch' Lied, mannich Buch;
Der Kunde nachforſchend in Fabel und Trug.
Leiht dann das Ohr mir, erſchließt Euer Herz;
Ich ſage von Siegen, Ruhm, Freud und von Schmerz.

## Des Vaters Abſchied.

(Bruchſtück.)

Die Fauſt iſt ſchwach, das Haar iſt grau,
Ich mag kein Roß mehr lenken;
Das Herz, ich fühl' es, Sohn! genau,
Will ſich zur Grube ſenken.
Nimm hier den Panzer, nimm das Schwert,
Zieh' hin und ſei des Vaters werth!

Grauſam hält jetzt der Feind den Sieg,
Die Helden ſind geſtorben;
Schon dreißig Jahre tobt der Krieg,
Und noch kein Recht erworben!
Vielleicht dem kommenden Geſchlecht,
Grünt einmahl wieder Fried' und Recht.

## An Siderie.

O könnte Troſt vom Himmel ſcheinen,
Und Hoffnung in Dein ſanftes Herz!
Dein Leid, ich macht' es gern zu meinem,
Mitklagen wollt' ich, mit Dir weinen
Und gäbe ganz mich hin dem Schmerz.

Als Thränen in Dein Auge drangen,
Da rührt' es tief mir an die Bruſt,
Wie wir von Trauer all' umfangen,
Am Licht der Liebe einzig hangen,
In Sehnſucht, Schmerz und dunkler Luſt.

Was mich bedrängt, das ruht verſchloſſen,
So wie in dunkler Grabesluft;
Dein Anblick hat den Fels erſchloſſen,
Daß mild in Thränen hingefloſſen
Der Gram aus ſeiner alten Gruft.

Dein Anblick, Huldin! hat auf's Neue
Mir innen das Gemüth bewegt,
Blume der Demuth und der Treue!
Daß ich der Erde gern mich freue,
Wenn ſie noch ſolche Lilien trägt.

Wie wir am Abend aufwärts ſchauen,
Nicht wild in ſtürmiſcher Begier,
Mit ſanfter Wehmuth zu den blauen
In Licht geſchmückten Sternen-Auen,
So ſchau' ich, ſüße Magd, zu Dir.

Ich ſehe Dich mit leiſem Beben,
Obſchon mich keine Furcht bewegt;
Rein biſt Du, frei, dem Gott ergeben,
Der, wie Gefahren Dich umſchweben,
Liebend die Arme um Dich ſchlägt.

Der deutſchen Frauen Zier und Blume
Seh' ich in Deinem Bild erneut,
Die einſt zu ſchön'rer Zeiten Ruhme,
In frommer Minne Heiligthume,
Geweihter Helden Aug' erfreut.

## Fülle der Liebe.

Ein ſehnend Streben
Theilt mir das Herz,
Bis alles Leben
Sich löſ't in Schmerz.

In Leid erwachte
Der junge Sinn,
Und Liebe brachte
Zum Ziel mich hin.

Ihr edle Flammen
Wecktet mich auf;
Es ging mitſammen
Zu Gott der Lauf.

Ein Feuer war es,
Das alles treibt;
Ein ſtarkes, klares,
Was ewig bleibt.

Was wir anſtrebten,
Was treu gemeint;
Was wir durchlebten
Bleibt tief vereint.

Da trat ein Scheiden
Mir in die Bruſt;
Das tiefe Leiden
Der Liebesluſt.

Im Seelengrunde
Wohnt mir Ein Bild;
Die Todeswunde
Ward nie geſtillt.

Viel tauſend Thränen
Floſſen hinab;
Ein ewig Sehnen
Zu ihr in's Grab.

In Liebes Wogen
Wallet der Geiſt,
Bis fortgezogen
Die Bruſt zerreißt.

Ein Stern erſchien mir
Vom Paradies;
Und dahin flieh'n wir
Vereint gewiß.

Hier noch befeuchtet
Der Blick ſich lind,
Wenn mich umleuchtet
Dieß Himmelskind.

Ein Zauber waltet
Jetzt über mich,
Und der geſtaltet
Dieß all nach ſich.

Als ob uns vermähle
Geiſtesgewalt,
Wo Seele in Seele
Hinüberwallt.

Ob auch zerſpalten
Mir iſt das Herz;
Selig doch halten
Will ich den Schmerz.

## Andenken.

Es iſt ein Kind in Weihesblüthe,
Das ſteht mir ewig im Gemüthe,
Und nimmt mir die Gedanken hin;
Wo ſie iſt, flieh'n dahin die Tage,
Und iſt ſie fern, ſo füllt die Klage
Mir wonnevoll den ſtillen Sinn.

Laß mich von ihrer Schönheit ſchweigen,
Sie bleibt in Ewigkeit mein eigen,
Doch bring' ich ſie zum Opfer dar:
Die Seele, die Du einzig liebteſt,
Die Du in Lieb' und Leiden übteſt,
O Herr! Dein Bild und Dein Altar.

In Trauer leuchtet ihre Schöne,
Der Bruſt entfließen Klagetöne,
Sie iſt des Himmels Zauberkind;
Ach, könnte ſie vom Schmerz geneſen,
Und könnt' ich ihre Banden löſen,
Ich eilte zu ihr, ſchnell und lind.

Wie würden wir uns ſelig fühlen,
Es blühte aus den Frühlings Spielen

Ein himmliſch Leben wohl hervor;
Mit Geiſtes Arm wollt' ich ſie faſſen,
Die zarte Seele nie mehr laſſen,
Und riſſe ſie zu Gott empor.

Dort ſänken wir am Throne nieder,
Und ſängen dankbar Liebeslieder,
Und blieben ewig dann bei Gott;
Da endet alles Erdenweinen,
Kann uns das Leben nicht vereinen,
Vermähl' uns Du, o ſüßer Tod!

Und ſoll ich denn bei ihr nicht weilen,
So laß mich durch die Welten eilen,
Und ſende Deinen Diener fort;
So weit den Geiſt die Flügel tragen,
So weit der Liebe Wellen ſchlagen,
Ein treuer Bote Deinem Wort.

Ihr Geiſter aber, Euch befehle
Zur Obhut ich die Engel-Seele,
Daß Ihr die Schweſter wohl bewacht;
Eilt zu ihr hin auf jede Klage,
Umſchwebet ihre flücht'gen Tage,
Gießt Licht in ihrer Leiden Nacht.

V.

# Lyriſche Gedichte.

## Gebet.

Wie könnt' ich, Vater, noch wohl zagen,
Da Deine Hand mich ſichtbar führt?
Das Unglück ſoll mich nicht zerſchlagen,
Dankbar hab' ich es oft geſpürt.
Nun fühl' ich recht ein feſt Vertrauen,
Ruhig auf was da kommt zu ſchauen;
Dein Wink iſt was mich trifft, Dein Ruf,
Dir hab' ich ganz mich übergeben,
Vollführend treu, was mein Beruf,
Und darf nach anderm Gut nicht ſtreben.

So lange der Natur in Armen
Der erſtgeborne Erdenſohn
An ihrer Bruſt nur will erwarmen,
Wo fände wohl ſein Herz den Lohn?
Da muß er bald ſich freu'n, bald weinen,
Der flücht'gen Schönheit Kranz vereinen,
Und Herz von Herzen dann getrennt,
In wüſter Leere umgetrieben,
Flieh't ihn das Leben, wie er's kennt,
Er fühlt den Tod in ſeinem Lieben.

Nun aber weiß ich, wie Du leiteſt,
Die ſelber ſich Dir anvertraut,
Wie allen Du den Weg bereiteſt,
Die Du als Kinder haſt geſchaut.
Endlich erwacht vom ird'ſchen Schlummer,
Gewaffnet gegen Sorg' und Kummer,
Fühl' ich mit Beben die Gewalt
Des hohen Bundes im Gebete,
Wo dieſer Erd' der Geiſt entwallt
Zu Gott als ſeiner Ruheſtätte.

Wer einmahl, Herr! Dich angerufen,
Tritt ein in fremde Geiſteswelt,
Kühn wandelt er die Himmelsſtufen,
Wo Deiner Liebe Hauch ihn hält;
Ein Leuchten aus des Herzens Grunde
Knüpft ihn an Dich zu ew'gem Bunde.
Frei von der ird'ſchen Feſſel Band,
Dem weltlichen Geſchick entzogen,
Leitet fortan ihn Deine Hand
Durch dieſes Daſeins wilde Wogen.

So laß' auch mich nicht unterſinken,
Verdopple mir noch Kraft und Muth,
Gehorſam folg' ich Deinen Winken,
Dein iſt mein Trachten, Dein mein Blut.
Und woll'n mich Schmerzen wild ergreifen,
Der Trauer Sturmwind unſtät ſchweifen,
So führe Du mir Freunde zu,
Die Dir getreu in gleicher Liebe,
In's Herz mir hauchen ſanfte Ruh,
Männlich vereint mit ſtarkem Triebe.

Mit Muth ſoll ſich der Mann umkleiden
In dieſer wilden Zeiten Sturm,

Standhaft daſteh'n in allen Leiden,
Im wüſten Meer ein Felſenthurm;
Je grimmiger die Feinde ſchnauben,
So feſter an den Retter glauben,
Der uns den Frühling wieder bringt,
Wenn einſt die ird'ſche Pforte offen,
Der Geiſt hinauf zum Vater dringt,
Erfüllt wird, was wir alle hoffen.

# An den Retter.

## 1803.

Eile herbei zu retten,
O Menſchenſohn, und brich des Fremdlings Ketten!
Laß Dich den Tod gelüſten,
Zum zweitenmahle Dich mit Sieg zu rüſten!
Des Tigers grimme Klauen
Zerreißen Deines Frühlings Blumenauen;
Der Banden all' entlaſſen,
Wankt alles, wogt und kriegt in wildem Haſſen;
Wer treu noch, ganz verrathen,
Wird ſchlimm gelohnt der alten Tugend Thaten.
Laß, wieder zu erſcheinen,
Dich endlich doch erflehen von den Deinen!
Zu Dir den frohen Glauben
Soll keiner Argliſt Finſterniß uns rauben.
Als König wirſt Du kommen,
Des Herzens Opfer iſt ſchon angeglommen;
Nicht ferne ſind die Zeiten,
Da man Dir wird die Lagerſtatt bereiten.
Als Löwe wirſt Du ſiegen,
Als Adler in der Sonne Lichtglanz fliegen;

Strafend den Fürſt der Böſen,
Wirſt Du vom ſchlimmen Joch Dein Volk erlöſen.
Der Ehre treu, dem Rechte,
Sind dennoch jetzt auch Deines Volks Geſchlechte;
Vereine Du nur wieder
Zu einer Treue Bund die Heldenbrüder.
Den wir als Retter grüßen,
In Liebe ſinkend zu des Königs Füßen,
Laß Deine Lieb' uns erben,
Kämpfend gleich Dir den ſchönen Tod doch ſterben.

## Auf dem Feldberge.

### 1806.

Wie still ist es hier oben,
Wo kein Gebüsch mehr blüht,
Ueber die Berg' erhoben,
Wo nie der Sommer glüht;
Wo selbst der Schall verklungen,
Kein Vogel je gesungen
Sein froh gesellig Lied.

Zum Teppich Moos gebreitet,
Auf wüstem Heidefeld
Die Felsen weich umkleidet;
Wohin das Auge fällt,
Von Berg, Thal, Schloß und Wäldern,
Städtebesä'ten Feldern,
Ein' unermeß'ne Welt.

Den Wanderern zusammen
Lodern einsame Flammen
Am Felsenbette auf;
Oede den Pfad herauf,
Ein schaurig Thal zur Seite,
In nebelferner Weite
Schimmernd der Ströme Lauf.

Und wie ich nun betrachte,
Was mir das Herz erfreut,
All' ſorgſam das beachte,
Da wird es klar ſo weit;
Ich ſehe ſich entfalten
Vor meinem Blick die alten
Kunden der grauen Zeit.

Nach Kriegerweiſe handeln,
German'ſcher Männer Schar,
Seh' ich ſie da und wandeln;
Wo einſt ihr Lager war,
Auf jenes Berges Höhen,
Dünkt mich ſie noch zu ſehen,
Den König auch fürwahr.

Aus dieſen ſelben Zeiten,
Scheinend im Nebelrauch,
Sind wohl, die dort ſich breiten,
Die Hünengräber auch;
Sich wehrend der Gewalten,
Lebten da frei im Walde
Sie treu dem alten Brauch.

Dann durch die Schranken bringen,
Im hohen Sieger Glück,
Die Helden vor und bringen
Freiheit der Welt zurück.
Es ſtrömt die Fluth der Schmerzen
Mir fragend hin zum Herzen;
Wer bringt ſie uns zurück?

# Huldigung.

Im Sommer 1806.

Wem ſoll unſer Herz denn huld'gen,
Wer errettet uns die Welt?
Schon vergeh'n die Sündenſchuld'gen,
Aber wann erſcheint der Held?
Hoffnung zeigt ſich ſchon von weitem,
Wenn der Glaube nur nicht ſinkt;
Laß den Schwur uns ihm bereiten,
Der die Feinde einſt bezwingt.

Einmahl wird das Glück ſich wenden,
Schnelle wankt des Böſen Macht,
Einmahl muß der Gräuel enden,
Und nicht immer bleibt es Nacht.
Unſ'rer Ahnen alte Kunde
Iſt es, was mir Hoffnung giebt;
Wann, belehrt in treuem Bunde,
Man das Alte wieder liebt.

Schmählich, zu der Römer Tagen,
Sank die ſchöne Freiheit hin;

Deutſchland mußte Feſſeln tragen,
Doch es blieb der muth'ge Sinn.
Aus des Vaterlandes Wäldern
Drang der Helden Schar hervor,
Wo wir wandeln, auf den Feldern,
War des Ruhmes höchſter Flor.

Als durch Bürgerkrieg im Reiche
Dieſes edle Volk zerfällt,
Unter eig'nem, grimm'gem Streiche
Sich zerſtört die deutſche Welt;
Ja auch da noch blüht die Ehre,
Und es geht vom Kaiſerhaus,
Wie die Zwietracht ſich vermehre,
Mancher hohe Retter aus.

Rudolf, deſſen feſte Tugend
Lenkt die Welt zum Recht zurück;
Jener Ritter, deſſen Jugend
Reich umgürtete das Glück;
Doch vor Allen unerſchüttert
Ferdinandes hoher Muth,
In dem wildſten Kriegsgewitter
Alten Glaubens Schirm und Hut.

Jetzt noch leben Heldenſproſſen
Von dem heiligen Geſchlecht,
Das, ſo oft auch Blut gefloſſen,
Wiederbrachte Fried' und Recht.
D'rum, bis zu den letzten Tagen,
Wachſe dieſes Adlers Kraft!
Alles laßt für die uns wagen,
Die bis jetzt uns Heil geſchafft.

Auch noch andre Stämme grünen
Von des alten Ruhmes Wald;

Fürſten ſind die Frei' und Kühnen,
Edel iſt des Muths Gewalt.
Wer uns rettet von dem Feinde,
Wann die Schulden all' gebüßt,
Wer die lang' Getrennten einte,
Sei als König uns begrüßt.

# Frieden.

Im Sommer 1806.

Wohl mag in dieſen Zeiten
Verrath die Flügel breiten,
Das Edle untergeh'n;
Nichtig war all' ihr Streben,
Und ohne Herz ihr Leben,
Wie mocht' es wohl beſteh'n?
Wie grünte Friede wohl,
Wo vor des Neides Biſſen,
Von Gier und Angſt zerriſſen,
Nichts Hohes athmen ſoll?

Soll aber ſchon hienieden,
Von Gott herab, der Frieden
Gürten der Erde Bruſt,
Daß fern der Menſch von Reue,
Sich Eins in ſchöner Treue,
Des Himmels ſei bewußt;
So kehrt zu Gott zurück!
Des Glaubens hohe Palme,
Der Hoffnung Segenshalme
Bringt euch der Liebe Glück.

O laßt das wilde Streiten,
Wollt kindlich nur bereiten
Euch auf den großen Tag,
Wo wieder hier zu kommen,
Zur Rettung aller Frommen,
Der Herr uns einst versprach.
Vom Herzen reißt den Wurm,
Seid wieder Gottes Kinder,
So wird die Zeit gelinder,
So schweigt der wilde Sturm.

Als Gott ihr widersprochen,
Die Treu' ihm habt gebrochen,
Da war es, wo's begann;
Ihr wolltet alles fassen,
Als wild ein wüthend Hassen
Mit Blindheit euch umspann.
Der Tod entstieg dem Grab,
Die Liebe war entflohen,
Voll Mitleid sah'n die hohen
Mächte auf uns herab.

O Thorheit zu beweinen,
Daß, blinden Wahns, will meinen
Der Mensch, er sei nun frei;
Und doch in tiefem Herzen
Die rettungslosen Schmerzen,
Der schöne Bund entzwei.
Es riß des Lebens Band,
Daß alles los nun schwebet,
Im Sturme zagt und bebet,
Findt keiner Hoffnung Land.

Was schnöde ihr zerstörtet,
Da ihr euch selbst bethörtet,
Kann Hochmuth nicht erbau'n.
Was möchtet ihr ersinnen?

Ihr ſeht es all' zerrinnen,
Habt ſelber kein Vertrau'n.
Was Gott uns liebend gab,
Wie mögt ihr's neu erſchaffen?
Der Menſch kann ſich nichts ſchaffen,
Als nur ſein eigen Grab.

Soll Friede denn euch blühen,
Müßt erſt in Liebe glühen,
Erſchließen euren Sinn;
Laßt euch die Worte mahnen,
Kehrt zu den alten Fahnen,
Getreuer wieder hin!
In ſtiller Bruſt genährt,
Muß Fried' und Demuth wohnen,
Der alte Glaube thronen,
Eh' Heil uns wiederkehrt.

## An den Ufern des Mains.

Hier, wo um weinbekränzte Hügel
Der Strom ſich ſchlingt,
Sanft gleitend, wie des Schwanes Flügel,
Erfriſchend durch die Wieſen dringt,
Des Schiffleins ſtille Bahn, gezogen
Auf ſchlangengleich gewundnen Wogen,
Sich um die Berge ſchwingt;

Hier, wo im fruchtbegabten Thale
Der Rebe Kraft,
Genährt vom ſtarken Sonnenſtrahle,
So goldnen Weines Trank erſchafft,
Der einſt die Enkel noch erheitert,
Zu Liedern ihre Bruſt erweitert,
Den Muth der Sorg' entrafft;

Wo froh geſinnt die deutſchen Franken,
Voll Kraft und Luſt,
Am ſchwachen Trübſinn nie erkranken,
Fröhlich des freien Muths bewußt;
Wie einz'le Blumen auf den Fluren,
Zeigen der alten Sitte Spuren,
Der alten Deutſchen Luſt;

Hier rührten muthig linde Lieder
Mir an das Herz,
Die alten Ströme brachen wieder
Hervor, und es verſchwand der Schmerz.
Was ſanft im Lied' ergoſſen weinet,
Starrt ſchweigend innen ſonſt verſteinet,
Wie kaltes grauſes Erz.

Doch, gleitend auf des Liedes Wellen,
Wird alles mild.
Oft ſpiegelt ſich in dieſen Quellen
Die Sonne und der Sterne Bild;
Fort wie des Lebens Schiff gezogen,
Iſt auch des Unglücks Sturm entflogen,
Und keine Zeit mehr wild.

Wohl muß ein ew'ger Frühling grünen
Dem ſel'gen Mann,
Der ſeines Herzens nur erkühnen
Und ſich den Freund verbünden kann.
Euch Wellen grüß' ich d'rum des Maines,
Gar oft gedenkend des Vereines,
Der ſchöner dort begann.

## An ſeinen Freund.

Im Herbſt 1806.

O Bruder meines Herzens,
Ich fühle dieſes Schmerzens
Seelezerreißend Band;
Die angſtvoll bittern Wehen,
Wie Deine Augen ſehen
Bluten das Vaterland;
Und unſers Frühlings Bette
Ruchloſen Raubes Stätte.

Wie ſtill es hier auch ſcheinet,
Mein Herz doch innen weinet,
Schwebt nur um jenen Ort;
Und wie ſich Lüfte rühren,
Kann ich ein Grauſen ſpüren,
Ich ahne all' den Mord;
Je fern und fremd' entrückter,
So ſchmerzenvoll gedrückter.

Und doch bleibt Troſt noch offen,
Ein nächtlich leuchtend Hoffen
Stählt innen mir die Bruſt.
Zwar Freiheit nicht von Ketten,

Kein unerwartet Retten,
Und keine ird'sche Luft;
Wer aber Gott sei eigen,
Wird jetzt sich glorreich zeigen.

Die Tage kehren wieder,
Vom Vater zu uns nieder,
Des heil'gen Marterthums;
So laß' den Muth nicht sinken,
Folge den Gottes Winken,
Ledig des ird'schen Ruhms;
Quillt Himmels Lieb' im Herzen,
Zerrinnen all' die Schmerzen.

Gedenke, wie vor Zeiten
Sich zarte Jungfrau'n weihten
Zu bitterm Tod und Qual.
Zerriſſen und verachtet,
Ward nie ihr Blick umnachtet,
Nie ſchwankend ihre Wahl;
Im Blute noch gebadet,
Lächeln ſie lichtbegnadet.

Soll dann in Mannes Muthe,
Zu dulden für das Gute,
Nicht keimen gleiche Kraft?
Schöner aus tiefen Wunden
Wird uns der Kranz gewunden,
Als ſchnellem Tod entrafft.
So laß uns duldend ſchweigen,
Geheim der Zukunft eigen.

Die Drei ſo einſt verbündet,
Der Freiheit Reich gegründet,
Strahlen in Ruhmes Glanz.
Arm waren ſie die Dreie,

Nur irdiſch ihre Treue,
Doch ewig grünt ihr Kranz;
So laß uns zwei es gründen,
Den Gottesmuth entzünden.

Das Siegel unſers Bundes
Im Schrein des Herzensgrundes,
Sei inniges Gebet;
Und die verborg'ne Handlung,
Wo Gott in der Verwandlung
Sichtbar vor uns entſteht;
Sog je den Wein des Lebens
Ein Kranker wohl vergebens?

Es kettet unſre Einung
Der Glaub' an die Erſcheinung
Der Gottes Wiederkunft.
Die Heil'gen vor'ger Zeiten,
Und die noch künftig ſtreiten,
Sind Bürger Einer Zunft;
Wo zwei in Gott beiſammen,
Leuchten der Allmacht Flammen.

Als Bruder aufgenommen
Sei jeder uns willkommen:
Der einzig Gott nur liebt.
So wird der Bund ſich mehren
Lichtmauer uns umwehren,
Woran der Feind zerſtiebt.
Aus Keimen, zart verſchloſſen,
Wird bald ein Weltall ſproſſen.

Allmächtig iſt die Treue,
Und jedes göttlich Neue
Tritt langſam in die Zeit;
So duldend mußt' entfalten

Und himmliſch ſich geſtalten,
Die erſte Chriſtenheit;
Aus einem Meer von Thränen
Stieg auf das Licht des Schönen.

Vielleicht, daß einſt dieß Dulden,
Durch unſers Gottes Hulden,
Sich wendet noch im Tod;
Daß wir noch glorreich ſterben,
Folgend die Palm' erwerben
Dem himmliſchen Gebot;
Wie jene freud'gen Scharen,
Die Gottes Helden waren.

Nicht da, wo wild vergoſſen,
In Strömen Blut gefloſſen,
Blüht nur der Heldenſinn.
Die irdiſche Zerſtörung,
Der grimmen Luſt Bethörung,
Wie brächte ſie Gewinn?
Nur wer ſich Gott ergeben,
Lebt recht ein Heldenleben.

Der Hölle ſelbſt entſtiegen,
Iſt jedes blut'ge Siegen,
So nicht für Gott geſchieht;
Zum Kampf ſoll ſich bereiten
Der Chriſt, für Gott zu ſtreiten,
Bis der ihn zu ſich zieht.
Des Muthes woll'n wir ſtehen,
Sollt' alles auch vergehen.

# Anruf.

Zu Anfang des Jahres 1807.

O ihr Blinden, die verderbend,
Ja schon sterbend,
Doch den Hader nicht vergessen,
Dünkels noch vermessen,
Nicht vernehmt die Hand, die euch geschlagen!
Fruchtlos ohne Reue,
Schallt nur eitel euer Klagen,
Fern von Demuth und von Treue,
Endet euer Stolz nun in Verzagen.

Sohn der Liebe, woll'st vereinen
Doch die Deinen,
Daß der Zwietracht dunkle Binde
Vor dem Blick verschwinde,
Alle Deines Heiles Licht erkennen,
Und in Dir verbündet,
Gern sich alle Brüder nennen,
Neuen Muths ihr Herz entzündet
Ewig mög' in Liebesflammen brennen.

Welcher Hölle Ungewittern
Dürft' erzittern

Wohl Dein Volk, wenn einig wieder,
Es wie ehdem bieder,
Wandelte im alten Heldenglauben?
Gottes Himmel offen,
Mag Zerstörung uns umschnauben,
Steht nur fest der Liebe Hoffen,
Darf kein Haar vom Haupt das Schicksal rauben.

Jenen keimt, das Herz bethörend,
Selbstzerstörend,
Hier ein Gift, uns zu umschlingen,
Fesselnd zu durchdringen,
Bis wir dann dem Tode Preis gegeben.
Eitlen Dünkels Streiten,
Kalter Habsucht zaghaft Beben,
Muß dem Feind den Weg bereiten,
Und umgarnt mit Ohnmacht unser Leben.

Heiland, der die Welt errettet,
Als umkettet
Sie von ird'schem Ruhme trunken,
Lag in Lust versunken,
Sterbend hießest Liebe auferstehen!
Müssen Deine Krone
Wir so arg verspottet sehen,
Darf der Mord mit grimmem Hohne,
Wüthend so durch Deine Saaten gehen?

Auf der Zeiten Woge schwankend,
Kraftlos wankend,
Will das Schiff des Glaubens sinken,
Ihm kein Stern mehr winken,
Daß die Treuen schon verstummt erblassen.
Nirgends schimmert Rettung,
Sturmwind naht sie zu umfassen,
Und in schrecklicher Verkettung
Will ein Räuber nun das Steuer fassen.

Einſam muß der Treue wallen,
Einſam fallen,
Wandeln an dem öden Strande
Ohne Liebesbande,
Mühevoll durch Neid und Sorge ziehen.
Kraft iſt ſeinem Munde
Wort und Lied umſonſt verliehen?
Jeder hohen Gotteskunde
Sieht er Hohn ihm lachend all' entfliehen.

Eitel ſtrömen aus der Kehle,
Ohne Seele,
Wort und Rede, mehr verwirrend
Noch den Geiſt, der irrend
Sich den Schein zur Wohnung hat erkoren;
Mit den Zeichen ſpielt er,
Deren hoher Sinn verloren,
Nach dem eitlen Schimmer zielt er,
Todt ſchon lebend, und dem Nichts geboren.

Soll dieß Elend nimmer enden,
Nie ſich wenden,
Soll erloſchen und verdorben,
Innen ganz erſtorben,
Gott, Dein Ebenbild der Menſch verlieren?
Soll ſich tief erniedernd
Blöd' er wandeln gleich den Thieren,
Keinen Laut der Lieb' erwiedernd,
Soll nichts Göttlich's mehr die Erde zieren?

Nein, es hat der Herr des Lebens
Nicht vergebens
Göttlich für das Licht geſtritten,
Und den Tod erlitten,
Das Geſpenſt der Hölle zu zerſtören;
Er, der all' vereinet,

Die den Ruf der Liebe hören,
Wird, so weit der Himmel scheinet,
Seiner Kämpfenden Gebet erhören.

Ja, es nahen schon die Tage,
Wo die Klage,
Sich in Wonn' und Schreck entfaltet,
Wenn der Richter waltet,
Finsterniß und Gutes ernst sich scheiden;
Sich vereint das Gleiche,
Lichtumkränzt das fromme Leiden,
Angstvoll klagt der irdisch Reiche,
Gottes Trennung keiner mag vermeiden.

Diese Felsen, die jetzt brechen,
Alle sprechen
Von der göttlichen Erscheinung.
Selige Vereinung
Ernten bald, die treu dem Ziel ausharrten;
Noch im Sturm und Dunkeln
Woll'n wir d'rum des Morgens warten,
Muthig ob der Hoffnung Funkeln,
Das zur Sonne wird in Gottes Garten.

# An Corinna.

## 1807.

Von Lieb' und Schmerz verwundet,
Hat wohl Dein Geiſt erkundet
Des Lebens Wonn' und Pein.
Durch harter Willkühr Bande,
Getrennt vom Vaterlande,
Fühlt ſich Dein Herz allein;
Und wenn die Schranke fällt,
Du wieder aufgenommen,
Entflieh'ſt Du, ach! beklommen
Aus dieſer fremden Welt.

Du ſahſt des Elends Spuren
Auf jenen ſchönen Fluren,
Wo alle Künſte blüh'n;
Des Krieges rauhes Wetter
Umſtürmt die kühnen Retter,
Die für die Freiheit glüh'n;
Um ſchroffer Felſen Riff
Wird ſchwankend fortgezogen,
Auf wilden Meereswogen,
Im Sturm des Lebens Schiff.

Kühn wachſen Nordens Klippen,
Doch nie entfließt den Lippen,
Der holden Freude Laut.
Weh' auch, wer Schmeichellüften,
Des Südens Blumendüften,
Die Sinne hat vertraut.
Es baut der Geiſt ſein Grab
Im Felſen der Gedanken,
Matt fühlt die Seel' erkranken,
Wer ſich der Freud' ergab.

O hartes Loos der Erde,
Daß nichts vollendet werde,
Ward uns voraus beſtimmt.
Kein Sehnen mag es wenden,
Bis aus des Todes Händen
Der Menſch die Heilung nimmt.
Ja, auch der Liebe Glück,
Durchleuchtet nur vergebens,
Die dunkle Nacht des Lebens,
Läßt einſam uns zurück.

O möchte Troſt ſich nahen,
Geſang Dein Herz umfahen,
Dir gleiten in die Bruſt!
Laß Dir ein Wort verkünden,
Der Hoffnung Licht anzünden,
Von ewig heitrer Luſt.
Ja, ſchon hienieden grünt
Des Himmels ſel'ger Garten,
Wer heimlich ſein zu warten,
In Demuth ſich erkühnt.

Da gilt kein Schmerz noch Sterben,
Ein jeder mag erwerben

Den milden Friedenskuß.
Da welken keine Blumen,
In dieſen Heiligthumen
Quillt neu ſtets der Genuß.
Was unſre Bruſt zerſtört,
Löſ't hier ſich auf in Wehmuth,
Und vor der heil'gen Demuth
Flieht was uns einſt bethört.

Ja auch des Nordens Schauer
Entkleiden ſich der Trauer,
In ſanftem Frühlingsglanz;
Die neu belebten Fluren
Geſchmückt mit Himmelsſpuren,
Umflicht der Liebe Kranz.
Es weicht des Nebels Grau,
Das Licht ſcheint hell und heiter,
Der Blick dringt immer weiter
In das geſtirnte Blau.

Die ſchon im Tod Verlornen
Und die noch Ungebornen
Sind alle liebend Eins.
Der Sternenwelten Geiſter
Sind Glieder auch und Meiſter
Des irdiſchen Vereins;
In allen ſchlägt Ein Herz,
Schlägt hin in freien Wellen,
Hin zu der Liebe Quellen,
Zu löſchen jeden Schmerz.

Ja, ſelig macht der Glauben,
Die Welt mag dem nichts rauben,

Der ſich der Lieb' ergiebt;
Es blüht ein neues Leben,
Die Himmel niederſchweben,
Je inniger man liebt.
Da flieht die Reue weit,
Da mag kein Stachel bluten,
Doch in den ird'ſchen Fluthen
Gilt ewig wüſter Streit.

So ſterbe denn, was ſterblich,
Wirf von Dir, was verderblich,
Vergiß das Frevelland;
Es knüpft an alle Seelen,
Die frei das Schöne wählen,
Dich feſt ein hohes Band.
Auch ſteht noch unbeſiegt
Der Freiheit Fels im Meere,
Der Zeit zur hohen Lehre,
Daß nie der Muth erliegt.

Soll aber Alles ſinken,
Kein Licht der Hoffnung winken,
Bleibt die Erinn'rung doch;
Jahrhunderte verſanken,
Unſterblicher Gedanken
Gebilde athmen noch!
Und jene ew'ge Stadt,
Umfaſſend alle Zeiten,
Die ſanfter dort entgleiten,
Winkt Dir als Ruheſtatt.

## Rückkehr des Gefangenen.

Zu Ende des Jahres 1807.

Väter, Söhne, Brüder, ſtrömt herbei!
Den die Ketten nicht bezwungen,
Iſt errettet, iſt nun wieder frei,
Dem Gefangnen iſt's gelungen,
Zu den Brüdern iſt er heimgekehrt;
Sehnſucht hätt' ihm faſt das Herz verzehrt,
Freude löſ't jetzt alle Zungen.

Weil die Freude nun die Rettung preiſ't,
Die dem Krieg ſein Schwert zerbrochen,
Sinkt erinnernd in ſich ſelbſt ſein Geiſt.
Was gelitten, was verbrochen
Seine Brüder, fühlt ſein deutſches Herz;
Muth im Auge, doch noch bleich von Schmerz
Hat die Wort' er ausgeſprochen:

„O ſeid nur jetzo treuer,
So zeigt ſich bald ein neuer
Morgen nach dunkler Nacht!
Wir haben viel erduldet,
Ja Schlimm'res wohl verſchuldet,
Und ſind noch kaum erwacht.
Ein neuer Lenz ſoll grünen
Aus der Zerſtörung Sieg,
Neu ſich der Geiſt erkühnen
Und jeder Zwiſt verſühnen,
Nach langem Bürgerkrieg."

„Sind unſ'rer Zwietracht Strafen
Die Wunden, die uns trafen,
Nicht und das bittre Joch?
O wollt nicht länger ſäumen,
Mit wachen Augen träumen
In der Verwirrung noch.
Wie ſoll ſich frei entfalten
Der edle deutſche Geiſt,
Und wieder groß geſtalten,
Wenn ihr nicht erſt die alten
Laſter vom Herzen reißt!"

„Wo warſt du, deutſcher Adel?
Man ſah nur Schand und Tadel
In deinem üpp'gen Thun.
Nach ſchnödem Golde trachtend,
Kein Recht noch Sitte achtend;
Was helfen ſie dir nun,
Der eitlen Schwäche Krücken,
Und was des Bürgers Raub?
Du magſt den ſtolzen Rücken
So knechtiſcher denn bücken
Bis nieder in den Staub."

„Es zürne dem Geſange
Ob ſolchem herben Klange,
Kein wahrhaft Edler nicht!
Wohl blieben treu der Ehre,
Wie auch der Sieg ſich kehre,
Und viele treu der Pflicht.
Als Kämpfer im Verhängniß
Vergoſſen ſie ihr Blut;
Es beugt ja kein Bedrängniß
Und hält auch kein Gefängniß
Den freien Mannesmuth."

„Ihr, die Gott auserſehen,
Die Wahrheit zu erſpähen,
Begeiſtert hohen Muths;
Ihr Denker, Lehrer, Dichter,
Wie wart Ihr ſelbſt Vernichter
Des anvertrauten Guts!
Nicht ward zum Spiel gegeben,
Und nicht zu eitlem Ruhm,
Zum Himmel ſoll anſtreben,
Dieß innre Geiſtesleben,
Und iſt ein Heiligthum.“

„Ihr wolltet alles richten,
Des eignen Volks Geſchichten
Nur blieben unerkannt.
Wie habt Ihr noch geſtritten,
In der Zerſtörung Mitten,
Um jeden nicht'gen Tand!
Was auch der Sturm zerſchlagen,
Der Ichheit kalte Luſt
Berauſcht' Euch, Neides Nagen,
Als ob kein Herz geſchlagen
Euch in der hohlen Bruſt.“

„Ihr Fürſten auch des Landes,
Vergaßt des alten Bandes
Getäuſcht durch fremden Trug.
Gewiegt in falſchen Sitten,
Wart ſelbſt Ihr fremd inmitten
Des Landes, das Euch trug.
Durch Reden und Ermahnen
Ward noch kein Sturm gedämpft!
O, hättet Ihr die Ahnen
Des Ruhms Euch laſſen mahnen,
Die ritterlich gekämpft.“

„Die Ihr das Deutſche hemmtet,
Dem Recht' Euch widerſtemmtet,
Um eitlen Wahn und Lohn;
Ehrt jetzt die fromme Milde,
Vor Rudolfs, Karles Bilde,
Am alten freien Thron,
Werft Euch in Demuth nieder,
Ahmt ihren Enkeln nach!
Seid ernſt wie ſie und bieder,
Seid rechte Fürſten wieder,
Und werdet endlich wach."

„Du Volk, das dankvergeſſen,
Nur tadelteſt vermeſſen,
Was Hohes Dir erſchien;
In der Verblendung lebteſt,
Unwürdig Dich beſtrebteſt,
Was groß, herabzuzieh'n:
Bis dann die Dir Geſandten
Zu ſpät Dein Loben preiſ't,
So manchen lang verkannten,
Unwürdig oft genannten
Von Gott erfüllten Geiſt."

„Wann ehrteſt Du im Stillen
Der Kaiſer biedern Willen,
Die es ſo treu gemeint?
Du folgteſt jedem gerne,
Nur Deinem rechten Sterne
War nie Dein Sinn vereint!
Gern wüſchet dieſe Flecken
Ihr jetzo von Euch ab,
Und möchtet in dem Schrecken
Mit Eurem Blut erwecken
Die Helden aus dem Grab!"

„Frei iſt von Schuld nicht Einer,
Ja, von uns allen Keiner,
Iſt, der nicht ſchwer geirrt.
Nur laßt uns frei bekennen,
Und endlich das erkennen,
Was uns ſo lang verwirrt.
Wir ſtehen in der Reihe
Der edlen Völker doch;
Wie auch die Zeit uns zeihe,
Des Unglücks hohe Weihe
Giebt uns die Krone noch.“

„Wie der in wilder Wüſte
Wohl einſam rufen müßte,
Wo ihn kein Auge ſieht;
So in der jetz'gen Menge,
Recht mitten im Gedränge,
Erſchalle Du mein Lied!
Nicht Unheil nur verkündend,
Das überall ja droht,
Den Muth auch neu entzündend,
Die treu noch ſind, verbündend,
Beſiegend Schmach und Tod.“

„So lang der Frühling grünet,
Sich Liebe froh erkühnet,
Die Klage bricht hervor;
So lang' noch Lieder ſchallen,
Des Herzens Flammen wallen
Zum Gott des Lichts empor;
Und hohe Forſcher denkend
Die ew'gen Wunder ſeh'n,
Den Blick zur Sonne lenkend,
Zur Tiefe wieder ſenkend,
Wird Deutſcher Geiſt beſteh'n.“

„Und wären auch des Bundes,
Im Raum des Erdenrundes,
Genoſſen weit zerſtreut;
Noch tönen ja die Lieder
In allen Herzen wieder,
Der Bund iſt bald erneut.
Der Zukunft denn entgegen
Die ſchon ſich offenbart,
Soll ſich der Muth bewegen,
Die Hoffnung wieder regen;
Nur ſei ſie treu bewahrt."

„Nicht kaltem Dünkel fröhne,
Kein Gottes Licht verhöhne,
Wem deutſch das Herz noch ſchlägt.
Nein, freud'ger Ruhm gegeben
Sei jedem großen Streben,
Wie es auch Nahmen trägt.
Laßt an der Treu' uns halten,
Die milder Friede lohnt,
Nicht irren Zwiſt uns ſpalten,
Den Geiſt nur in uns walten,
In dem die Wahrheit wohnt."

Alſo ſprach er hohen Muthes voll,
Den kein Unglück hat bezwungen;
Nicht von Lob und eitler Klage ſcholl,
Was den Brüdern er geſungen.
Der gefangen war, iſt wieder frei!
Väter, Söhne, Deutſche ſtrömt herbei,
Ewig feſt in Eins verſchlungen."

# Gute Zeichen.

1808.

Des Krieges grauſer Arm umſchloß die Erde,
Doch ſeh' ich wieder froher Hoffnung Zeichen,
Wie fern in Nacht das Ziel, das wir erreichen,
Wie Strom auf Strom auch noch vergoſſen werde.

Reuvoll, daß der Verrath belohnt nicht werde,
Hör' ich der Habſucht Wölfe heulend keichen;
Nicht mehr verborgen will der Tiger ſchleichen,
Zeigt kühn am Tag die blutige Geberde.

D'rob zitternd will die falſche Brut verzagen,
Die Nacht iſt finſter, doch bei ſtillen Flammen,
Harret der ſtolze Adler auf den Morgen.

Der junge Löwe ſchlummert noch verborgen;
Wacht er, ſo ſtürzt des Tigers Bau zuſammen,
D'rum lodert auf, ihr Flammen, laßt es tagen!

## Gelübde.

Zu Anfang des Jahres 1809.

Es ſei mein Herz und Blut geweiht,
Dich Vaterland zu retten.
Wohlan, es gilt, du ſeiſt befreit,
Wir ſprengen deine Ketten!
Nicht fürder ſoll die arge That,
Des Fremdlings Uebermuth, Verrath
In deinem Schooß ſich betten.

Wer hält, wem frei das Herz noch ſchlägt,
Nicht feſt an deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur ſich regt,
Durch deine Waldgefilde,
So blüht der Fleiß, dem Neid zur Qual,
In deinen Städten ſonder Zahl,
Und jeder Kunſt Gebilde.

Der Deutſche Stamm iſt alt und ſtark,
Voll Hochgefühl und Glauben;
Die Treue iſt der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme ſchnauben.

Es ſchafft ein ernſter, tiefer Sinn,
Dem Herzen ſolchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

So ſpotte jeder der Gefahr,
Die Freiheit ruft uns allen;
So will's das Recht und es bleibt wahr,
Wie auch die Looſe fallen.
Ja, ſinken wir der Uebermacht,
So woll'n wir doch zur Todes Nacht
Glorreich hinüber wallen.

# Freiheit.

## 1807.

Freiheit, ſo die Flügel
Schwingt zur Felſenkluft,
Wenn um grüne Hügel
Weht des Frühlings Luft;
Sprich aus dem Geſange,
Rauſch' in deutſchem Klange,
Athme Waldes Luft!

Was mit Luſt und Beben
In die Seele bricht,
Dieß geheime Leben,
Iſt es Freiheit nicht?
Dieſe Wunderfülle,
Die in Liebeshülle
An die Sinne ſpricht?

Frei ſich regt und froher
Ahnung in der Bruſt,
Und des Waldes hoher
Geiſt wird uns bewußt.

Linde Blüthenwellen
Schlagen an und ſchwellen
Höher ſtets die Luſt.

Höher noch entzündet
Flammt der Geiſt empor,
Weſſen Herz verbündet,
Sich den Freund erkor.
Für die Freiheit ſterben
Sah man, Ruhm erwerben
Oft der Freunde Chor.

Brüderlich verbunden
Für der Ehre Wort,
Reißt in Todes Wunden
Sturm die Edlen fort.
Auf in Ruhmes Flammen
Schlägt ihr Herz zuſammen
Zu der Sonne dort.

Ach dem Vaterlande
Wird der Geiſt nie fern,
Ehrt in treuem Bande
Es als ſeinen Herrn.
Kühnen Stolzes ſchlagen
Freie Herzen, wagen
Dafür alles gern.

Wo nach altem Rechte
Fromme Sitte gilt,
Da ſind edle Mächte
Noch der Freiheit Schild.
Jeder ſtark alleine,
Stärker im Vereine,
Iſt des Ganzen Bild.

Doch die höchste Liebe
Nimmt wohl andern Lauf;
Daß ihr Eines bliebe,
Giebt sie alles auf.
Irdisch hier in Thränen
Steigt ihr sanftes Sehnen
Dann zum Licht hinauf.

Jeder mag es finden,
Wer in sich versenkt,
Wie ihn Leiden binden,
An den Himmel denkt.
Ledig aller Sorgen,
Ist der ew'ge Morgen
Seinem Geist geschenkt.

Eins sind diese dreie,
Eine Freiheit ganz;
Einer Sehnsucht Weihe,
Flicht zu Einem Kranz,
Frühlings Waldesblühen,
Heldenherzens Glühen,
Und des Himmels Glanz.

Freiheit, ja ich fühle
Deine Liebesgluth;
Du bist der Gefühle
Herz und Lebensblut!
Sprich aus dem Gesange,
Rausch' in Adlers Klange,
Athme deutschen Muth.

## Bei der Abreiſe Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Maria Louiſe,

### Erzherzogin von Oeſterreich.

### 1810.

Miſcht ſich Trauer denn in jede Luſt?
Was der fromme Kaiſer leidet,
Weil die hohe Tochter ſcheidet,
Fühlt jedwede treugeſinnte Bruſt.
Hoffnung, die mit Troſt uns weidet,
Du allein nur linderſt den Verluſt!

Hoffnung, daß der Leiden trübe Nacht
Sich in heitres Licht verkläre,
Daß des Schickſals ernſte Lehre
Milde Frucht zum Lohn der Zeit gebracht;
Friede blühend wiederkehre
Durch der Unſchuld göttlich holde Macht.

Heil der neuen Kaiſerin, der Braut!
Wünſche hört man hoch erſchallen;
Wie des Meeres Wogen wallen,
Strömt das Volk, das liebend nach Ihr ſchaut.
„Glück und Wohlfahrt, Heil“ von allen
Lippen tönt's, ein Einz'ger Segenslaut.

„Immer glänz' Ihr Aug' in heiterm Licht,
Engel ſollen Sie begleiten,
Schützend Ihr den Weg bereiten,
Daß es nie an Freude Ihr gebricht;
Ruhm auf jedem Schritt ſie leiten
Vor der Welt und Gottes Angeſicht."

„Es umſchweben ſtrahlend Sie und mild
Aus der Reihe hoher Ahnen,
Alles Ruhmes Sie zu mahnen,
Jener frommen Kaiſerinen Bild,
Die auf würd'ger Tugend Bahnen
Wandelnd, oft der Völker Schmerz geſtillt."

„Bei Ihr ſei Thereſia's Geiſt und Muth,
Die als Mutter auf dem Throne,
Nicht gefühlt den Druck der Krone,
Groß im Unglück wie im Glücke gut;
Und der Nachwelt Segen lohne,
Was Ihr Herz noch Gutes wirkt und thut."

# Der heilige Dulder.

## 1811.

Es iſt ein Kämpfer mir bekannt,
Der nie hat Blut vergoſſen;
Fromm iſt er und ein Hirt genannt,
Nur Segen kommt von ſeiner Hand
Und himmliſch Heil gefloſſen.

Dem Geier, der die Lüfte mißt,
Er hat ihm widerſtanden;
Er kennt des Tigers blut'ge Liſt,
Den Drachen, der im Abgrund iſt,
Frei wandelt er in Banden.

Hatt' ihn des Argen Trug bethört,
Verbergend ſeine Werke;
Schnell hat er ſich von dem gekehrt,
Seitdem iſt ihm die Kraft gemehrt,
Daß er die Brüder ſtärke.

Die Herrſcher ſchimmern ſonder Zahl
Mit Stolz auf ihren Thronen;
Doch faßt ſie grimme Todesqual,
Sie müſſen fort zum grauſen Mahl,
Zerbrochen ſind die Kronen.

Im Schlaf begraben liegt die Welt,
Und unten brauſ't die Hölle;
Im Himmel iſt des Hirten Zelt,
Den keine ird'ſche Feſſel hält,
Er eilt hinauf zur Stelle.

Geheiligt und verklärt ſchon hier,
Schwebt er hinauf zum Lichte;
Sein Blut weiht er, Erlöſer Dir!
Er ſieht des Himmels Liebes Zier
In göttlichem Geſichte.

Ihn hindert nicht des Feindes Hohn,
Im Glauben ſich zu gürten:
Er iſt's, des Lichtes wahrer Sohn,
Werft Herrſcher! Euch von Eurem Thron,
Zu beten vor dem Hirten.

## Geſang der Ehre.

Zu Ende 1812.

Wenn auch alle Völker wanken,
Ruh' die Erde ganz verläßt,
Alle Rechte brechend ſchwanken,
Steht die Ehre dennoch feſt;
Ewig, wie der Nordſtern milde
Strahlet durch der Nacht Gefilde.

Heil dem Mann, der darnach handelt,
Dieſen Stern im Auge hält,
Stern der Ehre, der nie wandelt,
Fiel' in Trümmern auch die Welt!
Aus dem Tode noch wird grünen
Hohe Siegesluſt dem Kühnen.

Denn es ſiegt ja doch die Ehre
Bei dem edleren Geſchlecht,
Wie das blinde Glück auch mehre
Siege ſonder Ehr' und Recht.
Ewig glänzt der Tugend Adel,
Falſcher Ruhm iſt mehr nur Tadel.

D'rum ſei jener hochgeprieſen,
Kaiſer Er mit Recht genannt,
Der des Glückes mächt'gem Rieſen
Muthig leiſtet Widerſtand,
An der Ehre Kraft noch glaubend,
Und die Zeit der Schmach entraubend.

Wohl vertraut den mächt'gen Ahnen
Er auf ſeinem Völker-Thron,
An den Ruhm der Zukunft mahnen
Ihn, des Nordens hohen Sohn,
Zeichen, ſtrahlend durch die Zeiten,
Neu die Welt uns zu bereiten.

Leuchtend ob dem Eisgefilde,
Wogen Feuer durch die Nacht,
Sühnend wird im Flammenbilde
Hier das Opfer dargebracht;
Völker fluthen im Gewimmel,
Kämpfend jauchzen ſie zum Himmel.

Möchte neu ein Reich zu gründen
Auf der Ehre feſtem Grund,
Heldenherzen zu entzünden,
Wieder Eins im alten Bund,
Hoch als Sieger Ihm gelingen,
Alle bald den Retter ſingen.

Sind der Streiche, die uns trafen,
Iſt der Schmach noch nicht genug,
Soll durch Gott uns härter ſtrafen
Noch die Geißel, die uns ſchlug;
Dennoch zu den fernſten Zeiten
Wirſt du ſchönen Glanz verbreiten;

Lichter Stern, der uns erſchienen,
Stern der Ehr' in trüber Nacht,
Der den Treuen, die ihr dienen,
Hoffnung wieder angefacht;
Stern der Ehr' aus jenem Norden,
Durch den frei die Erd einſt worden!

# Unſre Zeit.

## 1820.

Siegeslieder hört' ich ſingen
In den Gauen weit und breit;
Unſers Volkes Ruhm erklingen
In dem Spiel der Eitelkeit.
Haltet ein, bethörte Lieder!
Gottes Flammen leuchten wieder
In das dunkle Meer der Zeit.

Sind die Dolche denn Befreier,
Selbſt der eignen bangen Bruſt?
Werdet frei erſt, wahrhaft freier,
Innen Gottes Euch bewußt!
Werft vor Seiner Kraft Euch wieder,
Vor dem ew'gen Rechte nieder;
Dann genießt der Ehre Luſt!

Und Ihr andern wollt beſchwören
Durch ein künſtlich Nichts den Sturm?
Wen kann ſolch' Geweb' abwehren,
Selbſt zernagt vom Lügenwurm?
Was nicht Gott erbaut, muß fallen;
Alſo ruft die Stimm' uns allen,
Nieder ſtürzt der Babelthurm.

Fruchtet nichts mehr unſer Beten,
Schließeſt Du der Gnade Born?
Willſt die blut'ge Kelter treten,
Herr, in des Gerichtes Zorn?
Kommt der Heil'ge auf den Roſſen,
Siegreich in des Worts Geſchoſſen;
Schallt der Welt das Todeshorn?

Werfen wir an's Herz dem Vater
All die Schreckenſorge nur;
Daß Sein Licht uns dien' als Rather
Und Sein Wort zur Lebensſpur!
Es vergeh'n noch Sternentage,
Und Jahrhunderte voll Klage,
Eh' verklärt wird dieſe Flur.

Wenn dämoniſche Gewalten
Greifen an der Völker Herz;
„Wie läßt Gott ſie alſo ſchalten?"
Klagen wir dann himmelwärts.
Soll ſich neu die Welt geſtalten,
Läßt er frei das Böſe walten,
Bis das Licht entſteigt dem Schmerz.

Fluthen ſeh' ich furchtbar rauſchen
Ueber Fluthen auf uns her;
Lüg' und Mord den Scepter tauſchen,
Ein allblutig wildes Meer.
Niemand mag ſich widerſtemmen,
Keiner die Zerſtörung hemmen;
Gott allein iſt hier die Wehr.

Auf dem Meer doch haucht und lebet
Der das Licht dem Tod entreißt,
Und ob der Verweſung ſchwebet
Gottes ew'ger Lebensgeiſt.

Alſo wird ein lichter Morgen
Brechen durch der Menſchen Sorgen,
Wie der Strahl der Schrift verheißt.

Als den Mann des Todes weckte
Einſt der Heiland aus dem Graus,
Wo den Leichnam Moder deckte,
In des Grabes dunkelm Haus;
Wenn ſchon ſelbſt im Geiſt erſchüttert,
Ob des Jammers tief er zittert,
Riß er ihn ans Licht heraus.

Denn es wirkt und ſchafft allmächtig
Sein befreiend Lebenswort.
Auf zum Himmel ſtrahlt es mächtig,
Dringt bis in des Todes Ort;
Sturm und Meer ſind ihm gewärtig,
Noch im Glauben gegenwärtig,
Führt's die Fluth gebietend fort.

Halte jeder feſt den Anker,
Steige muthig nur ins Schiff;
Sicher fährt es hin ob ſchwanker
Meeresbahn und Klippenriff.
Durch die Fluthen wird ſich's ſchlagen,
Hin zum Felſen rettend tragen,
Wer voll Glauben es ergriff.

Dieſes Schiff iſt es alleine
Was nie bricht in aller Zeit;
Dieſer Felſen iſt der Eine
Feſte Grund der Ewigkeit.
Wenn ihn Morgenroth umleuchtet,
Gottes Thau den Stein befeuchtet,
Blüht er auf in Herrlichkeit.

Hier ist himmlisch Heil zugegen,
Fruchtbar grünt des Lebens Baum;
Liebesarme hält entgegen
Hier das Kreuz dem Weltenraum.
Sicher aus der Felsenwahrung
Quillt die ew'ge Liebesnahrung
Und verklärt den ird'schen Traum.

Wenn die Wurzeln dieser Pflanze
Bis zum Abgrund niederzieh'n,
Ist die Geisterwelt im Glanze
Voll von ihrer Zweige Blüh'n.
Hier auch soll sie sich ausbreiten,
Und der Wechsel aller Zeiten
Ist nur ihres Laubes Grün.

Also laßt den Kampf uns tragen,
Unser Felsen wanket nicht;
Noch der Welten Sturz beklagen,
Bis Gott ruft: „Es werde Licht!"
Laßt uns streu'n des Lichtes Samen,
„Treu und Wahrhaft" ist Sein Nahmen,
Und gerecht ist das Gericht.

Ward aus Abend dann und Morgen
Einst der neue Schöpfungstag,
Wo, was Herrliches verborgen
War, vor Gott erglänzen mag;
Wird zum Paradies die Wüste,
Kraft des Strahls, den hier begrüßte
Unsrer Liebe Flügelschlag.

VI.

# Geistliche Gedichte.

Hier iſt himmliſch Heil zugegen,
Fruchtbar grünt des Lebens Baum;
Liebesarme hält entgegen
Hier das Kreuz dem Weltenraum.
Sicher aus der Felſenwahrung
Quillt die ew'ge Liebesnahrung
Und verklärt den ird'ſchen Traum.

Wenn die Wurzeln dieſer Pflanze
Bis zum Abgrund niederzieh'n,
Iſt die Geiſterwelt im Glanze
Voll von ihrer Zweige Blüh'n.
Hier auch ſoll ſie ſich ausbreiten,
Und der Wechſel aller Zeiten
Iſt nur ihres Laubes Grün.

Alſo laßt den Kampf uns tragen,
Unſer Felſen wanket nicht;
Noch der Welten Sturz beklagen,
Bis Gott ruft: „Es werde Licht!“
Laßt uns ſtreu'n des Lichtes Samen,
„Treu und Wahrhaft“ iſt Sein Nahmen,
Und gerecht iſt das Gericht.

Ward aus Abend dann und Morgen
Einſt der neue Schöpfungstag,
Wo, was Herrliches verborgen
War, vor Gott erglänzen mag;
Wird zum Paradies die Wüſte,
Kraft des Strahls, den hier begrüßte
Unſrer Liebe Flügelſchlag.

VI.

# Geistliche Gedichte.

Es klagt im Schleier um den Gatten,
Der Söhne Trübsal, oft im Schatten
Der öden Nacht, das Witwenherz;
Ihr steh' ich hülfreich in der Nähe,
Bis zu dem Retter in der Höhe
Aufsteigen kann ihr frommer Schmerz.

Bedrückt, armselig, mühbeladen
Wandelt der Knecht auf Dornenpfaden,
Erseufzend oft dem harten Joch;
Mitleidig durch das Erdgewimmel,
Blickt freundlich doch auf ihn der Himmel,
Labt ihn am stillen Abend noch.

Auch den Beherrscher auf dem Throne
Drückt nieder seine Eisenkrone,
Er sehnt sich nach dem kühlen Grab;
Sein Herz bedrängen Unheilswogen,
Der Traum der Zeit ist schnell entflogen,
Und schlingt die Völker mit hinab.

Es lächelt noch der Sonn' entgegen,
Rückschauend auf des Lebens Wegen,
Mit sanftem heiterm Blick der Greis;
Er lächelt ob der Jugend Leiden,
Und trauert um der Menschen Freuden,
Singt still der ew'gen Liebe Preis.

Der Sünder auf dem Krankenlager,
Er schreit zu Gott, von Grame hager,
Fühlt Liebe in der wehen Brust;
Da träufelt in die wunden Glieder
Die ew'ge Gnade Balsam nieder,
Ihm naht im Tode Himmelsluft.

Wer still und fern vom Weltgewühle
Den Himmel sucht mit dem Gefühle,
Einsam versenkt in die Natur;
Dem kann ihr Schein den Geist nicht füllen,
Es kann nur Gott das Herz ihm stillen,
Im wilden Thal der ird'schen Flur.

Doch sprechen dunkler Liebe Spuren
Noch laut aus allen Creaturen,
Die Gottes Vaterhand erschuf.
Es wollen noch zusammenstimmen,
Zerrissen einsam, alle Stimmen,
In seiner Allmacht Herzensruf.

Klagend schreit auf das Thier der Wüste,
Als ob es um sein Leiden wüßte,
Von Gluth versengt und Durst entbrannt;
Und wiederhallt es aus den Klüften,
Weil Raubgeflügel in den Lüften
Herniederkrächzt vom Felsenrand.

Lechzend am Quell mit durst'gem Munde,
Den Pfeil im Herzen, kühlt die Wunde
Der Hirsch, des Waldes hohe Zier!
Weil Thränen noch dem Aug' entheben,
Entquillt der Brust das warme Leben,
Und nieder sinkt im Blut das Thier.

Die Lämmer auf des Frühlings Weide,
Hüpfen den Kindern gleich vor Freude,
Verblutend bald die kurze Lust;
Der Nachtigallen Liebesklagen
Hört man aus dunkeln Zweigen schlagen,
Sehnsüchtig girrt es aus der Brust.

Die Blumen ſehnen ſich zum Lichte,
Mit kindlich hellem Angeſichte
Breiten ſie bunt die Blätter aus;
Es ſind der Erde Sonnenblicke,
Daß ſich als Bild des Himmels ſchmücke,
Blüthenverhüllt des Grabes Haus.

Auch aus des Waldes hohen Zweigen,
Die ſich in Windes Rauſchen neigen,
Säuſelt ein tiefer Klageton;
Und in dem freien Luftgefilde
Flattern der Wolken Dunſtgebilde,
Und eilen räthſelhaft davon.

Das Silberſpiel der Felſenquelle,
Der ſanfte Lauf der Stromeswelle,
Sie rauſchen all' dem Meere zu;
Dort von der Sehnſucht hingezogen,
Brauſen in Trauer fort die Wogen,
Schlagend an's Ufer ſonder Ruh.

In Frieden glänzt des Himmels Stirne,
Und vor dem hellen Nachtgeſtirne
Muß ſchnell des Tages Gram verweh'n;
Das Herz blickt auf zum Lichtvereine,
Bald in des Mondes Zauberſcheine
Muß es in Wehmuth niedergeh'n.

Ob auch des Himmels Glanz entſiegelt,
Der Abendſtern im See ſich ſpiegelt,
Es ſchließt ſich nicht der Schmerzen Thor;
Mitleidig blickt die Nacht hernieder,
Das Meer bewegt, tönt ewig wieder,
Wehklagend brauſ't die Well' empor.

Es geht ein allgemeines Weinen,
So weit die ſtillen Sterne ſcheinen,
Durch alle Adern der Natur;
Es ringt und ſeufzt nach der Verklärung,
Entgegenſchmachtend der Gewährung,
In Liebesangſt die Creatur.

In Hoffnung ſelig ſind die Seelen,
Die noch in Schuld ſich reuend quälen,
An dem geheimen Geiſterort;
Heiß ſtrömen ihre Liebesthränen,
In Flammen haucht ſich aus ihr Sehnen,
Erharrend des Befreiers Wort.

O, könnte wer den Schleier heben,
Wo die verborgnen Mächte leben,
Würde der Abgrund aufgedeckt;
Der Menſchen Herz würd' es zerſpalten,
Die ird'ſche Bruſt könnt' es nicht halten,
Vom Blitz der Ewigkeit erſchreckt.

Oft von der Erde dunklem Tage,
Tönt hier herauf die Seelenklage
Von Allen, die ſich einſt geliebt;
Die Geiſterwelt mit ihren Schmerzen
Greift in der Menſchen irre Herzen,
Wie uns ihr Leiden mit betrübt.

Ich war von Ewigkeit begründet,
Die Krone, die mein Haupt umwindet,
Hat mir der Vater umgethan;
Den Sohn trag' ich auf meinen Händen,
Nicht mag der Sonne Glanz mich blenden,
Mein Fuß ſteht ob des Mondes Bahn.

Mich nennen Königin die Thronen,
Die in dem ew'gen Lichte wohnen,
Und Gottes süße Engelschar;
Ernst walt' ich ob des Himmels Freuden,
Doch in der Liebe sel'gen Leiden
Wird Gottes Glorie offenbar.

Hin knie ich zu des Vaters Throne,
Das Auge richtend nach dem Sohne,
Es flammt zu Gott mein flehend Herz;
Um Gnade für der Reue Kinder,
Erlösung fleht es für den Sünder,
Mitfühlend jeden Liebesschmerz.

Als ich allein vor Gott gewesen,
Da sehnte zitternd sich mein Wesen
Nach seiner Schöpfung Liebespracht.
Zu ihm geneigt in tiefer Demuth,
Empfand ich ahnend süße Wehmuth,
Besiegt von des Verlangens Macht:

Daß Gottes Herrlichkeit so klarer,
In Lebensfülle offenbarer
Durch alle Fernen würde kund;
Auf daß in des Geschöpfes Tiefe
Er Seligkeit aus Leiden schüfe,
Ihn priese aller Himmel Mund.

Als nun gestillt war mein Verlangen,
Die Glorie Gottes aufgegangen,
Die Welten herrlich aufgebaut;
Ward ich zum Mitleid auserlesen,
Der Liebe Amt, ob allen Wesen,
Hat mir der Schöpfer anvertraut.

D'rum ich in Leid und Schmerz zerfloſſen,
Fürbittend, flehend hingegoſſen,
Nehme mich meiner Kinder an;
Des Vaters Herz ſchlägt mir entgegen,
Des Sohnes Wort iſt voll zugegen,
Das Licht des Geiſtes aufgethan.

So brecht herein, ihr ſel'gen Schmerzen,
Fluthet heran zum Mutterherzen,
Mit mir in Gnade ſüß vereint.
Kommt her, ihr Schweſtern, Kinder, Brüder!
Ihr Creaturen, hoch und nieder,
Ein jedes Weſen, das da weint.

In Trauer leuchten auch die Geiſter,
Des Zeitgebildes hohe Meiſter,
Die Sieben, die am Throne ſteh'n;
Sie ändern nichts in der Bewegung,
Doch fühlen ſie des Mitleids Regung,
Wenn ſie des Weltalls Irrſal ſeh'n.

Die Cherubim im Flammenſchwerte,
Die mit dem Blitz Gott ſelbſt bewehrte,
Ob wer Sein Heiligthum entweiht;
Sie ſchau'n aus tauſend Liebesblicken,
Zitternd von ſeligem Entzücken,
Gerührt in dieſe Herrlichkeit.

Der Seraph eilt auf Windesflügeln
Des Lichtes Fülle zu entſiegeln
Weit in die Schöpfung von dem Thron;
Im Feu'r der Liebe zu verſchönen,
Naht er der Demuth, ſie zu krönen,
Und freut ſich ob des Dulders Lohn.

In Thränen möchten oft zerfließen
Die Engel, deren Schutz genießen
Der Menſch auf ſeiner Wallfahrt ſoll;
Wenn ſie die anvertraute Seele
Hinſtürzen ſeh'n in wilde Fehle,
Dann iſt ihr Sinn des Leides voll.

Glaubt ihr, daß Chriſtus nur in Wunden
Um euch den bittern Schmerz empfunden,
Als Er am Kreuz den Tod beſtritt?
Als von der Dornenkron' umſchlungen,
Das Herz vom Lanzenſtich durchdrungen,
Er für die Welt das Opfer litt?

Weit herber muß Ihn Gram durchbohren,
Wenn jene, die Sein Blut erkoren,
Ihm untreu ſind, und von Ihm geh'n;
Viel grauſer wird Sein Herz zerriſſen,
Wenn Er von gift'ger Schlange Biſſen
Verwundet muß die Seinen ſeh'n.

Das, was Er litt, kann niemand ſagen,
Nicht Menſchen und nicht Engel Klagen
Ergründen je des Sohnes Tod.
Ich, die am Herzen Ihn getragen,
Kann es allein mit Worten ſagen,
Mitſterben Seinen Liebestod.

In der zerfall'nen Pilgerhütte,
Armſelig in der Thiere Mitte,
Lag da im Glanz das Kind vor mir.
Ganz ſelig um das Neugeborne,
Pries ich den Herrn, als Hocherkorne:
„Gern opfr' ich alle Schmerzen Dir."

Bei der Verkündung Seiner Leiden
Fühlt' ich ein Schwert mein Herz durchschneiden,
Das fuhr mir ahnend in's Gebein.
Dasselbe Schwert zu sieben Mahlen,
Schlug mich mit herben Seelenqualen,
In stets erneuter Todespein.

Als ich in Oede flüchten mußte,
Verfolgt mich kaum zu retten wußte,
War Er mein Licht in dunkler Nacht.
Wir irrten einsam durch die Wüste,
Ich reicht' Ihm dar die treuen Brüste,
Mich hat Sein Auge angelacht.

Als ich den Sohn verloren wähnte,
Mich angstvoll suchend nach Ihm sehnte,
Und Ihn im Tempel wieder fand;
Da fühlt' im bangen Mutterherzen,
Verlassen, öd' ich tief die Schmerzen,
Bis Er in Schönheit bei mir stand.

Als nun der Feind Ihn aufgefunden,
Der Scherg' Ihn führte hart gebunden,
Ihn fort aus Seinem Garten riß;
Klagt' mitgefangen meine Seele,
In ihrer ird'schen Kerkerhöhle,
Daß man den Heiland ihr entriß.

Jetzt bei dem großen Opferwerke,
Gab Er mir selbst in's Herz die Stärke,
Daß ich den Anblick duldend trug;
Als Er voll Wunden und zerschlagen,
Auf Golgatha die Schmach getragen,
Wo man an's bitt're Holz Ihn schlug.

Ich ſah, auf jenem Berg geſtanden,
Des Menſchen Sohn in Blut und Banden,
Am Kreuz gen Himmel ausgeſtreckt;
Der heil'ge Vorhang war zerſpalten,
Dem Grab' entſtiegen Nachtgeſtalten,
Die Erde zittert' tief erſchreckt.

Der Geiſter Schar verſtummend bebte,
Weil finſtre Nacht hernieder ſchwebte,
Als ſollt' der Welten Ball vergeh'n.
Es lag auf meinem Schooß geſtorben,
Der mir die Glorie hat erworben,
Todt mußt' ich den Geſalbten ſeh'n.

Als nun den heil'gen Leib mit Klagen
In Balſam wir zu Grab getragen,
Verſchloſſen in den Stein gelegt;
Da ſprengt das ew'ge Wort die Banden,
Der Herr der Welt iſt auferſtanden,
Den meine Liebe ewig trägt.

Auf Seiner Allmacht Thron erhoben,
Blickt Er noch von der Glorie oben,
Mitleidig in der Erde Thal;
Dem ew'gen Aug' entgehet Keiner,
Iſt wo des Heils bedürftig Einer,
Giebt Er ſich hin zum zweiten Mahl.

Sieht Er die Seinen irr, bekümmert,
Der ew'gen Liebe Bau zertrümmert,
Verſpottet Seines Todes Werth;
Da bluten wieder Seine Wunden,
Von neuem ſteht Er ſich gebunden,
Und mich trifft ſiebenfach das Schwert.

Wie ſich am Himmel Wolken thürmen,
Aus denen dunkle Flammen ſtürmen,
Zerſtörung blitzend weit und breit;
Erhebt ſich oft den Erdgeſchlechten,
Den Sieg der Zukunft zu erfechten,
Verworren unheilſchwangre Zeit.

Da ſtreckt hernieder mit Erbarmen
Des Sohnes Hand ſich zu den Armen,
Daß ſie erſtarkt der Gnade Geiſt;
Es blüht das Paradies zum Lohne,
Auf jeden harrt die Siegerkrone,
Der treu und wahrhaft ſich beweiſ't.

O Volk! zu großem Werk geboren,
Das Gott zum Kampf hat auserkoren,
In Seiner Liebe furchtbar'n Rath;
Die Hoffnung ſollſt du treu bewahren,
Den Glauben herrlich offenbaren,
Ein Fels der Lieb' in Wort und That.

Die Zwei, die lange todt gelegen,
Beginnen göttlich ſich zu regen,
Des Vaters Wort und die Natur;
Die Stund' iſt da, das Werk zu gründen,
Laßt euch von Gottes Geiſt entzünden,
Herzmuthig folgt der lichten Spur.

Der hohen Offenbarung Boten,
Vom Schooß des ew'gen Lichts entboten
Eilen die Zeugen ſchnell heran;
Das ew'ge Wort in neuer Stärke,
Des Geiſtes lichte Wunderwerke,
Künd'gen die letzte Zeit euch an.

So kommt herein von allen Seiten,
Dem Tag des Herrn euch zu bereiten,
Eh' ſich das Thor auf ewig ſchließt;
Von dem Altare ſtrahlt das Hoffen,
Noch ſteh'n des Tempels Hallen offen,
Wo ſich der Gnadenquell erſchließt.

Soll ich denn immer um euch weinen,
Ruft Er vergebens ſtets den Seinen,
Und ſtrömt' umſonſt Sein heilig Blut?
O, möchtet ihr das Licht erfaſſen,
Und von der nicht'gen Täuſchung laſſen,
Endlich entflammt in Gottes Muth.

Eilt nur hinaus auf allen Wegen,
Es naht des Himmels voller Segen,
Er, der Gerechte, lichtumkrönt
Aus dunkeln Wolken ſtrömt Er nieder,
Bis nach dem letzten Siege wieder
Der Auserwählten Lied ertönt.

O, daß zergingen alle Ketten,
Könnte mein Flehen Alle retten,
Und bliebe Keiner ewig blind;
Daß bald der Eine Hirt die Seinen
Zu einer Herde mag vereinen,
Die noch in Schuld verworren ſind.

Es folgt der dunkeln Nacht die Sonne,
Dem Tages Kampf die Sabbath-Wonne,
Und macht die Glorie offenbar.
O, möcht' erſt im Triumph ertönen,
Der Siegsgeſang in neuen Tönen,
Geſungen von der Sel'gen Schar.

Da herrſcht das Licht und Recht in Wahrheit,
Wenn in des neuen Himmels Klarheit
Neu ſich verklärt die Erde hat.
Von Gott wird dann hernieder fahren,
Im lichten Schmuck ſich offenbaren,
Wie eine Braut die heil'ge Stadt.

Jeruſalem im Strahlenkranze,
Sie leuchtet im kryſtallnen Glanze
Mit zwölffach offnem Gnadenthor;
Kein Schwert mag dieſe Burg verſehren,
Weil lichte Mauern ſie umwehren,
In Frieden wallt der Sel'gen Chor.

Da ſtrömt am Stuhl von heil'ger Stelle
Des neuen Paradieſes Quelle,
Wo jeder ewig Labſal trinkt;
Geſtillt wird jegliches Verlangen,
Wenn Er kommt, Der es angefangen,
Und Der auch die Vollendung bringt.

Das hat der Tempel ſchon verkündet,
Den Salomo einſt hat gegründet,
Der Weisheit Bau im Bild' umfaßt;
Zum Himmel hat er ſich erweitet,
Strahlend auf Erden ausgebreitet
Für Alle, ſo die Gnad' erfaßt.

So wird die Kirche triumphirend,
Im Glanz der Sterne Bau vollführend,
Vor Gott in Demuth leuchtend ſteh'n.
Das iſt mein Schmuck und meine Würde,
Das da verklärt, vereinigt würde,
Wen je berührt mein Liebesfleh'n.

Wie eine Roſe blüht in Freude,
Leuchtet umſtirnt das Weltgebäude,
Die Morgenröth' iſt aufgethan;
Verſöhnt ſind des Verlangens Schmerzen,
Und Seligkeit dringt mir zum Herzen,
Die keine Zunge ſagen kann.

Noch weint die Braut, und ruft vergebens
Nach Ihm, dem vollen Quell des Lebens,
Der herrlicher ſich ſtets enthüllt;
Zu Ihm ſehnt ſich die Seele klagend,
Bis Er die Arme um ſie ſchlagend,
Sie ganz mit Seiner Wonn' erfüllt.

Noch deckt ein trüber Witwenſchleier
Der künftigen Vollendung Feier,
Und Trauer hüllt die Schöpfung ein;
Bis einſt der Schleier wird gehoben,
Muß ewig Klaggeſang erhoben
Von allem, was da athmet, ſein.

# Heilige Sehnſucht.

(Nach dem Lateiniſchen).

Es flog in Eil vorbei der Räuber Adler,
Und ſchoß hinunter in das Todesmeer.
Die ſtrengen Wächter ſind der Frechheit Tadler,
Getreu bewacht der Hund den rechten Adler;
Die Schlange ziſcht von unten Gift uns her.

Wohl dunkle Nacht bedeckt die Welt in Klagen,
Die Erd' erbebt im erſten Morgenweh'n.
O, möchte endlich doch die Sonne tagen,
Und hoch der Sieger auf dem Sternenwagen,
Im Glanz das Kreuz am lichten Himmel ſteh'n!

Laß durch die Schöpfung deine Flammen ſchießen,
O Morgenſtern! im Glanze des Gerichts;
Daß Ströme Lichts vom Himmel niederfließen,
So wie ein Rieſ' im Lauf, ſich zu ergießen:
Erlöſ' uns von dem kalten, öden Nichts.

VII.

# Gedichte aus dem Indiſchen.

# Vorwort.

Dieſe Bruchſtücke indiſcher Dichtkunſt ſind zuerſt im Jahre 1808 als Anhang zu dem Werke über die Sprache und Weisheit der Indier*) erſchienen, um eine lebendige Beiſpielſammlung jener alten Poeſie aus dem Lande der Urwelt zu geben und einige Stücke desſelben vorzüglich auch um als Belege zu der Abhandlung über die indiſche Philoſophie zu dienen. Dieſem Zwecke können ſie jetzt, nachdem ein ſolcher Reichthum indiſcher Quellen aller Art in den letzten Jahren für die Forſcher zugänglich geworden und ſchon vielfältig bearbeitet iſt, nicht mehr in dem gleichen Maaße entſprechen. Dagegen mögen ſie wohl ihren dichteriſchen Werth auch jetzt und noch ferner behaupten; und was die Uebertragung und manche weſentliche Unvollkommenheit derſelben betrifft, ſo werden ſie als erſte Verſuche ſolcher Nachbildung bei den Meiſtern der indiſchen Forſchung und der metriſchen Kunſt oder poetiſchen Ueberſetzung leicht Nachſicht finden, und wird man ihnen ſelbſt geſchichtlich ihre beſcheidne Stelle, als erſten Anfang eines ſo ſchweren Beginnens wohl gönnen, auch nach den ungleich höheren Fortſchritten, die ſeitdem zu dem gleichen Ziele geſchehen ſind. Daher ſie denn auch lieber hier, als Vorübungen in der Kunſt der neuen Poeſie, mit den übrigen poetiſchen Bruchſtücken und jugendlichen Dichter-Andenken dieſer Sammlung derſelben einverleibt werden mögen.

* * *

Aus der früheren Einleitung laſſen wir nun einige Bemerkungen über die Handſchriften folgen, nach denen die Ueberſetzung

*) Siehe VIII. Band, S. 271.

Sylbe zwei kurze geſetzt werden dürfen, glaube ich wohl in dem Gitagovinda des Jayadeva bemerkt zu haben, wo ſtatt des Daktyls —∪∪ auch vier kurze Sylben ∪∪∪∪ gebraucht werden. In demjenigen Sylbenmaaße aber, worin die nachſtehenden Bruchſtücke, wie die meiſten alten Werke der Indier abgefaßt ſind, findet dieſe Freiheit nicht Statt, ſondern die Sylbenzahl wird ſtreng beobachtet. Es beſtehen dieſe Schlöcken oder indiſchen Diſtichen, aus zwei ſechzehnſylbigen Verſen, deren jeder in der Mitte einen Abſchnitt hat, ſo daß das ganze Diſtichon aus vier gleichen achtſylbigen Gliedern, oder Füßen nach der indiſchen Benennung beſteht. Dieſe ſechzehnſylbigen Verſe oder zwei Hälften des indiſchen Diſtichons haben alle einen jambiſchen Ausgang ∪—∪—, ſeltner ∪—∪∪; wegen der überall durchgehenden Freiheit der letzten Schlußſylbe. Der erſte und dritte achtſylbige Fuß des Schlöka endet in der Regel mit einem Antiſpaſt, ſ. A. W. v. Schlegel's indiſche Bibliothek, 1ter Band, S. 36 — 40; nur daß auch hier die letzte Sylbe frei iſt. Als ſeltnere Ausnahme werden an dieſer Stelle, ſtatt des Antiſpaſt, auch der vierte Paeon, der Choriambus und der Diſpondeus gefunden, wovon Koſegarten in der Vorrede zum Nala, S. XIV., einige Beiſpiele anführt. Dieſer vorwaltend regelmäßige Gebrauch des Antiſpaſt an den angegebenen Stellen iſt, in den nachſtehenden erſten Verſuchen indiſcher Ueberſetzung, bei weitem nicht ſtreng genug beachtet worden. Für die vier erſten Sylben aller vier achtſylbigen Füße des indiſchen Diſtichons können alle metriſche Stellungen ohne Unterſchied, Choriamben, Dichoreen, Jonici, Epitriten, nach Belieben genommen werden. Das Schema des indiſchen Schlöka iſt alſo in metriſcher Hinſicht und nach der Sylbenzahl genau folgendes:

∪ ∪ ∪ ∪ | ∪— —∪ | ∪ ∪ ∪ ∪ | ∪—∪∪ |
∪ ∪ ∪ ∪ | ∪— —∪ | ∪ ∪ ∪ ∪ | ∪—∪∪ |

und um wenigſtens ein metriſch vollkommenes Beiſpiel des indiſchen Verſes, als Urbild wohllautender Richtigkeit aufzuſtellen, wähle ich den auch hiſtoriſch ſo merkwürdigen Spruch der Verfolgung eines indiſchen Königs gegen die Buddhiſten, aus A. W. Schlegel's indiſcher Bibliothek, S. 419.

„Von der Brück' an die Schneeberg' hin, wer die Buddha's, so Greis als Kind,
„Nicht erwürgt, soll erwürgt werden!" — rief der Fürst seinen Dienern zu.

Ich kann bei dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Meister der indischen Forschung und Dichtkunst in unserer Sprache, sich nicht durch die geflügelte Anmuth des leichteren griechischen Hexameter möchten von dem ehrwürdigen Alterthume und gewichtigen Gange des indischen Versmaaßes abwendig machen lassen. Das auf vier großen Füßen erhaben einherschreitende indische Distichon, gleicht dem Riesengange des mächtigen Elephanten, und ist mit der gesammten indischen Gedanken-Structur wesentlich vereinbart und innig verwandt. Die geflügelte Eil des griechischen Hexameter dagegen ist wohl dem Wettlauf edler Rosse auf der Rennbahn des Sieges vergleichbar, für diesen einfach großen Schritt und Geist der Urwelt aber viel zu leicht und nicht mehr angemessen.

In diesem hier angegebnen, obwohl in der erwähnten Hinsicht nicht immer genau beobachteten Sylbenmaaße des Schlōka, oder indischen Distichons, sind alle nachfolgenden Bruchstücke gedichtet. Nur als seltne Ausnahme kommen zwischen jenen sechzehnsylbigen Versen einige längere vor, meistens um einen höhern lyrischen Schwung zu bezeichnen; auch diese sind in Distichen. In denen, die aus vier zwölfsylbigen Gliedern oder Füßen bestehen, ist das hier beobachtete meistens dieses: ∪—∪——∪∪—∪—∪—. In denen, welche aus vier eilfsylbigen Gliedern bestehen, dagegen wie nachstehend: ∪—∪——∪∪—∪—∪. Ich habe dabei wohl noch manche Abweichungen und Verschiedenheiten bemerkt; ich hatte der Verse dieser Art indessen bei weitem nicht genug vor mir, um alle Verschiedenheiten des Schema's daraus abnehmen zu können.

Ich glaubte, es würde dem Leser angenehm sein, einen Versuch zu sehen, in wiefern die Bildsamkeit unsrer Sprache, die mit der griechischen so glücklich wetteifern konnte, sich auch dem Gange der ehrwürdigen alten indischen Sprache anzuschmiegen vermöchte. Es versteht sich aber wohl von selbst, daß ein erster Versuch der Art nicht auf die Vollkommenheit Anspruch machen kann, die es vielleicht in

der Folge zu erreichen möglich sein wird, wenn wir das metrische System der Indier aus einem prosodischen Werke seinem ganzen Umfange nach kennen werden; wo sich denn auch die Frage wird entscheiden lassen, in wiefern es bei der Uebersetzung möglich sei, auch auf die dreifache Geltung der Sylben im Indischen, s. Manu's Gesetzbuch, II., 125., Rücksicht zu nehmen.

Noch bemerke ich, daß, wo der Inhalt lehrend ist, wie in Manu's Gesetzbuch oder im Bhagavatgita, jedes Distichon zugleich einen periodischen Abschnitt bildet; in den epischen Stücken aber aus dem Rämäyan und aus der Geschichte der Shakuntala geht der Sinn oft aus einem Distichon in das andre hinüber.

Der Anfang des Rämäyan erschien in der frühern Ausgabe hier zum erstenmal übersetzt; daher habe ich selbst von der einleitenden Anrufung nichts weglassen wollen. Wo die Lesart oder die Auslegung mir zweifelhaft war, habe ich es in den Noten bemerkt.

Aus dem Gesetzbuche Manu's und dem Bhagavatgita, die durch Jones und Wilkins schon bekannt sind, habe ich aus ersterm alles zusammengestellt, was die Kosmogonie betrifft; aus dem andern aber mehrere der merkwürdigsten Stellen ausgewählt, welche die Lehre von der Einheit, als den Inhalt, Zweck und Geist des ganzen Werkes, darstellen und entwickeln.

Die Stücke aus der Geschichte der Shakuntala können als ein Beispiel der ältern indischen Poesie dienen, wenn man die verschiedene Behandlungsart der schönen Geschichte in dem alten Heldengedichte und dem lieblichen Drama des Kalidas gegen einander hält.

In dieser gegenwärtigen Ausgabe ist im Einzelnen für den dichterischen Ausdruck oder nach dem metrischen Gesetz hier und da einiges verbessert und auch der Sinn an mehreren Stellen berichtigt worden. Eine gänzliche Umarbeitung dieser ersten indischen Versuche konnte indeß nicht in meiner Absicht liegen; da ich ohnehin mit Ausnahme des Bhagavatgita, die neu gedruckten Ausgaben für diesen Zweck nicht benutzen konnte, sondern nur den handschriftlichen Text dabei vor mir hatte, der in einigen schwierigen Stellen manches zu wünschen übrig läßt.

# I.

## Anfang des Ramayan.

Dieſes Buch fängt an, wie alle alten indiſchen Werke, die wir bis jetzt kennen; mit einer Geſchichte oder Dichtung von der Entſtehung des Werkes ſelbſt und von dem Verfaſſer desſelben. Der Seher Valmiki, dem der Rāmāyan zugeſchrieben wird, iſt eben ſo wohl als Manu und Vyaſa, eine zum Theil mythiſche Perſon.

Dieſe Einleitung enthält die Erzählung, wie der Sehergott Nārada dem Valmiki die hohe Tugend und die Thaten des noch lebenden Rāma bekannt macht. Erfüllt von dieſem Gegenſtande, erfindet Valmiki, durch einen andern Zufall veranlaßt, die Verskunſt; darauf erſcheint ihm Brahma in ſeiner Einſiedlerhütte, beſtätigt ihn in ſeinem Entſchluß und ermuntert ihn, den Rāma zu beſingen, indem er ihm die hohe Vollkommenheit und die ewige Dauer ſeines Gedichts weiſſagend entdeckt.

Es geht dieſer Erzählung noch eine kurze einleitende Anrufung voran; zuerſt an den Helden, ſodann an den Dichter und ſein geheiligtes Werk, an den wunderbaren Waffenbruder des Helden, einen mit Verſtand begabten Waldmenſchen oder Affenfürſten, und wieder an den Dichter.

## Segen und Heil!

### Dem göttlichen Rama Preis!

Ein Sieger iſt des Stamms von Raghu Zier, [1]) Kauſalya's herzensgeliebteſtes Kind, Rama,
Der dem Daſhavadana den Tod gab, Daſharaths lotosgeaugter Sohn.

Dem Fürſten Heil der Einſiedler, jenem Büßer in ſel'gem Glanz,
Aller Weisheit Beſitzherren, ihm, Valmiki dem Seher, Heil!
Sie, die ſtets Rama Rama ſingt, Süßes mit ſüßem Klange ſagt,
Geſchwungen auf des Dichters Zweig, grüß' ich Valmiki's Nachtigall!
Wer dieſes Einſiedlerlöwen, der im Haine der Dichtkunſt wohnt,
Valmiki's Lied von Rama hört, wohl erreicht der das höchſte Glück.
Valmiki's Bergen entſprungen, hin ſich ſtürzend in Rama's Meer
Verherrlicht herrlich das Weltall des Ramayans gewalt'ger Strom;
Welches von Flecken ganz rein iſt, auch an Bächen und Blumen reich,
Heil dem, der es hervorbrachte, des Ramayans erhabnes Lied!
Wer immer trinkt, ſo lang er lebt, des Ramayanas Göttertrank,
Nimmer ſatt, der ſei gegrüßt mir, als frommer Weiſer, rein von Schuld!

---

[1]) Rāma, Sohn der Kauſalya von dem Daſharath, aus dem Geſchlecht der Sonnenkinder. Der Getödtete iſt der von Rāma beſiegte Rieſenkönig Ravan; Daſhavadana, der Zehnmaulichte, iſt einer von dem Beinahmen desſelben; ſo wie Daſhaſya, der Zehnköpfichte, oder Daſchanana, der zehn Geſichter hat.

Den Held in Demuth erzogen, [1]) ihn, der Janaki's [2]) Schmerz vertilgt,
Den Affenfürſt, [3]) deß Blick tödtet, grüß' ich, der Lanka Schrecken gab!

---

Siegreich iſt des Stamms von Bhrigu [4]) Zier, der Dichter Erſter und Fürſt der Prieſter, Valmiki,
Der in reizende Verſe gebunden, bildete des Ramayana's Werk hier;
Wo aller Pflichten Lehre, wo zu leſen Heldenfreundſchaft, wo vollſtändig ganz des Lehrers Amt.
Wo was Valmiki, der herrlichen Dichter herrlichſter, in dem Ramayans Lied redete; welches Schöne iſt da nicht? [5])

Sprache und Styl iſt in der vorſtehenden Anrufung merklich jünger als in dem übrigen Werke. In dem nun folgenden Stück aber iſt kein bedeutender Unterſchied in dieſer Rückſicht von der Sprache im Mahābhārat oder den Puranas wahrzunehmen, obwohl die Ueberlieferung dem Valmiki ein ungleich höheres Alter beilegt als dem Vyaſa.

### Narada's Rede.

Der Inhalt iſt folgender: Valmiki fragt den Nārada, wo

---

[1]) Anſpielung auf die Verbannung des Rama.

[2]) Janaki, d. i. die Tochter des Janaka, Sita, Rama's geliebte Gemahlin.

[3]) Hanuman, der Kampfgenoſſe des gleich dem Bacchus von halbthieriſchen Naturen wunderbar umgebenen Rama. Die Abbildung desſelben findet ſich in den mythologiſchen Werken.

[4]) Bhrigu, einer der zehn großen Riſhis oder heiligen Altväter und Weiſen der Urwelt, wird hier als Stammvater des Dichters Valmiki genannt.

[5]) In den letzten Verſen, ſo wie in dem erſten Diſtichon dieſer Anrufung folgte ich dem rhythmiſchen Gange der Urſchrift, ſo gut als es möglich war, da das Schema mir weiter nicht vorgekommen iſt, einiges auch ganz unregelmäßig ſcheint.

ein vollkommner Held zu finden ſei. Närada nennt den Rama als einen ſolchen und ergießt ſich in ſein Lob.

---

In Andacht Forſchens ſich freuend, kam, der fromm alle Kund' umfaßt,
Den Narada [1]) zu befragen, Valmiki hoher Seher Fürſt.
**Valmiki ſpricht.**
Wer verdient in der Welt Lob hier, in den Tugenden allen groß,
So die Pflicht wie die That kennend, wahr in Worten, im 4.
Glauben feſt?
Er ſelbſt in Tugend hoch wandelnd, allen Weſen befreundet wer?
Der beredt und zugleich thatvoll, wer der lieblichſte auch zu ſeh'n?
Ob des Zorns Macht in ſich ſiegend, würdereich wer und achtbar ſtets,
Daß der Glanz ſolchen Sohns ſtrahlend ſelbſt die Göttin 8.
verherrlichte?
Wer hat groß Heldenkraft funden, drei Welten [2]) gar zur Rettung gut;
Wer der Gutes den Völkern thut, der tugendhaften Zuflucht wer?
Und die allſchön, wem naht Lakſhmi [3]) unter den Menſchen ſie allein,
Der dem im Feuer, Luft, Sonne waltenden Gott Upentra [4]) 12.
gleicht? —

---

[1]) Närada, ein Sohn des Brahma, einer der zehn weiſen Altväter, und Erfinder der Vina, oder der indiſchen Leier.

[2]) Drei Welten giebt es nach der indiſchen Lehre; eine der Wahrheit, eine des Glanzes oder des Scheins, und eine der Finſterniß.

[3]) Lakſhmi, die ſchönſte, lieblichſte, ſeligſte der Göttinen; ſonſt auch Sri genannt, Gemahlin des Viſhnu.

[4]) Upentra, nach dem Amaracaſcha, ein Beinahme des Viſhnu. Es waren nach der Handſchrift in der Mitte dieſes Verſes zwei Sylben unleſerlich. Ich habe nach der Wahrſcheinlichkeit überſetzt, daß die erſte Hälfte des Verſes noch ein Prädikat von Upentra bildet.

Solches begehr' ich zu hören in Wahrheit, Narada von Dir!
Gott und Weiser, wohl kannſt Du ja ſelbſt belehren den kund'gen Mann.
Als dieß, der kennt die drei Zeiten, Narada hört, Valmiki's Wort,
„Merk' auf!" alſo ihn anrufend, ſpricht er dann zu dem Heiligen: 16.

Narada.

O wohl ſchwer mag man die finden, die Dein Lob preiſt, die Tugend all;
Einmahl auf dieſer Erdwelt hier wird Vollkommenheit ſchwer erlangt.
Seh' ich doch ſelbſt bei den Göttern keinen, der ſolches Ziel erreicht;
Hör' denn, wer ſolcher Tugend voll, wie ein Mond vor den 20. Menſchen ſtrahlt!
Ikſhvaku's *) Stamm hat ihn gezeugt, Rama heißt er, der Tugend übt;
Mit jenen und noch weit größern Gaben begabt, der herrlich glänzt.
In ſich ſelbſt herrſchend, großmüthig, würdevoll, ſtrahlenreich und ſtark,
Weisheitsvoll, und der Pflicht folgend, ſiegreich, der jeden 24. Feind bezwingt.
Der großgliedrig und ſtarkarmicht mächtig ſiegend in Todesſchlacht.
In mächt'ger Kraft und ſtarkmuthig, heldenſinnig *) den Feind bezwang.
Deß Arm zum Knie hängt, hoch von Haupt; er, der ſtark, wahrer Tugend reich,

*) Ikſhvaku, einer der königlichen Ahnherren des Stamms der Sonnenkinder; Sohn des Vivaſvan, der ein Sohn des Surya, des Sonnengottes iſt.

*) Weil der handſchriftliche Text hier in einigen Sylben ſchwierig zu leſen und ungewiß war, iſt die Ueberſetzung unbeſtimmt gehalten worden.

Gleichmüthig, ſchöngegliedert iſt, herrlicher Farb' und würdevoll,
Deß Auge groß, von mächt'ger Bruſt, Günſtling des Glücks und ſchön zu ſeh'n,
Wohl das Recht kennend, wahr ſtrebend, ſeines Zorns Meiſter, Herr des Sinns.
Der Weisheit tiefgedacht beſitzt, rein, mit Heldengewalt begabt,
Schutz und Retter des Weltenalls, Gründer, Erhalter auch des Rechts;
Alle Glieder der Schrift [1]) wiſſend, aller Bücher wohl kundig auch,
Aller Schrift Deutung grundgelehrt, tugendreich, der im Glanze ſtrahlt;
Allen Menſchen beliebt, bieder, von Geiſt heiter und hochgelehrt,
Stets die Guten ſich nach ziehend, wie zum Meer eilt der Ströme Lauf.
Er der wahr, gleich und gleichmüthig, der einzig und hold von Anſeh'n iſt,
Rama ſtehend am Tugendziel, Kauſalya's Lieb' und hohe Luſt;
Freigebig wie das Weltmeer iſt, ſtandhaft gleich wie der Himavan, [2])
Viſhnu'n an Heldenkraft ähnlich, ſtandhaft ſo wie der Berge Herr; [3])
Zornflammend wie das Weltfeuer und im Dulden der Erde gleich,
Spendend gleich wie der Reichthumsgott, Zuflucht deſſen was wahr und recht.

[1]) Alle Theile oder Glieder des Veda.
[2]) Die indiſchen Alpen im Norden.
[3]) Beinahme des Siva.

Ehe wir den Narada, der nun zur Geſchichte Rama's übergeht, weiter anhören, wollen wir erſt in Kurzem erwähnen, was dem Zeitpunkt, wo Narada's Erzählung anhebt, voranging.

Rama's Erſcheinung wird nach der indiſchen Sage als die ſiebente Menſchwerdung des Viſhnu betrachtet. Sie ward durch die Klagen veranlaßt, welche vor den Brahma kamen, über die Unthaten des Rieſen Ravana, Königs zu Lanka und ſeiner Genoſſen, welche ſogar den Indra bekriegten. Um ihn zu bekämpfen, entſchließt ſich Viſhnu, menſchliche Geſtalt anzunehmen, als Sohn des Daſharatha, Königs von Ayodhya.

Daſharatha hat von drei Gemahlinen vier Söhne; von der Kauſalya den Rama, von der Koika den Bharata und von einer dritten, deren Nahmen verſchiedentlich angegeben wird, noch den Lakſhmana, den Freund und Begleiter des Rama, und einen vierten, der Bharats Begleiter war. Daſharath will den erſtgebornen Rama feierlich zum Erben erklären und einſetzen. Aber Koika, die ihrem Gemahl große Dienſte erzeigt hatte, benutzt ſein ihr deshalb gegebenes Verſprechen, jede Bitte zu erfüllen, die ſie an ihn thun würde. Sie begehrt, daß Rama auf zwölf Jahre verbannt, Bharat aber an ſeiner Stelle zum Erben erklärt werde.

Hier beginnt Narada's Erzählung, die zugleich eine gedrängte Inhaltsanzeige des ganzen Gedichts iſt. Damit die Menge der Nahmen und in engen Raum zuſammengehäuften hiſtoriſchen Anſpielungen die Aufmerkſamkeit nicht zu ſehr verwirren, ſetzen wir den Hauptfaden der Geſchichte voran, mit Weglaſſung aller Nebenumſtände.

Rama geht in den Wald, wohin ihm ſein treuer Bruder Lakſhmana und ſeine geliebte Sita folgen. Der alte Daſharatha ſtirbt vor Gram; nach ſeinem Tode wird Bharata der einmahl gemachten Anordnung des Vaters gemäß zum Königthum berufen. Er will es aber nicht annehmen, ſondern geht in den Wald zu Rama und bietet dieſem das Reich an. Rama verweigert es und bewegt den Bharat zurückzukehren, der dann die Regierung antritt und zu Nandigrama ſeinen Hof hält.

Rama irrt ferner in der Wildniß umher und fängt nun an, die Rieſen zu bekämpfen, wozu ihm Indra's Waffen verliehen wer-

den. Er tödtet viele derſelben; Ravana, der Rieſenkönig zu Lanka, geräth darüber in Zorn und ſinnt auf Rache. Durch Liſt entführt er die ſchöne Sita, Rama's Geliebte; wobei er den wunderbaren Geier, den Wächter in Rama's Behauſung, tödtet. Als Rama den Leichnam desſelben beſtattet und verbrennt, läßt ſich eine weiſſagende Stimme aus der Flamme vernehmen, welche dem Rama andeutet, was er nun ferner zu thun habe.

Er verbündet ſich jetzt mit den beiden wunderbaren Waldmenſchen oder Affenhelden, Hanuman und Sugriva. Er tödtet, durch Sugriva's Rath unterſtützt, einen der furchtbarſten unter den Feinden, den mächtigen Bali. Hanuman ſchwimmt durch's Meer nach der Inſel Lanka, befreit Sita, tödtet viele Rieſen und verbrennt die Stadt Lanka. Dann geht er zum Rama und bringt ihm die frohe Botſchaft. Rama geht an den Strand des Meeres; Samudra, d. i. der Oceanus giebt ihm ſelbſt die Mittel an, die bekannte wunderbare Brücke nach der Inſel Lanka über's Meer zu ſchlagen. Er tödtet den Ravana und findet ſeine geliebte Sita wieder, hegt aber ein Mißtrauen, ob ſie ihm auch die Treue bewahrt habe. Sita beweist ihre Unſchuld durch die Feuerprobe. Alle Götter ſind hoch erfreut darob, und er eilt nun nach Nandigrama, wo die Brüder dann vereinigt herrſchen, und ferner in Freude und Herrlichkeit leben.

Es folgt eine kurze Schilderung von der goldenen Zeit, welche die Menſchen unter Rama's Herrſchaft jetzt verleben, und eine Weiſſagung, wie lange dieſelbe noch dauern wird.

Was die vielen andern Nahmen von Helden betrifft, die außerdem noch in der Erzählung vorkommen, ſo begnüge man ſich zu wiſſen, ob es Freunde und Bundsgenoſſen des Rama, oder Gegner und Feinde desſelben ſind, welches allemahl aus dem Zuſammenhange klar iſt. [10])

[10]) Ich habe überhaupt dieſe Blätter nicht durch Erklärung ſolcher Nahmen und Dinge anſchwellen wollen, die ſchon in andern Büchern erklärt worden ſind. Diejenigen, welchen die indiſche Literatur und Mythologie noch fremd iſt, können in mehreren bekannten Büchern der Art leicht das Nöthige darüber finden.

Narada fährt alſo in ſeiner Rede fort:

Nun dieſen tugendbegabten, Rama, den wahrhaft wandelnden
Trefflichen Erſtgeborenen, Daſharatha's geliebten Sohn,
Seines Volks Hochbegünſtigten durch angeborner Anmuth Kraft,
Wollt' als des Reiches Erbherren erhöh'n der herrlich Strahlende.
Doch dieſer Weihe Feſt ſehend, bat die dem Koiki-Stamm entſproß,
Erſter Bitte Geſchenk nutzend, dieſe Bitte vom Könige:
Daß Rama gleich verbannt werde, Bharata dann erhoben ſei.
Der König um des Worts Wahrheit, von des Rechts Banden feſt umſtrickt,
Verbannt den Seinen ſelbſt Rama, Daſharath den geliebten Sohn.

Jener ging nun, der Held, waldwärts, die Gelobung erfüllend gleich,
All des Vaters Befehlsworte, wie es der Koika Haß bewirkt.
Nach wandert da dem Fluchtwandrer Lakſhmana, eilend hin zu ihm,
Aus Liebe, der beſcheidnen Sinns wohl ein Freund, Freudengeber war;
Bruder war er des Bruders Luſt, bewährend edlen Bruderbund.
Auch das geliebte Weib Rama's, ſtets geachtet dem Leben gleich,
Die von Janaka's Geſchlecht ſtammt, Maya [11]) der Göttin gleich an Werth;
Jeglicher Zierde reichbegabt, der Frau'n Erſte an frommem Sinn,
Schön und jugendlich ſie blühend, ſittſam wandelnd der Pflicht gemäß;
Sita auch war gefolgt Rama'n, wie Rohini's Geſtirn [12]) dem Mond.

[11]) Die göttliche Täuſchung, woraus die Welt der Erſcheinung entſpringt. Man könnte es auch ohne Perſonification geben: „einer Göttererſcheinung gleich."

[12]) Eine weibliche Sterngöttin, die der Mond liebt, in deſſen Nähe ſie immer weilt.

Ihn begleitet des Volks Menge, auch Daſharath der Vater weit;
Bei Sringaver am Rand Ganga's trennt er von ſeinem Sohne ſich.

Zu Guha geht der gerechte, Niſhadha's [13]) werthem Könige. 64.
Mit Guha nun vereint Rama, mit Lakſhmana, mit Sita auch,
Nach Ganga's Lauf, in Freud' allſtets, hin zum Walde da wandern ſie.
So von Walde zu Wald fahrend, den Strom durchſchreitend mächt'ger Fluth

Bharadvaja's [14]) Geheiß folgend, geh'n ſie auf Chittrakuda's 68.
Berg.
Frohe Sitze hier gleich machend Lakſhmana der frohſinnige,
Wohnt da mit Sita zugleich dann Rama, der hochgeliebte Mann;
Göttlich nach Art der Gandharven [15]) ſiedeln die nun allda mit Luſt.

Als die drei auf dem Chittrakud ſelig vereinet, glänzt der ſo 72.
Wie erſtiegen der Berg Meru vom Voiſrivan und Shankar [16]) einſt.
Da nun Rama am Berg weilte, ſchmerzgequält um den Sohn, der Fürſt,
Ging er auf, König Daſharath, zum Himmel, klagend noch den Sohn.

Nach deſſen Hingang Bharata, durch der Prieſter Vaſiſhta's [17]) 76.
Wahl

---

[13]) Den Nahmen Niſhadha trägt ein Gebirge, unmittelbar im Süden von Ilavratta, und im Norden der Himâla-Kette.

[14]) Einer der großen Riſhi's, oder heiligen Altväter der Urwelt.

[15]) Die Gandharven ſind die guten und ſeligen Luftgeiſter, Genien der Muſik.

[16]) Beinahme des Siva; Voiſrivan iſt Kuvera, der Gott des Reichthums. Die Erſteigung des Berges Meru iſt eine ſeiner berühmteſten Thaten.

[17]) Einer der großen Riſhi's, nach dieſer Sage Haupt der Prieſter im Königreiche Ayôdhya.

Berufen gleich zum Königthum, will nicht König sein, groß gesinnt.
Zu dem Wald ging der Held fürder, Rama's Fuß zu verehren wohl,
Eilend ging er zum Rama hin, zeigend, wie er bescheidnen Sinns.
Als Bharata, der großmüth'ge, aus der Stadt schnell enteilt nun war, 80.
Zum Bruder Rama so bittend, offenbart er sein hohes Herz:
„Ergreif' das Reich, Du Gerechter!" — war das Wort, so er Rama sagt.
Als er's bedacht, anflehend ihn, will er das Reich nicht, großgesinnt,
Auf deß Schuhe Verzicht leistend [18]) wieder und wieder auf 84.
das Reich,
So ließ den Bharata alsdann heimkehren er, der älter war.
Der, als er nicht den Wunsch erreicht, des Rama Schuh [18]) ergriffen hat,
Zu Nandigrama dann Hof hielt, Rama's Rückkunft noch wünschend stets.
Als gegangen nun war Bharat und der selig, der Sinne Herr, 88.
Rama, nochmahls geseh'n wieder von der Stadt und dem Volke war,
Hat nach der Rückkunft alsbald er gen Dandaka sich hingewandt,
Zu dem mächtigen Wald dringend, Rama der lotosäugichte,
Erschlug den Riesen Viradha, kam den Sharabha dort zu 92.
seh'n,

[18]) Es ist nicht bloß gemeint, daß er ihm verehrend zu Füßen gefallen sei, wie v. 78, sondern es ist zugleich in diesen Versen eine Anspielung auf den sonderbaren Umstand der Geschichte enthalten, der bei Roger vorkommt, S. 261 der deutschen Ausgabe; daß nähmlich, da Rama den Thron nicht annehmen wollte, Bharata seine Schuhe von ihm begehrt habe, damit er denen dienen möge, bis Rama wieder käme.

Den Sutikſchna und Agaſtya [19]), Agaſtyas Bruder auch ſodann.
Nun des Agaſtya Wort folgt' er, ergriff des Indra [20]) Pfeilgeſchoß,
Das Schwert auch, der hoch beglückte, die Bruſt und Herz durchbohrenden.
In dem Wald nun, wo Rama war, vereint mit Waldbewohnenden, 96.
Kamen all zu ihm die Heiligen, auf Tod ſinnend der Rieſenbrut,
Als die herrlichen Altväter Dandaka's Wald bewohneten.
Ihrem Bruder allda vereint, wohnte in Janaſthana auch
Mißgeſtaltet Shürpanakā [21]), Rieſin in Liebeswuth entbrannt. 100.
Als auf Shürpanakā's Rathſchlag all herankam das Rieſenvolk,
Hat den Khara und Düſhana den dreiköpfichten Rieſen da,
Wohl bezwungen im Kampf Rama, er allein all das Rieſenvolk;
Nächſt jenen all ihr Kriegsheer auch, vierzehntauſend wohl an der Zahl. 104.
Als der Rieſe die Schlacht vernahm, deß Lob drei Welten ſchon gehört,
Hohen Ruhms, Ravana hieß er, ſchöngeſtaltet und mächt'ger Kraft,
Rieſenkönig und ſtarker Held; Ravana, hohen Zorns entbrannt,

---

[19]) Ein Brahmin der Vorzeit, der als Heiliger verehrt wird. Sharaba iſt ein fabelhaftes achtfüßiges Thier auf den Schneebergen der indiſchen Alpen.

[20]) Indra, als König der guten Geiſter, iſt in dieſer ſo wie in allen Menſchwerdungen des Viſhnu deſſen treuer Bundsgenoſſe und Freund. Auch die Riſhis ſtehen auf ſeiner Seite.

[21]) Shurpanaka, die Schweſter des Rieſen Ravan: die gleich darauf benannten Rieſen, Khara und Duſchana ſind Brüder des Ravan.

Berufte ſich zum Kampfhelfer er den Rieſen Maricha dann. 108.
Oft gewarnt noch ward Ravana vom Maricha, der zu ihm ſprach:
„O nicht Zorn wider den mächtgen, Geduld, o Ravana, hege du.“ —
Vernommen hat wohl die Rede Ravan, aber zum Tod beſtimmt,
Ging er ſo mit Maricha nun, nach des Rama Behauſung hin. 112.
Als ſeine Trugliſt [22]) nun weit erſt des Königs Söhne hat entfernt,
Ging Ravan dann hineindringend, ergriff die Götterkindern gleicht,
Rama's geliebtes Weib Sita, tödtend den Geier Jayayuſh.
Als den Geier nun todt ſahe, das wohl treffliche Weib ge- 116.
raubt,
Raghu's Sohn, von dem Schmerz tobend, weinen begann er, Sinns beraubt;
Hat verbrannt dann zu Kakutſtha den Geier Jayayuſh darauf,
Kabandha'n [23]) dann erblickt furchtbar, Danu's Sohn den gewaltigen.
Den im Grimm dieſes Zorns wüthend, den Kabandha den 120.
ſchrecklichen,
Erſchlug er, verbrennt mit Gras ihn. Da wird ein Wunderweſen d'raus,

[22]) Die Liſt war folgende: Er verwandelte einen der Seinigen in einen ſchönen goldnen Hirſch, und machte, daß Sita ihn erblicken mußte. Sie ward lüſtern darnach und bat den Rama, daß er ihn fangen möchte. Die Brüder jagten ihm nach, aber der Hirſch entfloh. Während ſie entfernt waren, trat Ravan in der Geſtalt eines büßenden Sannyaſi zur Sita und begehrte Almoſen von ihr, wo er ſie dann mit Gewalt ergriff und nach Lanka führte.

[23]) Kabandha, dem der Kopf abgehauen iſt, ein Beinahme des Rahu, jenes Rieſen-Drachen, deſſen Haupt Viſhnu vom Rumpfe trennte, wo

Und ſprach alſo den Rama an: „Zur Shavari [24]), die tugendſam;
„Zur Shavari, der heiligen, dahin geh, Du von Raghu's Stamm!“ —

Deß Worten iſt gefolgt Rama; ſchuldlos mit Lakſhmana zugleich 124.
Ging er hin, der ſo hoch ſtrahlte, zur Shavari, der Siegerheld.
Und geehrt hoch von Shavari, Rama, Daſharaths eigner Sohn,
Kam zuſammen am Rand Ganga's er mit dem Waldmann Hanuman,
Kam des Hanuman Rath folgend, mit Sugriva zuſammen 128.
auch.
Dem Sugriva hat dieß alles Rama's Affe ſodann erzählt,
Wie von Anfang geſcheh'n ſolches, auch Sita's hohe Tugenden.
Sugriva, da er dieß alles gehört, Rama's Geſchick und Art,
Da macht er Freundſchaft mit Rama, hat beim Feuer ge- 132.
lobt den Bund. [25])
Darauf vom König der Affen ward im Geſpräch, vom ſchrecklichen,
Kund ganz all das gethan Rama'n, mit Demuth und mit Trauer auch.
Abrede mit dem Raghiden ſchloß er ſodann zu Bali's Tod.
Der Affe d'rauf verkündete Bali's Kraft, des gewaltigen; 136.
Für Rama, ob der Kraft Bali's, war Sugriva von Furcht erfüllt.

---

aber das Haupt und der Drachenſchweif, weil jenes Ungeheuer unſterblich war, abgeſondert fortlebte, und an den Sternenhimmel verſetzt, jetzt die Sonnen- und Mondfinſterniſſe verurſacht.

[24]) Welchen Theil dieſe an der Geſchichte habe, iſt aus dem Zuſammenhange nicht klar.

[25]) Ein heiliger Gebrauch, das Bündniß deſto mehr zu bekräftigen.

Liebevoll für den Raghiden hat ihm Sugriva da gezeigt
Dundubhi's mächtigen Körper, der groß wie ein Gebirge war [26])
Fußſtoßend Dundubhi's Körper warf er wohl hundert Mei- 140.
len weit,
Spaltend ſodann der See'n ſieben mit dieſes ſcharfen Pfeiles Kraft;
Der Berg Raſâtalan [27]) wurde der Freundſchaft Stätt' und Heimath da.
Und nun faßte zu deß Freundſchaft ein Vertrauen der Af-
fenfürſt,
Sugriva, der hohe Waldmenſch, reicht an der größten 144.
Freude Ziel.

Als mit dem Affenkönig nun Bündniß gemacht der ſtarke Held,
Da entſtand Lieb' und Neigung auch eines zum andern dieſen zween.
Als den Bundseid ſodann vollbracht, der Mannes- und der Affenfürſt,
Ging mit dem Rama er zugleich nach Kiſhkindha, der Hei- 148.
math hin.
Alsbald rief Hari, [28]) den großen, Sugriva's Donner-
ſtimme an,

---

[26]) Das Folgende geſchieht vom Sugriva wohl, um den Rama zu prüfen, ob er auch ſtark genug ſei, den Bali zu beſiegen; Bali iſt des Indra Sohn, und ſteht auf Ravans Seite. Von Dundubhi werden in Wilſons Wörterbuche mehrere Bedeutungen angegeben: 1) Eine große Keſſeltrommel; 2) iſt es ein Beinahme des Waſſergottes Varuna; 3) iſt es der Nahme eines Daitya, oder Rieſendämon.

[27]) Raſâtalan iſt der Nahme der ſieben unterirdiſchen Gegenden oder des unterirdiſchen Reichs der andern Daityas, und auch des Bali. Im V. 141. iſt mir der Sinn nicht ganz klar.

[28]) Beinahme des Viſhnu, der um Beiſtand gegen den übermächtigen Rieſen herbeigerufen wird.

Auf den Ruf, der ſo mächtig ſcholl, kam dann Hari, der König, gleich.
Wohl nachfolgend darauf dem Ruf, [29]) kam er zu dem Sugriva hin;
Und es tödtet Rama jetzt Bali'n mit einem einz'gen Pfeil. 152.
Als auf Sugriva's Geheiß nun Bali erſchlagen war im Kampf,
Da gab dieß Königreich Rama, übertrug es Sugriva'n ganz;
Der dann die Affen all ſammelnd, er der Herrſcher der Affen war,
Hat feſtgeſtellt des Reichs Ordnung, Janaka's Kind [30]) zu 156.
ſeh'n gewillt.

Des Geiers Rath befolgend nun, ging Hanuman der Aff' hervor,
Hundert Meilen wohl weit ſchwimmend, fuhr er kühn durch der Fiſche Reich.
Darauf ankommend zu Lanka, der vom Ravan erbauten Stadt,
Erblickt' er Sita trauervoll wandeln dort in Aſhôka's Hain, 160.
Machte kund ihr die Botſchaft gleich, machte kund ihr die Rückkehr auch,
Empfing die Gegenbotſchaft dann, tödtend des Südens Rieſenvolk.
Fünf erſchlug er, der Heerführer, Triſuta'n dann zum ſiebenten, [31])
Den jungen Akſhan zerſtückend, dann auf Grahana ſtürzt' 164.
er hin,
Der mit dem Schwert ſich ſelbſt frei macht, als er des Ahnen Mörder ſah.
Der Held, dem Rieſenvolk zürnend, hat's all vollbracht nach ſeinem Wunſch.

---

[29]) In dieſem Vers war die Lesart meines handſchriftlichen Textes ſehr unklar, ich habe nur unbeſtimmt nach dem Zuſammenhange überſetzt.

[30]) Sita.

[31]) Vielleicht wird Akſha als der ſechſte gezählt, da Grahana nicht von ihm getödtet wird, ſondern ſich ſelbſt umbringt.

Nun anzündend die Stadt Lanka, ſah er Moithila, [32]) wieder auch
Seines Leibs da gepflegt hat er, kehrte heim dann der Affen-Fürſt. 168.

Der nun kommend zum großmüth'gen, hat den Rama zuerſt begrüßt,
Verkündete ſodann gleich ihm: „Gefunden hab'ich Sita nun!“ —
Sugriva'n nahm er mit ſich d'rauf und ging hin zu des Meeres Strand,
Das Weltmeer höhlt' er alsbald aus durch ſonnengleicher 172.
Pfeile Kraft,
Durch die That zeigend, daß ſelber das Weltmeer Rama'n dienend ſei;
Samudra's [33]) Rath ſodann folgend, hat er dort Nala's Brück' erbaut,
Ging dann auf der zur Stadt Lanka, erſchlug den Rieſenkönig dort.
Rama, als Sita gefunden, ward der höchſten Beſchämung voll. 176.
Der nun ſagte darauf Rama vor den Menſchen da Schmähungen;
D'rob unwillig beſtieg Sita ſodann die Flamme treugeſinnt. [34])
Als durch des Feuers Zeugniß nun kund ward, daß Sita ſchuldlos war,
War erfreut ob der großen That das Weltall, was da geht 180.
und ſteht,
Zuſammt allen den Altvätern, Rama des hochgeſinnten That.
Der nun ſetzte dann zu Lanka den Rieſen Vibhiſhana ein. [35])

---

[32]) Ein Beinahme der Sita, welche in Mithila geboren war.

[33]) Das perſonificirte Weltmeer, der Gott Oceanus.

[34]) Sie reinigt ſich von dem Verdacht der Untreue durch die Feuerprobe.

[35]) Ein Bruder des Ravana, der aber dieſen gewarnt und ermahnt hatte, dem Rama, der ein Gott ſei, die entführte Gemahlin wiederzugeben, und der, als Ravana ſeiner Warnung kein Gehör gab, auf die Seite des Rama übertrat.

Als dieß vollbracht, sodann Rama, frei von Schmerzen erfreut er sich,
Durch die Götter gewährt Wunsches, fort nun sandt' er die Affen all. 184.
Der That sich die Götter freuend, kamen all zu Indra's Burg,
Auch die heiligen Altväter, die verehrt der Raghide nun,
Ward von den hochzufriedenen, all den Gottheiten, hochgeehrt.
Da dieß vollbracht, sodann Rama naht der Wonn' und der Freude sich, 188.
Durch die Götter gewährt Wunsches, da er Sita gefunden hat,
Schwang auf den Blumenwagen [36]) sich, nach Nandigrāma kam er dann.
Nandigrāma, wo nun wohnte mit den Brüdern des Raghu Sohn,
Rama, der Sita gefunden, auch erlangt hat das Königthum, 192.
Opfert nach mannichfaltigem Brauch, erschlug den Lōkakandaka,
Freuend der schönen Sita sich [37]), selig mit der Freundin vereint.
Nun führt er vatergleich sorgend jener glücklichen Völker Schar
Ayōdhya's seliger Herrscher, König Dasharaths eigener Sohn. 196.

Freudig ist nun die Welt, selig, zufrieden, stark, dem Rechte treu.
In Lust und frei von Schmerz ruhend, so von Haß als von Sehnsucht fern.
Des Sohnes Sterben sieht keiner dieser glücklichen Menschen je,
Die Frauen, so im Witwenstand, sind den Gemahl zu ehren froh. 200.
Kein lufterzeugtes Schreckniß giebt's, keine Fluth tilgt die Lebenden,
Kein feu'rerzeugtes Schreckniß giebt's, wie in der goldnen Zeit so hier.

---

[36]) Pushpakan, ein wunderbarer Götterwagen des Kuvera.

[37]) Sitaya ramaya —— reme; eine von den vielen Stellen, wo die Verwandtschaft der gebrauchten Worte mit dem Nahmen des Helden Rama der von derselben Wurzel stammt, einen neuen Reiz giebt.

Witwen in seinem Reich giebt's nicht, nichts Herrenloses, Thoren nicht,
Unglücklich, elend ist keiner, noch durch Krankheit ein Mensch gequält. 204.
Rosse in Hundertzahl opfernd, des Goldes Fülle noch dabei,
Und Kühe hundert Tausende, unzähl'ge wird er geben noch.
Viel Jahre wird sein Königreich Rama ferner verwalten noch,
Die vier Stände der Erdwelt hier nach Recht fest gründen jeglichen. 208.
Wenn nach zehntausend Jahren einst, dazu zehnhundert Jahre noch,
Rama sein Reich verlassen hat, wird er aufgeh'n zu Vishnu's Welt.

Der ist der tugendvollkommne, Gesetzgeber, beglückt im Sieg,
Nach dem Du fragtest, Valmiki! Rama ist der vollkommne Mann. 212.

---

Als Narada'n gehört hatte Valmiki, also sprach er da:
Die Tugend, Heil'ger! klar machst Du, die der Sterbliche schwer ergreift.
Der mit der Tugend all begabt, Rama, zu dem hinschreit' ich gleich. [88])
Ob der unsterblichen Kunde, die des Ruhms Heldenkraft vermehrt. 216.
Wer diese Thaten Rama's liest, der wird all' seiner Sünden frei;
Mit Sohn, Enkel, und all Seinen, wird der Mann frei von Unglück sein.
Wer den Ramayan bloß hörend bis zu dem Ende ganz vernahm,
Wer da lies't nur bis zur Mitte mit Andacht glaubensvoll dieß Buch; 220.

---

[88]) In der ersten Hälfte des Verses 215 ist die Lesart undeutlich; der Sinn und Zusammenhang des Ganzen ist jedoch klar. Der 216te Vers gehört unstreitig noch zu dem, was Valmiki sagt. Der fernere Schluß ist wieder ein Spruch zum Lobe des Gedichtes selbst.

Es fruchtet dem Wiedergebornen [80]) Weisheit, den Edlen mit herrlicher Herrschaft lohnend;
Dem Kaufmann soll' reinsten Gewinn es bringen, und hört's ein Knecht gar, wird auch der veredelt.

## Brahma's Besuch.

Der Inhalt dieses Stücks ist folgender. Valmiki bereitet sich durch fromme Reinigungen in der Einsamkeit des Waldes zu seinem großen Werke vor. Er sieht ein liebendes Paar von Reihervögeln; das Männchen wird von einem wilden Menschen erschlagen. Die Trauer der Zurückgelassenen erregt Valmiki's Mitgefühl, und da er in Nachdenken darüber versinkt, ist der Ausbruch seiner Klage ein metrischer Spruch. Mit Erstaunen wird er es gewahr und theilt seinem geliebten Schüler die gemachte Entdeckung mit. Brahma erscheint ihm, freut sich über einen neuen Beweis, den Valmiki von der so eben entdeckten Verskunst ablegt, und fordert ihn abermahls auf, das große Werk des Ramayan zu beginnen. Zum Schluß preisen die Lehrlinge noch die Erfindung des indischen Versmaaßes oder des Shlóka.

Diese mythisch bedeutende Erzählung von dem Tode des Reihervogels wird nur ganz im Vorbeigehen berührt. Merkwürdig ist es, daß in diesem Mythus vom Ursprunge der Dichtkunst alle Wunder der riesenhaften Vorwelt als schon vorhanden und geschichtlich gegeben betrachtet, Metrum und Poesie aber aus der sanften Stimmung eines solchen zarten Mitgefühls mit den leidenden Naturgeschöpfen hergeleitet werden.

---

Als die Rede gehört hatte von Narada, der herrlich sprach,
Valmiki mit sammt dem Lehrling, hohes Staunen ergriff sie da.
In Gedanken nun bringt Rama'n Ehre der hohe Seher dar;

---

[80]) Dwija, der zweifach — einmahl natürlich, das andremahl geistig — Geborne; gewöhnliche Bezeichnung des Brahminen. Nach der Verschiedenheit der vier Stände ist auch der Lohn verschieden, der dem Leser des Ramayan verheißen wird.

Sodann zuſammt dem Schüler auch gleicher Weiſe der Seher Fürſt 4.
Ehre darbracht' er frommdenkend Altvater Narada'n darauf.
Als von ihm war verehrt worden Altvater Narada darauf,
Deß Fragen gegenbelehrend, ging er auf zu der Himmelsburg.

Jener, gleich als gegangen Narada war zur Götterwelt, 8.
Nach Tamaſa's Geſtad' ging er, Valmiki, aller Seher Haupt.
Als das Geſtad' erreicht hatte, der große Seher, Tamaſa's,
Sprach zum Schüler er neben ſich, den Ort ſehend von Flecken rein.

Frei von Flecken iſt dieß Aſyl, deß Stifter Bharadvaja war, 12.
Ganz rein iſt's, wohl gelegen auch, wie der Rechtſchaffnen Urtheil iſt;
Dieß Heiligthum, das Gleichmuth wirkt, iſt auch heilſamer Waſſer reich.
Hier will vollzieh'n das heil'ge Bad' ich in Tamaſa's Fluthen nun.
Bring das Gewand von Baumrinde [1]) ſchnell hierher aus 16.
der Hütte mir.
Daß nicht lang dauernd die Zeit ſei, darauf denke, mein edler Freund!
An Tamaſa's geweihtem Ort hier will vollzieh'n ich das heil'ge Bad.
Dieſes mein Wort vernehmend, wollſt du hingeh'n in ſchneller Eil!

Nach des Meiſters Geheiß eilend kam zurück aus der Hütte der, 20.
Das Baumgewand hervortragend, ſeinem Meiſter da zeigte er's.
Als nun das in der Hand brachte, hin der Schüler ihm reicht das Kleid,
Er in der Fluth das Bad vollbracht, den Beikranz abgebetet fromm,
Nach dem Gebrauch verſöhnt hatte ſprengend der heil'gen Ahnen Geiſt, 24.

[1]) Die gewöhnliche Tracht der Einſiedler.

Da durchwandelt umherſchauend er nun Tamaſa's ganzen Wald.
Als am Geſtade Tamaſa's ſolcher nun ſorglos wandelte,
Erblickt' er dort ein Paar liebend von Reihern, froh und hold zu ſeh'n.

Von dieſem Paare den Einen, weil das andre es kommend ſah, 28.
Erſchlug unerbittlich mordend der Jagdmann [2]) vor dem Seher dort.
Als wundenvoll im Blut wälzen den Geliebten am Boden ſah
Das Weibchen, wehklagt voll Schreck ſie und geberdet ſich jammervoll.

Als nun erſchlagen den ſahe vom Jäger in Andajan's Hain, 32.
Sammt dem Lehrling der Einſiedler, da ergriff ein Erbarmen ihn.
Dann ſein Mitleiden darſtellend, begann er ſo und ſprach dieß Wort:

„O weh, daß von dem grauſamen Waldmenſchen, der ſo arm an Geiſt,
Dieſe unrühmliche That hier, der Welt Abſcheu, geſcheh'n mußte!“ 36.
Mit Seufzen klagend das Thierchen, das kläglich weinte, ſang er dieß:

„O Weidmann! wohl nicht lang lebſt du, noch erreichſt hohe Jahre du,
Weil aus dem Reiher-Paar Einen, in Liebe trunknen, du erſchlugſt.“

Als er geſagt dieß Wort hatte, ward tief denkend darnach 40.
er gleich.
„In dem Schmerz dieſes Mitleidens, was war dieß, das mir da entfuhr?“

---

[2]) Niſhada bedeutet einen verwilderten Menſchen, der ſich von Fleiſch nährt und von der Jagd lebt. Zunächſt iſt Niſhada ein Menſch von gemiſchtem Stamm, aus der Verbindung eines Brahminen mit einem Shudraweibe entſproſſen; da aus ſolcher Mißheirath und Vermiſchung der Kaſten nach indiſcher Anſicht der Dinge alle Verwilderung der Lebensart hervorgeht und ihren Urſprung genommen hat.

Ein Weilchen nun daran denkend, laut dann ſagend den Klageſpruch,
Spricht zum Schüler, der bei ihm ſtand, Bharadvaja'n er dieſes Wort:

„Weil gegliedert in vier Füßen, den Spruch vollzähl'ger Sylbenzahl, 44.
Ich jetzt ausſprach, im Leid klagend; d'rum wird Lied [*]) dieß von nun an ſein."

Als dieſes Wort der Lehrling hört, des Einſiedlers vollkommnen Spruch,
Da ſtimmt er bei, es annehmend und zeigt wie er den Meiſter liebt.

Zuſammen dann im Geſpräch redend, er und auch der ſein 48.
Lehrling war,
Dem Fall nachdenkend, heimkehrten zu der einſamen Hütte ſie.
Dem nachfolgte demüth'gen Sinns, Bharadvaja dem Seherhaupt,
Den angefüllten Krug tragend, ſchritt er hinter dem Seherfürſt.

Da nun d'rauf in der Hütt' ankam mit dem Lehrling der weiſe 52.
Mann,
Stieg auf den Seſſel er, ſank dann tief in Nachdenken trauervoll.

Aber jetzt zu der Hütt' ankam Brahma, Ahnherr des Weltenalls und Haupt,
Selbſt lebend durch ſich ſelbſt, ſelig, zu ſchau'n den hohen Heiligen.

Als ihn erblickte Valmiki, ſchnell erhebt er ſich ehrfurchtsvoll, 56.
Anzubeten ſich hinſtellend, ſtand er da hohen Staunens voll;
D'rauf mit dem Sitz ihn bedienend, mit Fußwaſchung und Sandelholz,
Nach dem Gebrauch ihn anbetend, begrüßt er dann mit ew'gem Heil.

[*]) Das Wortſpiel zwiſchen Shóka und Shlóka habe ich durch das deutſche Leid und Lied auszudrücken geſucht.

Als aufgeſtiegen nun Brahma war auf herrlichen Ehrenſtuhl, 60.
Hieß er alsbald den Valmiki, ſich ſelbſt auch nehmen einen Sitz;
Dieſer beſtieg ſofort ſolchen, der Welt Ahnherrn im Angeſicht.
Als dieß geſchehn, im Geiſt wurde Valmiki's Denken hingewandt,
Auf das Weibchen, die im Schmerz klagte und er ſang dieſen 64.
Liedes-Spruch
Mitleiderfüllt im Geiſt wieder, der wohl Hülle des Leides war:

„Unthat wirkt er, der ſchlimm dachte, grimmvoll, ganz ohne weiſen Geiſt,
Daß dieſen Vogel, den zart ſchönen, er erſchlug durch der Hölle Trieb!“ —

Ihm nun ſagte darauf Brahma, lächelt den hohen Seher an: 68.
„Was war dieß, was Du, Hochheiliger! da ſprachſt klagend des Reihers Tod?
Einen Spruch haſt zum Lied ordnend in dem Klagworte Du geſagt;
Seher! durch des Geſangs Göttin, durch Saraſvati das entſprang.
Rama's Leben und Thaten all bilde Du, hoher Heiliger! 72.
Der rechtgeſinnt und voll Tugend, Rama vor allen tief von Geiſt,
Rama's Kunde der Ordnung nach, wie ſie Dir ſagte Narada;
Was verborgen, was klar offen vom Schickſal dieſes hohen Geiſt's,
Rama's ſelbſt, ſeiner Kampfbrüder, die Thaten all' des Rie- 76.
ſenvolks,
Dann der Gemahlin *) Leidkunde, enthülle in des Tages Glanz!
Dieß ſoll nun wohl bedacht alles, klar erkannt werden Deinem Geiſt;
Der Frau Kunde, des Reichs Schickſal, ſammt König Daſ-
harath zumahl,
Was gethan, was geſagt worden, was Zweck war, was erfolgte 80.
d'rauf.
Noch ſoll irgend da Fehlrede im Gedicht Dir zu finden ſein.
Rama's göttlich Gedicht bilde, wo des Lieds Maaß das Herz erfreut!

*) Voidehya ſtand nach dem Text in der frühern Ausgabe, welches ein Beinahme der Sita iſt.

So lang der Berge Haupt ſteh'n wird und auf Erden der Flüſſe Lauf,
So lang wird der Ramayan auch weit hinwandeln die Welten durch; 84.
So lang als das Lied Ramayans wird hinwandeln die Welten durch,
So lang ſollen Dir, Sitz geben hoch und tief, meine Welten all."
Als dieß Brahma geſagt hatte, da entzog er ſich ihm und ſchwand;
Valmiki mit dem Lehrlinge waren da hohen Erſtaunens voll. 88.
Deſſen Lehrlinge allſammt, dann den Spruch ſangen, der alſo heißt,
Mit lauter Stimme voll Freude riefen ſie, oft erſtaunend aus:
„Durch den Spruch, der im Gleichmaaße vier Füße faßt, den kühn der Geiſt
Sagte bebend dem Mordſchreckniß, ward aus Leid Lied, ent- 92.
ſprang der Vers." —
Deſſen Kunſt nun entſtand damahls durch Valmiki, den Denkenden:
„Ganz will ich ſo das Lied Rama's bilden in der Geſanges-Art."
Recht, Lieb' und Schön' im Lied' einend, das ſo reich wechſelt, viel umfaßt,
Dem perlenvollen Meer gleichend, den Saft haltend der Schrif- 96.
tenwelt. *)
In Füßen kunſtreicher Bedeutung, wonnevoll, das Lobgedicht bildete d'rauf von Rama der,
Die Füße des Spruchs wägend im Maaß, vom Ruhmes Held ein Ruhmes Lied, dichtend der Seher Geiſtes voll. **)

*) Alle Blüthe der heiligen Schriften in ſich vereinigend.

**) Dieſes ſind die beiden erſten Sargas des Adikanda oder erſten Buchs, deren der Ramayan ſieben enthält. Die folgenden ſechs ſind: der Ayódhyakanda, von dem Königreich dieſes Nahmens; der Aranyakanda, von Aranya, der Wald, alſo vermuthlich die Begebenheiten während der Verbannung in der Wildniß; der Kiſhkindhakanda, von dem Ort, wo er mit den Affen zuſammenkommt; der Sundarakanda, von der Schönheit ſo benahmt, vielleicht wegen Sita; der Yuddhakanda, von Yuddha, Krieg; und endlich der Uttarakanda, oder das letzte Buch.

## II.

# Indiſche Kosmogonie.

### Aus dem erſten Buche der Geſetze des Manu.

In dem wunderbaren Buche der Geſetze des Manu, dem älteſten indiſchen, das wir bis jetzt vollſtändig kennen, könnte man den Styl und Ton mehrerer Werke des Alterthums vereinigt finden. Ueberall, wo der Inhalt auf die Sitten geht, wird man an die ſinnreiche Einfalt und alterthümliche Seltſamkeit des Heſiodus erinnert; die kosmogoniſchen und philoſophiſchen Stellen haben einen Schwung, ähnlich dem des Lucretius, oder ſeines Vorbildes, des Empedokles; und oft findet ſich hier eine Erhabenheit von noch ernſterm und mehr ſtrengem Charakter, welcher den Jones zur Vergleichung mit der moſaiſchen Urkunde veranlaßt. Auch in der Sprache iſt die Alterthümlichkeit und der Unterſchied von der des Mahabharat ſehr merklich.

Wir erinnern zuvor, daß in Jones Ueberſetzung alles, was mit andern Lettern gedruckt iſt, Scholien ſind, die es wohl beſſer geweſen wäre, nicht in den Text ſelbſt aufzunehmen. Aber auch außerdem iſt Jones Ueberſetzung zuweilen erklärend und ſchärfer beſtimmt als die Urſchrift. Denn ſo metaphyſiſch die Sprache derſelben ſchon durchgehends iſt, ſo iſt doch oft eine kühne Bildlichkeit unter die abſtracteſten Begriffe gemiſcht, und wenn in einigen Stellen die Entwicklung ganz deutlich und klar iſt, ſo herrſcht in andern wieder eine faſt räthſelhafte Kürze und Abgeriſſenheit. Ich habe mich bemüht, alles grade ſo unbeſtimmt, ja ſo geheimnißvoll zu laſſen, als es in der Urſchrift war, um dem Leſer den Eindruck derſelben ſo rein als möglich wiederzugeben.

Es ſind nur diejenigen Stellen aus dem erſten Buche hier ausgehoben, welche die Kosmogonie betreffen. Der Gang der Gedanken iſt folgender. Im Anfang war alles Finſterniß; der Unbegreifliche, Selbſtſtändige erſchuf alles, es aus ſeinem eignen Weſen hervorziehend. Nun folgt das bekannte Bild vom Welt-Ei, das auch der ägyptiſchen Mythologie bekannt war. Dann folgt eine Dreiheit ganz geiſtiger Grundkräfte; aus dem unbegreiflichen Grund des ſelbſtſtändigen Weſens ging zunächſt der Geiſt hervor, aus dieſem die Ichheit; Atma, Mana, Ahankar. Alsdann folgen ſieben Naturkräfte; die große Weltſeele, die fünf Sinnlichkeiten oder Elemente und die Ausflüſſe, Matra, des urſprünglichen Selbſt, des Atma. Zuletzt kommt die ganze Mannichfaltigkeit einzelner Weſen und entgegengeſetzter Naturen, alle einem unabwendbaren Schickſale nach unerforſchlicher Vorherbeſtimmung unterworfen.

**Manu** ſpricht.

Einſt war dieß alles Finſterniß, unerkannt, unbezeichnet auch,
Nicht enthüllt noch, und nicht kennbar, als wie noch ganz in Schlaf verſenkt;
D'rauf dann der ſelig Selbſtſtänd'ge, der unenthüllt enthüllende,
Der Weſen Anfang, ſtets wachſend, war's, der wirkſam die Nacht zerſtreut;
Der nie durch Sinne zu greifen, unſichtbar, unbegreiflich ſtets,
Ein Allweſen, das undenkbar, und er ſelber in Wahrheit iſt.
Der nachdenkend, aus eignem Leib ſchaffen wollend der Weſen viel,
Waſſer erſchuf er da zuerſt, des Lichtes Saame ward erzeugt; [1])
Ein Ei war es wie Gold glänzend, leuchtend dem Tauſendſtrahler [2]) gleich.
In dem lebte durch eigne Kraft Brahma, Ahnherr des Weltenalls.

[1]) Das Verhältniß des Waſſers, des Lichtſaamens und des Ei's iſt nicht beſtimmt angegeben. Man denke es ſich etwa ſo: das Waſſer ward zuerſt hervorgebracht, in dieſem erzeugte oder regte ſich Lichtſaamen, der dann zu jenem glänzenden Ei zuſammenſchoß und ſich geſtaltete. Das Ei muß wohl als im Waſſer ſchwimmend gedacht werden.

[2]) Ein Beinahme der Sonne.

In dem Ei ſaß nun nichts thuend ein Jahr lang jener Göttliche,
Selber dann durch des Geiſts Sinnen hat er das Ei entzwei getheilt.
Aus dieſen Stücken dann theilend bildete Erd' und Himmel er,
Mitten Luft und die acht Länder, der Waſſer Haus, das ewige.
D'rauf hervor aus dem Selbſt zog er den Geiſt, der iſt und nicht iſt auch; [3])
Aus dem Geiſt dann der Ichheit Kraft [4]), ſo ein Warner und König iſt.
Die große Seele zuförderſt, dreifacher Art [5]), die Weſen all,
Die der Sinn faßt, die Eindrück' all, die fünf Sinne [6]) allmählig auch.
So nun dieſer Gebild zarte, der ſechs Weſen gewalt'ger Kraft,
Mit des Selbſts Ausfluß [7]) durchdringend, bildet er alle Dinge dann.
Nun regen d'rauf die Beweger, die mächt'gen, ſich im Wirken all,

---

[3]) Manahſad'aſad'atmakan. Jones überſetzt erklärend: mind existing substantially, though unperceived by sense. Da aber im Bhagavatgita jener ſelbe Ausdruck auch in dem Sinne vorkommt, daß das Höchſte, wie nach der Neu-Platoniſchen Anſicht, ein über Sein und Nicht-Sein gleich erhabenes Weſen ſei; ſo habe ich es in der ganz wörtlichen Ueberſetzung unentſchieden laſſen wollen, ob dieſer oder jener Sinn hier Statt finde.

[4]) Ahankar, die Ichheit, hat in den indiſchen Schriften meiſtens eine üble Nebenbedeutung, als das der göttlichen Einheit und Gleichheit Entgegenſtehende und Widerſtrebende. Hier iſt dieß aber noch nicht der Fall, wie man aus den ihm beigelegten Eigenſchaften, „der ein Warner und König iſt," erſieht. — Es iſt wohl überhaupt der Grund des perſönlichen Daſeins darunter zu verſtehen, und es iſt merkwürdig, daß Manu, nah verwandt mit Mana, ſich ſelbſt nachher als zweiten und untergeordneten Weltſchöpfer nennt, der die ganze Mannichfaltigkeit der einzelnen Weſen hervorgebracht habe, nachdem Brahma zuvor die allgemeinen Grundkräfte der Natur erſchaffen hatte.

[5]) Alle Weſen, die nach den drei Gun's oder Eigenſchaften, der Welt der Wahrheit, des Scheins oder der Finſterniß angehören.

[6]) Die fünf Sinnlichkeiten; ſowohl die Gegenſtände und Naturkräfte, welche die Eindrücke der Sinne hervorbringen und veranlaſſen, als dieſe Eindrücke ſelbſt.

[7]) Atmamatraſu. Ob die Matra als Atome zu verſtehen ſeien, iſt eine

Wird aus zartem Gebild Geiſtes allen Seins Grund, der nie vergeht.
Von dieſen ſieben Grundkräften männlichen Wirkens geht hervor,
Durch ſterblichen Gebilds Ausfluß, aus dem Ew'gen Vergängliches.
Stets hat an ſich des Erſten Art, ihm nachfolgend, das andre ſtets;
So wie jeglichen Dings Stelle, alſo wird ſeine Art gerühmt.

All der Dinge Benennungen, Thaten auch, ſondernd jegliches,
Wie in des Veda Wort anfangs ſie beſtimmt, ſondernd bildet' er.
Tugendübende Gottheiten ſchuf er, ſo der Lebend'gen Haupt;
Gerechter Geiſter reinen Stamm, auch das Opfer von Ewigkeit.
Dann aus Luft, Feuer, Sonnenkraft, die Gottdreiheit, die ewige,
Milcht' er, des Opfers Vollendung, Rig, Yaju und Sam *) genannt.
Die Zeiten und der Zeit Theilung, Sterne und Irrgeſtirne auch;
Sammt dem Meer Ströme, Berghöhen und Ebenen und der Thäler Schlucht.
Andacht, Sprache und Luſt ſchuf er, Liebe, des Zornes Wuth demnächſt,
Zum Daſein dieſe Geſchlechter ſchaffen wollend und dieſe Welt.
Um zu ſondern die Thaten dann, hat er Unrecht von Recht getrennt;
Unterwarf all die Geſchlechter auch den Zweiheiten *) wie Freud und Leid.
Welcher Thätigkeit nun jeden hat der Schöpfer zuerſt vereint,
Dieſer von ſelbſt er nachtrachtet, immer wie oft er erſchaffen wird.
Heil und Unheil, Härt' und Milde, Recht oder Unrecht, Wahr und Falſch,
Was jedem er beſtimmt ſchaffend, das wird jedem von ſelbſt zu Theil.

---

wichtige Frage, aber wenigſtens in Manu's Geſetzbuch nicht mit Gewißheit klar.

*) Die Nahmen der drei älteſten Veda's. Der vierte wird in alten Schriften nicht genannt und deshalb für ſpätern Urſprungs gehalten.

*) Den Gegenſätzen, den ſtreitenden Kräften und Eigenſchaften.

Gleich ſo wie ſtets der Jahrs Zeiten, wandelnd im feſtbeſtimmten Maaß,
Selbſt durchwandeln ihr Ziel immer, ſo auch die Thaten ird'ſche Kraft.

---

Das folgende Stück handelt von dem Unglück des Daſeins und von dem ewigen Kreislauf der Dinge, dem ſteten Wechſel der bald neu erwachenden, bald wieder in Schlummer zurückſinkenden Grundkraft.

**Manu** redet.

Von vielgeſtaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten Lohn, [10])
Endes bewußt [11]) ſind all dieſe, mit Freud' und Leidgefühl begabt.
Die zu dem Ende hinwandeln, kommend aus Gott zur Pflanz' herab,
In des Seins ſchrecklicher Welt hier, die ſtets hin zum Verderben ſinkt.

Als dieß All hatt' und Mich erzeugt, der ſich undenkbar entwickelt ſtets,
Sank zurück in ſich ſelbſt wieder, Zeit mit Zeit nun vertauſchend Er.
Während nun iſt der Gott wachend, da regt ſtrebend ſich hier die Welt,

---

[10]) Alles Leiden, was nicht bloß dem Menſchen, ſondern jedem fühlenden Weſen in dieſem Leben hier widerfährt, iſt nach der indiſchen Lehre Strafe für die in einem vorigen Leben begangenen Verbrechen.

[11]) Antah ſanjna bhavanty ete. Jones überſetzt: **have internal conscience.** Die Zurückweiſung in dem folgenden Verſe: etad'antaſtu gataya, — „zu dem Ende hin, wandeln ſie" — mit Wiederhohlung desſelben Wortes ſchien mir dafür zu ſprechen, daß antah ſanjna gegeben werden müſſe: ſich ihrer Schranken, ihres Zieles oder Endes bewußt, im Gefühl der Endlichkeit, im Vorgefühl des Todes. Anta vereinigt im Indiſchen, ganz wie das lateiniſche finis, die Bedeutungen von Ende, Schranken und Ziel.

Doch wenn ruhigen Sinns er ſchläft, ſodann ſchwindend vergeht es all.
So lang ſelig nun Er ſchlummert, wankt der wirkenden Ird'ſchen Schar,
Von der beſtimmten That irrend, der Geiſt ſelber ermattet dann.
Wenn dann ganz ſie verſchlungen erſt im Grund jenes Erhabnen ſind,
Weil der, ſo alles Seins Leben, wohl ſüß ſchlummert, der Kraft beraubt;
Alsbald geht er zum Dunkel hin, weilt lang da, ſammt der Sinne Kraft,
Wohl nicht thuend, was ſeines Thuns, geht aus der ird'ſchen Hüll' heraus.
Doch wenn aus eignem Stoff worden, den Keim deß, was da geht und ſteht,
Er neu geſchaffen durchdringet, alsdann nimmt ird'ſche Hüll' er an.
So mit Wachen und Schlaf wechſelnd, dieß All, was ſich bewegt, was nicht,
Bringt zum Leben er ſtets hervor, vertilgt es, ſelbſt unwandelbar.

---

Die folgende Stelle fügen wir noch hinzu, weil die Folge der Elemente und ihr Charakter deutlicher darin entwickelt iſt, als in der zuerſt angeführten. Manu hat nun ſchon dem Bhrigu die weitere Darſtellung ſeiner Lehre übertragen.

**Bhrigu ſpricht.**

Nach des Tags und der Nacht [12]) Ende beſinnt wieder Er ſich vom Schlaf,
So beſonnen erſchafft er d'rauf den Geiſt, der iſt und nicht iſt auch. [13])
Der Geiſt dann bildet die Schöpfung, wirkſam jetzt durch des Schaffens Trieb;

---

[12]) Es iſt von großen Weltzeiten die Rede.
[13]) Siehe die Anmerkung 3.

Aus dem zeugt ſich dann Himmels Luft, die als Quell wird des Schalls erkannt.
Aus der Luft [14]) nun Geſtaltswandlung wird, der rein alle Düfte trägt,
Dann erzeugt, mächt'gen Windes Hauch, der Quell aller Berührung iſt. [15])
Aus des Windes Geſtaltswandlung geht hervor, ſo die Nacht zerſtreut,
Strahlend im Glanze die Lichtkraft, ſo der Quell der Geſtalten heißt.
Aus des Lichtes Geſtaltswandlung Waſſer, ſchmeckender Säfte Quell,
Erd' aus Waſſer, des Geruchs Quell. So ſind erſchaffen die zuerſt.

Zahlloſe Weltentwicklungen giebt's, Schöpfungen, Zerſtörungen;
Spielend wirket er dieß gleichſam, der höchſte Schöpfer für und für.

---

[14]) Akaſchan. Einige Europäer überſetzen dieſes fünfte Element der Indier wohl durch Raum. Da ihm aber hier, wie im Bhagavatgita dem Khan, die ſinnliche Eigenſchaft des Schalls zugeeignet wird, ſo iſt es wie Jones überſetzt, subtil aether.

[15]) Vayu, oder Windeskraft, der fühlbare Theil der Luft, dem die ſinnliche Eigenſchaft des Gefühls zugeeignet wird.

## III.

# Aus dem Bhagavatgita.

Der Gegenstand des zweiten großen Heldengedichts der Indier, des Mahâbhârat, ist der Bürgerkrieg zwischen den Fürsten und Helden des Stamms der Mondskinder. Da die Veranlassung des Krieges und die Geschichte desselben auf das Verständniß der philosophischen Episode, von der wir hier einige der wichtigsten Stücke geben, weiter keinen Einfluß hat, so übergehen wir dieses. Nur um durch die vorkommenden Nahmen nicht verwirrt zu werden, bemerken wir einiges über die Genealogie.

Puru, der Sohn des Buddha und Enkel des Chandra, oder des Mondes, war der erste Ahnherr des ganzen Stamms; Kuru, der König von Kurukshetron, sein Nachkomme, der zweite. Von ihm stammen beide Partheien her, zwischen denen der Krieg sich auf Veranlassung der Draupati entspann. Auf der einen Seite Bhishma, Dhritarâshtra und all die ihrigen, welche hier wahrscheinlich als die ältere Linie vorzugsweise die Kuru's genannt werden. Auf der andern Seite sind die Söhne des Pandu die Hauptführer; einer derselben von der Kunti, ist Arjun, den Krishna, welcher der Gott Vishnu in seiner achten Menschwerdung ist, beschützt und begleitet.

Beide rücken auf einem Streitwagen zusammen in die Schlacht; die Heere stehen gerüstet gegen einander; da Arjun all die Freunde und Blutsverwandte zum Schlagen bereit sieht, überfällt ihn ein großes Mitleiden. Krishna tröstet ihn durch die Lehre von der unwandelbaren ewigen Einheit, und der Nichtigkeit aller andern Erscheinungen. So beginnt das philosophische Gespräch, welches

der Inhalt der berühmten Episode des Mahâbhârat ist; der Bhagavatgita, d. h. das Lied vom Bhagavan, mit welchem Beinahmen Krishna hier meistens genannt wird.

Es ist dieses didaktische Gedicht ein beinah vollständiger kurzer Inbegriff der höheren indischen Glaubensansicht nach der herrschenden Vedanta-Lehre, und steht als solcher in hohem Ansehen. Wir haben nur einige der für die Philosophie merkwürdigsten Stücke ausgehoben.

## Arjuns Klage.

(Aus dem ersten Adhyâya.)

Als nun gerüstet da sahe all der Dhritarashtriden Schar,
Im Anfang des Schlachtgetümmels, greifet den Pfeil des Pandu Sohn,
Sagend darauf zum Bhagavan dieses Wort: „O der Erde Herr!
Inmitten stell' der zwei Heere den Wagen mir," so sagt er, „hier,
Daß ich die schaue, die dorten kampfbegierig gerüstet steh'n,
Auch mit welchen ich soll kämpfen, wenn diese Schlacht beginnen wird;
Daß ich schau'n mag die kampfgierigen, die allhier nun vereinigt sind,
Ruhm in furchtbarer Schlacht suchend, zu Dhritarashtra's Sohnes Gunst."
Als dieses Wort nun gesagt worden dem Bhagavan vom Schüler war,
Da inmitten der zwei Heere stellt er der Wagen herrlichsten. —
„Bhishma'n, Drona'n, all die dorten im Antlitz uns, die Könige,
Schaue sie hier, o Fürst!" sprach er, „der Kuru's wohl vereinigt Heer." —
Und da sah er der Fürst, standen Väter, Großväter ferner da,
Lehrer dann, Oheim' und Brüder, Söhne und Enkel standen dort,
Auch Blutsverwandte, Befreundte, hier und dort in den Heeren zwei'n.
Als die nun sah der Kunti Sohn, all die Freunde gerüstet steh'n,
Ergriff ihn hohes Erbarmen, daß klagend diese Wort' er sprach:

„Seh ich die Freunde, Kriſhna! all dort kampfgierig gerüſtet ſteh'n,
Fühl' ich die Glieder mir ſchmelzen, mein Antlitz verdorrend welkt,
Es durchfährt mir den Leib Schauder, während das Haar ſich ſträubend hebt.
Gandiv [1]) auch ſinkt aus der Hand mir, die Haut ſelber am Leibe dorrt,
Nicht vermag ich zu ſteh'n fürder, und es ſchwankt mir ſchwindend der Geiſt.
Anzeichen ſeh' ich, unſelige, hier um mich her, o Keſhava! [2])
Und kein Heil mag ich erſpähen nach der Blutsfreunde Mord im Kampf.
Nicht begehr' ich den Sieg, Kriſhna! keine Freuden noch Königthum.
Was frommt König ſein, Göttlicher! was wohl Reichthum, das Leben ſelbſt,
Wenn jene, um welche werth uns Königthum, Reichthum und Freuden ſind,
Dort zum Kampfe gerüſtet ſteh'n, Reichthum nicht achtend und Leben nicht.
Lehrer und Väter und Söhne, ſelbſt Großväter, dazwiſchen auch
Oheim' und Enkel, Blutsfreunde, Schwäher und nah Verbundne dann.
Nicht begehr' ich den Tod ſolcher, tödten ſie mich auch, Göttlicher!
Nicht für den Thron der drei Welten, wie ſollt' ich's um die Erde thun?
Wie möchten nach der Blutsfreunde Mord wir glücklich ſein, Madhava! [3])
Wenn auch jene es nicht ſehen, weil Habſucht ihren Geiſt ergriff;
Da aber des Stammes Vertilgung uns als ein ſchwer Verbrechen, Freund!
Wohl erkannt iſt, wie ſollten wir nicht ab von dieſer Sünde ſteh'n?

---

[1]) Gandiv, der Bogen des Arjun.

[2]) Keſhava, der Lockige, ein Beinahme des Kriſhna, welcher an ähnliche des Apollo erinnert.

[3]) Madhava, Beinahme des Kriſhna.

O weh! ein großes Verbrechen ſind zu vollbringen wir bereit,
Daß wir aus Gier nach Herrſcherluſt morden wollen den Freundes-Stamm.
Wenn unbewaffnet, ungerächt, ſelber bewaffnet mich im Kampf
Erſchlüge Dhritaraſhtra's Schar, wär' es leichter zu dulden mir."

Alſo ſprach Arjun am Kampfplatz, niederſetzend im Wagen ſich,
Legte dann Köcher und Pfeil hin, überwältigt im Geiſt von Schmerz.
Zu dem von Mitleid durchdrungnen, deſſen Augen von Thränen voll,
Redete zu dem klagenden Madhu's Beſieger *) dieſes Wort.

(Aus dem Sankhyayōga, dem zweiten Adhyāya.)

Bhagavan.

Woher hat mitten im Kampfe dieſe Weichheit ergriffen Dich,
Die nicht rühmlich iſt, nicht göttlich, Arjun! die Schande nur bewirkt.
Nicht der Schwäche ergieb Du Dich, Fürſt! nicht alſo geziemt es Dir.
Kleingeherzte Unthätigkeit laſſ', erhebe Dich, Herrlicher!

Arjun.

O wie ſoll Bhiſhma'n im Kampf ich und Dhrona'n, Madhu's Sieger *) Du!
In der Schlacht mit dem Pfeil treffen, die vor allen ich ehren muß?
Almoſen wär's beſſer zu eſſen mir wohl, als dieſe ehrwürdigen Lehrer morden.
Denn die, meine Lehrer, ermordend ja hier, mit Blut befleckt müßt' ich mein Gut genießen.
Nicht wiſſen wir, welches uns beſſer ſein mag, ob jene wir oder ſie uns beſiegen;
Die ſelber wir mordend nicht leben möchten, die ſtehen kampfluſtig im Angeſicht uns.

*) Madhu's Sieger, Beinahme des Kriſhna.

Beſiegt iſt mein Herz von des Mitleids Schwäche, Dich fleh' ich an, weiß nicht, was Pflicht hier zu ſeh'n!
Was beſſer ſei, ſag' es in Wahrheit Du mir, Dein Schüler ja bin ich, o lehr' es jetzt mich!
Und nichts erſpäh'n kann ich, das mich befreite vom Schmerz, der mir zehrend die Sinne dorret;
Und fänd' ich auch weiten Gebiets Beſitzthum, ja ſelbſt im Reich himmliſcher Helden herrſchend.

Bhagavan.

Was nicht zu klagen iſt, klagſt Du, redend doch nach der Weiſen Spruch.
Nicht die geh'n, noch die bleiben, beweint jemahls, wer weiſe denkt,
Nicht ich war irgend jemahls nicht, noch Du, noch jene Helden dort;
Noch werden wiederum nicht ſein irgend jemahls wir alleſammt.
Wie im ſterblichen Leibe hier Kindheit, Jugend und Alter ſind,
Iſt auch des Lebens Kleid wechſelnd; wer dieß feſthält, den irret nichts.
Stoff und Eindruck, o Sohn Kunti's, machen heiß, kalt, und Freud' und Leid,
Kommen und ſchwinden ſtets wechſelnd; ſtandhaft trag' ſie, Bharats Sohn! *)
Welcher Mann nun, o Männer Haupt! durch dieß all nicht erſchüttert wird,
Gleich in Freud' und in Leid, ſtandhaft, der gedeiht der Unſterblichkeit.
Nicht was unwahr, wird je ſeiend, noch was nicht iſt, gefunden wahr;
Wohl iſt der beiden Gränz' erkannt denen, welche das Weſen ſchau'n.
Unvernichtbar wohl iſt, wiſſe, das wodurch dieſes All beſteht;
Nicht mag vernichten irgend wer, was unſterblichen Weſens iſt.

*) Arjun iſt ein Abkömmling des Kuru, ſo wie dieſer vom Bharat, dem Sohn des Duſhyanta und der Shakuntala abſtammt. Daher jener Beinahme des Arjun.

Dieſe endlichen Leiber hier ſind nur Hülle des Ewigen,
Das keiner mißt noch vernichtet; auf denn! und kämpfe, Bharats Sohn.
Wer irgend wähnt, daß dieß tödte, und wer, daß es getödtet ſei;
Wohl nicht weiſe ſind beide ſie; nicht tödten kann's und ſterben nicht.
Geboren wird's niemahls und ſtirbt auch nimmer; nicht gilt, es war hier und es wird ſein, iſt jetzt;
Denn unerzeugt ewig wohl iſt's das alte, und nicht erſtirbt's, wird auch der Leib getödtet.
Wer dieſes Ew'ge erkannt hat, das unerzeugt, unwandelbar,
Wie mag ein ſolcher wohl jemands Tod bewirken, ihn tödten ſelbſt?
Gleich wie ein Mann Kleider, die alt geworden, abwirft und legt andre, die neu ſind, ihm an;
So läßt auch dieß Weſen den Leib, den alten, alſobald eingehend in andre neue.
Nicht mögen Waffen es ſpalten, noch wird's etwa durch Gluth vertilgt,
Nicht vom Waſſer aufgelöſ't wird's, nicht der trocknende Wind verzehrt's,
Unverwundbar, verbrennlich nicht, nicht zu ſchmelzen, zu trocknen nicht,
Alldurchdringend und bleibend iſt's, auch unwandelbar ewiglich.
Unerklärlich, undenkbar wird's, unvertilgbar mit Recht genannt;
D'rum ſo Du ſolches erkannt haſt, ziemt Dir's fürder zu klagen nicht,
Wenn Du Dir's ewig entſtehend, oder auch ewig ſterbend denkſt,
Wahrlich dann, o erhabner Held! ziemt Dir es zu beweinen nicht.
Gewiß iſt des Gebornen Tod, wie die Geburt des Geſtorbenen;
Weil unvermeidlich nun dieß iſt, ziemt Dir es zu beweinen nicht.
Der Weſen Urſprung iſt dunkel, klar nur die Mitte, Bharats Sohn,
Dunkel der Untergang wieder; was iſt da nun zu klagen noch?
Als Wunder betrachtet der ein' es ſtaunend, als Wunder ſpricht lehrend davon ein andrer,
Als Wunder hört Kunde von ihm ein andrer, und hat er's vernommen, erkennt's doch keiner.

Ewig die Leiber durchwandert's, doch zerſtörbar in keinem Leib,
D'rum kein lebendes Weſen nicht darfſt Du beklagen, Bharats Sohn!
Was Deine Pflicht, im Aug' haltend, ſollteſt Du fürder zagen nicht;
Nichts wird höher als Kampfes Pflicht für den Krieger gefunden wohl.
Wo ganz nach Wunſch vor den Augen ſich ja aufthut des Himmels Thür;
Selig wohl ſind die Krieger, Fürſt! denen zu Theil wird ſolch ein Kampf.
Wenn aber dieſen Beruf Du nicht des Kriegers erfüllen wirſt,
Dann Deine Pflicht, ja die Ehr' auch ſetzeſt hintan Du, fällſt in Schuld.
Es werden Schand' auch, ewige, Dir nachreden die Weſen all;
Des einſt Geprieſnen Unehre muß noch jenſeit dem Tod beſteh'n.
Du ſeiſt aus Furcht gewichen, glauben die Wagenmächtigen; *)
Denen ſo hoch Du geehrt warſt, wirſt Du leicht nun geachtet ſein.
Es wird manch unwürdiges Wort geſagt werden von Feinden Dir,
Deiner Tapferkeit Schmach redend! was kann ſchmerzlicher ſein als dieß?
Den Himmel erlangſt Du fallend, ſiegreich freuſt Du der Erde Dich;
D'rum erhebe Dich, Sohn Kunti's! auf zur Schlacht mit entſchloßnem Muth.
Freud' und Leid, beides gleich achtend, Gewinnſt, Verluſt, und Sieg und Tod;
Rüſte denn alſo zur Schlacht Dich jetzt, ſo lad'ſt auf Dich Du keine Schuld.

---

(Aus dem vierten Adhyâya, dem Yajnayôga.)

Dieſe ewige Lehre nun offenbart' ich dem Vivaſvan, *)
Vivaſvan machte ſie Manu'n, Manu dem Ikſhvaku *) kund.

---

*) Beinahme der Helden.

*) Vivaſvan, der Sohn des Sonnengottes; Ikſhvaku iſt der Sohn des Vivaſvan, und Ahnherr des ganzen Stamms der Sonnenkinder.

So erhielt einer vom andern lernend der Prieſterfürſten ſie;
Doch es ward durch der Zeit Länge zerſtört die Lehre, Herrlicher!
Dieſe iſt's, die ich Dir heute, die alte Lehre, offenbart.
Mein Diener biſt Du ja, Freund auch; das Höchſt' iſt's der Geheimniſſe.

Arjun.

Es iſt Deine Geburt ſpäter, früher ja Vivaſvans Geburt;
Sage wie ſoll ich begreifen nun, daß zuerſt Du es offenbart?

Bhagavan.

Viele ſind meine vergangnen Geburten, Arjun, Deine auch,
Alle ſie kenn' ich wohl wiſſend, Du kennſt nicht ſie, o Herrlicher!
Ungeboren, unwandelbar bin ich, auch aller Weſen Herr;
Mein eigen Weſen beherrſchend, entſteh' ich durch den eignen Schein. *)
So oft als nun ein Verſchwinden des Rechts ſich zeigt, o Bharats Sohn!
Und des Unrechts Emporſteigen, erſchaff' alsbald mich ſelber ich,
Zu erretten die Rechtſchaffnen, zu vernichten die Uebles thun,
Feſt dann wieder das Recht ſtellend, komm' ich in's Sein von Zeit zu Zeit.
Wer mein Thun und göttlich Entſtehen wohl erkennt nach der Wahrheit Grund,
Der kehrt zur Welt, den Leib laſſend, nicht zurück, Arjun, kommt zu mir.
Von Stolz, Furcht und von Zorn befreit, zu mir ſtrebend durch mich, aus mir,
Kommen viel der im Geiſt Frommen in mein Weſen vereint *) zurück.

*) Das Entſtehen und Vergehen iſt nur eine Täuſchung, Maya. Dieſe Maya aber, welche die Quelle der Welt der Erſcheinungen iſt, iſt eine Wirkung der Kraft des Gottes.

*) Es iſt oft ſchwer, für die metaphyſiſchen Worte der indiſchen Sprache, ganz entſprechende zu finden. Yukta, was hier in der Urſchrift ſteht, iſt der Wurzel und der Form nach ganz dasſelbe wie das lateiniſche junctus. Oft heißt es nichts weiter als praeditus; wo es aber einen ganz geiſtigen Sinn hat, habe ich es bald durch vereint, bald durch vollendet überſetzt.

(Aus dem fünften Adhyâya, dem Sannyasayôga.)

Den erkenn' als enthaltsam stets, der nicht klaget und nichts begehrt;
Fern von Zwiespalt [10]), wird der selig, o Mächt'ger! und der Bande frei.
Erkenntniß trennen und Handeln thöricht redende Knaben nur;
Wer an dem Einen stets festhält, findet der beiden Frucht zugleich.

Hier schon gewinnen den Himmel, deren Geist in der Gleichheit steht;
Ganz vollkommen und gleich ist Gott, darum ruhen in Gott sie stets.
Nicht erfreue sich des Glücks je, und nicht klage im Unglück auch,
Wer festgesinnt, von Thorheit frei, Gott erkennend in Gott beharrt.
Wen nicht äußres Gefühl anzieht, findet in sich was selig ist;
Mit Gott die Einung vollendend, hat er ein unzerstörbar Gut.

Wer nun schon hier ertragen kann, noch eh' er frei des Leibes ward,
Der Begierd' und des Zorns Gewalt, der ist selig vollendet wohl.
Wer innren Glücks sich freut innen, und wer innen erleuchtet ist,
Der geht als Frommer gotterfüllt wieder in Gottes Wesen ein.
Das Wesen Gottes erreichen die Heiligen von Sünde rein,
Frei im Geiste von Zweifeln ganz, in aller Wesen Lieb' erfreut.

(Aus dem sechsten Adhyâya, dem Atmasanyamayôga.)

Der wahrhaft Fromme steht ewig einsam in sich mit seinem Geist,
Einheit-beseelt, des Sinns Sieger, sonder Begier, von nichts berührt.

Wer vereinigt [11]) sein Innres stets, und als Frommer den Geist beherrscht,
Die höchste geistige Ruhe erreicht der, die da wohnt in mir.

[10]) Dieses ist ganz metaphysisch zu verstehen; fern von aller Zweiheit, alles auf die Einheit beziehend, wie es in mehreren Stellen des Gedichts zur Genüge auseinander gesetzt wird.

[11]) Siehe die Anmerkung 0.

Wenn feſt geordnet das Denken in ſich ſelber beharrend ruht,
Keine Begierd' ihn je berührt, dann heißt ein Frommer das mit Recht.

Wie am windloſen Ort ein Licht, nicht bewegend, dieß Gleichniß gilt
Von dem Frommen, der ſich beſiegt, nach Vollendung des Innern ſtrebt.
Da wo das Denken freudig wirkt, durch der Frömmigkeit Trieb beſtimmt,
Wo er den Geiſt im Geiſte ſchaut, in ſich ſelber beglückt iſt er.
Wer das unendliche Gut, was überſinnlich der Geiſt ergreift,
Dorten erkennt, mit nichten weicht ſtandhaft der von der Wahrheit ab.
Welches erreichend, er kein Gut höher noch achtet je als dieß;
Worin durch Leiden noch ſo groß, ſtandhaft er nicht erſchüttert wird.

Immer mehr dieſer Geſinnung freu' er ſich, die ſtandhaft iſt.
In ſich ſelbſt feſt den Geiſt ſtellend, ſinn' er nichts anders fürder mehr.
Wohin immer der Geiſt wandert, der leichte, unbeſtändige;
Von da dieſes zurückhaltend, ſtell' er in ſich die Ordnung feſt.
Jener, der ſo geſinnt, ruhig, des Frommen höchſtes Gut und Glück
Erreicht er, alles Scheins befreit; Gottes Weſen von Flecken rein.
Immer vollendend ſein Innres, wird der Fromme von Sünde frei,
Berührt Gott in der Seligkeit und genießt ein unendlich Gut,
In den Weſen das Selbſt [12]) ſehend, wieder die Weſen all' im Selbſt,
Iſt er wiedervereinten Sinn's, ſchauet alles mit gleichem Muth.
Wer nur mich überall erblickt, und wer alles erblickt in mir,
Nimmer werd' ich von dem fern ſein, noch wird von mir er je getrennt.

[12]) Atma heißt zugleich Selbſt und Geiſt, und iſt oft ſchwer ganz genau auszudrücken. Ich und Ichheit darf man es nicht überſetzen, weil es dafür ein anderes Wort giebt, Ahankar.

Wer den Allgegenwärt'gen, mich, verehrt, und feſt an der Einheit hält,
Wo er immer auch mag wandeln, wandelt der Fromme ſtets in mir.

---

(Aus dem ſiebenten Adhyâya, dem Jñânavijñânayôga.)

**Bhagavan.**

Zu mir hin mit dem Geiſt ſtrebend, Andacht übend, daheim in mir,
Wie Du mich frei von Zweifeln gleich wirſt erkennen, vernimm, o Fürſt!
Dieſe Weisheit und Kenntniß ſei ohne Rückhalt Dir kund gethan.
Wenn dieß erkannt, iſt nichts fürder hier des Erkennens würdig noch.
Von tauſend Menſchen iſt einer etwa, der nach der Tugend ſtrebt,
Von den nach Tugend Strebenden einer, der mich in Wahrheit kennt.
Erde, Waſſer und Wind, Feuer, Luft [13]) und Geiſt, der Verſtand ſodann,
Ichheit; dieß ſind die acht Stücke meiner getheilten Weſenkraft.
Doch ein andres als dieß, höh'res Weſen an mir erkenne Du,
Was die ird'ſchen belebt, Arjun! auch die Welt hier erhält und trägt,
Dieß iſt die Mutter der Dinge, aller zuſammt, das glaube, Freund!
Ich bin des ganzen Weltenalls Urſprung, ſo wie Vernichtung auch.
Außer mir giebt es ein andres höheres nirgends mehr, o Freund!
An mir hängt dieſes All vereint, wie an der Schnur der Perlen Zahl.
Ich bin der Saft [14]) im Flüſſigen, bin der Sonn' und des Mondes Licht,
In heil'gen Schriften die Andacht, Schall in der Luft, im Mann der Geiſt.

---

[13]) Khan wird auch Aether überſetzt. Vayû iſt der fühlbare Theil der Luft, welchem die Indier die Eindrücke der Berührung und den Sinn des Gefühls zuſchreiben; Khan iſt der verborgnere Theil der Luft, in welchem der Schall erzeugt wird.

[14]) Dasjenige, was den verſchiedenen Flüſſigkeiten den eigenthümlichen Geſchmack und ihre beſondere Eigenſchaft giebt.

Der reine Duft von der Erdkraft, bin der Glanz auch des Strahlenquells,
In allen Ird'ſchen das Leben, bin die Buße im Büßenden.
Alles Lebendigen Saame bin ich, wiſſe, von Ewigkeit;
Bin ich den Weiſen die Weisheit, ich der Glanz auch der Strahlenden.
Dann die Stärke der Starken ich, von Begier und von Stolz befreit;
In den Lebend'gen die Liebe bin ich, durch's Recht beſchränkt, o Fürſt!
Welche Naturen nun wahrhaft, ſcheinbar nur oder finſter ſind [15]),
Aus mir ſind, wiſſe, auch dieſe; nicht ich in ihnen, ſie in mir.
Durch die Täuſchung nun dieſer drei Eigenſchaften iſt ganz bethört
Alle Welt und verkennt mich, der über jenen, unwandelbar.
Göttlich iſt ſie, die Welten ſchafft [16]), meine Täuſchung, wird ſchwer beſiegt;
Aber die, welche mir folgen, ſchreiten über die Täuſchung hin;
Nicht folgen mir die Verbrecher, noch die Thoren und Niedern nach,
Welche vom Schein im Geiſt bethört, zu den Dämonen ſich gewandt.
Vier Arten ſind's, die mich ehren, der guten Menſchen, o Bharats Sohn!
Wer arm iſt, wer nach Weisheit ſtrebt, wer Reichthum wünſcht, der Weiſe dann.

---

[15]) D. h. die drei Welten der alten indiſchen Lehre; die Welt der Wahrheit, die des Glanzes oder Scheins, und die der Finſterniß entſpringen gleichfalls aus mir; obgleich in dieſer ganzen Anſicht und Eintheilung die weſentliche Wahrheit noch nicht gefunden, und jene Dreifachheit der Welt ſelbſt nur als eine Folge der urſprünglichen Täuſchung und Maya, und als bloß zur Erſcheinung gehörig betrachtet wird. Eine andere Stelle des Gedichts geht noch ſtärker gegen dieſe Lehre von drei Welten oder drei Eigenſchaften, und zugleich gegen die Veda's, worin dieſe Anſicht herrſcht:

Die Veda's geh'n auf drei Weſen, nicht von drei Weſen ſei, o Freund!
Nicht zwiefach, ſondern ſtets wahrhaft, unbeſtrebt, duldend, geiſtig ſei!

[16]) Siehe die Anmerkung 8.

Von dieſen iſt's der Weiſ' allein, der ſtets vereint dem Einen dient;
Wohl ein Freund bin ich des Weiſen, ſehr, ſo wie er der meine iſt.
Alle verdienen hohes Lob, der Weiſe gilt wie ich bei mir;
Zu mir richtet den letzten Weg hin ſein wiedervereinter Geiſt.
Am Ende vieler Geburten ſchreitet der Weiſe hin zu mir;
„Daß Vaſudeva [17]) alles iſt," wer ſo groß denkt, iſt ſelten wohl.
Von dem und dem Gelüſt bethört, folgen ſie andern Göttern nach,
Errichten die und die Satzung, durch die eigne Natur beſtimmt.
Wer auch was für ein Bild dienend im Glauben zu verehren wählt,
Den feſten Glauben desſelben, ich bin's allein, der den entflammt.
Er, des Glaubens begabt alſo, iſt nun bemüht um jenes Gunſt,
Und erreicht auch die Wünſche dann, von mir beſtimmt, wie's mir gefällt.
Endlich doch iſt die Belohnung dieſer wenig Erkennenden;
Zu ihnen kommt, wer den Geiſtern diente, die meinen dann zu mir.
Sichtbar zu greifen mich wähnen ſie, die Thoren, der unſichtbar,
Kennen mein hohes Weſen nicht, das ew'ge, allerhabene.
Nicht was ſichtbar des Alls, bin ich, in der Meinungen Schein verhüllt [18]),
Die Welt kennt nicht, die thörichte, mich den Ew'gen, der unerzeugt.
Ich kenne all die vergangnen, die jetzt ſeienden, Arjun! auch,
Und die zukünftigen Weſen; mich erkennt aber keiner je.
Durch der Zweiheit Verblendung, Fürſt! die aus Neigung und Haß entſpringt,
Wandeln von Anfang zum Irrthum alle Irdiſchen, Bharats Sohn!
Doch iſt die Schuld getilgt endlich derer, die reinen Wandels ſind,
Gelöſt der Zweiheit Verblendung, ehren ſie mich, im Glauben feſt.

---

[17]) Ein Nahme des Kriſhna oder Viſhnu.

[18]) Yöga heißt eine Glaubenslehre, wie denn die einzelnen Abſchnitte des Bhagavatgita ſelbſt Yöga's genannt werden. Hier ſind aber offenbar die falſchen bloß ſinnlichen Religionen und Lehren der Vielgötterei und des Dämonen-Dienſtes gemeint.

(Aus dem achten Adhyâya.)

## Bhagavan.

Nicht zum sterblichen Sein kehret, das vergänglich, der Leiden Haus,
Wer mich erreicht, zurück wieder, hoch am Ziel der Vollkommenheit.
Wiederkehrender Art [19]), Arjun! sind aus Brahma die Welten all;
Wer mich erreicht hat, Sohn Kunti's, ist der fernern Geburt befreit.

---

[19]) Hier wird dem Krishna ganz deutlich der Vorzug vor Brahma gegeben. Vom Brahma rühren die Welten der Erscheinung her, in denen die Seelenwanderung Statt findet, und jene stets erneute Rückkehr ins Leben, die hier als ein Unglück betrachtet wird. Krishna ist dagegen, nach der hier aufgestellten Lehre, der Gott der ewigen Einheit und des wahrhaften Wesens.

## IV.

# Aus der Geschichte der Shakuntala,

### nach dem Mahābhārat.

Es sind in der Episode des Mahābhārat, welche die Geschichte der Shakuntala enthält, vorzüglich zwei Momente derselben ausführlich behandelt; wovon der Eine, die Geburt der Shakuntala, in dem Schauspiele des Kalidas nur im Vorbeigehen erwähnt, der andre aber, die Scene der Verläugnung und der endlichen Wiedererkennung bei dem König Dushyanta, sehr verschieden behandelt ist.

Da wir diese beiden Stücke nur als Beispiele der ältern indischen Poesie geben, so sind, wo es ohne Schaden des Zusammenhanges geschehen konnte, einige Distichen ausgelassen, deren Inhalt bloß dogmatisch oder voll historischer Anspielungen war, um nicht durch zu viele Anmerkungen den dichterischen Eindruck stören zu müssen.

## Geburt der Shakuntala.

Die Scene beginnt da, wo König Dushvanta sich bei einer Jagd in den Wald vertieft, und den heiligen Büßer Kanva, der dort in der Einsamkeit lebte, aufsuchen will. Er trifft die schöne Einsiedlerin, und ist sehr begierig, zu erfahren, wer sie sei. Denn wäre sie, wie er glaubt, die Tochter eines Brahminen gewesen, so würde er sich nicht mit ihr haben verbinden dürfen.

Allein ging nun der Fürst weiter, ihm folgten seine Räthe nicht,
Fand in der einsamen Wohnung nicht den andächt'gen Heiligen.
Als er den Heil'gen nicht erblickt, leer des Einsiedlers Hütte sah,
Ließ er von seiner Stimme Schall wiederhallen umher den Wald.
Aber sein Rufen vernahm jetzt, schön wie Sri von Gestalt die Magd,
Trat hervor aus der Hütte dort in der Einsiedlerinnen Tracht.
Als Dushvanta, den König, nun die schwarzäugigte Magd erblickt,
Sagte sie schnell ihm Willkommen, both ihm mit Ehrerbiethen Gruß;
Bediente dann mit dem Sessel ihn, mit Waschen der Füße auch,
Fragte nach seinem Wohlsein dann, wünschte dem Kön'ge Glück und Heil.
Als sie nun ihn bedient hatte, sein Wohlbefinden auch geseh'n,
Sagte sie dann zu ihm lächelnd: „Was ist weiter zu Deinem Dienst?" —
Zu ihr sagte der König d'rauf, zum holdredenden Mädchen er,
Da so schön die Gestalt er sah, nach den Ehrenbezeigungen:
„Ich kam hierher, um dem großen Heil'gen, Kanva zu huldigen.
Wo ging er hin, der göttliche? Das, o Du Schöne! sage mir."—

**Shakuntala.**

Es ging mein göttlicher Vater, Früchte zu hohlen nur von hier;
Nur einen Augenblick verzieh, ſo wirſt Du rückgekehrt ihn ſeh'n.

Als er den Heil'gen nicht erblickt, auch ſodann dieß geſprochen war,
Er ſie ſahe ſo voll Anmuth, die ſüßlächelnde, liebliche,
Die in der Reize Glanz ſtrahlte, wie in Andacht und Demuth auch,
Der Tugend Schöne beſitzend, ſprach er alſo, der Erde Fürſt:

„Wer biſt Du, Holde, und weſſen? weshalb zogſt in den Wald Du hier?
Mit ſo hoher Geſtalt begabt, und wo kameſt Du Schöne her?
Durch Deiner Schöne Anſchauen haſt die Seele Du mir geraubt;
Dich zu kennen verlangt mich; ſag es, liebliche, alles mir." —

Als nun der König dieß geſagt, gab darauf in der Hütte dort
Lächelnd das Mädchen die Rede zurück und ſprach mit holdem Laut:
Für des Kanva, des göttlichen, Tochter gelt' ich, erhabner Fürſt!
Des feſtgeſinnten Büßenden, des Weiſen, der das Recht erkennt.

**Dushvanta.**

Erhaben denkend und göttlich, heilig iſt er und allgeehrt;
Dharma [1]) ſelbſt mag vom Pfad wanken, doch es wankt ſolch' ein Frommer nicht.
Wie kannſt deß Tochter geboren Du alſo ſein, Liebliche?
Dieſen mächtigen Zweifel nun wolleſt Du jetzo löſen mir.

**Shakuntala.**

Wie ich hierher gekommen bin, welches zu wiſſen Du begehrſt,
Vernimm es, Fürſt! der Wahrheit nach, wie ich des Heil'gen Tochter bin.
Es kam einſt hier ein Frommer her, meinem Urſprunge fragt' er nach:
Dem erzählte der Göttliche Folgendes, das vernimm nun, Fürſt!

[1]) Der Gott der Gerechtigkeit.

Kanva ſprach:

„Viſvamitra, der Büßende, übte ſo großer Buße Werk,
Daß ſelbſt der Geiſterſchar König, Indra, gewaltig d'rob erſchrack,
Daß nicht des Helden Andachtsgluth ihn erſchüttre von ſeinem Sitz.
Dieſe Gefahr nun befürchtend, ſprach er alſo zur Menaka:

Indra.

Der Nymphen himmliſche Reize preiſ't man, o Menaka, an Dir;
Einen Dienſt thue mir, Mädchen; was ich Dir ſage, das vernimm!
Der wie die Sonne im Glanz ſtrahlt, Viſvamitra, der Heilige dort
Vollbringt ſo furchtbare Buße, daß mein Geiſt mir erzittert d'rob.
Menaka! Dein Geſchäft iſt dieß: Viſvamitra, der mich bedroht,
Furchtbar zu ſchau'n, von feſtem Geiſt, wandelt in grimmer Buß' er ſtets,
Daß vor dem nicht mein Thron falle; zu dem geh' und gewinne ihn,
Gehe hin, wo er Buße übt, thue die höchſte Liebe mir;
Blühend in Schöne der Jugend, und mit lächelnder Worte Laut,
Feßl' ihn auch mit der Luſt Reizen, wende von ſeinem Werk ihn ab.

Menaka.

Hochſtrahlend iſt der Göttliche und dazu auch erhaben fromm;
Wie er geneigt zum Zorne ſei, iſt dem Gebiether auch bekannt.
Den ſtrahlenden nun, den frommen, zornigen, hochgeſinnten Mann,
Vor dem Du ſelber Dich fürchteſt, wie ſollt' ich ihn nicht fürchten denn?
Er, der den großen Vaſiſhta [2]) der theuren Söhne einſt beraubt,
Zu dem Du ſelbſt, den Mond fürchtend, um Hülfe gingſt, der Geiſter Herr!

[2]) Von mehren hiſtoriſchen Anſpielungen der Art auf die großen Thaten des Viſvamitra, iſt des Uebergangs wegen nur dieſe eine beibehalten.

Ihn, der vollbracht die Thaten all, ja wohl ſehr muß ich fürchten den;
Wie ſein Zorn nicht verzehre mich, deſſen belehr', Gebiether, mich!
Deß Glanz die Welten entflammen, deß Fuß die Erd' erſchüttern mag,
Der zerſchmettern den Berg Meru, leicht verwirren die Räume [3]) kann,
Der mit ſolcher Andacht begabt, in Gluth ſtrahlend dem Feuer gleich,
Wie möcht' ein Mädchen unſrer Art ihn berühren, der heilig iſt;
Deß Antlitz ſtrahlt wie die Flamme, deß Blick leuchtet wie Sonn' und Mond,
Wie mag, o Herr! den Schlund Kala's [4]) eine von uns berühren wohl? —
Weil aber der König mich angeſprochen, wie ſollt' ich nicht geh'n vor des Heiligen Antlitz!
Erſinne Rettung denn für mich, Gebiether! daß ich für Dich gehend errettet bleibe.
Wenn Du es willſt, laß das Gewand den Marut, des Windes Gott, weg von mir weh'n im Tanze,
Begleiten muß Manmatha [5]) auch dieß Geſchäft, durch Deine Gunſt mir als Gehülf' er beiſteh'n.
Laß aus dem Wald Düfte mir weh'n den Vayu, zu jener Zeit, da ich den Seher feßle.
Als dieß geſagt und von ihm war beſtätigt, da ging ſie zur Hütte des Einſiedlers hin.

Als die Liebreizende nun ſah, ſchuldgereinigt durch fromme Gluth
Viſvamitra, den Büßenden, in der einſamen Wohnung dort;
Da begrüßte ſie zuvor ihn, tanzt und ſcherzt vor dem Heiligen dann;
Abwehte ihr Gewand Marut, das gleich dem Monde glänzende.

---

[3]) Die Räume der Welt.
[4]) Der Gott der Zeit, und dann der Zerſtörung, des Todes.
[5]) Der Gott der Liebe.

Wie von ihr das Gewand nun ſank, hin zur Erde, da blickte ſie
Lächelnd, die lieblich Reizende, oft den beſchämten Marut an;
Während der Seher dort zuſchaut, der wie die Flamme ſtrahlende.
Als Viſvamitra nun jene, die fleckenlos da vor ihm ſtand,
In ihr Gewand verwickelte, er der einſamen Seher Fürſt,
Und die der Wind enthüllt hatte, die vollblühenden Reize ſah,
Ihre hohe Geſtalt erblickt', er, der der Weiſen König war,
Da ergriff ihn der Neigung Gluth, fiel er in der Begierde Macht.
Jene ladet er zu ſich ein, willig folgte die Himmliſche;
So verlebten zuſammen ſie eine glückliche Zeit daſelbſt,
Sich ihrer Liebe erfreuend, bis nach beſtimmter Zeiten Lauf
Der Seher von der Menaka die Shakuntala hat erzeugt.
Dort in des Himavan Wildniß, am Geſtade der Malini,
Bracht' aus Licht ihres Leibes Kind, an Malini's Fluthen

Menaka.

Da ihr Geſchäft ſie nun vollbracht, ging alsbald ſie zum Indra auf,
Ließ in dem wüſten Wald die Frucht, wo der Tiger und Löwe

hauſ't.

Da nun ſchlummernd die Shakunta's *) ſahen das Kind, um-
ringten ſie's,
Daß nicht tödten im Wald' es dort möchte reißender Thiere Schar.
So ward der Menaka Tochter da beſchützt von der Geier Schar.
Als ich zum Bade dorthin kam, ſah ich im Schlummer ruh'n das Kind,
Dort im einſamen Waldesthal, rund umringt von der Geier

Schar;

Ich nahm ſie auf nun, und zu mir, hielt ſie fürder an Tochter

Statt.

Weil ich in einſamer Wildniß ſie von Shakunta's fand umringt,
Ward der Nahme Shakuntala ihr gegeben ſodann von mir.
Du weißt nun, wie Shakuntala, o Heiliger! **) meine Tochter

ward;

*) Eine Art Geier; vultures überſetzt Wilkins.

**) Man erinnere ſich, daß Kanva zu dem frommen Pilger ſpricht, der nach Shakuntala's Herkunft gefragt hatte.

Für ihren Vater auch hält mich Shakuntala, die Tadels frei."

Alſo that meine Geburt er, ſie dem Heiligen erzählend, kund,
Wie ich die Tochter des Kanva, ſei, weißt Du alſo, erhabner Fürſt.
Als Vater acht' ich den Kanva, kenne ja meinen Vater nicht;
Dieſe Geſchichte, o König! hörteſt Du, wie es ſich begab.

---

## Rede der Shakuntala an den Duſhvanta.

In der Behandlung dieſes Theils der Geſchichte weicht das alte Heldengedicht ſehr vom Kalidas ab. Auch im Mahâbhârat wird Shakuntala von dem Duſhvanta zuerſt verläugnet und verworfen, worauf denn endlich die Wiedererkennung und Verſöhnung folgt. Von der Zauberei mit dem Ringe aber kommt hier nichts vor. Der Knabe iſt ſchon ſechs Jahre alt, als Shakuntala mit ihm an den Hof zu dem König geht, um dieſen an das gegebene Verſprechen, daß er ihren Sohn zum Erben des Reichs erklären wolle, zu mahnen. Duſhvanta verläugnet die Shakuntala nur deswegen, weil er fürchtet, wenn er ſo leicht ohne Beweis in die Anerkennung willige, möge Verdacht gegen die Aechtheit des Kindes bei den Großen des Reichs entſtehen; vielleicht auch, um die Geliebte auf die Probe zu ſtellen.

Shakuntala geräth über ſeine Härte in hohen Unwillen, und endlich bricht ihr Schmerz in folgende Rede aus, die den Untreuen an die Stimme des Gewiſſens und der allſehenden Gottheit erinnert, ihm die Heiligkeit der Ehe und die Schönheit der kindlichen Natur ſchildert, und mit einer ſanften Klage über ihr Unglück endet.

Wohl mich kennend, erhabner Fürſt, warum redeſt Du ſo zu mir:
„Ich kenne Dich nicht," ganz furchtlos, wie ein niedrig Geborener?
Da Dein Herz doch wohl wiſſend iſt, was hier wahr und was falſches iſt;
Dieß Kind der Liebe verwerfend, ſchmähſt Du dadurch ja ſelber Dich:

„Ich bin's allein," alſo gedenkſt in Dir Du, kennſt nicht den im Herzen, den alten Seher [1]);
Willſt, dem bekannt alle des Schuld'gen Thaten, im Angeſicht deſſen die Sünde begeh'n.
Denkſt, wenn vollbracht die Unthat iſt: „Keiner weiß ja, daß ich es war;"
Doch es wiſſen's die Götter all', ſelbſt auch innen der inn're Menſch.
Sonn' und der Mond, Feuer und Luft, die Himmel, die Erd' und Fluth, innen das Herz, die Tief' auch,
Ja Tag und Nacht, ſammt den Zeiten beiden, auch des Rechts Gott, ſehen das Thun des Menſchen.
Dort im Abgrund des Todes, Gott, verlöſcht was Uebles der gethan,
Mit dem zufrieden der Geiſt iſt, ſo die That ſchauend in uns wohnt;
Doch mit wem nicht er zufrieden, wer von übler Geſinnung iſt,
Den vernichtet des Todes Gott ſelbſt, den Schuld'gen, in übler That.
Mich, die ſelbſt Du gewählt hatteſt, o verſchmäh' die Getreue nicht;
Achtend nicht, die Du achten ſollſt, mich Dein eigen beſtimmtes Weib.
O warum blickſt Du verächtlich auf mich, wie eine Niedrige?
Nicht ja in einer Wüſte hier klag' ich, warum nicht hörſt Du mich?
Aber wenn Du der Flehenden, nicht ein Wort mir gewähren willſt,
In hundert Stücke, Duſhvanta! wird zerſpringen alsbald mein Haupt.

So der Frau ihr Gemahl nahet, wird er wieder geboren ſelbſt
Von der, die Mutter durch ihn wird, wie alter Seher Zeugniß ſpricht [2]).

---

[1]) Den im Herzen, den alten Seher, oder den alten Einſiedler, hritſayam munin puranan: das Gewiſſen.

[2]) Das Geheimniß der Ehe nach der indiſchen Lehre beruht erſtlich darauf, daß dieſe Verbindung auch in jenem Leben fortdauert, vorzüglich aber darauf, daß der Sohn, welcher der Vater ſelbſt in einer neuen Verwandlung iſt, allein das Vermögen beſitzt, durch fromme Werke

Wohl iſt die Frau des Manns Hälfte, die Frau der Freunde innigſter;
Iſt die Frau alles Heils Quelle, die Frau Wurzel des Retters auch [2]).
Freundinnen ſind ſie dem Einſamen zum Troſt mit ſüßem Geſpräch;
Wie Väter zu der Pflicht Uebung, tröſtend im Unglück Müttern gleich.
Scheidet die Frau nun zuerſt hin, ſchaut zum Gemahl ſie, harrend ſein;
Doch ſtarb zuvor der Geliebte, folget ſie willig gleich ihm nach.
Um ſolcher Urſach', o König, wird hoch begehrt der Ehe Bund;
Weil der Mann ſein Gemahl beſitzt, in der Welt hier, in jener auch.
Als er ſelbſt, von ihm ſelbſt gezeugt, iſt nach der Weiſen Sinn der Sohn;
D'rum ſoll der Mann ſein Weib achten, die des Sohns Mutter, Mutter gleich.
Den Sohn aus ſeinem Weib' erzeugt, wie im Spiegel das Ebenbild,
Iſt dem Vater zu ſchau'n freudig, wie dem Sel'gen der Himmel iſt.
Wenn auch verſenkt vom Seelenſchmerz, Krankheit leidend die Menſchen ſind,
Freuen ſie doch ihrer Weiber ſich, wie die Fluth labt die Schmachtenden.
Wenn ſich das Kind zu ihm wendend, wie es am Boden hat geſpielt,
Feſt um des Vaters Glieder ſchließt, was giebt's Höheres noch als dieß?
Ihn, den Du ſelber gebildet, dieſen Sohn hier, der liebevoll
Auf Dich ſchauend zur Seite blickt, o warum denn verſchmähſt Du ihn?

---

und Gebräuche der Andacht die Seele des Vaters von den Strafen, die er für ſeine Verſchuldungen in jener Welt leiden muß, zu befreien. Daher wird er der Retter des Vaters genannt, und daher wird es für das größte Unglück geachtet, keinen Sohn zu haben.

Sorgen um ihre Eier doch, ſie nicht brechend, die Vögel ſelbſt;
Wie geſchieht's denn, daß Du verläßt, des Rechts kundig, den eignen Sohn?
Nicht Gewänder und Frauen nicht, Wellen ſind zu berühren nicht
So ſanft, als des umarmenden Kindes Berührung lieblich iſt.
So berühre umarmend Dich hier der Knabe, der lieblich blickt;
Holder als Kindes Berührung, hat die Welt kein Gefühl ja nicht.
Aus Deinem Leib' erzeugt ward er, von dem Manne ein andrer Mann;
Wie im Spiegel des klaren Quells, ſiehe den Sohn, ein zweites Selbſt.
Wie zur Flamme des Heiligthums Feuer vom Heerd genommen wird,
So iſt von Dir erzeugt dieſer, Du ſelbſt der Eine, ungetheilt.
Ein Jäger wanderte umher, war zu jagen das Wild bedacht;
Ich war's, Fürſt! die gefangen ward, ach, ein Mädchen in Vaters Hain.
Der himmliſchen Geſpielinnen erſte, die Menaka genannt,
Stieg vom Himmel zur Erd' herab, empfing vom Viſvamatra mich.
Hier an des Schneegebirgs Seite gebar mich dann die Himmliſche,
Und mich verlaſſend dort ging ſie böſe, wie einer Andern Kind.
Welch' ein Verbrechen wohl hab' ich im vor'gen Leben einſt verübt,
Daß von den Mein'gen verlaſſen ich als Kind ward, und jetzt von Dir!
Wie Dir's gefällt, verlaſſen denn will ich zu meiner Hütte geh'n;
Den Knaben aber verlaſſen darfſt Du nicht, der Dein eigen iſt.

VIII.

# Noah's Morgenopfer.

Schweigt, ihr Lüfte! in den Blumengängen,
Denn entflohen iſt des Frühlings Traum;
Süß dem Jugendſpiele nachzuhängen,
Giebt der ernſte Tag uns keinen Raum.

Ihr Geſänge in der Väter Hallen,
Von der Ahnen hohem Heldenruhm,
Müßt den Strom der Zeit hinunterwallen,
Wo des Todes graue Scharen ruh'n.

And're Zeiten heiſchen and're Lieder,
Neue Dinge ſpricht der Welten-Greis;
Zum verborgnen Urſprung wendet wieder
Sich zurück der große Schöpfungkreis.

Mag noch trübe Finſterniß uns decken,
In den Wogen dieſer öden Welt;
Laß den Geiſt die Seelenflügel ſtrecken,
Rauſchend zu der Morgenröthe Zelt!

Einſam auf der ſtillen Felſenwarte
Blickt der Seher in den Sturm hinaus;
Spähend an der lichten Sternencharte,
Bis die Sonne theilt der Wolken Haus.

Wie der greiſe Ahnherr einſt in Fluthen
Sich das heil'ge Schiff der Rettung baut;
Wo verſchloſſen die Geſchöpfe ruhten,
Die dem ſtarken Fährmann Gott vertraut.

Wohl geordnet in den ſichern Kammern
Steh'n der Creaturen Paar und Paar;
Fern zu halten der Vertilgung Jammern
Von der Arche auserwählten Schar.

Nieder ſtürzen all' die Rieſengeiſter
Nach Jahrhunderten voll Uebermuth;
Aufwärts forſchend blickt des Schiffes Meiſter
Zu dem Morgenſtern in dunkler Fluth.

In den Wogen ſtirbt die letzte Klage,
Stumm zum Grabe der Vergangenheit;
Feſtgeſetzt, gezählt ſind ſchon die Tage,
Jede Stunde der Zerſtörungszeit.

In der Oede, ob den wüſten Wellen
Bringt die Taube den Olivenzweig;
Muthig ſteigt der Ahnherr nun im Hellen
Auf das neue, grüne Erdenreich.

Dankend nach dem großen Trauerjahre
Tritt der Arche Prieſter dort hervor;
Hundertfältig lodern vom Altare
Opferflammen dann zu Gott empor.

Als vom erſten Morgenſtrahl die Kunde
Glänzend wieder durch die Wolken bricht,
Spannt den Bogen farbig Gott zum Bunde
Friedeleuchtend um ſein Angeſicht.

Wie ein Kreis im ſiebenfachen Glanze,
Durch die Himmel ſtrömt das Schöpfungsſpiel;
Dieſes Purpurbild im Wolkenkranze
Iſt der ird'ſchen Hoffnung lichtes Ziel.

Fortgeriſſen war des Frühlings Wonne,
Alle Blüthen mit hinweggerafft;
Bis die Erd' im Strahl der neuen Sonne
Wieder grünt aus milder Himmelskraft.

Herrlich glänzt auf Gottes Sonnenthrone
Dort die hohe Gnadenkönigin;
Himmliſch ſtrahlend in der Sternenkrone,
Wandelt ſie die lichte Bahn dahin.

Linde fließt der Strom und ganz kryſtallen
Von dem Thron, wie einſt im Paradies;
Unter Palmen ſieht man Pilger wallen,
Zu den Früchten, die uns Gott verhieß.

Wüthend windet ſich der alte Drache,
Flammen ſchnaubend aus dem grauſen Schlund;
Ihn ergreift des ſtarken Engels Rache,
Wirft ihn nieder in den ew'gen Grund.

Und da öffnen ſich die lichten Mauern,
Heil'ge Thore zu der ew'gen Stadt;
Alle Felſen ſoll die überdauern,
Gleich dem Weltenaug' im Flammenrad.

Brauſend auf des Cherubs Donnerſchwingen,
Thun die Himmel Gottes Allmacht kund;
Sieg und Heil! hört man die Geiſter ſingen,
Dankend tönt's zurück vom Erdenrund.

Freudig ſteht auf hohem Fels geborgen,
Der als Seher auch zu uns noch ſpricht:
Wie am zweiten großen Schöpfungsmorgen
Von der ird'ſchen Fluth ſich ſchied das Licht.

Oben ſteht der reine Himmelsbogen,
Den die trübe Miſchung ſonſt verletzt;
Unten dann die ird'ſchen Meereswogen,
Auch der Feſte wird ihr Ziel geſetzt.

Weil die Fluth gereinigt hat die Erde,
Wächſt empor mit Luſt das neue Grün;
Wie ein Knabe, fröhlich von Geberde,
Wird im Sonnenſchein das Leben blüh'n.

Mit dem Tiger wird das Lamm da weiden,
Und ein Kind auf Baſilisken geh'n;
Nichts ſoll dann die Eine Herde ſcheiden,
Eine Flamme nur der Liebe weh'n.

Möchte friſch ein Lebenswind berühren
Erſt von Gott der Auferſtehung Feld,
Aus der Miſchung uns zur Klarheit führen,
Daß im Licht gereinigt ſei die Welt.

Rauſchend auf der Liebe Seraphsſchwingen
Macht der Himmel die Vollendung kund;
Heil und Dank! hört man die Geiſter ſingen,
Jubelnd tönt's zurück vom Erdenrund.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Zueignung. | 3 |
| I. Kunstgedichte. | 7 |
| An die Dichter. | 9 |
| An Viele. | 10 |
| An die Deutschen. Zu Anfang des Jahres 1800. | 11 |
| Lessings Worte. 1801. | 15 |
| Reden über die Religion. 1800. | 16 |
| Die Weltseele. 1800. | 17 |
| Das Räthsel der Liebe. 1802. | 18 |
| Die Werke des Dichters. | 19 |
| An Ludwig Tieck. | 20 |
| Mahomets Flucht. | 21 |
| Hymnen. 1801. | 24 |
| Weihe des Alten. An einen jungen Dichter. | 27 |
| Schirin. | 31 |
| Calderon. | 32 |
| An Camoens. | 33 |
| An Novalis. | 34 |
| Rheinfahrt. 1804. | 35 |
| An A. W. Schlegel. | 36 |
| II. Scherzgedichte. | 39 |
| Das Ideal. | 41 |
| Das Athenaeum. 1801. | 42 |
| Zerbino. 1800. | 43 |
| Kunst-Orakel. | 44 |
| Die neue Schule. 1800. | 45 |
| Das tragische Schicksal. | 47 |
| Proben der neuesten Poesie. 1808. | 48 |
| Sinngedichte. 1815. | 50 |
| Irrlichter. 1810. | 51 |
| Eulenspiegels guter Rath. 1806. | 53 |
| Die Zwerge. | 57 |
| Der alte Pilger, oder Homo's neueste Wanderungen. 1807. | 60 |
| Die feindlichen Brüder, oder der Zeitgeist. 1820. | 68 |
| III. Sprüche. | 71 |
| Geistes Licht. | 73 |
| Andacht. | 74 |
| Adels Sitte. | — |
| Deutschland. | 75 |
| Gesinnung des Königs. | — |
| Frauentugend. | 76 |
| Treue. | — |
| Deutscher Sinn. | 77 |
| Das Alte und das Neue. | 78 |
| Würde der Dichtkunst. | 79 |
| Liebes Leben. | 80 |

Seite

Das Ewige. - - - - - 81
Sprüche aus dem Indischen. 1807. - - 82
IV. Romanzen und Lieder. - - 85
Bei der Wartburg. 1802. - - - 87
Im Walde. - - - - - 91
Am Rheine. 1802. - - - - 93
Gesang der Erinnerung. - - - - 96
Frankenberg bei Achen. - - - - 98
Sanct Reinold. - - - - - 101
Das versunkne Schloß. - - - - 104
Eintritt in die deutsche Schweiz. 1804. - - 108
Im Speßhart. 1806. - - - - 110
Wechselgesang. - - - - - 112
Anruf. - - - - - - 115
Des Vaters Abschied. Bruchstück. - - - 116
An Siderie. - - - - - 117
Fülle der Liebe. - - - - - 119
Andenken. - - - - - - 121
V. Lyrische Gedichte. - - - 123
Gebet. - - - - - - 125
An den Retter. 1803. - - - - 128
Auf dem Feldberge. 1806. - - - 130
Huldigung. Im Sommer 1806. - - - 132
Frieden. Im Sommer 1806. - - - 135
An den Ufern des Mayns. 1806. - - - 138
An seinen Freund. Im Herbst 1806. - - 140
Anruf. Zu Anfang des Jahrs 1807. - - 144
An Corinna. 1807. - - - - 148
Rückkehr des Gefangenen. Zu Ende des Jahrs 1807. 152
Gute Zeichen. 1808. - - - - 158
Gelübde. Zu Anfang des Jahrs 1809. - - 159
Freiheit. 1807. - - - - - 161
Bei der Abreise Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Louise, Erzherzogin von Oesterreich. 1810. - - 164
Der heilige Dulder. 1811. - - - 166
Gesang der Ehre. Zu Ende 1812. - - 168
Unsre Zeit. 1820. - - - - 171
VI. Geistliche Gedichte. - - - 175
Klagelied der Mutter Gottes. - - - 177
Heilige Sehnsucht. Nach dem Lateinischen. - - 191
VII. Gedichte aus dem Indischen. - - 193
Vorwort. - - - - - 195
1. Anfang des Rämäyan. - - - 201
2. Indische Kosmogonie. Aus dem ersten Buche der Gesetze des Manu. - - - - 226
3. Aus dem Bhagavatgita. - - - 233
4. Aus der Geschichte der Shakuntala, nach dem Mahabharat. - - - - 247
VIII. Noah's Morgenopfer. - - 257

Gedruckt bei J. St. v. Hirschfeld.

# Fried. v. Schlegel's

# sämmtliche Werke.

6719

Zweite Original-Ausgabe.

Eilfter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Ueber

# die neuere Geschichte.

Vorlesungen

gehalten zu Wien im Jahre 1810.

Seinen Zuhörern

hochachtungsvoll

gewidmet.

# Vorrede.

Diese mit Allerhöchster Bewilligung im Jahre 1810 zu Wien gehaltenen Vorlesungen erscheinen hier bis auf wenige Veränderungen ganz so, wie sie gehalten wurden.

Ich wünschte zunächst meinen Zuhörern diese Vorträge übergeben zu können. Bei einigen Stellen, besonders bei denjenigen, welche sich ganz auf eigne und neue Forschungen gründen, würde es vielleicht zweckmäßig gewesen sein, Anmerkungen hinzuzufügen über solche Gegenstände der Untersuchung, welche sich im mündlichen Vortrage nicht wohl erörtern lassen, so wie auch die minder bekannten Quellen anzuführen. Dieß war anfangs meine Absicht. Aber die Anmerkungen würden meistens zu Abhandlungen angewachsen, das Werk dadurch ein ganz andres geworden, und wohl mehrere Jahre bis zur Beendigung desselben vergangen sein.

Gleichwohl glaubte ich, daß unter denen, welche in Deutschland, und wo sonst die deutsche Sprache bekannt ist, meinen Arbeiten ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme schenken, mehrere diese Betrachtungen über die neueren Zeiten lieber gleich jetzt, auch in derjenigen Gestalt, wie ich dieselben hier gebe, würden aufnehmen wollen.

Da ich seit mehreren Jahren die Zeit, welche mir frei bleibt, fast ausschließend der Geschichte widme, nicht bloß der allgemeinen, sondern vorzüglich auch der vaterländischen; so hoffe ich, daß es mir nicht an Muße und Gelegenheit fehlen wird, manches, was in diesem Werke nur im Vorbeigehen angedeutet ward, in der Folge ausführlicher in's Licht zu stellen.

Ueber

# die neuere Geschichte.

# Erſte Vorleſung.

Es ſind vorzüglich drei Gegenſtände, welche den Geiſt gebildeter Menſchen an ſich ziehen, und die freie Muße beſchäftigen, welche bürgerliche Thätigkeit und geſellſchaftliche Verhältniſſe ihnen übrig laſſen; die Philoſophie des Lebens, der Genuß der ſchönen Künſte und das Studium der Geſchichte.

Alle drei ſind geeignet, den innern Menſchen auf vielfache Weiſe zu erheben und zu bereichern. Sie ſind in dieſer Hinſicht gleich unentbehrlich. Vorzüglich indeſſen iſt es das Studium der Geſchichte, welches allen dieſen Beſtrebungen nach höherer Geiſtesausbildung einen feſten Mittelpunkt und Halt, die gemeinſchaftliche Beziehung auf den Menſchen, ſeine Schickſale und ſeine Kräfte, giebt. Ohne die Kenntniß der großen Vergangenheit wird die Philoſophie des Lebens, ſo ſehr ſie auch durch Witz bezaubern, durch Beredſamkeit hinreißen mag, uns nicht von dem Boden der Gegenwart, aus dem engen Kreiſe unſrer Gewohnheiten und nächſten Umgebungen loszureißen im Stande ſein.

Selbſt die höhere Philoſophie, dieſer kühnſte und auch inſofern ſchon achtungswerthe Aufflug des menſchlichen Denkens, darf den ſteten Rückblick auf die Entwicklungsgeſchichte des Menſchen und ſeiner geiſtigen Kräfte nicht ungeſtraft verabſäumen, indem ſie ſich ſonſt unfehlbar in Unverſtändlichkeiten verwickelt

und verliert. Die Geſchichte dagegen, wenn ſie nicht bloß bei der Herzählung von Nahmen, Jahrszahlen und äußern Thatſachen ſtehen bleibt, wenn ſie den Geiſt großer Zeiten, großer Menſchen und Ereigniſſe zu erfaſſen und darzuſtellen weiß, iſt ſelbſt eine wahrhafte Philoſophie, allen verſtändlich und ſicher, für mannigfaltige Anwendung die lehrreichſte. Der Werth der ſchönen Künſte für höhere Geiſtesbildung iſt anerkannt. Ohne den Ernſt aber, welchen ſie nur durch die Beziehung auf den Menſchen, auf ſeine Schickſale und ſeine Geſchichte erhalten, müſſen ſie immer in Gefahr bleiben, ein inhaltsleeres Spiel und eine bloße Schwelgerei der Einbildungskraft zu werden. Der Sinn der vortrefflichſten und höchſten Hervorbringungen der bildenden Kunſt und der Poeſie wird uns erſt dann recht deutlich, wenn wir uns in den Geiſt der Zeiten zu verſetzen wiſſen, aus denen ſie hervorgingen, oder welche ſie darſtellen.

Wenn die Philoſophie den Verſtand, die ſchönen Künſte Gefühl und Einbildungskraft zunächſt beſchäftigen ſo nimmt die Geſchichte dagegen die Theilnahme des ganzen Menſchen und alle ſeine Seelenkräfte gleich ſehr in Anſpruch, ſoll es wenigſtens, wenn ſie ihrer hohen Beſtimmung entſprechen will.

Auf dieſe Weiſe iſt die Geſchichte ſchon an und für ſich in dieſem ſchönen Kreiſe, welcher die höhere Ausbildung des Menſchen umfaßt, wo nicht das glänzendſte, doch das unentbehrlichſte Mitglied, welches die übrigen erſt recht innig verbindet. Noch eine ganz beſondre Anforderung für das Studium der Geſchichte aber liegt in den außerordentlichen und überraſchenden Begebenheiten der Gegenwart. Der Gedanke an die große Vergangenheit, die Kenntniß derſelben allein kann uns einen ruhigen feſten Ueberblick der Gegenwart, einen Maßſtab ihrer Größe oder Kleinheit und ein richtiges Urtheil über ſie gewähren.

So iſt das Einfachſte meiſtens auch wieder das Höchſte. Die Geſchichte macht den ſcheinbar leichten und erſten Anfang alles Unterrichts, und dennoch je gebildeter ein menſchlicher Geiſt iſt, je vielfachere Veranlaſſungen wird er finden, ſie anzuwenden und zu benutzen, je mehr wird er ihren Reichthum einſehen und ihren

tiefen Sinn ahnen. Iſt ja doch kein Denker ſo durchdringend, daß er den Gang der Geſchichte im voraus genau errathen, kein Gelehrter ſo vielwiſſend daß er glauben könnte, er habe ſie erſchöpft, ſei in ihr zu Ende gekommen, und auch kein Herrſcher ſo mächtig, daß er ihre ſtille Belehrungen ungeſtraft gering ſchätzen dürfte.

Es iſt ein großer Vorzug unſers Zeitalters, das Studium der Geſchichte von neuem belebt, und mit großem Eifer angebaut zu haben. Die Engländer haben das Verdienſt, in dieſem ſchönen Beſtreben die Erſten geweſen zu ſein. Die Deutſchen ſind ihnen mit Ruhm nachgefolgt. Leicht würde es ſein, einen oder den andern von unſern großen Hiſtorikern zu nennen, der wenigſtens was die glückliche Vereinigung von Geiſt und Gelehrſamkeit, und den Reichthum an Gedanken betrifft, es den berühmten Engländern zuvor thun möchte; dagegen iſt der Vorzug einer gleichmäßigen Ausarbeitung und Vollendung, bei den Engländiſchen Geſchichtſchreibern ungleich weniger ſelten, als bei den Deutſchen. Doch über den Werth unſrer vaterländiſchen und der fremden Geſchichtſchreiber mag das Urtheil ſehr abweichen, je nachdem die Vorliebe für die einen oder die andern entſcheidet, oder die Begriffe von der Kunſt der Darſtellung verſchieden ſind. Deſto unbezweifelter iſt der außerordentliche Reichthum an gründlich belehrenden und zum Theil ganz neuen Geſchichtsforſchungen, die wir in deutſcher Sprache beſitzen. Was nur die letzten zwei oder drei Jahrzehende in dieſer Art gethan und geliefert haben, deſſen iſt ſo viel, daß die hiſtoriſche Kenntniß in dieſem kurzen Zeitraum vielleicht eben ſo ſehr erweitert worden, als ſonſt in eben ſo vielen Jahrhunderten.

Ungeachtet dieſer Bereicherung iſt die Geſchichte aber von einer andern Seite noch mangelhaft genug, die hiſtoriſche Wahrheit hier und da noch durch manche unhiſtoriſche Wolken verhüllt.

Daß die Geſchichte partheiiſch geſchrieben werde, iſt eine allgemeine Klage. Im gemeinen und buchſtäblichen Sinne ſollte dieſe Klage gar nicht Statt finden können, ſobald man ſich zu dem

großen Standpunkte der Geſchichte erhoben hat. Wenn ein Geſchichtſchreiber in ſeiner Darſtellung bloß den Vortheil eines beſondern Staats, irgend einen Staatszweck, und nicht die allgemeine Entwicklung der menſchlichen Schickſale und des menſchlichen Weſens im Auge hat, ſo iſt er vielleicht ein geſchickter Sachwalter, ein guter Redner, ein ausgezeichneter politiſcher Schriftſteller, aber auf keinen Fall ein hiſtoriſcher. Wenn uns aber ein wahrhafter Geſchichtſchreiber die Thatſachen, ſo wie es gefordert wird und ſich von ſelbſt verſteht, als Thatſachen unverfälſcht und mit ſtrengſter Gewiſſenhaftigkeit zeigt; für ſeine Anſichten und Urtheile, ohne welche keine Geſchichte, wenigſtens keine darſtellende zu ſchreiben möglich iſt, uns ſelbſt die Grundſätze des Rechts und des Glaubens offenherzig darlegt, aus denen jene Anſichten und Urtheile herfließen, ſo können wir uns billigerweiſe nicht beklagen, da er uns ſelbſt die Mittel an die Hand giebt, auf eine leichte Weiſe inne zu werden, in wiefern wir mit ihm übereinſtimmen oder nicht. Der Partheilichkeit ſollte man ihn nicht beſchuldigen, wenn wir auch andrer Meinung ſind als er, oder wenigſtens hat dieß denn keinen ganz verwerflichen Sinn mehr. Ueberhaupt dürfte es in der Geſchichte, wie im Leben, oft ein größeres Lob ſein, die rechte Partei erwählt und ergriffen zu haben, als ohne alle Partei, immer neutral und gleichgültig zu verbleiben. — Das Beiſpiel eines großen römiſchen Schriftſtellers wird am beſten deutlich machen können, was hier gemeint ſei. Tacitus eröffnet ſeine beiden unſterblichen Werke in verſchiedener Wendung, mit der gleichen Verſicherung, daß ſie ohne Haß und ohne Liebe geſchrieben ſeien. Er hatte dabei vielleicht nur ſeine perſönliche Verhältniſſe unter dieſem oder jenem Kaiſer im Sinne, was ſeinen Zeitgenoſſen etwa am nächſten gegenwärtig ſein mochte. Wollte man ſeinen Ausdruck aber nach der Strenge nehmen, ſo müßte man ihm Unrecht geben. Denn gerade der aus ſeinen Werken überall hervorleuchtende edle ſittliche Haß, und die höhere darin ſichtbare Liebe; der Haß nähmlich gegen ungerechte Willkühr und erſchlaffende Läſter, und die entſchiedene aufmerkſame Vorliebe für alles Hohe, der beſſern Zeit Würdige; dieſe ſind es, die ſeine Werke unſterblich gemacht, und ih-

nen für alle Zeiten einen unvergänglichen Werth gegeben haben. Nicht unpartheiisch ist Tacitus, was jeder ohne Geist und ohne Liebe leicht sein kann, sondern im höchsten Grade partheiisch, aber für die rechte Parthei, und auf die rechte würdige Art und Weise.

Wodurch die Geschichte weit mehr verfälscht ist, als durch diese so sehr gefürchtete Partheilichkeit der Darsteller, das ist, wenn es noch so genannt werden kann, wenigstens eine ganz andre Art der Partheilichkeit, eigentlich aber ein Mangel an Empfänglichkeit, eine Beschränkung des Sinns. Es ist dem Menschen außerordentlich schwer, sich dem Kreise seiner Gewohnheiten zu entreißen. Diese nun, die ganze Gegenwart, unser Zeitalter mit allen seinen unsichtbaren Umgebungen, bilden eine Art von geistiger Atmosphäre um uns, welche uns die Gestalten der Vergangenheit wie in einen Nebel verhüllen muß. Daher so viel irrige, oder vielmehr nur schwache, nicht treffende, geistlose Ansichten und Urtheile über entfernte große Zeiten, über Menschen und Thaten, welche den gewöhnlichen Maßstab überschreiten.

Störende Ansichten dieser Art aus dem Wege zu räumen, die Vergangenheit, ihre Helden und ihre Thaten in der wahren Gestalt und in ganzer Kraft vor Augen zu stellen, das wird mein vornehmstes Bestreben sein.

Um ein deutliches Gemählde der letzten so reichhaltigen und merkwürdigen Jahrhunderte zu entwerfen, ist es nothwendig, in das Mittelalter, und die ältere deutsche Geschichte zurückzugehen. Die Völkerwanderung ist die Scheidewand zwischen der alten und der neuen Welt. Die Einrichtungen, Gesetze und Sitten derselben, bis auf unsre Zeit, haben ihren ersten Grund in der ältesten Verfassung der Deutschen, und man muß sich vor Augen stellen, was Europa vor und nach den Kreuzzügen war, um zu beurtheilen, was die Entdeckung der beiden Indien auf diese große Masse von Kräften wirken konnte, und was sie in der That gewirkt hat. Ein kurzes Gemählde der alten Germanen, eine gedrängte Darstellung des Mittelalters, wird daher unsere Betrachtungen über die neuere Geschichte eröffnen.

Den Anfang machen wir mit der Völkerwanderung, einer Begebenheit, eben ſo erſtaunenswerth an ſich, als unermeßlich in ihren Folgen. Erſtaunenswerth, denn niemahls war vielleicht ein ſo ganz troſt- und hoffnungsloſer Zuſtand, eine ſo allgemeine Erſchlaffung und Erniedrigung, eine ſolche Unterjochung alles Beſſern, über die ganze gebildete Menſchheit verbreitet, als in der letzten Zeit des ſinkenden römiſchen Reichs. Und dennoch erſchien auf eine unerwartete Weiſe Rettung. Von neuer Lebenskraft ward die Welt befruchtet, und Länder, die ſchon früher gebildet waren, blühten von neuem auf, wenn nicht gebildeter, ſo doch freier, glücklicher, edler als ſelbſt in den beſſern Zeiten des Alterthums; andre Länder und Völker, die von der Natur weniger begünſtigt, bisher in freier Armuth und Einfalt beſtanden hatten, wetteiferten bald an blühendem Wohlſtand und Bearbeitung aller Künſte, mit dem glücklichern Süden. Unermeßlich ſind die Folgen der Völkerwanderung, denn die ganze neue Geſchichte, alles was ſich ſeit anderthalb Jahrtauſenden durch den edlen Wettſtreit ſo vieler und großer Nationen und Kräfte entwickelt hat, iſt einzig nur dadurch wirklich geworden. Hätte die Völkerwanderung nicht Statt gefunden, wäre es den deutſchen Völkern nicht gelungen, das römiſche Joch aufzulöſen, wäre vielmehr auch der noch übrige Norden von Europa Rom einverleibt, auch hier die Freiheit und Eigenthümlichkeit der Nationen vertilgt, und alles mit der gleichen Einförmigkeit in Provinzen verwandelt worden, ſo würde jener herrliche Wettkampf, jene reiche Entwicklung des menſchlichen Geiſtes bei den neuern Nationen gar nicht Statt gefunden haben. Und doch iſt es eben dieſer Reichthum, dieſe Mannigfaltigkeit, was Europa zu dem macht, was es iſt, was ihm den Vorzug giebt, der vorzüglichſte Sitz des Lebens und der Bildung der Menſchheit zu ſein. Ein ſolches freies und reiches Europa würde es dann gar nicht geben, ſondern ſtatt deſſen nur Ein Rom, worin alles verſchmolzen und aufgelöſt wäre, und ſtatt der reichen europäiſchen Geſchichte, würden die Annalen des Einen Römerreichs uns ein Gegenſtück liefern zu der traurigen Einförmigkeit der chineſiſchen Jahrbücher. Wer würde einer ſolchen chineſiſchen Bildung, auf allgemeine Ernie-

brigung gegründet, nicht den Zuſtand der Einfalt und der freien Natur vorziehen?

Die Völkerwanderung iſt nichts anders, als die Geſchichte der Kriege zwiſchen den freien germaniſchen Völkern und den römiſchen Weltherrſchern, welche ſich mit der Auflöſung des römiſchen Reichs und der Gründung und erſten Bildung der neuen Staaten und Nationen endigten. — Ein Rückblick, wie die Weltherrſchaft an die Römer gekommen, und wie dieſe römiſche Weltherrſchaft ſchon früher den Keim des eignen Unterganges in ſich getragen; das merkwürdigſte vom Stamm und Geiſt, von den Sitten und der Verfaſſung der Germanen; eine kurze Ueberſicht endlich der Kriege zwiſchen den Deutſchen und Römern, ehe und nachdem Herrmann durch unerſchütterliche Standhaftigkeit und Aufopferung die deutſche Unabhängigkeit behauptete; das ſind die weſentlichſten Stücke, welche zur deutlichen Betrachtung dieſer großen Weltbegebenheit erfordert werden.

Laſſen ſie uns den Blick zuerſt auf den älteſten Zuſtand des geſammten Europa werfen. Es iſt ein merkwürdiges und anziehendes Schauſpiel, den von der Natur ſo reich begabten, mit ſo herrlichen Kräften ausgeſtatteten Menſchen, in einer von dem uns gewohnten Zuſtande ſo ganz verſchiednen Geſtalt zu beobachten. Ehe die Begierde nach der Weltherrſchaft ſich von Aſien aus auf die Griechen fortgepflanzt, und dann die Römer ergriffen hatte, war der Zuſtand von Europa im Ganzen ohngefähr überall derſelbe. Die Anfänge der Cultur waren ſchon bekannt, der Ackerbau verbreitet, einige Länder verhältnißmäßig ſtark bevölkert. Städte gab es in Menge; aber auch faſt eben ſo viele einzelne kleine Staaten, als bedeutende Städte. Ueberhaupt war alles einzeln und ohne Zuſammenhang; Europa war vorzüglich von drei bis vier großen Nationen bewohnt und bevölkert, aber keine dieſer Nationen war unter ſich eins und zu einem Ganzen verbunden. Jede derſelben zerfiel in unzählige kleine Völkerſchaften und Stämme, die eben ſo viele beſondere Staaten bildeten. Jede dieſer Völkerſchaften hatte von den entfernteren nur geringe Kunde, mit den benachbarten war oft Krieg. Weil aber der Krieg nur

mit so vereinzelten Kräften, nicht mit großen Massen, wie bei steigender Cultur zwischen mächtigen Staaten geführt ward, so war er nicht so zerstörend als bei diesen, diente mehr nur zur Entwicklung und Uebung des Muthes und aller kriegerischen und männlichen Eigenschaften.

Bei mancher wichtigen Verschiedenheit im Einzelnen beruhte der Glaube und Gottesdienst dieser Völker im Ganzen auf einer gemeinschaftlichen Grundlage. Es war dieser Glaube eine Verehrung der Natur, ihrer herrlichsten äußern Erscheinungen, und ihrer verborgenen Urkräfte und Geheimnisse. Die Sonne und die Gestirne, das Feuer und das Meer, die Elemente, die Mutter Erde selbst, die schauerlichen Höhen, heiligen Wälder und Quellen waren die Gegenstände dieses Naturdienstes, vermischt mit Ueberlieferungen und Dichtungen von alten Helden und dem früheren Zustande der Erde und der Menschen. Viele, ja die meisten der jetzt zur Gewohnheit gewordenen Bequemlichkeiten und Künste des Lebens waren den Menschen, besonders im Norden, noch unbekannt; dagegen erfüllte jenes tiefe und starke Naturgefühl ihre Brust mit einer Lebenskraft und Lebensfreude, deren Quelle in den Verhältnissen einer künstlichern Geselligkeit nur zu oft versiegt. So dürftig uns überhaupt jener Zustand der alten Völker scheinen mag, sie besaßen fast allgemein ein großes Gut, das wir unsern andern Vorzügen meistens zum Opfer bringen müssen — die Freiheit. Es ward dieselbe durch jene Vereinzelung und Zersplitterung in lauter kleine Staaten und Völkerschaften begünstigt und erhalten. Diese ursprüngliche Freiheit ist im Gegensatze von Asien, als der unterscheidende Charakter Europa's, zu betrachten. In Asien finden wir gleich anfangs große Massen von Staaten, Nationen und Weltherrschaft, in Europa war ursprünglich alles vereinzelt, eben darum auch in stetem gegenseitigen Wettkampf, und jedes sich in eigenthümlicher Freiheit entwickelnd. — Asien, könnte man sagen, ist das Land der Einheit, wo alles in größern Massen und den einfachsten Verhältnissen sich entfaltet; Europa ist das Land der Freiheit, d. h. der Bildung durch den Wettstreit vereinzelter und mannichfach eigenthümlicher Kräfte. Diese Man-

nichfaltigkeit iſt durch alle Zeiten Charakter der europäiſchen Bildung geworden; denn auch nachdem größere Staaten und Nationen entſtanden waren, iſt das Weſentliche jener urſprünglichen Anlage geblieben. Oft hat die zu große Vereinzelung die ſchädliche Folge gehabt, daß zwar die Freiheit dadurch begünſtigt ward, die National-Einheit aber ungeachtet des Strebens darnach nicht zur Reife gedeihen konnte. So war es bei den Griechen, und größtentheils auch bei den Deutſchen, der Fall. Die Natur ſelbſt hatte Europa zu dieſer Vereinzelung günſtig eingerichtet, durch die vielen kleinen und größern Trennungen ſeiner von Bergen und Meeren vielfach getheilten Länder. Aber auch der Umſtand mochte der Freiheit vortheilhaft ſein, daß Europa von Aſien aus bevölkert worden, daß alle alte europäiſche Nationen früher oder ſpäter eingewanderte Aſiaten waren. Colonien und Völkerwanderungen ſind immer zur Freiheit geneigt, die Bande der Gewohnheit bleiben in dem verlaſſenen Mutterlande zurück, und der urſprüngliche Zuſtand ſtellt ſich wieder ein. Dieß hat in den älteſten Zeiten eben ſo gut gegolten, wie es ſich noch in den neueſten bewährt.

Was wir über den Zuſtand von ganz Europa überhaupt bemerkt haben, gilt ganz insbeſondere von der griechiſchen Nation. Sie war in der früheren Zeit in unzählige kleine Staaten und Völkerſchaften zertheilt, die nur durch die gemeinſchaftliche Abſtammung, Sprache und Mythologie zuſammenhingen. Erſt durch den Angriff der Perſer bildeten ſich große Staaten in Griechenland, nahm der Ehrgeiz einen kühnern Schwung. Denn als es dem Muthe der Griechen durch die äußerſte Anſtrengung aller Kräfte gelang, ihre Unabhängigkeit gegen die Uebermacht zu behaupten, hatte man das Bedürfniß der Einheit gefühlt, die kleinern Staaten hatten ſich an zwei der bedeutendſten angeſchloſſen. Aber eben darin, daß es zwei waren, lag ſchon der Keim der Eiferſucht und der innern Zwietracht. Auch wurden Sparta und Athen bald der Mittelpunkt zweier durch ganz Griechenland verbreiteten Partheien, von durchaus entgegengeſetzten Grundſätzen. Sparta, als Landmacht, war der Natur einer ſolchen gemäß, dem

Adel günstiger und wurde das Haupt der aristokratischen Parthei; Athen, ein Handelsstaat, und eben darum dem Bürgerstande und städtischer Freiheit geneigter, der Mittelpunkt aller demokratisch Gesinnten. Wie in diesem großen Kampfe zwischen Athen und Sparta, zwischen den aristokratisch und demokratisch Gesinnten die Kraft der griechischen Nation sich selbst zerstörte, das ist in der Darstellung der großen alten Geschichtschreiber noch jetzt eines der lehrreichsten historischen Gemählde. Die griechische Nation als Nation war mit dieser gegenseitigen Zerstörung der beiden mächtigsten und ausgezeichnetsten Völker, völlig erstorben. Nur hier und da zeigte sich ein Funke unter der Asche, und noch einmahl loderte die griechische Kraft in Alexander zu einer hellen Flamme auf, die aber auch bald wieder erlosch. Kann man von irgend einem Eroberer der Vorzeit behaupten, daß er nicht bloß zerstören, sondern auch bauen und Neues stiften konnte und wollte, daß er eigne, kühne und große Gedanken hatte, so war es Alexander. Eben für diese seine Ideen war er leidenschaftlich begeistert, nicht bloß kalt berechnend wie Cäsar. Man könnte fragen, ob es nicht größer gewesen wäre und von dauerndern Folgen für die Welt, wenn Alexander, wie sein Lehrer Aristoteles es wünschte, und diesen Wunsch mehrmahls verräth, statt der orientalischen Eroberungen sich auf Europa beschränkt, wenn er die Griechen ganz bezwungen und dadurch zu einer Nation, zu einer auf gesetzliche Freiheit gegründeten Monarchie vereinigt hätte? Ein herrliches Schauspiel würden die Griechen auf diese Weise, in ihrer blühenden Zeit zu einem großen Ganzen, zu einer Nation — was sie nie wurden — vereint, der Welt und der Geschichte gegeben haben. Aber schwerlich wäre es damahls noch möglich gewesen. Es war alles zu getrennt, schon durchaus verderbt, und die Kraft selbst erloschen; der wahrscheinliche Lohn Alexanders in diesem Falle würde Mißlingen und Undank gewesen sein. Doch dem sei wie ihm wolle, Alexandern führte sein Trieb nach Asien. Die städtische Verfassung und Lebenseinrichtung der Griechen, ihre kleinliche Streitsucht und Ueberverfeinerung mochten seinem großen Geiste zu eng und zu beschränkt dünken. Eine entschiedene Vorliebe für die orienta-

lische Erhabenheit leuchtet aus seinem ganzen Leben hervor, und gereichte ihm bei den beschränkteren Griechen zum Vorwurf. Es mag wohl sein Hauptgedanke gewesen sein, die orientalische Größe und die griechische Bildung verschmelzen und in einer vollständigen Lebensweise und Staatseinrichtung die Vorzüge von Europa und Asien vereinigen zu wollen. Mit seinem Tode aber trennten sich die unvereinbaren Elemente wieder, und das Ganze zerfiel. Unter den mehreren griechisch-macedonischen Reichen, die sich nun in Aegypten, Syrien, Klein-Asien und Griechenland bildeten, entstanden bald Verhältnisse, die mit einigen Epochen der neuern Geschichte eine auffallende Aehnlichkeit haben. Stehende Kriegsheere, Bündnisse, die mit allem Aufwande diplomatischer Kunst, wie ihn nur die neuere Zeit kennt, geschlossen oder geändert wurden, mit einem Worte, ein anerkanntes System des politischen Gleichgewichts. Es hatte dieses damahls denselben Erfolg, den es auch in der Folge jeder Zeit gehabt hat, und immer haben wird. Beständige Kriege, weil die Wage des künstlichen Gleichgewichts doch nie ganz in Ruhe steht, immer auf eine Seite sich neigt, oder doch zu neigen scheint; nach den beständigen Kriegen gegenseitige Erschöpfung und allgemeine Auflösung. Damit nicht Einer zu stark würde, schwächten die griechischen Mächte sich eine die andere so sehr, bis sie alle schwach genug waren, um von einer neuen und unerwarteten Macht leicht besiegt zu werden.

Zu dieser Bestimmung war indessen Rom herangewachsen. In seiner Bevölkerung, seinen Sitten, Gesetzen und Gebräuchen, aus den verschiedenen Nationen, welche das mittlere Italien bewohnten, vermischt, war Rom gleich von Ursprung an zum Kriege nothgedrungen, um in der Mitte mehrerer mächtiger Staaten sich selbst, und was es von jenen geraubt hatte, zu erhalten. Der Grund zu den unaufhörlichen nachfolgenden Kriegen lag in der römischen Verfassung. Unbeschreiblich hart war der Druck, welchen der Adelstand über das Volk ausübte. Auch war das Volk immer unruhig; das Mittel aber, die Gefahr, da der Krieg einmahl zur Gewohnheit geworden war, zu entfernen, jederzeit leicht gefunden. Man durfte nur den Krieg verewigen; Patricier und

Volk, beide liebten ihn; die Patricier gewannen am sicherſten dabei, und wenn ſie dann und wann auch dem Volke von dieſen Vortheilen Einiges mittheilten, ſo war damit die oft ſchon nahe drohende Gefahr leicht von neuem entfernt und der Sturm abermahls beſänftigt. Als nun Rom bei ſteigender Erweiterung in ſeinen Anſprüchen auf Sicilien und Spanien mit Karthago zuſammentraf, da entwickelte es auf einmahl die lang geſammelten Kräfte zu einer Größe, welche damahls die ganze Mitwelt in Erſtaunen ſetzte, ſo wie noch jetzt die Nachwelt. Der Kampf mit Karthago, der Roms Daſein galt, der ſeine höchſte Anſtrengung hervorrief und es an den Rand des Untergangs brachte; dieſer Kampf war es, der Rom jenen großen Schwung des Geiſtes, jene Erhabenheit, auch für die folgenden Zeiten, mittheilte, wegen welcher Größe und Erhabenheit von hinreißenden Darſtellern geſchildert, wir nur zu oft geneigt ſind, ſo vieles in der römiſchen Geſchichte und Einwirkung auf die übrige Welt zu vergeſſen, was mit dem Auge der Menſchheit betrachtet, nicht anders als verwerflich und verderblich erſcheinen kann. Jetzt war Roms Kraft unwiderſtehlich geworden, leicht ward es den Römern, dem Spiele des Gleichgewichts unter den griechiſchen Mächten und Königreichen ein Ende zu machen, indem ſie ſich anfangs mit Würde und ſcheinbarer Gerechtigkeitsliebe einmiſchten, bald immer dreiſter redeten, um zuletzt alle Scheu und Hülle ablegend den unterjochten Völkern ihr ſchon lange beſtimmtes Loos zu verkündigen und zu beſtimmen.

Schwerer ward es ihnen, die weſtlichen und die nördlichen Europäiſchen Völker nicht ſo wohl zu beſiegen, als zu vertilgen. Die kriegeriſchen Bewohner Spaniens, und die celtiſchen Nationen wurden endlich faſt ganz unterjocht, ja auch mehrere germaniſche Völker. Aber der Kern der Nation blieb unüberwunden; von hier aus ſollte die Menſchheit in kurzer Zeit errettet werden, denn mit ſchnellen Schritten eilte Rom ſeinem nothwendigen Untergange entgegen. Nicht mehr der Stand der Patricier, ſondern einzelne Uebermächtige, nach der Alleinherrſchaft Strebende, waren es in den ſpätern Zeiten, die den Krieg begünſtigten und verwüſtete Länder und halb vertilgte Nationen als Mittel der Bereicherung und zu

Werkzeugen ihrer Ehrſucht brauchten. Der Kampf der Partheien näherte ſich ſchon der Alleinherrſchaft, dem unvermeidlichen Ende jedes tumultuariſchen Freiſtaats, als der große, ewig denkwürdige Kampf Roms gegen die deutſche Nation begann. So hatte nun die Krankheit der Herrſchſucht, das Streben nach der Weltherrſchaft ſich von Aſien aus immer weiter nach Weſten verbreitet und fortgepflanzt, und endlich mitten in Europa feſte Wurzel gefaßt!

Wir wenden unſern Blick zurück auf den Norden von Europa. Drei große Völkerſtämme bewohnten das mittlere und nördliche Europa. Die Celten im obern Italien und auf den Alpen, im ganzen mittlern Frankreich, in einem Theil von Spanien und auf den britiſchen Inſeln. Die Germanen in Deutſchland und den ſkandinaviſchen Reichen; denn damahls wurden die Sueonen oder Schweden, und die andern Bewohner jener nordiſchen Reiche mit zu den Germanen gerechnet, waren noch Eins mit ihnen. Erſt ſpäter hat ſich die eigentlich deutſche Sprache und Nation abgeſondert, eigen entwickelt, und von den ſkandinaviſchen Stammverwandten in Dänemark und Schweden getrennt. Der nordweſtliche dritte Theil von Gallien war unter dem Nahmen von Belgien, nicht bloß von celtiſchen, ſondern auch von rein deutſchen oder aus beiden Stämmen vermiſchten Völkerſchaften bewohnt. — Die älteſten europäiſchen Wohnſitze der germaniſchen Völker waren in dem nördlichen Theile von Deutſchland, den Niederlanden, Dänemark, dem ſüdlichen Schweden und Norwegen, rings um die Küſte des baltiſchen und gegen Weſten auch an denen des Welt-Meers. Später erſt iſt das mittlere und ſüdliche Deutſchland überhaupt angebaut, und beſonders von deutſchen Völkern beſetzt worden. Dieſer Umſtand iſt wegen ſeiner Folgen ſehr wichtig. Früherhin waren die Alpen von Celten beſetzt, vielleicht auch manche Gegend zwiſchen den Alpen und der Donau; bald mochten ſich auch deutſche Stämme dazu geſellen, daher reden römiſche Schriftſteller von halbgermaniſchen Völkern auf den Alpen. Aber erſt, als eine größere deutſche Nation, die Schwaben und die mit ihnen verwandten Schweizer, aus mehr nordiſchen Gegenden und von den Ufern des baltiſchen Meers, in ihre jetzigen Wohnungen einrückten, ward das

Land zwiſchen dem Main, der Donau und den Alpen, ſo wie ein Theil von dieſen, ganz deutſch. Daß es an der Nieder-Donau, im Norden von Griechenland, bis an die Karpathen, auch celtiſche Völkerſchaften gegeben, vielleicht auch germaniſche, iſt wahrſcheinlich. Den Galliern, die von hieraus einſt in Griechenland eindrangen und endlich ihre Wohnſitze in Klein-Aſien nahmen, waren, wie aus einigen Nahmen und andern Umſtänden erhellt, deutſche Völker beigemiſcht.

Die öſtlichen Nachbarn der Deutſchen waren, wie noch jetzt, ſo ſchon vor zweitauſend Jahren, die weit verbreiteten ſlawiſchen Nationen. Die Römer, welche eigentlich nur die weſtlichen und ſüdlichen Gränzen von Deutſchland, das innere Deutſchland aber wenig oder gar nicht kannten, ſind ungewiß in ihrer Gränzbeſtimmung zwiſchen den deutſchen und ſlawiſchen Völkern. Von einigen dieſer öſtlichen Nationen, ſagt der Schriftſteller, der am meiſten Kenntniß von Deutſchland hatte, er getraue ſich nicht zu entſcheiden, ob es Germanen oder Sarmaten ſeien. Vielleicht, daß von der Oder bis an die Weichſel, oder noch weiter öſtlich bis in das jetzige Liefland und Litthauen, deutſche mit ſlawiſchen und andern Völkern beiſammenlebten; aber nicht vermiſcht, ſondern ſo wie in Ungarn und im türkiſchen Reiche mehrere Nationen von ganz verſchiedener Sprache und Abſtammung ſeit Jahrhunderten neben einander ſind, ohne ſich zu verſchmelzen; indem jede bei ihrer eigenthümlichen Sprache und Weiſe bleibt. Es ſcheint, daß auch ſchon damahls vielerlei Verhältniſſe und Verbindungen zwiſchen den deutſchen und ſlawiſchen Völkern Statt fanden; dieß wird um ſo wahrſcheinlicher, da wir bei den größern Unternehmungen der Deutſchen in dem Zeitalter der Gothen, manche nicht deutſche Völker mit ihnen vereint finden, deren einige wahrſcheinlich, andere gewiß vom ſlawiſchen Stamme waren.

Die Germanen, welche uns hier zunächſt angehen, hatten alſo von den genannten drei großen Nationen, die am meiſten nordiſchen Wohnſitze inne. Es iſt, als ob ſie ſich mit Abſicht ſo weit als nur immer möglich nach Norden hinauf gedrängt hätten. Wenn nun die allgemeine Verbreitung von gezähmten Thier-

arten, welche urſprünglich in Aſien einheimiſch ſind, wenn die Sitten, Gebräuche, die Mythologie, die allgemeine Ueberlieferung, beſonders aber die Sprachen der europäiſchen Nationen unwiderſprechlich beweiſen, daß ſie alle früher oder ſpäter aus Aſien eingewandert ſind, ſo möchte man die Frage aufwerfen: was konnte denn die deutſche Nation wohl bewegen, die glücklichſten Wohnſitze zu verlaſſen, und den äußerſten rauhen Norden aufzuſuchen? Gewiß nicht die Noth allein; denn damahls war die Erde noch nicht ſo bevölkert, daß gar keine Wahl Statt gefunden hätte, und es ihnen nicht leicht geworden wäre, auch anderswo Wohnſitze zu finden. Vielleicht muß man den Grund dieſer ſonderbaren Erſcheinung in den Meinungen und Sagen des Alterthums ſuchen. Eine ganz befriedigende Auflöſung dieſer Frage iſt kaum zu erwarten, aber bemerkenswerth iſt es wenigſtens, daß gerade das ſüdlichſte aſiatiſche Volk, die Indier, die herrlichſte und vollkommenſte Erdgegend, das irdiſche Paradies, welches wir meiſtens im Süden ſuchen, in den äußerſten Norden verſetzen, welchen ſie ſich in der Geſtalt eines großen Berges, als den Sitz aller Reichthümer denken. Dieſen wunderbaren Berg erſtiegen und erobert zu haben, das iſt eines der höchſten Abenteuer, welche ſie ihren Göttern, oder vergötterten Helden, andichten. Einige engländiſche Gelehrte ſind deshalb ſo weit gegangen, die Benennung Skandinaviens von einem dieſer indiſchen Götterhelden, dem jenes Abenteuer zugeſchrieben wird, von dem Skanda, ableiten zu wollen. So gewagt und unzuverläſſig dieß ſcheinen mag, ſo gewiß iſt es, daß man für die älteſten Begebenheiten der Völker den Aufſchluß nicht in dem, was wir Politik nennen, auch nicht in den phyſiſchen Bedürfniſſen allein, die uns gewöhnlich zunächſt einfallen, ſondern weit eher in der Mythologie zu ſuchen hat, d. h. in ſolchen vielleicht unrichtigen und unbeſtimmten, aber dichteriſchen Vorſtellungen und Sagen, die uns auf den erſten Anblick ſo fremde ſind, auf den Geiſt der frühern Menſchen aber einen wunderbar mächtigen Einfluß ausübten.

So weit von der Lage der deutſchen Völker zwiſchen ihren weſtlichen und öſtlichen Nachbarn, wobei wir im Vorbeigehen ei-

Land zwiſchen dem Main, der Donau und den Alpen, ſo wie ein Theil von dieſen, ganz deutſch. Daß es an der Nieder-Donau, im Norden von Griechenland, bis an die Karpathen, auch celtiſche Völkerſchaften gegeben, vielleicht auch germaniſche, iſt wahrſcheinlich. Den Galliern, die von hieraus einſt in Griechenland eindrangen und endlich ihre Wohnſitze in Klein-Aſien nahmen, waren, wie aus einigen Nahmen und andern Umſtänden erhellt, deutſche Völker beigemiſcht.

Die öſtlichen Nachbarn der Deutſchen waren, wie noch jetzt, ſo ſchon vor zweitauſend Jahren, die weit verbreiteten ſlawiſchen Nationen. Die Römer, welche eigentlich nur die weſtlichen und ſüdlichen Gränzen von Deutſchland, das innere Deutſchland aber wenig oder gar nicht kannten, ſind ungewiß in ihrer Gränzbeſtimmung zwiſchen den deutſchen und ſlawiſchen Völkern. Von einigen dieſer öſtlichen Nationen, ſagt der Schriftſteller, der am meiſten Kenntniß von Deutſchland hatte, er getraue ſich nicht zu entſcheiden, ob es Germanen oder Sarmaten ſeien. Vielleicht, daß von der Oder bis an die Weichſel, oder noch weiter öſtlich bis in das jetzige Liefland und Litthauen, deutſche mit ſlawiſchen und andern Völkern beiſammenlebten; aber nicht vermiſcht, ſondern ſo wie in Ungarn und im türkiſchen Reiche mehrere Nationen von ganz verſchiedener Sprache und Abſtammung ſeit Jahrhunderten neben einander ſind, ohne ſich zu verſchmelzen; indem jede bei ihrer eigenthümlichen Sprache und Weiſe bleibt. Es ſcheint, daß auch ſchon damahls vielerlei Verhältniſſe und Verbindungen zwiſchen den deutſchen und ſlawiſchen Völkern Statt fanden; dieß wird um ſo wahrſcheinlicher, da wir bei den größern Unternehmungen der Deutſchen in dem Zeitalter der Gothen, manche nicht deutſche Völker mit ihnen vereint finden, deren einige wahrſcheinlich, andere gewiß vom ſlawiſchen Stamme waren.

Die Germanen, welche uns hier zunächſt angehen, hatten alſo von den genannten drei großen Nationen, die am meiſten nordiſchen Wohnſitze inne. Es iſt, als ob ſie ſich mit Abſicht ſo weit als nur immer möglich nach Norden hinauf gedrängt hätten. Wenn nun die allgemeine Verbreitung von gezähmten Thier-

arten, welche urſprünglich in Aſien einheimiſch ſind, wenn die Sitten, Gebräuche, die Mythologie, die allgemeine Ueberlieferung, beſonders aber die Sprachen der europäiſchen Nationen unwiderſprechlich beweiſen, daß ſie alle früher oder ſpäter aus Aſien eingewandert ſind, ſo möchte man die Frage aufwerfen: was konnte denn die deutſche Nation wohl bewegen, die glücklichſten Wohnſitze zu verlaſſen, und den äußerſten rauhen Norden aufzuſuchen? Gewiß nicht die Noth allein; denn damahls war die Erde noch nicht ſo bevölkert, daß gar keine Wahl Statt gefunden hätte, und es ihnen nicht leicht geworden wäre, auch anderswo Wohnſitze zu finden. Vielleicht muß man den Grund dieſer ſonderbaren Erſcheinung in den Meinungen und Sagen des Alterthums ſuchen. Eine ganz befriedigende Auflöſung dieſer Frage iſt kaum zu erwarten, aber bemerkenswerth iſt es wenigſtens, daß gerade das ſüdlichſte aſiatiſche Volk, die Indier, die herrlichſte und vollkommenſte Erdgegend, das irdiſche Paradies, welches wir meiſtens im Süden ſuchen, in den äußerſten Norden verſetzen, welchen ſie ſich in der Geſtalt eines großen Berges, als den Sitz aller Reichthümer denken. Dieſen wunderbaren Berg erſtiegen und erobert zu haben, das iſt eines der höchſten Abenteuer, welche ſie ihren Göttern, oder vergötterten Helden, andichten. Einige engländiſche Gelehrte ſind deshalb ſo weit gegangen, die Benennung Skandinaviens von einem dieſer indiſchen Götterhelden, dem jenes Abenteuer zugeſchrieben wird, von dem Skanda, ableiten zu wollen. So gewagt und unzuverläſſig dieß ſcheinen mag, ſo gewiß iſt es, daß man für die älteſten Begebenheiten der Völker den Aufſchluß nicht in dem, was wir Politik nennen, auch nicht in den phyſiſchen Bedürfniſſen allein, die uns gewöhnlich zunächſt einfallen, ſondern weit eher in der Mythologie zu ſuchen hat, d. h. in ſolchen vielleicht unrichtigen und unbeſtimmten, aber dichteriſchen Vorſtellungen und Sagen, die uns auf den erſten Anblick ſo fremde ſind, auf den Geiſt der frühern Menſchen aber einen wunderbar mächtigen Einfluß ausübten.

So weit von der Lage der deutſchen Völker zwiſchen ihren weſtlichen und öſtlichen Nachbarn, wobei wir im Vorbeigehen ei-

nen Blick auf ihre früheſte Herkunft und erſte Einwanderung zu werfen wagten. Aber auch die Wohnſitze, welche ſie in Europa inne hatten, ſind wegen ihres großen Einfluſſes auf den Charakter der Nation, einer aufmerkſamen Betrachtung werth. Deutſchland hat ungeachtet ſeiner nördlichen Lage viele und große Vorzüge; es beſitzt im vollkommnen Maaße, was die erſte Bedingung aller Fruchtbarkeit eines Landes iſt; einen Reichthum an großen und kleinen Flüſſen, die es von allen Seiten durchſchneiden. In dieſer erſten und wichtigſten Eigenſchaft eines fruchtbaren und ſchönen Bodens, übertrifft es viele der andern europäiſchen Länder, oder kommt den beſten gleich. Auch die großen Ebenen und Niederungen, die ſich gegen das Meer zu erſtrecken, an der Küſte des Nord-Meers und der Oſtſee, ſind zum Theil fruchtbar, und nur einzelne Strecken ſind durch Meerſand wüſte und unfruchtbar. Noch war in jener Zeit die Fruchtbarkeit des deutſchen Bodens, welche Deutſchland in ſpäteren Zeiten zu einem blühenden und verhältnißmäßig ſehr volkreichen Lande gemacht hat, bei weitem nicht durch ſorgfältigen Anbau entwickelt. Noch durch eine andre Eigenſchaft, die auf den Geiſt und das Gemüth auch ſchon damahls den größten Einfluß hatte, durch ſeine hohe Lage und ſeinen Reichthum an Bergen, zeichnet es ſich von den zunächſt angränzenden Ländern in Nordoſten und Südweſten, dem ungleich niedriger liegenden Pohlen und Frankreich, aus. Die hohen Alpen im Süden, das Rieſengebirge gegen Oſten, gegen Weſten das vogheſiſche Gebirge in Elſaß, dann die trieriſchen Berge die Moſel aufwärts, diesſeits des Rheins die Höhen des Schwarzwaldes, die Berge am Mittel-Rhein und in der Wetterau, die ſich auf der einen Seite gegen das Meer zu verlieren, von der andern Seite ſich an das Harzgebirge im Norden anſchließen, machen das alte Deutſchland zu einem von Bergen der verſchiedenſten Höhe und Art überall umkränzten und durchflochtnen Lande, in welcher Rückſicht es in Europa vorzüglich mit Spanien zu vergleichen iſt.

Noch waren die bis auf die Entdeckung von Amerika ſehr bedeutenden innern Schätze dieſer Berge nicht an's Licht gezogen; deſto größer war der Reichthum von begeiſternden, ſtarken und

freudigen Lebensgefühlen, der durch dieſe erhabene Natur des Landes in der Bruſt der deutſchen Völker hervorgerufen und immer friſch erhalten ward. Die Macht, welche die Natur und ihre Geſtalt über den Menſchen ausübt, iſt ungleich größer, als man gewöhnlich denkt, ſelbſt in dem Zuſtande der künſtlichen Bildung, weit mehr aber noch in dem der erſten Einfalt, wo der Menſch ſelbſt der Natur noch näher ſteht, ſie deſto tiefer, deſto inniger fühlt. — Welchen Eindruck kann wohl eine auch noch ſo fruchtbare Ebene auf das Gemüth machen? Eben nur den der Fruchtbarkeit; es iſt da nichts, was den Geiſt von dem Gedanken an die Arbeit und den Erwerb des Menſchen entfernen, ihn über die Sphäre der gemeinen Bedürfniſſe erheben kann; es fragt ſich da eigentlich nur, welche Produkte auf der Fläche, und in welcher Fülle, in welchem Grade der Vollkommenheit, ſie gedeihen. — Wie ganz anders iſt der Eindruck hoher, gebirgichter Gegenden auf das Gemüth! Die Natur ſteht da gleichſam ſichtbar in ihrer Erhabenheit vor uns; gegenüber dieſen Felſen, den redenden Denkmahlen ihrer Größe, uralten Trümmern ehemahliger Schöpfungen, wird unſer Blick weit und groß; wir werden zurückgeführt in die Jahrtauſende vor uns, unſer Ich und alles, was klein und beſchränkt iſt, verſchwindet uns. Einen ähnlichen erhabenen Eindruck, wie ſchöne Berggegenden, machen auch hohe, alte, von Menſchenhand noch wenig berührte Wälder, wo tauſendjährige Eichen, wie in Deutſchland nach der Beſchreibung des ältern Plinius, mit gegen einander ſtrebenden, in einander verſchlungenen Wurzeln und Aeſten, hohe Schwibbögen, Gänge und Geſtalten bilden, ſonderbar ähnlich den kühnen Gebäuden der Menſchenkunſt, nur größer, lebendiger und freier, wie zu einem Rieſentempel der Natur erhoben.

Es fehlte, wie die erwähnte Stelle des Plinius über die deutſchen Wälder beweiſt, einzelnen Römern nicht an Sinn für die hohen Naturſchönheiten des deutſchen Landes; im Ganzen aber ſchildern ſie den Norden ſehr rauh. So mag er auch noch jetzt in Vergleich mit Italien genannt werden; doch ſind die Aeußerungen und Schilderungen der Römer von Deutſch-

land zu unverhältnißmäßig und übertrieben für das wahre Verhältniß, wie es jetzt iſt. Man hat daher die Frage aufgeworfen, ob Deutſchland nicht ehedem kälter geweſen, ob nicht durch den gebildetern Anbau auch das Klima einigermaßen verändert ſei. Für das mittlere und ſüdliche Deutſchland kann man dieſe Frage ohne Bedenken bejahen; es war gewiß beträchtlich rauher und kälter, da noch faſt dieſer ganze Strich einen einzigen großen zuſammenhängenden Wald bildete, von dem wir im Schwarzwalde, dem Speſſhart, dem Harzwalde, und dem thüringiſchen bis nach den böhmiſchen Wäldern hin, noch die einzelnen Ueberbleibſel ſehen. Daß die niedern nördlichen, der See näher liegenden Gegenden von Deutſchland, ehedem kälter geweſen ſeien, als jetzt, iſt aber kein Grund vorhanden anzunehmen. Vielmehr von jener beſondern Urſache größerer Waldungen, und einer noch größern Zahl und Maſſe von Seen und waſſerreichen Tiefen abgeſehen, entſcheidet die wahrſcheinlichſte Meinung der Naturforſcher mehr für eine obwohl langſam zunehmende Erkältung der Erde. Das Eismeer hat in noch bekannten Zeiten gegen uns her zugenommen; in nordiſchen Gegenden und auf Bergeshöhen, wo man noch Spuren eines vor nicht gar langen Zeiträumen blühenden Pflanzenwachsthums findet, will derſelbe jetzt nicht mehr gedeihen. Kälter als gegenwärtig iſt demnach das nördliche Deutſchland, und das däniſche und ſchwediſche Küſtenland gewiß nicht geweſen, vielleicht ſogar wärmer.

Dieſes tiefe und ſtarke Naturgefühl nun, welches die alten Deutſchen auf ihren Bergen und in ihren Wäldern mit der vaterländiſchen Luft ſelbſt einathmeten, iſt der eigentliche Grundzug des deutſchen Charakters, der immer geblieben iſt, und die deutſchen Völker durch alle Zeiten und alle Länder begleitet hat. Wo ſie auch in der Folge der Zeit ihre Wohnplätze aufſchlugen, in den ſüdlichen Gefilden Spaniens und Italiens, oder im nördlichen England, überall wohnten und bauten ſie auf gleiche Weiſe, wählten ſie ihre Sitze nicht ſowohl nach der Bequemlichkeit und dem Nutzen, als nach jenem zum nothwendigen Bedürfniß gewordenen Gefühl der freien Natur, und ihrer

bezaubernden Schönheit. Auf den Höhen, am ſchroffen Abhange der Felſen, nächſt dem reißenden Bergſtrome, im einſamen waldigen Thale, ſchlugen ſie ihre Wohnung am liebſten auf. Dieſes Naturgefühl ſpricht uns aus der ganzen Lebensweiſe, aus dem Gottesdienſt und dem Glauben, ja ſelbſt aus der Verfaſſung der alten Deutſchen, an. In allen Hervorbringungen der folgenden gebildetern Zeit wird es ſeinen herrſchenden Einfluß zeigen, und giebt ihm das eigenthümliche deutſche Gepräge. Noch lebt es in unſrer Sprache und Dichtkunſt, und ſollte jemahls bei den Deutſchen dieſes Naturgefühl ganz erlöſchen, ſo würde es nur ein Beweis ſein, daß der deutſche Charakter ſich völlig verändert habe, oder daß er aufgehört habe zu ſein.

So viel von dem Boden des Landes. Für unſern Zweck iſt die Verfaſſung der alten Germanen das Wichtigſte. Ehe ich ſie darzuſtellen verſuche, iſt es nothwendig eine ſehr verbreitete unrichtige Anſicht zu entfernen. — Man ſchildert die alten Deutſchen nur allzu gewöhnlich als völlige Wilde; einige vielgeleſene Schriftſteller vergleichen ſie beſonders gern mit den amerikaniſchen; mit jenen Wilden, die bei der erſten Entdeckung des neuen Welttheils nicht einmahl den Gebrauch des Eiſens kannten, von denen mehrere Stämme Menſchenfreſſer waren, oder es noch ſind, mehrere andere in jeder Rückſicht auf der niedrigſten Stufe der menſchlichen Natur, an der äußerſten Gränze der Thierheit ſtehen. Solche falſche Vergleichungen und übertriebene Schilderungen entſtehen, wenn die Geſchichtſchreiber von vorgefaßten Meinungen ausgehen, beſonders aber aus dem Mangel beſtimmter Begriffe. An beſtimmten Begriffen über Wildheit und Bildung hat es in dieſem Falle ganz beſonders gefehlt. Das, worauf es hier weſentlich ankommt, iſt Folgendes: Drei große Werkzeuge und Erfindungen ſind es vorzüglich, welche ein Volk, das noch in einfachern Verhältniſſen lebt, bildungsfähig machen, und auf eine höhere Stufe erheben: das Eiſen, als das unentbehrlichſte Mittel zum Anbau des Bodens, und als der erſte Anfang aller Kunſt; das Geld, als ein unſichtbares Band zwiſchen allen noch ſo entfernten gebildeten Nationen; und die Buch-

ſtabenſchrift, welche die gegenwärtige Menſchheit mit der Vergangenheit und der Zukunft in Verbindung ſetzt. Wie dieſe drei großen Entdeckungen, die ſehr genau mit einander zuſammenhängen, die künſtliche Behandlung des Eiſens, die Anerkennung und Uebereinkunft über den Werth und die allgemeine Geltung der edlen Metalle und die Einführung der Buchſtabenſchrift unter den Menſchen entſtanden und an die Menſchen gekommen ſind, das iſt eine ſehr tief führende Unterſuchung. Genug, daß wir dieſe drei großen Werkzeuge und Hebel des menſchlichen Lebens bei allen Völkern aſiatiſcher Abſtammung etwas früher oder ſpäter, etwas vollkommener oder unvollkommener, dennoch allgemein verbreitet finden; dagegen die amerikaniſchen Wilden, als die neue Welt entdeckt ward, derſelben gänzlich ermangelten. Daß mit dieſen erſten großen Werkzeugen der Anfang und erſte Keim zu allen fernern Fortſchritten der Bildung gegeben ſei, die nun, wenn auch langſam, faſt von ſelbſt und nothwendig nachfolgen müſſen, das iſt einleuchtend. Ob ein Volk, welches Eiſen, Geld und Schrift kennt und beſitzt, wenn es dabei noch in ſehr einfachen und naturgemäßen Sitten und Einrichtungen lebt, wie die alten Germanen, mit dem Nahmen von Wilden belegt werden könne, darüber zu ſtreiten, lohnt der Mühe nicht, weil Benennungen am Ende willkührlich ſind. Aber gewiß iſt, daß die Völker, welche Eiſen, Geld und Schrift haben, von denen, welche dieſe Dinge nicht kennen, durch eine unermeßliche Kluft geſchieden ſind, daß ſie, man könnte faſt ſagen, zwei ganz verſchiedene Menſchengattungen ausmachen; ſo unendlich groß und in alles eingreifend iſt der Einfluß dieſer drei erſten aller Erfindungen. Ganz unpaſſend iſt daher beſonders der Vergleich der alten Deutſchen mit den amerikaniſchen Wilden. So wie die übrigen nordiſchen Völker, ſo kannten auch die Germanen jene Anfänge des höheren, gebildeten und geſellſchaftlichen Lebens. Die Germanen hatten Lanze, Schwert und den Pflug; noch waren die Reichthümer der vaterländiſchen Berge unbenutzt, das Eiſen war daher ſelten und koſtbar. Nicht jeder Krieger hatte Panzer und Helm, der Schild war meiſt nur von Holz geflochten; Kupfer und Stein erſetzten bei einigen Waffen, wie Streitäxten

und dergleichen, das Eisen. Es erwähnen die Römer in Beschreibung der deutschen Schlachtordnung, daß wohl die erste Reihe mit ordentlichen Lanzen hinreichend versehen, die hintern Reihen aber nur mit hölzernen, im Feuer gehärteten Wurfspießen bewaffnet gewesen seien. Auch waren eiserne Waffen einer von den Gegenständen, welche die Germanen in ihrem Handelsverkehr mit den Römern vorzüglich suchten; nicht als ob sie selbst gar nicht verstanden hätten, Waffen aus Metall zu bereiten, sondern wegen der Seltenheit des Eisens. Auf die mehrere oder mindere Verbreitung kommt es hierbei aber nicht an, sondern auf die Sache selbst. Schon das Schwert und der Pflug allein, führen eine ganz neue Gestalt und Einrichtung des Lebens mit sich, die weitere Verfeinerung und Vervollkommnung in der Eisen-Kunst, wie man die Cultur nennen könnte, ergeben sich mit der Zeit von selbst. Auch war dieß vielleicht nicht bei allen nordischen und deutschen Stämmen gleich. In der Geschichte der Cimbern und Teutonen erwähnen die Römer einer Schar von fünfzehntausend mit Panzer, Helm und Schild vollständig gerüsteten und gewappneten Reitern. Es mag sein, daß die Römer aus Ruhmsucht die Zahl vergrößert haben, aber schwerlich läßt sich ein Grund erdenken, warum sie jenem Heere eine solche Bewaffnungsart gegen die Wahrheit sollten angedichtet haben. Da diese Völker aus dem inneren nördlichen Deutschland, näher von der Küste des baltischen Meeres, herkamen, so läßt es sich denken, daß hier, im Verkehr mit dem eisenreichen Schweden, dieses Metall vielleicht nicht so selten war, als an der westlichen Rheingränze Germaniens, welche die Römer bei ihren Schilderungen fast immer ausschließend im Auge haben.

Aus einer mißverstandenen Stelle des Tacitus hat man den Germanen die Kenntniß der Schrift absprechen wollen; allein es ist unwiderleglich ausgemacht, daß die skandinavischen Völker in der Runenschrift ein eigenthümliches Alphabet besaßen; und eben so gewiß, daß auch mehrere andre deutsche Nationen sich ursprünglich desselben Alphabets bedient haben. Daraus läßt sich auf die übrigen schließen; daß nicht so viel geschrieben ward, als bei den Römern, oder in den neuern Zeiten, bedarf keiner Erinnerung,

und wenn bei ein oder dem andern ganz kriegerisch eingerichteten Gränzvolke, wenige oder gar keine Spur dieser Kunst wahrzunehmen gewesen wäre, so würde auch dieß für das Ganze nichts beweisen. Eben so kann man gern zugeben, daß nicht bloß bei den Germanen, sondern bei allen nordischen Völkern das Geld selten war, daß die meisten nicht selbst münzten, sondern sich mit fremden Münzen begnügten. Wollte man aber annehmen, daß sie überhaupt mit dem Werthe des Geldes unbekannt gewesen seien, so würde die ganze Geschichte des alten Handels dagegen sprechen, der auch schon in sehr frühen Zeiten von dem schwarzen Meere aus und längs der großen Flüsse, die in dasselbe ausströmen, sich bis tief in den innersten Norden erstreckte. Wenn die Germanen, insonderheit in ihrem Handel mit den römischen Kaufleuten, oft lieber in Waaren austauschten, als Geld nahmen, so hatte es denselben Grund, als weßhalb sie die alten Münzen vorzogen, indem sie bei den neuern, oft geringhaltigern oder doch ihnen weniger bekannten, betrogen zu werden fürchteten. Man darf es überhaupt nicht vergessen, daß die alten Schriftsteller in ihrer Schilderung der Germanen nur allzugern die Einfalt dieses Naturlebens, den ausgearteten Sitten des verderbten Roms, entgegensetzten. Wenn sie also von der Abneigung der alten Deutschen vor eingeschlossenen Wohnorten und Städten reden, so darf man dieses nur von der größern Seltenheit, aber nicht buchstäblich verstehen, als ob es durchaus keine Städte gegeben hätte. Meistens war freilich jeder Meierhof einzeln gelegen; selbst die Vereinigung in Dörfer fand also nicht auf die neuere Weise Statt. Indessen erwähnen die Römer selbst deutscher Burgen, die fest genug waren, eine Belagerung zu erheischen; wie diejenige, in welcher Herrmann seinen mit ihm verfeindeten Schwiegervater Segest belagerte. Sie führen manche Orte an, wo man aus der ganzen Weise der Anführung deutlich sieht, daß es Städte waren; einer der alten Geographen nennt sogar eine große Anzahl von Städten in Deutschland. Es ist nicht immer möglich, die Lage dieser Städte noch genau bestimmen, oder die Glaubwürdigkeit aller solcher Angaben im Einzelnen bestätigen zu wollen; indessen bleibt die Sache im Ganzen

um deſto merkwürdiger, da dieſe Angaben, wie man weiß, aus den Berichten der Kaufleute geſchöpft waren, die nach dem innern Norden Handel trieben. Es iſt eine Beſtätigung für das, was noch viele andre Beweiſe wahrſcheinlich machen, daß nähmlich das innere, den Römern unbekannte Deutſchland ungleich gebildeter ſein mochte, als die ganz kriegeriſch eingerichteten Gränzvölker, welche die Römer faſt allein kannten, und nach denen ſie ihre Schilderung des Ganzen entwarfen.

Bei der Gegeneinanderſtellung der deutſchen Einfalt und der römiſchen Verderbtheit, in welcher die alten Schriftſteller ſich oft ſo ſehr gefallen, müſſen wir alſo nicht jedes Wort ganz buchſtäblich nehmen, müſſen etwas auf den redneriſchen Gegenſatz und Ausdruck rechnen. Neueren hingegen geſchieht es nicht ſelten, daß ſie, von der Vorſtellung der einmahl vorausgeſetzten Wildheit angefüllt, manches auf eine Weiſe darſtellen, welche den beſtimmteſten Nachrichten der Alten ausdrücklich widerſpricht. So pflegen Mahler und Zeichner, wenn ſie Gegenſtände aus der älteſten deutſchen Geſchichte wählen, uns halbnackte, wilde Geſtalten, in rohe Thierfelle eingehüllt zu zeigen. Dieſes ſtimmt nicht mit der Beſchreibung der Alten überein. Die Bekleidung der alten Germanen beſtand aus Pelzwerk und Leinwand; Tuch lernten ſie erſt ſpäter kennen und bereiten; baumwollne Zeuge waren damahls auch bei den ſüdlichen Völkern noch nicht allgemein verbreitet, Seide noch weniger bekannt. Die Zubereitung der Leinwand war im alten Deutſchland ſchon ſo verbreitet und vervollkommnet, daß dieſelbe einen Hauptgegenſtand des Handels ausmachte. Das weiße Gewand der Frauen, welches den Hals und größtentheils die Arme frei ließ, war mit einem Purpurſtreifen beſetzt. Die Tracht der Männer war außer einem dichtanſchließenden, den ganzen Körper bedeckenden Unterkleide, nicht ein rohes Thierfell, ſondern ein Pelzkleid, wie aus dem Umſtande erhellt, daß der Geſchichtſchreiber hinzufügt: bei den Reichen ſei dieſes Kleid mit ſchmalen Streifen von koſtbaren Fellen ſeltner Thiere des äußerſten Nordens beſetzt geweſen. Es ſollten alſo Mahler und Zeichner die Einfalt dieſer freilich einfachen Bekleidung, doch nicht zu einer

Caricatur von widerlicher Rohheit entſtellen, uns die deutſchen Fürſten und Helden, wenn ſie ſie ja darſtellen wollen, nicht ſo darſtellen, wie man etwa die Kamtſchadalen in Reiſebeſchreibungen abgebildet findet.

Jener barbariſche Gebrauch, der faſt bei allen wahrhaft wilden Völkern Sitte iſt, da ſie allerlei ſeltſame und abſchreckende Figuren in das Geſicht oder auf den Körper einſchneiden oder einbrennen, und in dieſer Entſtellung eine Schönheit, Ehre und Zierde ſuchen, war den Germanen immer ganz unbekannt. Ihr einfacher Schmuck, vornehmlich der Frauen, beſtand in dem Haar, dem man die blonde Farbe, wenn ſie nicht ſchon von Natur vorhanden war, durch künſtliche Mittel zu geben wußte. Dem Mann waren ſeine Waffen das Liebſte; die Schilde waren mit mancherlei Sinnbildern bemahlt, ſo wie auch die Wohnhäuſer mit lebhaften Farben angeſtrichen waren. Auch der Helm, wer einen haben konnte, war mit Zierathen verſehen, ſo wie das Horn vom erlegten Wilde mit Silber beſchlagen und zum Trinkgeſchirr zugerichtet, als Andenken der Jagd, höher geachtet ward, als wäre es ganz von Silber geweſen.

Die alten Geſchichtſchreiber hielten es der Mühe nicht unwerth, ſolche kleine Züge von einem merkwürdigen Volke aufzubewahren; ich habe verſucht, ſie zu einem Gemählde zuſammen zu ſtellen.

# Zweite und dritte Vorlesung.

Nebst der Vervollkommnung der nützlichen Künste giebt es noch eines, was über die mindere oder höhere Bildung der alten, einfacheren Völker entscheidet: die Poesie. Was ist und was enthält sie nicht alles, für solche der Natur noch näher lebende Stämme? Ihre Geschichte, ihren Glauben, den Inbegriff ihrer beschränkten Kenntnisse, die ganze Ansicht von dieser und von jener Welt. Sie ist die Freude und Seele des Lebens, der gemeinschaftliche Geist eines ganzen Zeitalters. Es ist daher als ein großer Fortschritt in der Kenntniß der Geschichte anzusehen, daß man in neuern Zeiten angefangen hat, die Erforschung der dichterischen Denkmahle, besonders in den ältern, dem Heldenalter nähern Zeiten, durchaus mit der geschichtlichen Untersuchung zu verbinden, die Poesie als eine Quelle für die Kenntniß der Zeiten und der Völker zu betrachten. Wie wichtig die Dichtkunst für die Frage von der Bildung eines Volkes sei, wird ein nahe liegendes Beispiel am besten erläutern können. Wir erfreuen uns noch jetzt an der lieblichen Einfalt und hohen Schönheit der homerischen Gedichte. Wenn wir uns nun die Frage aufwerfen, wie damahls, als diese Gesänge gedichtet wurden, die Griechen beschaffen waren, und die andern Völker, mit denen sie am meisten in Verbindung standen, so werden wir leicht bemerken können, daß die Phönicier z. B. in

der Schifffahrt, im Handel, in den nützlichen Künsten, überhaupt in allem städtischen Gewerbe den Griechen weit überlegen waren, die Griechen in allen diesen Rücksichten gegen die Phönicier noch sehr zurück standen. Werden wir aber darum die damahligen Griechen, die solche schöne Gesänge hervorzubringen, sich daran zu erfreuen im Stande waren, gegen die Phönicier unbedingt herabsetzen wollen? Gewiß nicht! Was ist überhaupt Bildung, als Geist, Regsamkeit, Thätigkeit und Entfaltung des Geistes und aller geistigen Kräfte? Die nützlichen Künste sind etwas Vortreffliches, etwas Großes, wenn sie von dem Geiste gelenkt und zu edlen Zwecken angewandt werden. Bei einem geistlosen Gebrauch aller dieser körperlichen Künste aber könnte man leicht in Zweifel gerathen, ob sie mehr zum Nutzen oder zum Schaden des menschlichen Geschlechts gereichen. Der Geist ist das Erste, und den schildert uns die Poesie eines Volks am besten.

Nicht oft genug können die römischen Darsteller der Poesie der Deutschen, ihrer Lieder und des mächtigen Einflusses dieser Lieder auf das Leben erwähnen. In der Schlacht selbst ward das Kriegslied gesungen; in und während dem Kampfe das Andenken ehemahliger Helden besungen und alles hinzugefügt, was zu neuen Heldenthaten anfeuern konnte. Wohl sind die Gesänge verschollen, in denen Herrmann, nachdem er bei seinem Leben verkannt und mit Undank belohnt worden war, wenigstens nach dem Tode verherrlicht ward. Dennoch werden wir von der Natur und von dem Einfluß der deutschen Gesänge auf das Leben uns einigen Begriff zu machen im Stande sein, wenn wir dasjenige betrachten, was außer dem Andenken und den Thaten der Helden den Inhalt desselben ausmachte; die Vorstellungen von den Göttern nähmlich und die Weise sie zu verehren, was ohnehin den Geist und Zustand eines Volks am meisten bezeichnet.

Von der Götterlehre der Deutschen sagen uns die Römer nur wenig; aber auch dieses Wenige ist merkwürdig. Es war, wie der Gottesdienst und Glaube aller alten Völker, eine Verehrung der Natur, ihrer großen Erscheinungen und wundervollen Kräfte. Nur war dieß alles bei den alten Germanen einfacher, dem un-

mittelbaren erhabenen Naturgefühl näher, als bei den ſüdlichen Völkern, weniger mit Fabeln geſchmückt wie bei den Griechen, nicht ſo mit Ceremonien überladen wie bei den Römern, überhaupt weniger ſinnlich als bei Beiden.

Die Deutſchen verehrten gleich den alten Perſern vor allem die Sonne und das Feuer; als oberſte Gottheit aber den Wodan, welchen ſie Allvater nannten, und welchen die Römer vorzüglich nur wegen der Beziehung auf den gleichen Planeten mit ihrem Merkur verglichen, ſo verſchieden auch ſonſt beider Gottheiten Amt und Charakter war. Nicht bloß in der beſondern Verehrung des Feuers, nebſt dem des Waſſers und überhaupt der erſten Naturkräfte, auch noch in manchen andern Einzelnheiten und Eigenthümlichkeiten war der Gottesdienſt der alten Deutſchen dem der Perſer ähnlicher, als dem der Griechen und Römer. Bei den Germanen, wie in Perſien, wurden in geweihten Hainen heilige weiße Roſſe zum Dienſt der Götter und zu feierlichen Aufzügen unterhalten. Einige deutſche Stämme opferten auch Pferde, was unter den bekannten Völkern des Alterthums vorzüglich nur noch von den Perſern als eine beſondre Eigenheit ihres Gottesdienſtes bemerkt wird. Wie die Perſer, ſo verſchmähten die Germanen die andern Völkern gewöhnliche Weiſe, die Götter in eingeſchloßnen Gebäuden durch eine große Mannichfaltigkeit von Bildniſſen darzuſtellen und zu verehren. Für bloße Unkenntniß oder Unfähigkeit darf man dieß nicht halten. Sie hatten noch keine eigentlichen Tempel in Zeiten, wo ſchon Burgen vorhanden waren. Unförmliche Bildniſſe endlich von ihren Gottheiten wiſſen ſich auch die roheſten Völker zu machen; wenn die Germanen dergleichen nicht hatten, ſo beweiſt es nicht Unfähigkeit, ſondern Abneigung oder eine andre Vorſtellungsweiſe. Wenn die Verwandtſchaft der perſiſchen und der deutſchen Sprache ſchon oft von den Gelehrten bemerkt worden iſt, wenn ſich eine ähnliche Uebereinſtimmung auch in der Verfaſſung zeigt, indem wir bei den Perſern die Einrichtung des Heerbanns, eines allgemeinen Aufgeboths aller Freien zum Kriegsdienſt, eine Art von Lehnsverfaſſung und einen ſehr deutlich hervortretenden Rittergeiſt bemerken, ſo darf uns das

Zusammentreffen beider Völker in manchen Stücken des Gottesdienstes und der Naturverehrung nicht mehr befremden.

Von der Religion der Griechen und Römer war die der alten Deutschen, außer der größern Einfalt, vorzüglich durch einen festern Glauben an die Unsterblichkeit der Seele unterschieden. In dem griechischen Volksglauben war der Gedanke einer andern Welt mehr nur ein Schatten wehmüthiger Erinnerung und schwacher Hoffnung, als eine Erwartung von bestimmter Gewißheit. Daher die Scheu der Griechen vor dem Tode, die ängstliche Vermeidung seiner auch nur mit Worten geradezu zu erwähnen. Bei den Germanen vertilgte die gewisse Ueberzeugung eines andern Lebens alle Furcht. Sie waren in diesem festen Glauben in manchen Fällen sogar zum Selbstmorde geneigt. Nicht wie die spätern Römer aus einer falschen Philosophie und Ueberdruß am Leben, sondern in solchen Fällen, wo die Liebe des Vaterlandes und der Freiheit dazu bewegen konnte. So befreiten oftmahls deutsche Frauen, die nach germanischer Sitte dem Kriegsheere gefolgt waren, sich selbst bei unglücklichem Ausgange der Schlacht, wenn Gefangenschaft gewiß schien, und keine Aussicht zur Rettung war, durch den Tod von eigner Hand. Gesandte eines deutschen Volkes, welche von der römischen Treulosigkeit als Geißeln und Gefangene zurückbehalten und behandelt worden waren, entleibten sich selbst, um die Absicht der Römer zu vereiteln, und damit nur die Rücksicht auf sie ihr Volk nicht etwa zu einem nachtheiligen Frieden zwingen möchte. Allerdings dachten sich auch die Deutschen, wie alle heidnischen Völker, das Leben jenseits unter sehr sinnlichen und besonders der Sinnesart der Nation gemäß, unter sehr kriegerischen Farben. Die vorzüglichste Freude der Seligen in Walhalla bestand in kriegerischen Spielen. Bei Tage ergetzten sich die Beglückten an der Jagd oder an Kämpfen aller Art; so wie der Tag sich zum Abend neigte, so wurden die Wunden alle durch Zauberkraft geheilt, die Helden versöhnten sich und setzten sich mit einander zum festlichen Mahle nieder. — Die Ausführung des Gemähldes fällt hier immer der Einbildungskraft anheim; worauf es ankommt, das ist die feste Ueberzeugung von der wirklichen Fortdauer, von einem

Daſein jenſeits, freudiger, reiner, dauernder, Gott näher, als das kurze gebrechliche Erdenleben.

Von dem höchſten Weſen, von einem über alle Schickſale und über alle Kräfte der Natur waltenden, gerechten und gütigen Gott, hatten die heidniſchen Völker des Alterthums wohl einige Vorſtellung, denn zu laut geben die Welteinrichtung und das Gewiſſen Zeugniß von ihm. Aber es waren nur einzelne verlorne Spuren der Wahrheit, unter viele Irrthümer und Fabeln verwebt. Man darf behaupten, daß die Germanen in dieſer Rückſicht einen Vorzug vor den andern Völkern verdienen, die ſtatt der Gottesverehrung und Religion auch nur einen Naturdienſt und eine Mythologie kannten. Es ſcheint dieß beſonders aus folgendem Umſtande hervorzugehen. Nach deutſchen Rechten fand nur in einem einzigen Falle die Todesſtrafe Statt; in dem der Treuloſigkeit gegen Volk und Staat, gegen den gemeinſamen Bund. Aber nicht der Herzog oder der Fürſt, nicht die Verſammlung des Adels und des Volks waren es, welche die Strafe beſtimmten und verkündigten. Sie mochten wohl über die Schuld berathſchlagen und entſcheiden; das Urtheil ſelbſt aber ward durch einen vom verſammelten Volke und Adel erwählten Prieſter der Nation geſprochen und feſtgeſetzt, im Nahmen der Gottheit. Nicht der Fürſt oder König, Wodan ſelbſt, der Allvater, hatte, wenn man ſo ſagen darf, den ausſchließenden Blutbann, das Recht über Leben und Tod. Sie dachten ſich alſo dieſen ihren oberſten Nationalgott als einen Beſtrafer der Untreue, einen Rächer des Meineides. Ein Begriff, ſittlicher und würdiger, als das Beſte, was man irgend aus dem Volksglauben der Griechen und Römer von ihrem Jupiter würde anführen können, auch da wo ſie von dieſem nicht bloß fabelhaft reden, ſondern mit Annäherung an den erhabenen Gedanken eines Vaters aller Dinge. Jene altdeutſche Vorſtellung vom Allvater, als oberſten und höchſten Richter und Rächer des Unrechts hat großen Einfluß gehabt auf die ſogenannten Ordalien oder Gottesurtheile. Man ſtellte in Fällen, wo menſchliche Klugheit nicht auslangen wollte, die Sache dem Zweikampfe oder einer Prüfung durch Feuer und Waſſer anheim, in dem feſten Wahn

und Glauben, Gott ſelbſt werde durch den Ausgang für das Recht und die Wahrheit entſcheiden. Ein Irrthum und eine Sitte, die ſich ungeachtet der Gegenwirkung des Chriſtenthums noch viele Jahrhunderte erhalten hat, und an die wir noch jetzt zu Zeiten, wenigſtens auf der Schaubühne, obwohl nicht immer glücklich, erinnert werden.

Wenn wir den Naturglauben und Götterdienſt der alten Deutſchen von dem der Griechen und Römer ſehr verſchieden finden, ſo müſſen wir uns aber noch ſorgfältiger hüten, nicht die Anſichten und Gebräuche der Germanen, mit denen ganz davon verſchiedenen Einrichtungen der Celten und Gallier zu verwechſeln.

Ueberhaupt dürfen wir es nicht vergeſſen, daß die erhebenden und herrlichen Gefühle, mit denen die Verehrung der Natur und ihrer großen Gegenſtände und Geheimniſſe die Bruſt der alten Völker erfüllte, auch mit ſeltſamen zum Theil ſchrecklichen Irrthümern vermiſcht waren. Selbſt in dem ſinnlich ſchönen Götterdienſte der Griechen, war der ſittliche Einfluß mancher Vorſtellungen und Gebräuche auf das wirkliche Leben, ſehr verſchieden von dem ſchönen dichteriſchen Eindruck, den ſie auf uns machen, wo ſie als bloßes Spiel der Einbildungskraft wirken. So wie in der älteſten Zeit bei den Griechen, woran die ſchöne Dichtung von der Iphigenia uns noch erinnert, wie ungleich länger bei den Römern, ſo fanden auch, obwohl ſparſam und nur in ſeltenen Fällen, bei den Germanen einzelne Menſchenopfer Statt. An gewiſſen Feſten der Göttin Hertha, wurden einige Jünglinge und einige Jungfrauen von auserleſener Schönheit (denn eben das Schönſte mußte der Göttin und zwar freiwillig zum Opfer fallen), im geheimnißvollen Zuge des Wagens der Göttin in den geweihten Hain, zu dem ſchauerlichen See geführt, und wurden nicht weiter geſehen. Indeſſen waren grauſame Feſte dieſer Art nur ſelten, ſo wie auch bei den älteren Griechen. Ganz anders bei den Galliern, wo ſolche Opfer zu Tauſenden fielen, der ganze Gottesdienſt gleichſam ein fortgehendes Blutvergießen war. Sei es nun der Einfluß phöniziſcher Colonien, da dieſes Volk, ſo wie die Karthager, zu Menſchenopfern beſonders geneigt war, ſei es die Herrſchaft des mächtigen und ehrſüchtigen Prieſterordens der Druiden, oder auch die

Wirkung des heftigeren und leidenſchaftlicheren Charakters der Nation; kurz der Aberglaube und falſche Gottesdienſt der alten Gallier war ſo blutig, daß man in der ganzen Geſchichte kaum noch ein anderes ähnliches Beiſpiel von gleicher Grauſamkeit finden wird, außer in Mexiko, ehe ſolches die Spanier eroberten. Schwer ward es den Römern, die ſonſt gegen alle Religion ſo duldſam waren, durch immer wiederhohlte und geſchärfte Geſetze dieſe Ausartungen zu unterdrücken und den gefährlichen Orden der Druiden zu vertilgen.

Einen Orden der Druiden kannten und hatten die Deutſchen nicht, auch keine erbliche Prieſterkaſte. Die Vorausſetzung von Druiden bei den Deutſchen iſt eines von den vielen Mißverſtändniſſen und Irrthümern, die durch die Verwechslung celtiſcher und germaniſcher Sitten und Einrichtungen hervorgebracht worden ſind. Da der Götterdienſt der Deutſchen ſo wenig mit Ceremonien überladen war, ſo bedurfte es eines ſolchen Prieſterordens nicht. In den Liedern lebten mit dem Andenken der Helden auch die Vorſtellungen und Dichtungen von den Göttern fort. Aber frei ward die Dichtkunſt geübt, Barden hatten die Deutſchen ſo wenig als Druiden; Barden d. h. eine von den Prieſtern ganz abhängige, beſtimmte und beſchränkte Dichterzunft. Bei den Griechen waren die Sänger unabhängig vom Prieſterthum; es wanderten die Künſtler umher, alte Sagen zur Freude aller Hörenden ſingend, wo man es liebte und begehrte. Daher hat ſich die Dichtkunſt bei den Griechen ſo frei und ſo ſchön entfaltet. Anders war es bei den Römern; das Wenige, was ſie von Poeſie hatten, ehe ſie die Griechen nachzuahmen lernten, war ganz von dem gottesdienſtlichen Gebrauch abhängig. Dieß beweiſen ſchon die urſprünglichen römiſchen Worte für Dichter und Lied. Vates, heißt zugleich Dichter und Seher, Prieſter; Carmen, Lied und beſchwörende oder jede andere gottesdienſtliche Formel. Noch mehr fand dieſe prieſterliche Beſchränkung bei den celtiſchen Völkern ſtatt, indem wir uns ihre Barden nicht anders als ganz abhängig von den Druiden denken dürfen. Wollte man dagegen die oſſianiſchen Gedichte anführen, in denen keine ſolche prieſterliche Beſchränkung, ja überhaupt faſt gar keine Mythologie ſichtbar iſt,

so ist darauf zu antworten, daß bei noch unentschiedenem Streit, wie viel oder wie wenig von diesen ossianischen Gedichten echt sei, auf jeden Fall was etwa echt davon sein mag, in solchen Zeiten entstanden ist, wo die ganze celtische Staats- und Priester-Einrichtung schon untergegangen, das Christenthum schon fast allgemein angenommen war, und nur auf einigen Hochgebirgen hier und da noch ein wehmüthiger Nachhall der untergegangenen Vorzeit sich vernehmen ließ. — Nicht in dieser vom Gottesdienst und gottesdienstlichen Gebräuchen allein abhängigen Beschränkung, wie bei den Celten und ältesten Römern, ward die Dichtkunst bei den Germanen geübt; aber auch nicht auf die griechische Weise. Unter allen Helden der griechischen Fabel ist es der einzige Achilles, der selbst die Leier rührt, und am Gestade des Meers den innern Gram durch die eigenen Gesänge bezwingt. Was die griechische Dichtung von diesem einem Liebling rühmt, das war bei den Germanen die allgemeine Sitte; die Helden waren selbst die Dichter. So wie in schon christlichen Zeiten König Alfred zugleich die Dichtkunst übte, als Sänger verkleidet in das Lager der Dänen, um es auszukundschaften, ging, wie der dänische Held Regner Lodbrog im Gefängnisse sterbend den eignen Tod besang, wie Odin zugleich ein König und ein Dichter war, so vieler Beispiele aus der nordischen und deutschen Geschichte und Sage nicht zu erwähnen, wie selbst im deutschen Mittelalter Kaiser und Fürsten sich nicht scheuten, Lieder zu dichten und sich zu den Sängern zu gesellen, so war es auch schon in den ältern Zeiten, wie es durch viele Gründe gewiß wird. Die deutsche Poesie hat sich vielleicht eben deswegen weniger als Kunst entwickelt, als bei den Griechen, wo sie das gleich anfangs ward; aber desto inniger und unmittelbarer war der Einfluß ihrer Naturgefühle auf das Leben.

Die deutsche Mythologie ist verklungen, kaum ist noch ein Schatten der Erinnerung davon übrig; indem etwa nur noch in den englischen und deutschen Benennungen einiger unsrer Wochentage, die Nahmen deutscher Götter, des Wodan vor allen, des Thor und Thyn, und der deutschen Liebesgöttin Freya, sich erhalten haben. — Unrecht aber würde man haben, wenn man

glaubte, daß alle Wirkung und aller Einfluß der alten deutſchen Götterlehre mit der Einführung des Chriſtenthums aufgehört habe. Nachdem ſie aufgehört hatte, wirklicher Glaube und Gottesdienſt zu ſein, hat ſie noch viele Jahrhunderte in der Poeſie des Mittelalters fortgelebt, ja bis auf die neueſten Zeiten, iſt alles, was wir in Dichtungen, Begriffen und Gefühlen romantiſch, als uns Neuern ganz allein eigen und nicht erſt von den Alten nachgebildet, nennen, zuerſt und ſeinem Grunde nach aus dieſen Quellen entſprungen. Um ſo thörichter iſt es, wenn einige aus einer vermeinten und falſchen Vaterlandsliebe nicht undeutlich den Wunſch äußern, die reinere Erkenntniß und Verehrung Gottes das Chriſtenthum möchte lieber nicht in Deutſchland eingeführt ſein, wenn ſie es als eine Art von Unglück beklagen, daß die vaterländiſche Religion, wie ſie wähnen, dadurch verdrängt ſei. Dieß iſt ganz ungegründet; was irgend gut und ſchön, was in einem gewiſſen Sinne wahr, was edel und liebenswürdig in der deutſchen Götterlehre war, das hat ſich in der romantiſchen Dichtkunſt erhalten, lebt noch als Poeſie fort. Es verräth aber wenig Kenntniß, ich will nicht ſagen der Philoſophie und Geſchichte, ſondern auch des menſchlichen Herzens, wenn man nicht einſieht, wie die Götterlehre nicht bloß der Deutſchen, ſondern aller alten Völker, ſo ſchön ſie für uns als bloße Poeſie iſt, in ihrem wirklichen Einfluß und Glauben ernſthaft genommen, nicht nur vieles durchaus Irrige, Schädliche und Unſittliche, ſondern auch für das Gemüth innerlich Quälende und Aengſtigende enthielt.

Mag man über die Cultur oder Wildheit der Germanen urtheilen wie man will, je nachdem die Begriffe von beiden verſchieden ſind. Ihre Verfaſſung verdient unſere volle Aufmerkſamkeit; denn ſie iſt die Grundlage der ganzen neuern Geſchichte und europäiſchen Bildung. Auch werden wir finden, daß ſo einfach kunſtlos, ganz naturgemäß dieſe Verfaſſung war, dennoch nicht nur eine hohe ſittliche Kraft, ſondern auch ein großer Verſtand darin lag. Wir dürfen in dieſem Stücke ſchon auf das Urtheil der Römer trauen, die über Geſetzgebung und Verfaſſung ſo große Erfahrungen gemacht, ſo viel darüber nachgedacht hatten. Die Rö-

mer kannten wilde, gebildete und halb gebildete Völker und Staaten genug in allen drei alten Welttheilen, um den Vergleich anstellen zu können. Kaum haben ſie der Verfaſſung irgend eines andern Volks eine ſolche Aufmerkſamkeit geſchenkt, als der germaniſchen. Die ſtaunende Befremdung, mit welcher ſie von derſelben reden, geht oft in Bewunderung über. Das Weſen dieſer Verfaſſung beſtand in der höchſten Freiheit der Einzelnen, bei der feſteſten Vereinigung Aller. Jeder freie Mann war ganz frei und ſelbſtſtändig, in gewiſſem Sinne ſein eigener Herr; hatte thätigen Antheil an der Kraft des Ganzen, an der Gewalt des Bundes. Er hatte das Recht, gewaffnet in der allgemeinen Verſammlung zu erſcheinen, wo über die Gegenſtände des Bundes berathſchlagt und entſchieden ward, wo aus den adelichen Geſchlechtern die Grafen oder Richter über einen Gau erwählt wurden; damahls noch kein erblicher Vorzug, ſondern eine perſönliche Würde. Dieſe für den Frieden; in Kriegszeiten vor allen ein Heerführer des Bundes, des bewaffneten Volkes, oder nach der alten Benennung, ein Herzog. Dieſer aber ward, wie Tacitus erinnert, nicht nach der Geburt, ſondern nach dem Verdienſt gewählt. — Außer den freien Männern gab es alſo einen Adel; bei den Berathſchlagungen auf den Land- und Bundestägen hatte dieſer den Vorrang und erſten Vorſchlag, obwohl auch die freien Männer Antheil daran nahmen. So finden wir ſchon hier den erſten Keim von zwei Abtheilungen und Kammern der verſammelten Staatskraft, und lernen dieſe geprieſene Einrichtung als eine urſprünglich germaniſche kennen. Ob für den Adel auch im Kriegsdienſt ein Unterſchied Statt gefunden, wird nicht beſtimmt gemeldet; es iſt aus folgendem Umſtande wahrſcheinlich. Die Römer führen als eine beſondre Eigenthümlichkeit der deutſchen Kriegsweiſe die Sitte an, nach welcher Reiter und Fußvolk bei ihnen vermiſcht und verbunden waren; jeder Reiter hatte ſeinen leichtbewaffneten Mann bei ſich, der ihm in der Schlacht auf alle Weiſe zu Handen war und zu Hülfe kam. Cäſar, der große Kenner, fand nach der damahligen Bewaffnungs- und Kriegsart dieſe Einrichtung ſehr vortheilhaft und führte ſie in ſeinem Heere ein, und vorzüglich ihr und den

germaniſchen Hülfsvölkern glaubte er ſelbſt den Sieg in der pharſaliſchen Schlacht um die Weltherrſchaft zu verdanken. Wen erinnert dieſe altgermaniſche Einrichtung nicht an die Kriegsart des Mittelalters, wo der ſchwerbewaffnete Ritter Fußknechte zur Bedienung und Mithülfe bei ſich führte? Die Natur der Sache ſcheint es mit ſich zu bringen, daß der Kämpfer zu Pferde den Vorrang hatte vor den Gehülfen zu Fuß, und ſo mochte ſchon damahls, wie ſpäterhin, der Dienſt zu Pferde vorzüglich, wo nicht ausſchließend, die Beſtimmung und das Vorrecht des Adels ſein. Mehr nur in ſolchen Vorrechten und in dem Ruhme des Geſchlechts, dem Andenken ausgezeichneter und beſungner Vorfahren, beſtand wohl der Vorzug des Adels, weniger in großem Reichthum.

Fürſtengeſchlechter mit ſichtbarer Erblichkeit werden ſchon früh bei den Germanen erwähnt. Die Vermuthung eines erblichen Königthums, das wir ſpäter allgemein eingeführt finden, wird in früheren Zeiten noch dadurch beſtärkt, daß in der deutſchen Erbfolge überhaupt das Recht der Erſtgeburt galt. Doch mochte bei den Fürſten und Königen dieſe anfangs nicht immer ausſchließend entſcheiden; ſondern auch Wahl unter mehreren Mitgliedern eines fürſtlichen oder königlichen Hauſes Statt finden. Auch die Macht des gewählten Herzogs mochte oft dem erblichen Vorrechte des Fürſten Schranken ſetzen. Das Verhältniß der freien Männer kann man ſich am deutlichſten machen, wenn man ſich die Einrichtung der ſchweizeriſchen Alpenländer, oder weil jene Freiheit auch mit einem erblichen Adel und Königthum vereinbar iſt, die in dem ſchwediſchen Dalecarlien, überhaupt ſolche Länder vor Augen ſtellt, wo auch der Bauer ein Landſtand iſt, das Recht hat, die Waffen zu tragen, und auf den Landtägen an den öffentlichen Berathſchlagungen Antheil zu nehmen. Doch gilt dieſes nur für den unabhängigen Hausherrn und Eigenthümer des Hofes, der, wenn gleich keine große Anzahl, doch einige Dienſtleute beſitzen wird, zur Mithülfe und Beſorgung der Wirthſchaft; und genau ſo war es auch bei den alten Deutſchen. Das Verhältniß, wo alle Bewohner einer ganzen Gegend einem Grundherrn unterthänig oder leibeigen ſind, muß man hier noch nicht hineintragen,

es hat ſich erſt viel ſpäter entwickelt. Auch dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß das Loos dieſer dritten und letzten Claſſe von Menſchen, bei den Deutſchen ungleich gelinder war, als das der Sklaven bei den Römern und Griechen. Bei den kriegeriſchen Gränzvölkern am diesſeitigen Rheine, waren es vorzüglich Kriegsgefangene, die als Dienſtleute zum Ackerbau gebraucht wurden.

Adel alſo und Freiheit waren die Grundveſten der älteſten deutſchen Verfaſſung; ein Adelſtand und ein Stand der Freien unter gewählten Herzogen oder erblichen Fürſten, dieſe enthalten den ganzen Umfang des deutſchen Staats. Aber welch ein Adel und welch eine Freiheit, wenn wir ihn mit dem despotiſchen, drückenden, habſüchtigen Adel in Sparta, oder dem alten Rom, mit der tumultuariſchen Freiheit der kleinen griechiſchen Staaten vergleichen! — Ein Adel auf milden Vorrang und allgemeine Freiheit, eine Freiheit auf Ehre, Tugend und Bundestreue gegründet. Bei keinem andern Volk findet man den Adel, dieſen erſten aller Stände, dieſe Grundlage jener ſtändiſchen Verfaſſung, dieſes erſte und weſentlichſte Natur-Element des wahren Staats, mit ſo großen und ſtarken Zügen gezeichnet, und in ſo reinen Verhältniſſen, wie bei den Germanen. Schon darum iſt ihre älteſte Geſchichte ſo lehrreich. Wie ſpäterhin die Geiſtlichkeit als ein zweiter Stand hinzugekommen, dann ſich der dritte Stand entwickelt, in der neueſten Zeit endlich noch mehrere Abtheilungen und kunſtreichere Verhältniſſe entſtanden ſind, das wird die Folge der Geſchichte zeigen. In dieſer Hinſicht kann man ſagen, die deutſche Geſchichte, von der älteſten bis auf die neueſten Zeiten, ſei eine natürliche und höchſt lehrreiche Theorie des wahren Staats, d. h. der ſtändiſchen Verfaſſung. Statt des erträumten Naturſtandes ſehen wir einen wahrhaften Naturſtaat in der germaniſchen Adelsverfaſſung, denn ganz einfach und bloß naturgemäß war die ganze Staatseinrichtung und Geſetzgebung. Jeder freie Mann hatte gegen andre Einzelne das Recht der Selbſthülfe, ja im Falle der Zwiſt bis zum Todſchlag geführt hatte, war die Blutrache nicht bloß ein Recht, ſondern die Pflicht des nächſten männlichen Er-

ben oder Schwertverwandten. Der Staat, und im Nahmen desſelben der Graf, trat gleichſam nur als Schiedsrichter zwiſchen die ſtreitenden Gegner ein, um durch ein Wehrgeld und andre Sühnungsmittel, wie es Sitte, Herkommen und Geſetz beſtimmten, weiteres Unglück zu verhüthen und die Eintracht wieder herzuſtellen. Aus dieſem uralten Rechte der Selbſthülfe entſprangen die vielen kleinen Befehdungen des Mittelalters, und noch bis auf unſere Zeit hat ſich daher in den meiſten europäiſchen Ländern die den Alten unbekannte Sitte des Ehrenzweikampfs erhalten.

Allerdings ward jene Freiheit der Einzelnen oft der Einheit und Ruhe des Staats und der Nation nachtheilig; wenn wir aber die Mißbräuche, welche die Geſetzgebung in Jahrhunderten nicht ausrotten oder auch nur mildern konnte, gern als Mißbräuche anerkennen, ſo wollen wir doch nicht vergeſſen, daß die Entwicklung des herrlichen Gefühls der Ehre, durch Geſetze beherrſcht, eine der ſchönſten und weſentlichen Eigenheiten der neuern europäiſchen Bildung ſei, und daß dieß eben die ſchwere Aufgabe der Staatskunſt ſei, die Ordnung und Einheit der Kraft des Ganzen mit der höchſtmöglichen Freiheit der Einzelnen zu verbinden.

Auch dürfen wir wegen dieſer Freiheit der Einzelnen gegen Einzelne nicht glauben, daß alles ganz ungebunden und zügellos war. In einem Falle waren die Geſetze ſehr ſtreng: in allem, was auf den Staat und den allgemeinen Bund Bezug hatte. Hier galt der Grundſatz, Einer für Alle und Alle für Einen, auf Leben und Tod. Jede Treuloſigkeit und Verletzung der Bundespflicht wurde mit dem Tode beſtraft, desgleichen Feigherzigkeit. Wer den Schild verloren hatte, fiel in die Acht, ward ehr- und rechtlos. Ein nicht bloß vorausgeſetzter, ſondern wirklich geſchloſſener Bund war die Staats- und National-Einheit. Jedes Volk war eine Eidgenoſſenſchaft, wie wir es nennen würden. So wie die Schweizer in neueren Zeiten in einen freien Verein zuſammentraten, zu gegenſeitigem Schutz und Wehr, und eben durch dieſen Bund erſt ein Volk wurden, ſo war es in jenen alten Zeiten. Die Römer nennen uns eine Menge einzelner deutſcher Völkerſchaften; oftmahls mögen unter einem ſolchen ſo-

genannten Volke nur die Bewohner eines abgesonderten Landstrichs, eines oder mehrerer Gauen gemeint, die Benennung der entfernteren Völker im Innern nach bloßem Hörensagen ziemlich verworren aufgezeichnet, einige Volksnahmen aus bloßem Mißverständniß durch Unkenntniß der Sprache entstanden sein; wo aber die römischen Beschreiber aus der Anschauung und mit genauer Kenntniß, besonders von größern deutschen Nationen in ihrer Nähe, an den Rheingränzen reden, da ist es leicht zu bemerken, daß unter denen von ihnen sogenannten Völkern, solche Eidgenossenschaften und Bundesvereine zu verstehen seien. So war die schwäbische Eidgenossenschaft besonders mächtig und den Römern anfangs furchtbar; nicht minder der Bund der Hessen. Beide sind noch jetzt meistens in denselben Wohnsitzen, wie ehemahls, als besondre deutsche Völker vorhanden, durch manche Eigenheit kenntlich von den übrigen unterschieden. Der Bund der Cherusker im nördlichsten Deutschlande ward durch ihren Fürsten und Herzog Herrmann merkwürdig. Selbst die Benennung der Germanen ist von dieser Einrichtung hergekommen, indem die Römer diesen Nahmen von einer deutschen Völkerschaft, bei der sie diese Einrichtung zuerst bemerkten, auf mehrere andre und endlich auf alle übertragen haben. In neuern Zeiten haben die Geschichtforscher für jenen uralten Bundesverein und deutsche Sitte der Eidgenossenschaft das Wort Herrmannie aufgebracht, in Beziehung auf die Benennung der Germanen. Genauer angemessen aber wäre es wohl, das Wort Germanen in unsrer jetzigen Sprache durch Wehrmannen zu übersetzen; unser Wehr, was Vertheidigung und Waffen bedeutet, ist ursprünglich dasselbe Wort, wie das englische war, von dem das französische und italienische guerre und guerra nur durch eine andre Aussprache verschieden sind; unstreitig das Stammwort, von welchem Germanen herkommt. Also Wehrmannen bedeutet es, d. h. nicht bloß Kriegsmänner, sondern die zu gegenseitigem Schutz und Wehr Verbündeten, die Gemeinde der Eidgenossen. Das Einzige, was man bei diesen Völkerbündnissen vermißt, ist, daß nicht alle deutsche Nationen gleich in einen großen Bund zusammentraten.

Es konnte dieß nicht auf einmahl bewirkt werden; waren ja die Deutſchen, wie alle europäiſchen Staaten, urſprünglich in lauter kleine Völkerſchaften und Staaten zerſplittert. Erſt das Bedürfniß bei umfaſſendern Kriegsunternehmungen, beſonders in dem ſchweren Kampf gegen die Römer, führte zu größeren Nationalvereinen. Wie die einzelnen deutſchen Völker immer mehr in Verbindung getreten, wie endlich eine große deutſche Nationaleinheit zu Stande gekommen und ſich während eines Jahrtauſends theils erhalten, theils nach vorübergehenden Erſchütterungen mehr als ein Mahl wieder hergeſtellt worden; das iſt der Inhalt der neuern Geſchichte.

Außer dieſem Volksvereine, dem eigentlichen Weſen und Grunde des Staats, fand noch eine andre Verbindung bei den alten Deutſchen Statt, die freier war, mehr nur für die Einzelnen galt; dieß war jene eigenthümliche Waffenfreundſchaft, deren ſchwärmeriſche Treue uns die Römer mit Bewunderung und nicht geringem Befremden ſchildern. Krieger verbanden ſich aus Freundſchaft, vereint mit einander zu leben und zu ſterben, Sieg oder den Tod zu theilen. Beſonders an mächtigere und fürſtliche Helden ſchloſſen ſich Ruhmbegierige an, als freie Gehülfen und Edeldiener. Die Treue war ſo groß, daß kaum ein Beiſpiel gefunden ward, wo das Gefolge ſeiner Getreuen den Tod des Waffenbruders oder Waffenherrn überlebte. Aus dieſer kriegeriſchen Freundſchaft und Verbindung iſt die ganze Lehnsverfaſſung hervorgegangen. Der fürſtliche Anführer mußte für ſeine Getreuen ſorgen; an dieſe vertheilte und vergab daher der deutſche Eroberer ganze Länder, für die Fortdauer der gleichen Treue und edlen Dienſte. Die Luſt zu kriegeriſchen Unternehmungen ward dadurch nicht wenig erregt, eben daher auch der Rittergeiſt durch nichts ſo ſehr entwickelt, als durch dieſe Einrichtung; denn hier ward der Krieg nicht erſt vom verſammelten Volk und Adel beſchloſſen. Auch wenn der Bund Frieden hatte, der Führer aber zu irgend einer kleineren kriegeriſchen Unternehmung Muth und Luſt fühlte, ward das Abenteuer kühn begonnen und beſtanden. Die Lehnsverfaſſung hat viele und große Mißbräuche in ihrer Entartung herbeigeführt; desfalls darf man

den erſten edlen Urſprung ſo wenig verkennen, als die großen und herrlichen Wirkungen, welche der Rittergeiſt hervorgebracht hat. Wirkungen, die noch nicht ganz erloſchen ſind, und von denen man nicht wünſchen darf, daß ſie jemahls ganz verſchwinden möchten.

Nebſt dieſer ſchwärmeriſchen Waffenfreundſchaft ſcheint nichts ſo ſehr die Aufmerkſamkeit und das Erſtaunen der Römer erregt zu haben, als die Verhältniſſe des weiblichen Geſchlechts bei den Deutſchen, das hohe Anſehen, welches die Frauen bei ihnen genoſſen, die Ehre und die Freiheit, in welcher ſie lebten. Auch in dieſem Stücke werden wir den erſten Urſprung von dem, was die Sitten und die Bildung der Neuern in der geiſtigen Liebe, in der freiern und feinern Geſelligkeit, in der höhern Ausbildung des weiblichen Geſchlechts, ſo vortheilhaft unterſcheidet, bei den alten Germanen finden.

Einigen Einfluß auf die ganz andern Verhältniſſe des weiblichen Geſchlechts bei den Deutſchen mag man ſelbſt dem Klima zuſchreiben. Daß das deutſche Klima auf die Geſundheit, ja auch auf die Schönheit der Geſtalt nicht nachtheilig wirkte, das dürfen wir aus den Beſchreibungen der Römer wohl ſchließen. Indeſſen war die Entwicklung, beſonders des weiblichen Geſchlechts, in dem kältern Himmelsſtrich nicht ſo frühzeitig als in heißern Ländern. Die ſpäten Heirathen der Deutſchen erregten die beſondre Aufmerkſamkeit der Römer. Tacitus ſagt, ſie hätten geglaubt, dieſe Sitte ſei nothwendig, um die Stärke des Stammes zu erhalten. Gewiß iſt, daß dieſe Sitte zu dem freiern Verhältniſſe, zu dem höhern Anſehen der Frauen weſentlich beitragen mußte. Wo die körperliche Entwicklung, wie in manchen ſüdlichen Ländern Aſiens, ſo frühzeitig iſt, daß die Heirathen gleich an die Kindheit gränzen, wo die Frauen ſchon im zarteſten Alter Mütter werden, da kann die Wahl für das Leben keine freie Wahl ſein, da ſtehen, wenn auch noch das Geſetz die Vielweiberei erlaubt, der vollen Entwicklung der Seelenkraft beim weiblichen Geſchlechte, und der ihm von der Natur gebührenden Würde, große faſt unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen.

Zwar erhielt auch bei den Deutſchen die Frau keine Mitgift; vielmehr mußte, wie bei den meiſten alten Völkern, der Anwerber dem Vater ein Geſchenk, gleichſam als Löſegeld, darbringen. Man darf deßfalls nicht vorausſetzen, der Vater habe ſeine Tochter wie ein Eigenthum verkauft. Es fand ein großer weſentlicher Unterſchied Statt zwiſchen der aſiatiſchen und der germaniſchen Sitte. Dort iſt es Geſetz, daß der Mann die Braut nicht eher ſehen ſoll, als die Heirath ſchon wirklich abgeſchloſſen iſt; in Deutſchland war es vielmehr Sitte, daß der Jüngling und die Geliebte ſich kennen, daß ein längerer freundſchaftlicher Umgang der Verbindung vorausgehen mußte. Freie Wahl ſchloß die Verbindung und dieſe freie Wahl vorzüglich, nicht die Einfalt der Sitten allein war es, weßhalb die Römer die Ehen der Deutſchen in ihrer Strenge und glücklichen Eintracht ſo ganz anders fanden, als ſie es bei ſich gewohnt waren.

Wenn Entführungen bei den Deutſchen ſchon in alten Zeiten häufig waren, wenn ſelbſt Herrmann ſeine Thusnelda geraubt hatte, ſo dürfen wir nicht annehmen, daß ihrer Neigung dadurch Gewalt geſchehen ſei; nur der Vater war und blieb ſein Feind, und das mochte bei dem angeführten Verhältniß oft der Fall ſein, daß die Forderungen des Vaters den Liebenden und ihrer Wahl entgegen ſtanden, und er den Bund nicht beſtätigen wollte, den freie Neigung geſchloſſen hatte. Auch die Morgengabe welche die Frau erhielt, iſt merkwürdig; es gehörte dazu ein Schlachtroß, Schild und Waffe. Ich möchte nicht vorausſetzen, daß dieß ganz allgemein geweſen ſei; es fand wohl nur vorzüglich bei den adelichen Geſchlechtern Statt, und dieſes Geſchenk war nicht bloß ſinnbildlich gemeint, ſondern zum wirklichen Gebrauch beſtimmt. Die Frauen folgten dem Heere im Kriege, ſorgten für die Verwundeten, ſie haben oft die ſchon wankende Schlacht wieder hergeſtellt, bei ganz unglücklichem Ausgang durch einen freiwilligen Tod den erſtaunten Römern mehrmahls ein nie geſehenes Beiſpiel hohen Muthes gegeben.

So theilten bei dieſem Volke die Frauen alles was groß

und ehrenvoll war, ſelbſt das, worin der Mann die höchſte Beſtimmung, den Stolz und die Freude ſeines Lebens fand.

* * *

Um ein gedrängtes Gemählde der Geſchichte vor Augen zu ſtellen, iſt es unvermeidlich, Thatſachen, die längſt bekannt ſind, von Neuem zu berühren; das einzige, was dem Darſteller bei dieſer Schwierigkeit dennoch Vertrauen einflößen kann, iſt, daß die ſchöne Erinnerung der Vorzeit, die großen Gegenſtände der Geſchichte einen unvergänglichen Reiz in ſich tragen, daß ſie in einem gewiſſen Sinne immer neu bleiben, in ein um ſo helleres Licht vor uns treten, je mehr ſich unſer eigenes Leben erweitert. Wie die Vergangenheit allein uns die Gegenwart ruhig ins Auge faſſen lehrt, ſo erleuchtet eine reiche Gegenwart auch auf mannichfache Weiſe das Dunkel der Vergangenheit; wie manches ſonſt unverſtandene Blatt der Geſchichte ſteht nur ſeit den Begebenheiten der letzten Jahre, in einer ganz neuen Klarheit vor uns! —

Man denkt ſich die Völkerwanderung gewöhnlich als eine Art von Ueberſchwemmung zahlloſer Barbarenſchwärme, da von der öſtlichen Gränze China's bis an die weſtlichen Ufer von Spanien plötzlich die wilden Nationen ein allgemeiner Schwindel der Unruhe, eine unwillkührliche Bewegungsluſt, ergriffen, und nun ein Drehen, Drängen, Treiben und Stoßen derſelben begonnen habe, wodurch zuerſt die alte Cultur zerſtört, und dann die Barbarei des Mittelalters herbeigeführt worden ſei. Nach der Wahrheit und im Zuſammenhange der Geſchichte ſieht dieſe Begebenheit ganz anders aus. Zuerſt ging ſie eigentlich nur zwiſchen den Germanen und den Römern vor; das einzige nicht deutſche, unmittelbar aus Aſien kommende Volk, welches darauf Einfluß gehabt hat, die Hunnen, war ſo wenig zahlreich, ihr Einfluß ſo unbedeutend, daß auch ohne ſie die Entwicklung deſſen, was ſchon ſo lange zur Entwicklung reif war, im Ganzen eben ſo Statt gefunden haben würde. Kaum iſt eine andre große Weltbegebenheit ſo lang-

ſam, Jahrhunderte hindurch vorbereitet worden, ſo allmählig und ſtufenweiſe zu Stande gekommen, als die Völkerwanderung, d. h. die bewaffnete Anſiedlung der Germanen in den Provinzen des römiſchen Reichs, und die endliche Beſitzergreifung der vier vornehmſten großen Provinzen im weſtlichen Europa: Italien, Frankreich, Spanien und England. Es hatte dieſe Begebenheit zwei einfache große Urſachen. Für die Germanen war es in ihren nördlichen Wohnſitzen, bei ſteigender Bevölkerung, ein Bedürfniß Colonien auszuſenden, um ſich eines Theils ihrer Bevölkerung zu entledigen. Nach welcher Richtung ſie nun Wohnſitze ſuchten, im Weſten, Süden oder Südoſten, ſo ſtießen ſie auf das ausgedehnte Reich der Römer; daher die vielen, großen, oft wiederhohlten Kriege zwiſchen den Germanen und den Römern, die von der Erſcheinung der Teutonen und Cimbern, etwas mehr als hundert Jahre vor Chriſti Geburt, bis auf die Eroberung Roms durch den König der Gothen, Alarich, volle fünf hundert Jahre gedauert haben. Schon jene erſten nordiſchen Fremdlinge, welche Rom in ſo großes Erſtaunen ſetzten, forderten nichts als Wohnſitze. Nicht zerſtörende Eroberung, nicht ein Streifzug zum Beutemachen, ſondern Anſiedlung war ihr Zweck; mit Güte, oder wenn dieſe kein Gehör fand, durch Gewalt. Land um Kriegsdienſt, nach der allgemeinen deutſchen Sitte, das war, was ſie auf friedliche Bedingungen begehrten. Eine Provinz ſollte man ihnen abtreten, dagegen wollten ſie dann treu verbündet das allgemeine Aufgeboth ihrer Mannſchaft zum gemeinſchaftlichen Kriegsdienſt ſtellen; als bewaffnete, kriegeriſche, zuerſt aber doch immer friedlich unterhandelnde Anſiedler, kamen auch ſie ſchon, ſo wie alle, die ihnen aus dem Norden gegen die Gränzen des römiſchen Reichs in den fünf Jahrhunderten bis auf Alarich nachfolgten. In der ſpätern Zeit würden die Teutonen und Cimbern ihren Zweck leicht erhalten und mancher Kaiſer ſich glücklich geſchätzt haben, durch Abtretung einer Provinz eine ſo herrliche Verſtärkung für ſein Kriegsheer zu gewinnen. Einige Jahrhunderte vor dem cimbriſchen Kriege, als das ſüdliche und weſtliche Europa noch in lauter kleine Staaten zertheilt war, würde es dieſen Völkern auch

leicht geworden ſein, irgendwo mit Güte oder Gewalt Wohnſitze zu finden. Jetzt aber, da ſie auf das mächtige Rom, in ſeiner vollſten Kraft und Blüthe trafen, mußte ihre Tapferkeit nach einigen fruchtloſen Siegen der überlegenen Kriegskunſt unterliegen; ſie wurden vernichtet.

Dieſelbe Urſache einer im Vergleiche mit dem Ertrage des Landes zu ſtark anwachſenden Bevölkerung im Norden, welche die Teutonen und Cimbern mit den Römern in Kampf brachte, hat auch die Schwaben und Schweizer der allgemeinen Ueberlieferung zu Folge, welcher die Geſchichte in dieſem Falle vollkommen beiſtimmt, in ihre jetzigen Wohnſitze geführt. — Was jene ſteigende Bevölkerung und das daher entſtehende Bedürfniß der Auswanderung im Norden herbeigeführt, das können wir zwar nicht mit Genauigkeit im Einzelnen beantworten, aber doch liegt nichts an ſich Unwahrſcheinliches darin. Wenn das mittlere und ſüdliche Deutſchland damahls, wegen der großen Waldungen viel rauher war als jetzt, wenn eben deswegen der Ackerbau in dieſem Erdſtrich ungleich weniger als jetzt verbreitet, wenn er der Jagd untergeordnet geweſen ſein mag, ſo gilt dieß keineswegs von dem nördlichen, der Küſte näher liegenden Theil von Deutſchland, wie ſchon früher bemerkt worden iſt. Es war der Ackerbau in dieſen nördlichſten Wohnſitzen der Deutſchen verbreitet, die Bevölkerung konnte ſtark, und verhältnißmäßig zu groß ſein; gegenwärtig bemerken wir etwa nur noch in der Schweiz und in Schwaben, daß bei einem geſunden und fruchtbaren Menſchenſtamme, und bei einem durch die Natur beſchränkten Ertrag des Bodens, die Entledigung von einem Theil der überflüßigen Bevölkerung ſich in Auswanderungen, oder auf andre Weiſe als Bedürfniß ankündigt. In Schweden, Dänemark und dem nördlichen Deutſchland ſcheint dieß jetzt nicht der Fall zu ſein; aber wie ſehr hat ſich auch nicht ſeitdem der Anbau des Landes, die Nahrungs- und Lebensweiſe, mit ihnen auch die Stammesart verändert! — Die zweite große Urſache der Völkerwanderung war die immer zunehmende Erſchlaffung, und die immer ſchlechter werdende Verfaſſung des römiſchen Reichs, die endlich die Länder entvölkerte, und ſchon

dadurch der Ankunft und der Beſitzergreifung der bewaffneten nordiſchen Anſiedler entgegen kam, und ſie auf jede Weiſe begünſtigte. —

Ich kehre zurück zu dem Faden der Geſchichte; aber nur diejenigen Begebenheiten, nur die Charaktere werde ich erwähnen, die Epoche gemacht haben, denn dieſe ſind es, welche den Geiſt der Zeit darſtellen. Es iſt mein Wunſch und mein Ziel, nicht die ganze Reihe und Folge deſſen, was geſchehen iſt, noch einmahl zu wiederhohlen, ſondern über bekannte Thatſachen neue Betrachtungen zu veranlaſſen.

Das zweite Mahl trafen die Römer mit den Deutſchen zuſammen bei Cäſars blutiger Eroberung von Gallien, die ihm als Grundlage und Stufe zum Thron der Alleinherrſchaft den Weg bahnen ſollte. Der ſchwäbiſche König Arioviſt, dem die Römer nach ihrer Weiſe ſchon früher die ſehr bedeutende, immer folgenreiche, oft gefährlich entſcheidende Benennung eines Freundes des römiſchen Volks gegeben hatten, war durch Bündniß mit einem galliſchen Volk dort angeſiedelt. Cäſar führte Krieg gegen ihn, nöthigte ihn zum Rückzuge, und ſtreifte in Deutſchland, welches er zuerſt als Augenzeuge beſchrieben hat. Aber nicht auf die beſſere Bewaffnung des Heeres und ſeine überlegene Kriegskunſt allein verließ er ſich; gegen einige deutſche Völkerſchaften führte er den Krieg auf eine ſo treuloſe und zugleich grauſame Weiſe, daß, als er Dankfeſte im Senat für die erfochtnen Vortheile begehrte, dieſes Geſuch verworfen ward, und die ihm nicht günſtig waren, beſonders Cato, darauf antrugen, daß er zur Ehre des römiſchen Nahmens jenen deutſchen Völkern ausgeliefert werden ſollte.

Sehr verſchieden war die Weiſe, wie die Römer die überwundenen Völker behandelten. Die Griechen, ſo wie alle griechiſch-aſiatiſche Reiche ſchonten ſie, einzelne Gewaltthätigkeiten abgerechnet, und täuſchten ſie auf alle Weiſe durch einen Schein von Freiheit und von Fortdauer ihres alten National-Daſeins. Gegen die weſtlichen nordiſchen Völker in Spanien und Frankreich führten ſie einen Vertilgungs-Krieg; kaum wird die Geſchichte einen blutigern Krieg nennen können, als den, durch welchen Cäſar Gallien endlich ganz eroberte. Um die Lücken zu erſetzen, nahmen die

Colonien ihre Richtung vorzüglich hierhin. Die Geſchichtſchreiber erzählen uns meiſtens nur von Schlachten oder von den Verhältniſſen der Gewalthaber, von ihren Tugenden und Fehlern, ihren guten und böſen Eigenſchaften, ſo wie ſie dieſelben finden und beurtheilen; die ſtillen Wirkungen des bildenden Geiſtes und Fleißes werden mit Stillſchweigen übergangen, bis endlich nach Jahrhunderten vielleicht ein großes Reſultat dieſer verborgenen Thätigkeit mit einem Mahle unſer Auge überraſcht. Wie lehrreich würde es nicht ſein, wenn wir ein ausführliches Gemählde davon hätten, wie Frankreich und Spanien durch Colonien und den Einfluß des herrſchenden Hauptlandes in kurzer Zeit ſo ganz römiſch geworden iſt, als es ſelbſt die Sprachen jener Länder beweiſen. Nur die Art, wie zu neuerer Zeit in Mexico und Peru auch nach einem blutigen und faſt vertilgenden Krieg gegen die Urbewohner, durch ſtete Einwanderungen aus dem Mutterlande, ein wahrhaftes Neu-Spanien, ſpaniſch in Sprache, Sitten und Stammesart, blühender vielleicht als das Mutterland, entſtanden iſt, läßt ſich damit vergleichen. Die ſteten Bürgerkriege der Römer, die Verfolgungen unter den Kaiſern, mochten dazu beitragen, daß viele die Ruhe der Provinz, und den ſichern Gewinn der Landwirthſchaft oder des Verkehres in kleinen Städten, dem gefährlichen Gewirre der Hauptſtadt vorziehend, Italien verließen, und ſich in jenen neurömiſchen Ländern anſiedelten.

Gegen die Deutſchen ſchwankten die Römer zwiſchen ihren beiden verſchiedenen Kriegsſyſtemen. Anfangs mochte die Hoffnung und die Abſicht ſein, die Deutſchen zu unterjochen, ja zu vertilgen, wie die Gallier, wenigſtens ihre Verfaſſung, Sitten und Sprache, kurz, das, was ſie zu Deutſchen machte. Bald aber, ſchon unter Auguſtus, ganz entſchieden unter Tiberius, ward es anerkannter römiſcher Staatsgrundſatz: man ſolle die Deutſchen nicht durch ſtete Angriffe zum Krieg reizen, ſondern nur die Uneinigkeit unter ihnen erhalten und vermehren, ſich eine Parthei im Lande machen, einzelne Mächtige durch Ertheilung von Ehrenwürden, durch den Aufenthalt in der Hauptſtadt und den Genuß ihrer Verführungen zu gewinnen und zu entnerven ſuchen.

Als der wichtigſte und größte Charakter des ganzen germaniſchen Zeitalters erſcheint Herrmann; vielleicht weil wir ihn, Dank ſei es der Meiſterhand des großen Römers, der ihm ſeine Bewunderung nicht verſagen konnte, beſſer und vollſtändiger kennen, als jeden andern Helden dieſes Zeitalters; aber auch deswegen, weil wir die innere Beſchaffenheit und das höchſte Streben dieſer ganzen Zeit, in ihm am deutlichſten ausgedrückt ſehen; wie ſchwer nähmlich den Germanen ihr Kampf um die Freiheit gegen die Römer ward, welche Hinderniſſe der Held des Vaterlandes bei ſeinem eigenen Volke fand, welche Standhaftigkeit und Geſinnung endlich es war und es ſein mußte, durch welche es ihm dennoch gelang, zwar nicht durch glänzende Siege und Eroberungen die völlige Oberhand zu behaupten, aber doch eine Schutzwehr der Freiheit für die Zukunft zu retten, und durch die Ausſaat großer Anſtrengungen und Erinnerungen in den Gemüthern ſeines Volks einer glücklichern Zeit vorzuarbeiten.

Die ganze Kraft des unermeßlichen Reichs, das in ſeiner Hand zuerſt vereinigt war, wandte Auguſtus vornehmlich gegen die Deutſchen. Im Süden gelang es ihm, die Donau als Gränze feſtzuſetzen. Dadurch kamen mehrere halb und ganz germaniſche Völker unter römiſche Bothmäßigkeit. Weniger glücklich waren ſeine Unternehmungen im Norden; zwar ward das Land zwiſchen dem Rhein und der Elbe auf einige Jahre römiſch; als aber Varus, gegen alle Klugheit, römiſche Geſetze und Unterdrückung zu voreilig hier einführen wollte, ſo erfolgte die berühmte Niederlage, bei der von Seiten des Herrmann mehr als der Sieg, die vollkommene und tief durchdachte Vorbereitung des großen Entwurfs, und im entſcheidenden Augenblick die raſche und vollſtändige Ausführung zu bewundern iſt.

Herrmanns Haus war vom Auguſtus begünſtigt worden; er ſelbſt hatte als Anführer der cheruskiſchen Völker im römiſchen Heere gedient. Er kannte die Kriegskunſt der Römer, ihre Sprache und Bildung; ſeine Geſinnung blieb unverändert dem Vaterlande zugewandt. Nicht irgend eine gemeinere Triebfeder, ſondern allein die klare Ueberzeugung von dem, was Deutſchland

heilſam und zur Rettung nothwendig ſei, hat ſeinen Haß gegen Rom entflammt. Als großen Feldherrn bewährte er ſich beſonders in dem Kriege gegen Germanicus, einen Gegner, der ſeiner würdig war. Es drang derſelbe mit einer großen Uebermacht wohl in das innere Deutſchland vor, rühmte ſich oder glaubte auch mehrere Schlachten gewonnen zu haben, aber immer ſtand Herrmann wieder ſchlagfertig da, und es endigten ſich die angeblichen Siege mit einem Rückzuge, auf welchem die Römer ſtets beunruhigt, ja verfolgt wurden, und mit dem Geſtändniſſe des Geſchichtſchreibers von der Größe des Verluſtes, und daß Herrmann wohl in Schlachten, aber nie im Kriege beſiegt worden ſei.

Deutſchland blieb von dieſer Seite frei; indeſſen war der Kampf ſchwer geweſen, ein Theil des Landes verwüſtet worden. Herrmann hatte eingeſehen, woran es eigentlich, um den Römern ſicher unbezwinglich zu bleiben, gebreche; an einem allgemeinen Vereine und feſten Zuſammenhalten der verſchiedenen deutſchen Völker. So entſpann ſich der Krieg gegen Marbod, den König im ſüdlichen Deutſchland, der im Frieden mit den Römern, bei dem Kampfe für das Vaterland gleichgültig geblieben war. Marbods den römiſchen Sitten nachgebildete Herrſcherweiſe war verhaßt; er mußte fliehen, und beſchloß ſein Leben, es von römiſchen Wohlthaten friſtend, unrühmlich nach achtzehn Jahren zu Ravenna. Wenn Herrmann ſpäterhin des Strebens nach der Alleinherrſchaft beſchuldigt ward, wenn er durch den Haß der eigenen Verwandten, den Neid der andern Fürſten fiel; ſo dürfen wir nach dem Gehalt und Geiſt ſeines Lebens wohl vorausſetzen, daß er nicht für ſich mehr, als Rechtens war, begehrte, ſondern vielmehr, daß er nur eine vollkommnere Verbindung und Einheit der deutſchen Nation, weil er durch Erfahrung geſehen hatte, woran es fehle, zu Stande zu bringen wünſchte, und daß wahrſcheinlich eben darin ſeine große Abſicht verkannt ward.

Herrmann gehörte nicht zu denen Helden, die von eigenem Genuß und Ruhm berauſcht, nur ihren unbegränzten Begierden und dem reißenden Strome ihres Glücks folgen, ſondern vielmehr zu denen, die, ein großes Ziel der öffentlichen Wohlfahrt als ihren

Beruf und hohe Pflicht erkennend, gegen den Strom einer verderblichen und gefährlichen Zeit, und gegen die Uebermacht ruhmvoll kämpfend, ihr ganzes Leben in steter Anstrengung und Entsagung aufopfern. Sein eigner und seiner Frauen Bruder, beide lebten dem Vaterlande entfremdet unter den Römern. Der seine, Flavius, dessen deutscher Nahme sich nicht erhalten hat, trug selbst die Waffen gegen ihn; Siegmund aber, Thusnelda's Bruder, bekleidete die Würde eines römischen Priesterthums in der Colonie der Ubier. Schwankend in seiner Gesinnung zwischen Roms Glanz und der Stimme des Vaterlandes, warf er beschämt die trügerischen Ehrenzeichen der Fremdlinge von sich, als Herrmann Deutschland befreit hatte; später doch dem Segest auf der Römer Seite folgend. Feind war dem Befreier unversöhnlich Segest, der Vater seiner Gemahlin. Selbst der Oheim, der so lange mit ihm vereint gefochten hatte, trat endlich ab, aus Neid über den Vorrang, den der jüngere Kriegsheld als Feldherr durch den Ruhm seiner Thaten und als gewählter Heerführer der Nation doch haben mußte. Seine Thusnelda mußte er gefangen wissen, den Triumphzug des stolzen Römers zierend. Endlich ward ihm noch das Bitterste zum Lohn, entschiedener allgemeiner Undank des eignen Volks! Einer der deutschen Fürsten sandte sogar Bothschaft an den Kaiser Tiber, daß er ihm Gift, damahls in Deutschland noch unbekannt, senden möge, um den Befreier des Vaterlandes, was er offen im Kriege nicht vermochte, heimlich aus dem Wege zu räumen. Selbst Tiber beantwortete dieses Ansinnen, zu dem ein deutscher Fürst sich erniedrigt hatte, Roms alter Würde gemäß.

Erst nach seinem Tode wurden Herrmanns Thaten, durch ihre unermeßnen großen Wirkungen, mit dem schönsten Erfolge gekrönt. Wohl mit Recht war es, daß die deutschen Völker, als mit dem Tode auch der Neid erloschen war, den Ruhm des Helden in vielgesungnen Liedern verherrlichten; und nicht ohne Grund, daß auch alle neuern vaterländischen Geschichtschreiber und Dichter immer auf Herrmann zurückkommen. Als der Erhalter, der wahre Stifter und zweite Stammvater der deutschen Nation und ihrer Unabhängigkeit, ist er auch als der Anfang und Begründer

der gesammten neuern Geschichte, der freien europäischen Verfassung und Bildung anzusehen; denn ohne ihn, ohne seine Thaten und seine Standhaftigkeit wäre das alles nicht geworden; und so darf man sagen, daß Herrmanns kurzes, mühseliges, mit Kampf und Leiden erfülltes Heldenleben, größere Folgen gehabt, tiefer gewiß aber dauernder in die Weltgeschichte, eingewirkt hat, als Alexanders glänzende Eroberungen und Cäsars blutige Siege.

Der erste unserer vaterländischen Dichter hat unserm Helden ein schönes Denkmahl in einer Reihe von dramatischen Darstellungen errichtet. Achtungswerth bleibt dieses Dichterwerk nicht nur wegen seiner vaterländischen Gesinnung und durch die Hoheit und Würde, die alle Klopstockschen Werke unterscheidet, sondern durch viele einzelne große und rührende Züge. Nur in Einer Eigenschaft ist es sonderbar; es ist diese Verherrlichung des Ersten aller deutschen Helden, mehr mit dem Geist und in dem künstlich gedrungenen, scharfen, sentenzenreichen Styl des Seneca, oder überhaupt eines Römers geschrieben, als mit der kunstlosen Freude und Liebe, die uns zu Herrmanns Deutschen, und in die Einfalt der damahligen Zeit zurückführen könnte.

Nach Herrmann nimmt der große batavische Aufstand unter Civilis in den römischen Geschichtsbüchern eine wichtige Stelle ein. Der Ausgang dieses merkwürdigen Volkskrieges, dessen eigentliche Seele die begeisterte Seherin Velleda war, ist nicht ganz bekannt. Gewiß ist, daß die batavischen Völker, wenn gleich unter römischer Oberherrschaft, die Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit ihrer Sitten und Sprache behaupteten, daß sie Deutsche blieben. Eben dieß ist von den Völkern südlich der Donau im alten Rhätien, Vindelicien, Norikum, Pannonien, theils gewiß, theils wahrscheinlich. Eben dadurch blieben die Deutschen im Ganzen unüberwunden, daß sie, obwohl sie von den Römern manches lernten, dennoch treu und standhaft bei der vaterländischen Sitte, Sprache und wo sie konnten, auch bei der alten Verfassung blieben. In einzelnen Schlachten wurden sie durch die überlegene Kriegskunst der Römer oft besiegt. Tief in das Innere von Deutschland drangen manche Kaiser ein, am dauerndsten unter Trajan,

wo auch das Land zwiſchen dem Main und der Donau römiſch ward; dieſe Zeit war vielleicht die gefahrvollſte für deutſche Freiheit. Caligula, Domitian hatten, um doch das Schauſpiel eines germaniſchen Triumphs geben zu können, andere Gefangene deutſch kleiden, ihnen nach deutſcher Art die Haare wachſen und ſogar roth färben laſſen, weil der gemeine Römer ſich den Deutſchen nun einmahl nicht anders als mit rothem Haar denken konnte. Trajan bedurfte dieſer kindiſchen Künſte nicht, er mochte im Ernſt germaniſche Triumphe feiern. Wichtig in Beziehung auf Deutſchland war auch Trajans große Eroberung im Nord-Oſten, da er ganz Dacien zur Provinz machte und durch eine zahlreiche Colonie zu ſichern ſtrebte, aus welcher Vermiſchung römiſcher Soldaten und Anſiedler mit den alten Eingebornen, die Nation der Walachen, welche ſich ſelbſt Römer nennen, ein noch lebendes Denkmahl geblieben iſt. — Iſt es doch, als hätte Trajan vorausgeſehen, von woher die deutſchen Völker am gefährlichſten eindringen, von woher dem römiſchen Reiche der Untergang kommen würde.

Nach ihm war der wichtigſte und entſcheidendſte deutſche Krieg der ſogenannte Markomanniſche, längſt der ganzen ſüdlichen Donaugränze, unter Marc Aurel. In dieſem Kriege drangen die Deutſchen bis Aquileja vor, und da endlich Friede ward, kamten die Quaden, Bewohner des jetzigen Oeſterreich, fünfzigtauſend Gefangene an die Römer zurück geben. Das Uebergewicht der Deutſchen war jetzt entſchieden, und der Untergang des römiſchen Reichs leicht vorher zu ſehen. Schon Cäſar ſiegte durch Deutſche, Auguſtus bildete ſeine Leibwache aus ihnen, alle nachfolgenden Kaiſer ſuchten der Deutſchen immer mehr in ihrem Kriegsheere zu haben. Von dieſer Epoche unter Marc Aurel an, wird der deutſche Einfluß im Heere und im Staat mit jeder Regierung ſtets ſichtbarer, ſo wie die Abhängigkeit der Römer mit jedem neuen Friedensſchluß. Immer mehr deutſche Nahmen finden wir unter den Gewalthabern, die ſich in einzelnen Provinzen aufwarfen, oder unter den höchſten Staatsbeamten, welche die Kaiſer anordneten. Zahlreiche deutſche Colonien wurden von mehreren ganz verſchiedenen Seiten, noch vor Conſtantin, im römi-

chen Reich aufgenommen: immer fühlbarer zeigt ſich das Bedürfniß einer großen Veränderung; zuſehend mächtiger wird die deutſche Parthei im römiſchen Reiche, denn das iſt die für das wahre Verhältniß eigentlich paſſende Benennung; bis endlich ganze Provinzen, ganze Claſſen des Reichs, die höchſten Staatsbeamten und oft die Kaiſer ſelbſt die Deutſchen herbeiriefen, ſie aufforderten, das nun ganz auszuführen, was ſchon ſo lange vorbereitet war.

Der Untergang Roms iſt nicht durch die vielen ſchlechten Kaiſer verurſacht worden; er war an ſich unvermeidlich. Das römiſche Reich hatte vom Anfang an, weder eine Verfaſſung noch eine feſte Grundlage in den Gemüthern der Menſchen. — Keine Verfaſſung; — wohl war im alten republikaniſchen Rom die Vertheilung der Staatskraft unter Patricier, Volk und Ritter, Conſuln, Senat und Tribunen, von der Art, daß durch eine ſtarke Hand wieder hergeſtellt und neu belebt, dadurch für die Stadt, allenfalls auch für ein beſchränktes Land von einer Nation, etwa für Italien eine wahrhafte und angemeſſene Verfaſſung hätte können gebildet werden; aber wie, als nun dieſe alte Form der einen, zur Weltherrſcherin gewordenen Stadt, dem ganzen aus vielen verſchiedenen Ländern und Nationen beſtehenden Reiche angepaßt werden ſollte? Zwar dehnte man die Vorrechte des Römers früh ſchon auf Einzelne unter den abhängigen Völkern aus; aber wenn hier ein deutſcher Fürſtenſohn mit der Würde eines römiſchen Ritters bekleidet ward, dort ein Syrer oder Aegypter die Vorrechte eines römiſchen Bürgers erhielt, ſo entſtand dadurch doch keine wahre Einheit unter ſo verſchiedenartigen Beſtandtheilen. Eine ſchwache Nachbildung bloß der äußern Form blieb es, wenn viele der bedeutenden Städte der Provinzen, im Kleinen ganz wie Rom eingerichtet, ihnen ein Senat, ein Kapitol, Theater und Naumachien gegeben wurden. War doch der alte Senat in der Hauptſtadt ſelbſt nichts mehr, als ein kraftloſer Schatten erloſchener großer Erinnerung! Auch das war fruchtlos, als man das römiſche Bürgerrecht auf ganz Italien und endlich auf das ganze Reich ausdehnte; denn es ward dadurch dennoch weder ein wahr-

hafter Bürgerſtand noch ein gemeinſamer Adel des ganzen Reichs hervorgebracht, der als ein ſichtbarer und thätiger Theil der Volkskraft, ein Träger und Band des Throns, und ein lebendiges Werkzeug in der Hand des Kaiſers hätte ſein mögen. Alles blieb dem durch nichts geordneten, und mit dem Willen des Volks verbundenen Willen des Einzigen anheim geſtellt, oder im noch ſchlimmern Falle, den Launen des, den Alleinherrſcher wieder beherrſchenden Kriegsheers, welches zuletzt als die einzige wahre Staatskraft übrig blieb. So konnte Rom zu keiner Verfaſſung kommen, als Monarchie noch eben ſo tumultuariſch, wie es die Republik geweſen war.

Der Mangel einer feſten Grundlage zeigte ſich vorzüglich in dem Sittenverderbniß und in der Religion, oder vielmehr in dem Mangel derſelben. Schon in der letzten Zeit der Republik hatte ſich mit dem einreißenden Luxus und der plötzlichen Sittenveränderung, wie das immer zu geſchehen pflegt, ein allgemeiner Geiſt des Unglaubens, der Gleichgültigkeit und der Verſpottung der alten Gebräuche offenbart. Die Einführung der griechiſchen Philoſophie trug viel dazu bei; vorzüglich war es die, einem gebildeten Lebensgenuß, einer verfeinerten Selbſtſucht wohl ſchmeichelnde, im Grunde aber jeden Glauben an Gott und Sittlichkeit untergrabende Lehre des Epikur, welche anfangs allgemeinen Beifall und zahlloſe Anhänger fand. — Kaiſer Auguſtus fühlte das Uebel und deſſen Quelle wohl; ſeine ganze Staats-Einrichtung und Wirkſamkeit war darauf gerichtet, die alten Sitten und Geſetze wieder herzuſtellen und den Volksglauben aufrecht zu erhalten. Dieſes letzte aber war zu ſpät; der Grund, warum es nicht gelingen konnte, lag in der Beſchaffenheit des römiſchen Volksglaubens ſelbſt. Ein jeder Glaube, welcher auf der Anerkennung des einzigen Gottes beruht, kann, wenn auch Vernachläſſigung der Sitten und der Erziehung, Uneinigkeit und ſelbſt allgemeine Gleichgültigkeit, noch ſo ſehr eingeriſſen ſind, wieder hergeſtellt werden, ſobald ſich eine ſtarke Hand findet, die dazu berufen iſt; denn es iſt ein feſter Punkt gegeben, auf den man zurück gehen kann, eine weſentliche ſichre Grundlage, die nach Abſondrung alles Vergäng-

lichen übrig bleibt. Die Götterlehre der Griechen und Römer war in ſich unzuſammenhängend, ohne Einheit und feſten Grund, zu auffallend fabelhaft, und zu ſehr bloß ein Werk der Einbildungskraft, als daß es möglich geweſen ſein ſollte, ſie wieder herzuſtellen, nachdem das Gefühl dieſer Schwäche einmahl allgemein geworden war. Auguſtus ſuchte den Götterdienſt wieder mit dem Staate in die genaueſte und innigſte Verbindung zu ſetzen; aber wenn ein Nero mit den höchſten prieſterlichen Würden bekleidet war, wenn ein Divus Tiberius, oder Divus Caligula nach ihrem Ableben göttlich verehrt werden ſollten; ſo konnte dieß weder den Göttern ihre ehemahlige Würde, noch den Menſchen die alte Tugend und den verlornen Glauben wiedergeben. — Wäre irgend ein Mann im Stande geweſen, altrömiſche Kraft und ſtrenge Größe wieder herzuſtellen, ſo war es Trajan; da er es nicht vermochte, ſo müſſen wir glauben, daß es überhaupt zu ſpät war. Sein tiefdenkender Nachfolger, Kaiſer Hadrian, ſcheint die Quelle des Uebels vorzüglich im Geiſte geſucht zu haben, in dem Mangel an Einheit, welcher die Denkart und die Bildung der verſchiedenen Nationen des römiſchen Reichs trennte. Von dieſem Zeitraume fing der griechiſche Geiſt in der Literatur und Wiſſenſchaft wieder an ſein natürliches Uebergewicht zu behaupten. Hadrians Hauptgedanke mag geweſen ſein, die Kenntniſſe und den Geſchmack aller der gebildetſten Nationen des Reichs, ſelbſt die Aegypter nicht ausgeſchloſſen, in Eins zu verſchmelzen, und dadurch den ſinkenden Geiſt der römiſchen Welt neu zu beleben und zu befruchten; auch dieß konnte nur ein vorübergehender Verſuch bleiben. Die Antonine ergriffen noch ein anderes Mittel der Rettung; die ſtoiſche Philoſophie ſollte jetzt den unaufhaltſam ſinkenden Volksglauben ſtützen oder erſetzen; ſie ward auf alle Weiſe begünſtigt, verbreitet und recht als Staatsangelegenheit betrieben. Auch hat ſie dem Staate und der Menſchheit unſtreitig große Männer gegeben; aber andrer Gebrechen nicht zu gedenken, ſo konnte dieſe ſchwer verſtändliche Wiſſenſchaft nie für alle ſein, nie Volksglaube werden.

Dieſer Mangel ward durch das Chriſtenthum erſetzt; in der

erhabenen Philoſophie und Sittenlehre desſelben fanden viele Männer, die mit der ganzen Bildung der Griechen und Römer bekannt waren, eine Befriedigung, die weder Plato, noch die Stoa ihnen gegeben hatte; aber dieſe Befriedigung war kein ausſchließendes, dem übrigen Volke unzugängliches Vorrecht einiger Philoſophen. Das Chriſtenthum war zugleich Philoſophie, und dennoch weil es nicht auf eine, ſondern auf alle Seelenkräfte wirkte, jedem zugänglich, und von gleicher Wirkung auf alle Stände. Ungeachtet der angeſtrengten Gegenwirkung trat daher das Chriſtenthum immer mehr an die Stelle des alten, vor ihm allmählig zurückweichenden und verſchwindenden Götterdienſtes der Fantaſie. Den römiſchen Staat hat aber der chriſtliche Glaube dennoch nicht retten können, auch nachdem er allgemein und herrſchend geworden war. Es könnte ſehr befremden, daß dieſe Lehre, welche unläugbar ſo vielen Einzelnen zu den größten Aufopferungen, oder zu der noch ſchwerern Befolgung der ſtrengſten Geſetze die Kraft gab, auf den Staat nichts gewirkt hat. Die Urſache war, daß ſelbſt unter den chriſtlichen Kaiſern die Religion, einige Abſchnitte und Geſetze des Privatrechts ausgenommen, auf die eigentliche Staatseinrichtung und Verfaſſung, oder vielmehr Unverfaſſung, gar keinen Einfluß hatte. Es blieb hier alles, wie es war; auch würde es eine große Kraft und tiefen Geiſt erfordert haben, eine neue, den reinern Begriffen von Gott und dem Menſchen angemeſſene Staatsverfaſſung zu erſchaffen, zu welcher die nothwendigſten Bedingungen fehlten. Selbſt das am leichteſten ſich darbiethende Mittel, durch die Vermittlung und den Einfluß der Geiſtlichkeit auf das Volk zu wirken und die öffentliche Meinung und den Willen des Volks mit den Abſichten des Herrſchers in Verbindung zu bringen, ward wenigſtens im abendländiſchen Kaiſerthume verabſäumt. Daß im griechiſchen Kaiſerthume wenigſtens einige Verbindung zwiſchen dem Staate und der Geiſtlichkeit Statt fand, iſt nebſt der günſtigern Naturlage gegen die deutſchen Völker, einer von den hauptſächlichen Gründen, weßhalb das griechiſche

Reich eine obgleich ſchwache, doch ungleich längere Dauer erlebte. —

Die Gothen waren die erſten, welche das römiſche Reich von Nord = Oſten aus in Beſitz nahmen; grade von daher, wo Trajans Eroberungen und große Colonien die Gränze zu ſchützen beſtimmt ſchienen. Es geſchah die Einwanderung der deutſchen Völker in das abendländiſche Kaiſerthum vorzüglich in zwei Richtungen, von zwei verſchiedenen Punkten aus. Die erſte Einwanderung war die der Gothen und aller ihnen verwandten Völker, welche von Oſten her die ſüdlichen Länder des Reichs, Italien, das mittägliche Gallien, Spanien und die afrikaniſche Küſte traf. Die andre aus dem nordweſtlichen Deutſchland, da die Franken und Sachſen das nördliche Gallien und das ſüdliche Britannien in Beſitz nahmen. Wir betrachten erſt in Kürze die gothiſchen Eroberungen und Reiche, dann die fränkiſchen.

Daß die Gothen, ein großes deutſches Urvolk, aus Schweden gekommen ſeien, wo noch einige Länder dieſes Reichs ihren Nahmen tragen, das gehört keineswegs zu den unbezweifelten hiſtoriſchen Wahrheiten. Gewiß iſt es, daß die Gothen aus den nordöſtlichſten Wohnſitzen der Deutſchen, vom Ufer des baltiſchen Meeres aus, ſich in die ſüdlichen Wohnſitze, wo wir ſie nachher finden, verbreitet haben. Die Urſache der Auswanderung mag dasſelbe durch anwachſende Bevölkerung verurſachte Bedürfniß, wie bei allen frühern Auswanderungen, geweſen ſein. Daß die Richtung der erobernden Anſiedler nicht mehr nach Weſten, oder grade nach Süden auf Gallien und Italien zuging, ſondern ſüdöſtlich, davon läßt ſich der Grund in der ſtarken Verwahrung der römiſchen Rhein- und Donau-Gränze finden. Hier lag der Kern des Heers, und eine fortgehende Kette von Feſtungen bildete mit jenem zuſammen ein Bollwerk, welches unüberſteiglich in den Zeiten des noch mächtigen Kaiſerthums, ſelbſt in denen des Verfalls, noch mit Anſtrengung unterhalten ward. In den ſüdöſtlichen Gegenden ſtießen die Gothen dagegen zuerſt nur auf kleine Nationen, die mit ihnen zum Theil ſchon von ältern Zeiten her verbunden ſein mochten, oder über die

ſie doch leicht das Uebergewicht behaupten konnten. Schon zwei hundert Jahre nach Chriſto waren ſie weit verbreitet in dieſen ſüdöſtlichen Gegenden, und im vierten Jahrhundert unter Ermanarich erſtreckte ſich das große gothiſche Reich vom ſchwarzen Meere, von dem Ausfluſſe der Donau, ganz Dacien und Sarmatien, nebſt der Krimm umfaſſend, öſtlich bis an die Nordſeite des Kaukaſus, und nach dem äußerſten Norden zu, bis an die Ufer des baltiſchen Meeres. Wenn die Gothen auch nicht unmittelbar aus Schweden hergekommen und ausgewandert ſind, ſo iſt doch ihr Zuſammenhang mit dieſem äußerſten Norden, ſelbſt bis nach Schweden, durch mehrere einzelne Thatſachen, außer Zweifel. Auch tief in das innere Deutſchland erſtreckte ſich die Herrſchaft und der Einfluß dieſer Nation; vornähmlich der ſüdöſtliche Theil desſelben ward jetzt gothiſch, wenn er es nicht zum Theil ſchon früher war. — Im jetzigen Oeſterreich, an der Donau von Wien bis Paſſau, war das Rugiland, ſo benannt von dem gothiſchen Volke der Rugier. Von hier aus ging Odoaker, von einem berühmten chriſtlichen Biſchof dazu ermahnt, nach Italien, um der in der Wirklichkeit lang ſchon aufgehobenen römiſchen Herrſchaft endlich auch dem Nahmen nach ein Ende zu machen, und ein gothiſch deutſches Kaiſerthum an deſſen Stelle zu ſetzen. Dieſe gothiſchen Bewohner Oeſterreichs haben unſtreitig auf die beſondre Stammesart viel Einfluß gehabt, und man darf nicht bezweifeln, daß dieſe deutſche Nation ihrer erſten Grundlage nach, zum größern Theil von gothiſcher Abkunft ſei.

Wie nun das große gothiſche Reich am ſchwarzen Meere in zwei Reiche getheilt, wie der mehr als hundertjährige Ermanarich von den einbrechenden Hunnen beſiegt, wie dieſe dann mit den Oſtgothen ein verbündetes Volk geworden, wie Alarich etwas mehr als vierhundert Jahre nach Chriſtus Rom erobert, wie durch ſtammverwandte Völker der Gothen, ein burgundiſches Reich im öſtlichen Gallien, ein weſtgothiſches im weſtlichen Gallien und Spanien, ein vandaliſches Reich in Afrika entſtanden, wie Attila unter Gothen erzogen, und meiſtens mit gothiſch deutſchen Völkern ſeine Siege erkämpfend, Gallien und Italien mit ungeheuern Kriegs-

heeren geſchreckt; wie der große Theodorich ſpäter ruhmvoll und weiſe, gleich den beſten der römiſchen Cäſaren über Italien geherrſcht, davon iſt die Geſchichte zwar an ſich merkwürdig; da aber alle dieſe Reiche doch ſchnell wieder untergegangen, ſind dieſe Begebenheiten für das Ganze nicht ſo folgenreich, als einige nothwendige Bemerkungen über den Charakter der gothiſchen Nation, und über das Verhältniß ihrer Eroberungen und ihrer Herrſchaft, zur Menſchheit und zu den Fortſchritten oder Rückſchritten der Bildung.

# Vierte und fünfte Vorleſung.

Daß Rom ſelbſt ſo wie viele der Provinzen bei dem Einbruche der gothiſchen Völker, den Eroberungen des Alarich, noch mehr aber bei den Heereszügen des Attila, viel von den Uebeln gelitten, die jeder Krieg mit ſich führt, iſt keinem Zweifel unterworfen. Wenn man aber deßfalls die deutſchen Eroberer beſchuldigt, die Cultur der alten Welt zerſtört zu haben, ſo iſt dieſer Vorwurf nicht bloß übertrieben, ſondern ungegründet und unrichtig. Auch lauten die Beſchreibungen von den damahligen mit der erſten Erſchütterung verbundenen Kriegsübeln ganz verſchieden bei den neuern Darſtellern, deren Einbildungskraft einmahl von der Vorſtellung einer allgemeinen Verwüſtung und Zerſtörung erfüllt iſt, und wenn wir die gleichzeitigen Quellen und Augenzeugen ſelbſt leſen. Viele derſelben, beſonders einige der erſten chriſtlichen Schriftſteller urtheilen ſogar ſehr günſtig über die Deutſchen, über ihre ſchonende Art den Krieg zu führen und ihre Gerechtigkeitsliebe. Man darf nach dieſen Urtheilen und nach andern Zügen vorausſetzen, daß die deutſche Parthei im römiſchen Reiche unter den Chriſten beſonders ſtark war. Die gegenſeitige Abneigung der Heiden und der Chriſten erwachte überhaupt bei der großen Veränderung mit neuer Stärke. Die Heiden glaubten die Urſache von Roms Fall einzig darin zu finden, daß man die alten Götter

verlaſſen, ihnen ſeit geraumer Zeit nicht mehr geopfert habe. Die Chriſten hingegen führten die ſchonende Weiſe der damahligen Kriege, im Vergleich mit den alten, als einen Beweis von den wohlthätigen Wirkungen des Chriſtenthums an, da auch die Gothen damahls Chriſten waren.

Die Gothen zeigen ſich überhaupt gleich bei ihrer erſten Erſcheinung nicht bloß als ein tapfres und ſiegreiches Volk, ſondern auch auffallend gebildeter, als die früher bekannten germaniſchen Völker an der altrömiſchen Rheingränze es ſelbſt damahls noch waren. Mit Recht darf die Empfänglichkeit der Gothen für die Lehren des Chriſtenthums, die ſchnelle Ausbreitung desſelben bei ihnen als ein Beweis dieſer höhern Bildung und Bildungsfähigkeit angeführt werden. Denn es ward das Chriſtenthum bei ihnen nicht, wie ſpäter mit andern deutſchen Völkern geſchehen iſt, durch Gewalt eingeführt, oder durch den plötzlichen Uebertritt eines Herrſchers, deſſen Beiſpiel alsdann die ganze Nation mit ſich fortriß; ſondern es wurde der Glaube auf dem Wege bei ihnen verbreitet, wie es von Anfang geſchehen war und immer hätte geſchehen ſollen: durch Miſſionen und durch die Wirkung der Lehre. Wie ſich das Chriſtenthum bei allen gothiſchen Völkern in kurzer Zeit ſo allgemein verbreitet habe, davon kennen wir eben ſo wenig die einzelnen Umſtände als wir von Stufe zu Stufe wiſſen, wie ihr großes Reich am ſchwarzen Meere entſtanden ſei. Nicht bloß diejenigen gothiſchen Völker, welche ſich im römiſchen Reiche niederließen, waren Chriſten, ſondern auch die, welche das jetzige Oeſterreich bewohnten, und ſelbſt bei den Thüringern, der letzten gothiſchen Nation nach dem innern nordweſtlichen Deutſchlande zu, war das Chriſtenthum ſchon in dieſem Zeitraume, wo nicht allgemein eingeführt, doch bekannt und verbreitet, während im Norden von Deutſchland die Sachſen noch mehrere Jahrhunderte denſelben entfremdet und abgeneigt blieben. Es iſt dieſe allgemeine und ſchnelle Ausbreitung des Chriſtenthums bei allen gothiſchen Völkern auch ein Beweis von dem innern Verkehr unter ihnen, von einem nicht unwirkſamen allgemeinen Nationalzuſammenhange des geſammten gothiſchen Stammes.

Den Einfluß des Chriſtenthums auf das Verhältniß der Völker wird ein Beiſpiel am beſten erläutern, welches uns zugleich in die Sitten jener Zeit verſetzen kann. Als Roms Thore den Heeren des Alarich geöffnet wurden, die Gothen nun einrückten, das Kriegsvolk ſich in der Stadt zerſtreute, einige zu rauben anfingen, da fand ein Krieger bei einer chriſtlichen Frau ſilberne und goldene Gefäße. Sie ſagte ihm, es gehören dieſelben dem heil. Apoſtel Petrus, man habe ſie ihr für die Kirche aufzubewahren gegeben; er ſolle nun thun, was ihm gut dünke. Der Gothe meldete es dem Könige. Alarich ſchickte ſogleich hin, um die köſtlichen Gefäße zu ſichern und ließ dieſelben feierlich in die Baſilika zurückführen. Die chriſtlichen Römer, erfreut über dieſen Beweis von Schonung, begleiteten den Zug und ſtimmten die bei ſolchen feſtlichen Aufzügen gebräuchlichen geiſtlichen Hymnen an. Auch Heiden folgten, um deſto eher Sicherheit zu finden. Die gothiſchen Krieger, erſtaunt über das unerwartete Schauſpiel, geſellten ſich mit dazu und ſo verbreitete der gemeinſchaftliche Glaube Gefühl des Friedens und ſetzte der Wuth des Krieges ein Ziel.

Allerdings ſind manche Urtheile der Zeitgenoſſen über einzelne deutſche Völker ungünſtiger, ſchildern die damahligen Kriegsübel mit härteren Farben. Indeſſen wird man aus jener Zeit der Völkerwanderung, die wir uns als eine Epoche fortgehender Verwüſtung denken, ſchwer auch nur eine Thatſache aus den Quellen anführen können, welche ſich an eigentlicher wahrhaft ſo zu nennender Barbarei vergleichen ließe mit der planmäßigen Grauſamkeit und Zerſtörung, deren ſich die Römer gegen Tarent und Karthago, zu Korinth auch mit Verſchleuderung der ſchönſten alten Denkmahle und Kunſtwerke und in noch wie vielen andern der herrlichſten Städte des Alterthums ſchuldig machten; in Zeiten, die wir als gebildet, und verhältnißmäßig als die blühenden und beſten des alten Rom anſehen! Unſtreitig ſind während der gothiſchen Kriege manche Denkmahle der Kunſt zu Grunde gegangen. Dasſelbe war ſchon früher geſchehen bei innerlichen Unruhen unter den Kaiſern und auch zur Zeit der Republik, ehe noch an eine Eroberung der Deutſchen

gedacht ward. Es ist dieß bei der zu jeder Zeit auch der gebildetsten unter der Menge herrschenden Unkenntniß dieser Gegenstände, eine unvermeidliche Wirkung eines jeden Krieges, daß nicht alle Denkmahle des Alterthums und der Kunst sich so, wie wir es wohl wünschen möchten, erhalten können; andrer zerstörenden Unfälle nicht zu gedenken. Es ist hinreichend bekannt, daß der Untergang vieler alten Kunstwerke einer ganz andern Zeit und Ursache zuzuschreiben sei. Als das Christenthum herrschende Religion ward, als plötzlich viele heidnische Tempel in christliche Gotteshäuser verwandelt wurden; da mochte es wohl geschehen, wie sich jeder großen noch so wohlthätigen Veränderung, von Menschenhänden ausgeführt, leicht ein falscher Eifer beigesellt, daß dieß manchen Götterbildnissen den Untergang brachte, die wir nur als Heiligthümer der schönen Kunst zu betrachten gewohnt sind, die damahls aber für den großen Haufen der Heiden Gegenstände einer ganz andern Verehrung, eben darum also auch des Abscheus für die Christen waren. Wenn wir übrigens weniger nach einer ausschließenden Vorliebe für die schöne Kunst urtheilen, als auf das Ganze der menschlichen Bildung sehen wollen, so werden wir nicht in Abrede sein können, daß die Schriften und wissenschaftlichen Kenntnisse der Römer die Aufmerksamkeit der Deutschen ungleich mehr auf sich ziehen mußten, als ihre Statuen. Und dieses thaten sie auch in hohem Maaße. Von dieser Seite ist der Vorwurf, daß die Deutschen die alte Cultur zerstört haben, besonders ungerecht und ungegründet. War ja doch der römische und griechische Geist längst in sich selbst erloschen! Wie konnten die Deutschen zerstören, was gar nicht mehr vorhanden war? Wo gab es denn damahls noch wahrhaft bedeutende Autoren, wo gab es überhaupt noch eine römische Literatur und Gelehrsamkeit, außer bei den großen Kirchenschriftstellern des vierten und fünften Jahrhunderts? Es war das ganze Erbtheil der bessern römischen Kenntnisse und Literatur damahls vorzüglich nur noch bei der christlichen Geistlichkeit vorhanden. Die Deutschen waren so entfernt, dieses Erbgut christlich römischer Kenntnisse und Lite-

ratur zu zerstören oder gering zu schätzen, daß sie es vielmehr mit der größten Verehrung aufnahmen, erhielten, verbreiteten und so wie die Zeiten es mit sich brachten, auch weiter entwickelten. Die Cultur des Bodens, der physische Wohlstand des Landes ward durch die Deutschen so wenig zerstört, daß unter Theodorich der Ackerbau durch die Vorsorge der neuen Regierung sich schnell wieder emporhob, Italien in kurzem keiner Kornzufuhr mehr bedurfte.

Die erwähnte Verschiedenheit der gleichzeitigen Urtheile über die Eroberungsweise, das Verfahren und den Charakter der deutschen Völker kann uns zuerst bestätigen, was schon früher bemerkt worden, daß es zwei Partheien im damahligen römischen Reiche gab, eine für die Deutschen günstig gesinnt, eine andere gegen sie eingenommen. Außer der sichtbaren Vorliebe mehrerer christlichen Schriftsteller und überhaupt vieler der angesehensten Christen, scheint aus manchen Umständen hervorzugehen, daß man im abendländischen Kaiserthume den Deutschen nicht so abgeneigt war als im griechischen Reiche. Man darf dieß vielleicht nicht einzig von dem Einfluße des Stilico herleiten, jenes Deutschen, welcher beim Anfange der gothischen Kriege als erster Reichsbeamter unter Honorius das Ruder des Staats führte. Es läßt sich aus dem ältern und vielfachern Handels- und Colonien-Verkehr erklären; am meisten aber aus der verschiedenen Sinnesart der Griechen und Römer. Die Griechen hatten, wie schon im Alterthum so auch damahls, was Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Feinheit und künstliche Ausbildung des Geistes betrifft, unstreitig den Vorzug vor den Römern, wie vor allen andern Europäern. Der gemeinere Theil der griechischen Nation war auf diese Vorzüge, selbst in der bessern alten Zeit und ungleich mehr noch in der damahligen Entartung sehr eitel und eingebildet. Sie verachteten und haßten alle Nicht-Griechen um so entschiedner, als sie selbst immer mehr in Verfall und in eine schmähliche Abhängigkeit und Erniedrigung geriethen. Die Römer hingegen waren schon früh gelehrt worden, andere in's Leben einwirkende Tugenden und Eigenschaften höher zu schätzen, als alle Spiele eines in

der ſinnreichſten Sprache zur äußerſten Schärfe und Feinheit in müßigen Künſten entwickelten Geiſtes. Daher mochten ſie nach ihrer ſchlichteren und ſtrengeren Anſicht vom Leben und vom Werth des Menſchen über die damahligen Deutſchen auch wohl ganz anders und ungleich günſtiger urtheilen als die Griechen.

Man darf den Chriſten, welche den Deutſchen geneigter waren, dieſes nicht als eine unrömiſche Geſinnung und einen Mangel an Vaterlandsliebe anrechnen. Es war nicht die Rede von einer Ausrottung der römiſchen Sitten und Sprache, wie etwa der einzige Attila ſie im Sinne hatte; ſondern bloß von einer ſeit lange als nothwendig erkannten Veränderung in der Staatseinrichtung und Regierung, die immer mehr erſchlaffend ohnehin ſchon faſt aufgehört hatte, ehe noch die deutſche Herrſchaft an ihre Stelle getreten war. Wenn die Chriſten nun hierin, wie es das unſtreitig war, das einzige Heil- und Rettungsmittel des Staats ſahen, und dieſes entſchieden ergriffen, ſo waren ſie darin wohl nicht zu tadeln und in dieſer Hinſicht und in dieſem Sinne mag man es immer zugeben und mit Wahrheit ſagen, daß das Chriſtenthum den Umſturz des römiſchen Reichs begünſtigt habe.

Beſonders aber muß jene Verſchiedenheit in den Urtheilen der Zeitgenoſſen über die Völkerwanderung uns aufmerkſam machen auf die große Verſchiedenheit, welche unter den einzelnen Begebenheiten und Epochen derſelben Statt fand, je nachdem die Umſtände anders waren. Wenig oder nichts litt Rom bei des weſtgothiſchen Königs Alarich Eroberung, wie denn überhaupt unter allen deutſchen Völkern die Weſtgothen den Römern am meiſten geneigt geweſen zu ſein ſcheinen, auch in der folgenden Zeit unter Attila und ſonſt es oft mit den Römern ſelbſt gegen andere deutſche Völker hielten. Was ein gleichzeitiger Schriftſteller uns von der Geſinnung des weſtgothiſchen Königs Adolf ſagt, verdient in dieſer Rückſicht angeführt zu werden: „Er habe," ſagte König Adolf, „ſonſt nach nichts ſo ſehr geſtrebt, als daß das ganze Römerland gothiſch würde und auch ſo benannt ſein möchte; ſo daß das Alles nun ein Gothenreich wäre, was bisher das Römerreich geweſen ſei, und er Adolf jetzt das,

was ehedem der Kaiſer Auguſtus. Da er aber durch viele Erfahrung ſich überzeugt habe, daß dieſes mit den Gothen auszuführen, wegen ihrer zu großen Freiheitsliebe, unmöglich ſei, das Reich aber doch beſtehen und die Geſetze aufrecht erhalten werden müßten, ſo habe er es ſich nun vorgeſetzt, und wolle ſeinen Ruhm darin ſuchen, die Herrlichkeit der Römer durch die Kraft der Gothen wieder herzuſtellen und noch zu vergrößern, damit er bei der Nachwelt, weil er ein anderes Reich an deſſen Stelle zu ſetzen nicht vermocht, doch für den Wiederherſteller des römiſchen Reichs gehalten werden möge." —

Ganz anders aber wie unter Alarich und Adolf war es, als der König der Vandalen in Africa, Geiſerich, Rom einnahm. Er wollte weder Rom noch Italien behaupten und ſich dort anſiedeln; ſeine Abſicht war bloß, den dortigen Feind zu ſchwächen, Beute zu machen und damit heimzukehren; was dem Kriege jederzeit einen ungleich verderblicheren Charakter gibt. Auch war er perſönlich von einer tyranniſchen Gemüthsart, ſo wie ſein Bundesgenoſſe Attila. Die Kriege des letzten mußten um ſo verwüſtender ſein, je zahlreicher ſeine unermeßlichen Heere waren; beſonders auch, weil ſie aus vielen verſchiedenen Nationen beſtanden, unter denen mehrere nicht deutſche, wie Attila ſelbſt noch heidniſch, ungleich roher und wenigſtens den Römern fremder waren, als damahls die Deutſchen. Je größer die Heere, je zuſammengeſetzter, je fremder unter ſich die kriegführenden Völker, deſto grauſamer iſt der Krieg, deſto zerſtörender ſeine in jedem Verhältniß drückend bleibenden Folgen. Die Deutſchen aber und die Römer waren ſich damahls nichts weniger als fremd. Seit Jahrhunderten waren ſie durch gemeinſchaftlichen Kriegsdienſt, durch Handel, Colonien und Bündniſſe mit einander bekannt und an einander gewöhnt. Wir dürften, wenn wir es auch nicht aus manchen einzelnen Anführungen und Zügen ſchließen könnten, ſchon nach jenem ganzen Verhältniß vorausſetzen, daß viele Deutſche römiſch und viele Römer deutſch verſtanden haben. Schon damahls fing jene Vermiſchung der beiden Sprachen an, von der wir noch jetzt die Wirkung ſehen, indem wir in unſrer

Sprache ungefähr eben ſo viel römiſche Worte aufgenommen haben, als auch deutſche Worte in die neu römiſchen, in die italieniſche, ſpaniſche und franzöſiſche Sprache gekommen ſind. Selbſt in den äußern Sitten und den Trachten fand eine gewiſſe freie Vermiſchung und gegenſeitige Annahme der Lebensweiſe des andern Theils Statt. Zu der Zeit, als das Reich noch nicht erobert, der deutſche Einfluß aber ſchon ſehr überwiegend war, fingen die Römer an, ſich in deutſchen Trachten zu kleiden. Ein römiſcher Schriftſteller klagt dagegen, daß die Gothen, deren viele damahls die Würde der Senatoren bekleideten, wenn ſie zu Rath ſäßen, zwar die römiſche Toga anlegten; kaum hätten ſie aber die Verſammlung verlaſſen, ſo zögen ſie wieder ihre Pelze an und ſpotteten über die Toga, welche das Schwert zu führen verhindere. Merkwürdig für das Verhältniß der beiden Völker iſt die Aeußerung des ſchon angeführten Schriftſtellers, der noch zur Zeit der erſten Erſchütterung, gleich beim Anfang der Völkerwanderung, lebte. „Die Deutſchen," ſagt er, „haben alsbald das Schwert bei Seite und Hand an den Pflug gelegt; ſie betrachten und lieben die Römer nun wie Freunde und Bundesgenoſſen, und ſo gibt es auch ſchon manche Römer, die lieber unter den Deutſchen in Freiheit obwohl dürftig leben mögen, als wie ehemahls in ſteter Angſt vor den Erpreſſungen der alten Regierung."

Wenn aber das Verhältniß der Gothen und der Römer nichts weniger als durchaus und unbedingt feindlich war, ſo ſcheint Attila dagegen von einem ganz beſondern Haß gegen die Römer entflammt geweſen zu ſein. Attila's Reich war ſehr groß; wenn wir das ganze weite Donauland, das alte Pannonien und Dacien, nebſt einigen angränzenden Provinzen am ſchwarzen Meere, als den Mittelpunkt desſelben betrachten, ſo erſtreckte es ſich von da aus noch viel weiter nach Oſten bis an das caſpiſche, nach Norden bis an das baltiſche Meer, von der perſiſchen Gränze alſo, bis da, wo nur die Oſtſee die deutſche Küſte von Schweden trennt. Wie tief Attila's Einfluß ſich in das innere Deutſchland erſtreckt und über wie viele deutſche Nationen er geherrſcht habe, kann man leicht inne werden, wenn man nur das Verzeichniß ſeines

großen Heeres bei der Schlacht in den catalauniſchen Gefilden durchgeht. Wohl ſcheint er einen allgemeinen großen Verein, wo nicht aller deutſchen, doch aller gothiſchen Völker beabſichtigt zu haben. Mit beſonderer Erbitterung focht er gegen diejenigen Deutſchen, die es lieber mit den Römern, als mit dem wilden Eroberer hielten, denn Rom haßte er über alles. Ward ja doch der große Kampf in Gallien faſt nur zwiſchen deutſchen Nationen und Heeren geſchlagen! Hunnen waren der geringſte Theil in Attila's Heere, und die großen Thaten des Aetius und der Römer beſtanden vorzüglich darin, die Zwietracht der für und der gegen den Attila Geſinnten zu erhalten und zuzuſehen, wie ſich die deutſchen Völker in dieſem Zwieſpalt unter einander gegenſeitig aufrieben.

Den Attila haben einige ganz als Wütherich, ja auch von Perſon als einen ungeſtalteten Kalmycken ſchildern, andre Neuere, willkührlicher Weiſe, weil er das verderbte Rom haßte, einen erhabenen nur für die Gerechtigkeit entflammten Rächer der Menſchheit aus ihm machen wollen. Die freilich ſehr ungünſtige Beſchreibung ſeiner Geſtalt rührt doch von einem Schriftſteller her, der nicht frei iſt vom Verdacht der Partheilichkeit gegen die Hunnen. Wie dem auch ſei, Attila war kein kalt berechnender, planmäßiger Eroberer, ſondern mehr von Launen beherrſcht, grauſam oder unerwartet ſchonend, wie es dieſe mit ſich brachte; dieß beweiſen beſonders die großen Heereszüge nach Gallien und Italien gegen das Ende ſeines Lebens. Er blieb, wie überhaupt die Hunnen, dem Heidenthume ergeben, während die Gothen Chriſten waren, übrigens genoß er eine gothiſche Erziehung. Man denkt ſich den Einfluß der Hunnen überhaupt meiſtens zu überwiegend. Als ſie bei ihrem Einbruch aus Aſien den alten Ermanarich beſiegten, war dieß mehr eine Veränderung der Herrſchaft als des Reichs, das im Ganzen doch ſelbſt unter Attila gothiſch blieb. Raum zur Anſiedlung mochte in jenen Gegenden noch genug ſein, und ſo ſehen wir in den erſten beiden Menſchenaltern, nach dem erſten Einbruch bis auf Attila, Hunnen und Gothen da auf dem Fuß der Gleichheit neben einander leben. Der größte Beweis dafür iſt, daß die

Oſtgothen ihre eigenen Könige behielten, Ermanarichs und ſeines Bruders Abkömmlinge, aus der alten großen viel beſungenen gothiſchen Heldenfamilie der Amaler; ſelbſt in Attila's Zeit und unter ihm herrſchten drei Brüder aus demſelben Geſchlecht als gemeinſchaftliche Mitkönige. Attila's Gewalt war Folge ſeiner perſönlichen Kraft und Größe. Wir finden nicht, daß ſelbſt unter ihm, Hunnen den Vorzug vor den Gothen gehabt hätten; wir finden mehr deutſche als nicht deutſche Nahmen unter ſeinen Helden, Fürſten und Großen des Reichs. Nach ihm wurde die Nation der Hunnen, die ohnehin nicht zahlreich war, noch von geringerem Einfluß; einige ſeiner Söhne gingen nach Aſien zurück, andere blieben bei und unter den Gothen. Es geſchah auch dieß nicht durch eine allgemeine große blutige Revolution; es trat bloß alles in das natürliche Verhältniß zurück, nachdem der eine wenigſtens durch Kraft und Selbſtſtändigkeit große Mann nicht mehr war, der ſeine Nation bedeutend gemacht hatte. Er ſelbſt blieb in dem einzigen Punkt des Glaubens ein Hunne; daß aber auch ſeine Erziehung und Lebensweiſe in allem übrigen mehr gothiſch geweſen ſei, dafür iſt beſonders ein Umſtand entſcheidend. Wir haben das ausdrücklichſte Zeugniß eines Augenzeugen, daß an Attila's Hofe nicht die hunniſche, ſondern die gothiſche Sprache herrſchend geweſen und geredet worden ſei. Wenn alſo der merkwürdige Umſtand angeführt wird: Attila habe die römiſche Sprache ganz ausrotten, dagegen aber die gothiſche allgemein einführen wollen, ſo darf dieß nicht, wie einige ältere ungariſche Schriftſteller es wollen, auf die hunniſche, oder nach der vorausgeſetzten Verwandtſchaft und Einerleiheit der beiden Völker der Hunnen und der Ungarn, gar auf die ungariſche Sprache gedeutet, ſondern es muß ganz buchſtäblich von der gothiſchen oder damahligen deutſchen Sprache verſtanden werden. Zwar verſtand Attila auch die römiſche Sprache, oder vielmehr die in den daſigen Provinzen übliche entartete Mundart, welche die auſoniſche Sprache genannt ward, und während ſein Gezelt von gothiſchen Liedern erſcholl, in denen des Eroberers eigener Ruhm, oder die Thaten der alten Helden beſungen wurden, ſo mußten zu anderer Zeit Poſſenreißer

in der italieniſchen oder ſogenannten auſoniſchen Sprache den großen König und ſeinen Hof durch allerhand Scherze und Späße erheitern. Selbſt dieſer Gebrauch der Sprache ſcheint eine gewiſſe Geringſchätzung in ſich zu ſchließen, ſo wie jene widerſinnige Abſicht, die römiſche Sprache gar ausrotten zu wollen, eine Abſicht die nie einer der andern deutſchen Eroberer und Könige gehabt hat, den ganz unbeſchränkten Haß Attila's gegen alles Römiſche, und die ſeltſame Laune, die ihn darin beherrſchte, beſtätigen kann.

Schonender alſo war der Anfang und die erſte Epoche der Völkerwanderung, wenn wir dieſen Nahmen auf das Zeitalter der eigentlichen letzten Erſchütterung des Römerreichs durch die geſammten gothiſchen Eroberungen beſchränken wollen, unter Alarichs und Adolfs den Römern am meiſten befreundeten Weſtgothen. Ungleich zerſtörender und wilder war die mittlere Zeit unter dem Vandalen Geiſerich und Attila; wieder ſehr günſtig für die Cultur aber die letzte Epoche der oſtgothiſchen Herrſchaft in Italien, unter dem großen Theodorich. Die Eroberungen und die Herrſchaft der Gothen war mehr auf Ruhmbegier als auf Habſucht gegründet. Wohl hatten ſie den hohen, ſelbſt in dem äußerſten Verfall noch ſichtbaren Begriff des römiſchen Kaiſerthums gefaßt, ſo wie derſelbe nach der Einführung des Chriſtenthums und unter dem milden Einfluß desſelben, nun in einem ganz neuen Lichte erſcheinen mußte, als einen großen Völkerbund, der alle gebildete und chriſtlich geſittete Nationen unter der oberſten Lenkung einer allgemeinen kaiſerlichen Schutzherrſchaft, aber doch mit Schonung der Freiheit der einzelnen Nationen umfaſſen ſollte. Dieſer Sinn iſt bei den meiſten gothiſchen Herrſchern unverkennbar; daher ihre Milde, denn wenn der Sinn des Eroberers mehr auf eine erhabene Idee, auf das Ganze, als auf kleinen Gewinn im Einzelnen gerichtet, wenn er nicht von Habſucht, ſondern von wahrhafter Ruhmbegier beſeelt iſt, ſo iſt auch ſeine Herrſchaft gelinde, und der Freiheit des Einzelnen günſtig, und läßt er dieſe gern gewähren, da er nur auf das große Ganze ſieht. Ganz anders war es in der Folge bei den Franken; und eben dieſe edlere Geſinnung,

dieſe freiere Lebens- und Eroberungsweiſe, war eine von den Haupturſachen, warum die gothiſche Herrſchaft wenig Beſtand hatte. Wohl würde ſie länger gedauert haben, wenn ſie gleich anfangs etwas durchgreifender und härter geweſen wäre, ſo wie die fränkiſche. In jenem milden und freieren Sinne herrſchte der große, in Griechenlands Hauptſtadt gebildete Theodorich von Italien aus auch über das ſüdliche Deutſchland, nebſt der Provence und über die öſtlichen Donau-Länder, und erſtreckte ſeinen Einfluß in Freundſchaft mit dem byzantiſchen Kaiſer ſelbſt über alle Könige und Reiche deutſchen Urſprungs in dem weſtlichen Europa. Wie in ſpätern Zeiten Karl der Große, ſo war auch er für die Erhaltung der von dem Alterthum ererbten Bildung, für das geiſtige Bedürfniß eines durch Krieg beunruhigten Zeitalters, durch die wohlthätigſten Anſtalten der Erziehung beſorgt, und zwar auch hier freigeſinnt, für beide, für gothiſche und für römiſche Sprache und Bildung gleich ſehr ſorgend; nicht etwa wie Attila geſonnen, die Sprache der alten Welt und mit ihr ſo viele Bildung thörichter Weiſe zu vertilgen, noch auch die vaterländiſchen Sitten und Sprache, wie damahls von manchen andern deutſchen Herrſchern geſchah, gleich über die fremde römiſche Cultur vergeſſend. Mit Recht alſo hat die deutſche Sage und Dichtkunſt den gebildeten und dennoch kühnen und tapfern Helden bis auf ſpäte Zeiten beſungen und verherrlicht; und ſelbſt der letzte Schimmer der altrömiſchen Literatur, ehe die Sprache ſich noch weſentlicher geändert hat, fällt mit Boethius und Caſſiodor in die Regierung dieſes großen Königs, der wohl auch vor dem fränkiſchen Karl ein römiſch deutſcher Kaiſer genannt werden darf, weil er es der Geſinnung nach, und auch in der That wirklich war.

Hätte Theodorich Nachfolger gehabt, ihm ähnlich, hätte die Herrſchaft der Gothen beſtanden, wäre gleich damahls von ihnen ausgeführt worden, was erſt nach einigen Jahrhunderten von Karl dem Großen begonnen und begründet, von den ſächſiſchen Kaiſern ausgeführt ward, die wahrhafte Wiederherſtellung oder vielmehr Erneuerung des abendländiſchen Reichs zu einem wo möglich allgemeinen europäiſchen National-Verein, ſo würde die europäiſche

Cultur um einige Jahrhunderte früher von neuem aufgeblüht ſein, und manches würde eine viel mildere und freiere Geſtalt erhalten haben, als unter der Herrſchaft der anfangs ungleich roheren Franken.

Es hatte aber, außer der zu großen Freiheit, noch mehrere andere Gründe, warum die Herrſchaft der Gothen von ſo kurzer Dauer war. Der vornehmſte war ihre Theilung in mehrere große Reiche und Völker, und ihre gegenſeitigen Kriege. Zwar leſen wir nicht, daß die verſchiedenen gothiſchen Völker vor ihrer Anſiedlung in dem römiſchen Reiche unter ſich eben ſo uneins geweſen, als es die weſtlichen Germanen ſchon in frühern Zeiten waren. Als aber die Gothen das römiſche Reich beſetzten, ſo entſtanden zwiſchen denen von der Natur ſchon abgeſonderten Ländern, Pannonien, Italien, Gallien und Spanien, aus der verſchiedenen Neigung der einzelnen Völker und Fürſten zu den Römern, oder ihrer Abneigung vor ihnen, ſo mannichfach ſtreitende und verwickelte Verhältniſſe, daß es der ſchlauen Kunſt byzantiniſcher Hofbeamten nur allzuleicht ward, Uneinigkeit unter den Gothen zu erregen und zu erhalten. Wichtig iſt auch der Umſtand, daß die Gothen zwar Chriſten waren, aber doch zur arianiſchen Parthei gehörten; da nun die Katholiſchen im römiſchen Reiche unterdeſſen überall die Oberhand behielten, ſo trug auch ſchon dieſer Zwieſpalt viel bei, der Herrſchaft der Gothen eine weſentliche und unentbehrliche Stütze zu entziehen.

Die letzte ob zwar nicht gothiſche, doch mit den übrigen gothiſchen Völkern genau verbundene, vielleicht auch vermiſchte Nation, welche ſich in derſelben Richtung in den ſüdlichen Provinzen des abendländiſchen Reichs feſtſetzte, waren die Longobarden. Aus ihren Sitzen in dem nordweſtlichſten Deutſchland, ſollen ſie durch die Einfälle der Römer im erſten Jahrhundert genöthigt worden ſein, ſich nach Oſten zu wenden. Gewiß iſt es, daß ſie ſpäterhin mehr ſüdlich an der Donau wohnten, unmittelbar ehe ſie den nördlichen Theil Italiens eroberten und dort das longobardiſche Königreich ſtifteten, genau in dem jetzigen Oeſterreich. Als die älteſten deutſchen Bewohner desſelben werden die Quaden genannt,

welche die römiſchen Schriftſteller mit zu dem ſchwäbiſchen Stamme rechnen, wohin ſie meiſt alle öſtliche, ihnen wenig bekannte deutſche Nation zu zählen pflegten. Alsdann finden wir hier, in dem ſogenannten Rugiland, von Wien bis Paſſau, die Rugier, dann die Heruler, beides unbezweifelt gothiſche Nationen, und endlich die Longobarden. Wir dürfen nicht annehmen, daß eine dieſer Nationen die andre ganz verdrängt, oder gar vertilgt habe. Es kann in einem ſolchen Falle nur von einer neu hinzu kommenden Anſiedlung und von dem vorherrſchenden Einfluſſe die Rede ſein. Auch ſpäterhin, da Oeſterreich von öſtlichen, nicht deutſchen, und noch heidniſchen Völkern, theils verwüſtet, theils beherrſcht wurde, iſt nicht zu glauben, daß die deutſche Bevölkerung des Landes ganz vertilgt worden ſei, und dieſelbe alſo von jenen alten Zeiten her dem größern Theile nach von dem gothiſchen Stamme herzuleiten.

Die Longobarden waren, als ſie aus Oeſterreich in Italien einrückten, wie alle übrige gothiſche Völker, arianiſche Chriſten; weil aber vielerlei andre auch nicht deutſche und noch heidniſche Völker mit ihnen verbunden waren, ſo war ihre Eroberung und Herrſchaft ſchon darum zerſtörender und härter; wozu noch die langwierig fortdauernden Kriege mit den Griechen kamen, deren Schauplatz, ſo wie vieler andrer Kriege in der alten und neuen Zeit, auch damahls jenes ſchöne Land war, welches nach Petrarca's Ausdruck, der Apennin theilt, und das Meer umfließt.

Wie wenig überhaupt die Völkerwanderung im Ganzen, dem was doch die Grundlage aller Cultur iſt, dem Anbau und dem phyſiſchen Wohlſtande des Landes nachtheilig geweſen ſei, davon läßt ſich ein auffallender Beweis anführen. Mit ſichtbarer Kraft ſehen wir jedes römiſche Land, ſo wie es unter deutſche Herrſchaft kommt, von neuem aufleben; dagegen die Provinzen, die von den Deutſchen wieder an die Griechen kamen, wie Afrika und Italien, erſt das ganze, dann wenigſtens der größere Theil desſelben, ſogleich wieder in einen Zuſtand nahmenloſer Schwäche und allgemeinen Elends verſanken. — „Nicht die Barbaren," ſagt ein geiſtvoller Geſchichtforſcher, „die Römer ſelbſt haben Italien zu

Grunde gerichtet." — „Nach dem Kriege der Gothen und der Griechen," ſo redet eben derſelbe in einer andern Stelle, „traf Italien endlich das härteſte Schickſal; eine Provinz des byzantiniſchen Reichs zu werden." Und ferner, „ſo roh die Lombarden, ſo war doch der Zuſtand des griechiſchen Italiens, der zuſehends ärmer und entvölkerter ward, ungleich zerrütteter, als der des lombardiſchen." —

Die Geſchichte des griechiſchen Kaiſerthums iſt überhaupt die beſte Apologie der deutſchen Nationen, und der ganzen Völkerwanderung. Wie kann man glauben, daß die Völkerwanderung ein Unglück für die Menſchheit, daß ſie der Cultur nachtheilig geweſen ſei, wenn man die Geſchichte von Italien, Spanien, Frankreich, England, oder auch von Deutſchland ſelbſt, vom fünften bis zum fünfzehnten Jahrhundert, wenn man dieſe eigenthümliche Nationalentwicklung, die Fülle von Leben, dieſe Regſamkeit und Thätigkeit, die bald auch in Handel und Gewerbe, in Künſten und Wiſſenſchaften, in den genannten Ländern ſich offenbart hat, mit der traurigen Einförmigkeit der Geſchichte des byzantiniſchen Reichs vergleicht, welches wir kraftlos und elend, entartet, ohne wahres Leben, ein ganzes Jahrtauſend lang, ſeinem endlichen Tode entgegen ſchmachten ſehen! Und in einem Stücke war doch der Vortheil in Beziehung auf Geiſtesbildung ganz auf Seiten der byzantiniſchen Griechen in Vergleich mit den Abendländern. So wie die alten Griechen in allen Zweigen der Gelehrſamkeit und Literatur über die Römer eine entſchiedene Ueberlegenheit gehabt hatten, ſo war auch der in der Hauptſtadt des byzantiniſchen Reichs verſammelte, von der Vorzeit ererbte Schatz von Kenntniſſen ungleich größer, als irgend einer im Abendlande gefunden werden mochte. Aber nur in der Hauptſtadt waren jene Kenntniſſe aufgehäuft; die Provinzen befanden ſich in einem Zuſtande unbeſchreiblicher Barbarei, und ein todter Schatz blieb es, von dem ſie ſelbſt keinen Gebrauch zu machen wußten. Wie ganz andre herrliche Früchte trug das ungleich geringere Erbtheil der römiſchen Literatur, wie es die Deutſchen in Rom und in den Provinzen vorgefunden und empfangen hatten, bei den abendländiſchen Völkern! Selbſt der

todte Schatz der griechiſchen Kenntniſſe ward erſt dann wieder lebendig wirkend, als er von dem ſtarken Geiſt des reif gewordenen Mittelalters ergriffen, bei der Zerſtörung des griechiſchen Kaiſerthums über den fruchtbaren Boden des freien Abendlandes ausgeſtreut ward. — Daß aber jene eigenthümliche und neue Geiſtesbildung, die ſich einige Jahrhunderte ſpäter bei den abendländiſchen Völkern entwickelte, nicht gleich damahls entſtanden ſei, daß wir nicht unmittelbar nach der erſten Erſchütterung auch ſchon die Blüthen und Früchte der neuen Schöpfung ſehen, das iſt leicht zu erklären. Zu verſchiedenartig waren die urſprünglichen Elemente, aus denen in der Folge die eigenthümliche Geiſtesgeſtalt und Geiſtesbildung des neuern Europa hervorgehen ſollte; die deutſche Poeſie, ſo wie die nordiſchen Völker in allen ihren Sagen, Erinnerungen und Gewohnheiten ſie in ihre neuen Wohnſitze mitgebracht hatten; das Chriſtenthum, wie ſie es von den Römern empfingen, und endlich der ganze Reichthum, ſo viel davon noch übrig war, der Geſchichte, der Kenntniſſe und Künſte des heidniſchen Alterthums; als daß dieſe ſo fremdartigen Beſtandtheile ſich ſogleich hätten lebendig zu einem neuen Ganzen verbinden können. Iſt es doch oft in ſpätern Zeiten ſchwer geworden, die verſchiedenen Elemente unſrer Bildung zu einer vollkommenen und harmoniſchen Einheit zu verſchmelzen! —

* * *

Die ſüdliche Einwanderung der deutſchen Völker, die von Oſten her beſonders durch die Gothen geſchah, haben wir betrachtet; wir wenden uns jetzt zu der nördlichen.

Die Franken und die Sachſen, Völker von nahverwandtem Stamme, beide aus dem nordweſtlichen Deutſchland, waren, als ſie Gallien und Britannien in Beſitz nahmen, noch Heiden. Schnell und mit einem Mahle bekannten ſich die Franken, nach dem Beiſpiele ihres Königs, zum Chriſtenthum; und ſo wie ſie ſelbſt es auf dieſe gewaltſame Weiſe angenommen hatten, ſo drangen auch

ſie wieder es den Alemannen, und in der Folge den deutſchen Sachſen mit Gewalt auf. Es war das katholiſche Chriſtenthum, und dieß ſchon gab ihnen ein großes Uebergewicht über die arianiſchen Gothen. Roher waren die Franken, als die meiſten der bisher geſchilderten deutſchen Völker; ſo drückend aber auch ihre Herrſchaft in mancher Hinſicht ſein mochte, ſo beweiſt mindeſtens die große Kraft, mit der das Land gleich nach der erſten Einwanderung wieder auftrat, verglichen mit der Ohnmacht, in welche es unter den letzten Römer-Zeiten verſunken war, daß auch die fränkiſche Herrſchaft immer noch beſſer war, als die alte römiſche. — Schon Chlodwig war ein planmäßiger Eroberer; nebſt dem nördlichen und größten Theil von Gallien unterjochte auch er ſchon alle noch unabhängigen fränkiſchen Fürſten, die Alemannen und größtentheils auch die Thüringer. Unter ſeinen Nachfolgern wurden ungeachtet der Erbtheilungen, dieſe Eroberungen in die Runde umher Schritt vor Schritt, und ganz der geographiſchen Lage gemäß, fortgeſetzt und erweitert, und ſo ward auch das ſüdliche Gallien, und der Reſt des weſtgothiſchen Reichs, durch die Waffen einverleibt. Mit Recht konnte das ganze alte Gallien jetzt Frankreich genannt werden, und im innern Deutſchland ward mit der vollendeten Eroberung von Thüringen und der von Baiern, obwohl die Nationen in vieler Hinſicht frei, und ihre Herzoge mächtig blieben, der fränkiſche Einfluß, ſo wie bald auch im nördlichen Italien, ſchon vor Karl dem Großen, ſehr bedeutend, bis dieſer die Eroberung noch weiter führte, und den Umfang des großen Reichs vollendete. Die Reihe der merovingiſchen Könige, ihre Theilungen und Wiedervereinigungen des Reichs, ihre Streitigkeiten, ſind für das Ganze und die Folge nicht beſonders lehrreich. Faſt ſollte man glauben, wenn man die Geſchichte und den Charakter der beiden fränkiſchen Dynaſtien der Merovinger und Karolinger vergleicht, daß gewiſſe Eigenſchaften, daß Tugenden und Laſter in Familien erblich ſein könnten. In der Geſchichte der Merovinger finden wir, bis ihre Kraft ganz erloſchen war, faſt nichts als ein fortgehendes Gemählde von Laſtern und Tirannei, von unerhörter Grauſamkeit und wilder Rachbegier, die forterbend, wie in

der Familie des Atreus und Thyeſt, immer neue Unthaten erzeugten. Die Karolinger zeichnen ſich vom Anfange der Dynaſtie, vom Pipin bis zum Erlöſchen, durch eine beſondere Anhänglichkeit an die Religion aus, welche man gewiß nicht der Politik allein, ſondern zum Theil auch der innern Ueberzeugung zuzuſchreiben hat. Wenn Zwietracht und Rachbegier ſich fortpflanzen, und ſtets anwachſen, ſo läßt es ſich denken, daß auch ſittliche Grundſätze, die freilich gegen Schwäche und Leidenſchaft nicht immer ſicher ſtellen, je mehr ihr Werth durch die Dauer erprobt iſt, in fürſtlichen Häuſern zur herrſchenden Denkart und andern Natur werden können. Nicht immer an ſich durchaus lobenswerth, aber wenigſtens in Vergleich mit den Merovingern, müſſen die Karolinger jedem Unbefangenen als die Beſſern erſcheinen.

Am wichtigſten für das Ganze der Geſchichte iſt die allmählige Ausbildung der fränkiſchen Verfaſſung, die auch auf Deutſchland ſchon unter den Merovingern viel Einfluß gehabt hat, und das Aufkommen der Dynaſtie der Karolinger erſt erklärt, wie dieſe von der Würde eines Major Domus, bis zu der des wiederhergeſtellten Kaiſerthums geſtiegen iſt.

Die alte germaniſche Verfaſſung mußte in den neuen Verhältniſſen ſehr weſentliche Veränderungen erleiden. Für ein nicht allzugroßes Volk von einem und demſelben Stamm, mochte ſie vortrefflich ſein; jetzt war aber ihre Einfachheit nicht überall mehr zureichend, oft ſchon bei der Größe des Landes und wegen der Verſchiedenartigkeit ſeiner Bewohner nicht mehr ganz anwendbar. In der alten germaniſchen Verfaſſung gab es eigentlich nur einen Stand. Bei der noch nicht ganz beſtimmten Erblichkeit der Fürſten, ihrer ſehr gemäßigten Gewalt und der freien Wahl der Herzoge, waren die Fürſten ſelbſt von dem Adel nicht durch eine unüberſteigliche Scheidewand getrennt, beide gränzten nahe an einander; auch der Stand der Freien war mehr eine Abſtufung, als eine ganz andre, völlig geſchiedene Claſſe. Hatten ja doch die Freien urſprünglich Adelsrechte, nähmlich das, die Waffen zu tragen, gewaffnet an dem Landtage Theil zu nehmen und die beleidigte Ehre ſelbſt zu ſchützen; Rechte, die man ſpäterhin in den

meiſten Ländern als ausſchließende Vorzüge des Adels betrachtete. Anders wurden die Verhältniſſe nach den großen Eroberungen und als dieſe Feſtigkeit gewannen. Die mächtig gewordenen Könige waren jetzt nicht mehr bloß Fürſten, die Erſten und Vornehmſten ihres Adels und Volks, ſondern ſie erſchienen als Alleinherrſcher, von einem bisher ungewohnten Glanz umgeben, völlig abgeſondert von den übrigen Menſchen. Die wichtigſte Veränderung ging mit dem Stand der freien Männer vor; in ihm lag die Wahrheit, die Kraft der Nation, denn er war die Grundlage und die Stärke des Heerbanns, des allgemeinen kriegeriſchen Aufgeboths. Der Stand der Freien und mit ihm auch der Heerbann, gerieth in Verfall und in Abnahme, ſchon deßwegen, weil die Grundſätze und das Verfahren des Eroberers, wenn ſein Sinn nicht auf das Große gerichtet, ſondern nur auf ſtete allmählich fortſchreitende Erweiterung des zunächſt liegenden Beſitzes, wenn er mehr habſüchtig, als wahrhaft ruhmbegierig iſt, für die Freiheit im Innern eben ſo ſchädlich wirken, als ſie der Sicherheit der Nachbarn gefährlich ſind.

Zwei Arten der kriegeriſchen Verbindungen und des Kriegsdienſtes fanden bei den alten Deutſchen Statt: der Heerbann oder die Nationalbewaffnung, und der Lehensdienſt, der dem Fürſten oder Könige perſönlich verpflichteten Getreuen, adelichen Leute, oder wie ſie nun auch bald genannt wurden — Vaſallen. Die erobernden Könige bedachten ihre Getreuen natürlicher Weiſe bei der Vertheilung zuerſt und am reichſten; dadurch wurden dieſe Dienſtleute des Königs außerordentlich mächtig. Das eine Element der alten deutſchen Verfaſſung erhielt ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht; an die Stelle des alten National-Adels trat immer mehr ein neuer Lehens- und Dienſtadel, deſſen Vortheil und Sinnesart von der des Volks geſchieden und nur an die Perſon ſeines Herrn gebunden war. Der Stand der Freien, das andre Element der alten Verfaſſung, verlor in dem Verhältniß, als die Uebermacht der Dienſtleute des Königs ſtieg. Einzelne mochten unterdrückt werden, andere gaben ſelbſt ihre Freiheit auf und machten ſich unterthänig, um vom Heerbanne frei zu ſein; denn weil hier der Krieger ſich

ſelbſt unterhalten mußte, ſo war der Heerbann jetzt bei der Größe des Reichs um ſo läſtiger und drückender. Eben das Mittel, wodurch anfangs die Macht der Könige ſo ſehr geſtiegen war, wurde die Veranlaſſung, daß dieſe Macht heimlich untergraben, und endlich zu einem bloßen Schatten wurde; je mehr die Dienſtleute und Lehensträger des Königs alles in allem wurden und vermochten, je leichter konnte es geſchehen, daß der Erſte unter ihnen, der Vorſteher im Hauſe und am Hofe des Königs, wenn dieſer ſchwach war, in der That Alleinherrſcher wurde. Auf dieſe Art ward die erſte Dynaſtie der Merovinger durch den erblich gewordenen Major Domus verdrängt; die neue aufkommende Dynaſtie aber enthielt im Pipin von Heriſtall, dem ſiegreichen Karl Martell, dem klugen erſten König Pipin eine ſolche Reihe von Helden und kraftvollen Regenten, daß vielleicht keinem großen Manne der Geſchichte ſo iſt vorgearbeitet worden, als Karl dem Großen. Den Vorwurf der Uſurpation kann man Karls Ahnherrn um ſo weniger machen, da der Anfang ihrer Gewalt ganz verfaſſungsmäßig war. Das Frankenreich war außerdem urſprünglich kein vollkommnes Erbreich, obwohl die erſten Merovinger es ſo behandeln zu wollen ſchienen, wie ſie denn überhaupt ſtreng herrſchten, das Volk hart drückten, und immer mehr neurömiſche Verderbtheit und Sitten annahmen. Aber die Rechte des Volks waren noch in zu neuem Andenken, und durch die freie Wahl desſelben nach dem alten fränkiſchen Recht, ſind die Vorfahren Karls, als Herzoge, Beſchützer und Freunde des Volks und der Freiheit zu jener erweiterten Macht gelangt, die, da ſie längſt ſchon verfaſſungsmäßig begründet war, erſt durch die geiſtliche Sanction noch ihre letzte Beſtätigung erhielt. Ueber Karls Eroberungen hat man mit Recht bemerkt, daß er nur vollendet hat, wozu mehrere Menſchenalter vor ihm ſchon den Grund legten, indem er das große Frankenreich von der Elber bis nach Rom, vom Ebro bis an die Raab, und noch jenſeits derſelben erweiterte. So wie in Spanien gegen die nie ruhenden mahomedaniſchen Feinde, die Gränze durch eine Markgrafſchaft in Barcellona geſichert ward, ſo wurde auf der andern Seite durch die Erweiterung des Reichs im öſtlichen Deutſchland bis an die

Raab, Oeſterreich von neuem hergeſtellt; damahls noch ein äußerſtes Gränzland, was in ſpäterer Zeit in ſo vielen Beziehungen der Mittelpunkt von Deutſchland werden ſollte.

Das Heer, welches Karl von ſeinen Vorgängern ererbte, war ſtark und geübt. Um ihn als Feldherrn ganz zu beurtheilen, müßten wir auch ſeine Gegner mehr kennen, und ganz wiſſen, was ſie in dieſer Beziehung waren. Gegen die Araber in Spanien und gegen die Sachſen in Deutſchland war ſein Kampf nicht immer ſiegreich; dort erreichte er ſeinen Zweck nur ſehr unvollkommen, hier begann der Kampf immer von neuem.

Karls hartes grauſames Verfahren gegen die unterjochten und zum Chriſtenthum gezwungenen Sachſen läßt ſich eher entſchuldigen als rechtfertigen; es mochte durch die ſeit vielen Menſchenaltern zwiſchen den Franken und den Sachſen geführten Kriege der Nationalhaß der beiden Völker ſehr entflammt ſein, um ſo bitterer vielleicht, weil beide Völker von nah verwandtem Stamme waren. Die wilde Wuth der Mahomedaner, welche ihren Glauben durch die Gewalt der Waffen auszubreiten als ein heiliges Geboth anſahen, nöthigte die chriſtlichen Kämpfer nicht nur zu einer Vertheidigung des Glaubens, ſondern es konnte derſelbe Geiſt der Erbitterung in die Kriege gegen alle andre nicht chriſtliche Völker nur allzuleicht übergehen, was gegen die heidniſchen Völker ſehr Unrecht war, da nur etwa gegen die Mahomedaner das Recht der Nothwehr und der Wieder-Vergeltung anwendbar ſein, und einen Glaubens-Krieg entſchuldigen konnte.

Karls erſter Frieden mit den Sachſen war billiger als die nachfolgenden. Die Unterjochung der Sachſen mochte Karln vorzüglich am Herzen liegen, weil ſie zur Ausführung ſeines Entwurfs nothwendig war. Er wollte, ſo ſcheint es nach der Wahl ſeiner Hauptſtadt zu Achen, nach den Schlöſſern, die er ſich zum Aufenthalt von Ingelheim bei Mainz bis nach Nimwegen anlegte, die fruchtbare Gegend an dem ſchiffbaren Strom in der Mitte von Frankreich und Deutſchland, er wollte die Rheinländer, das alte Stammland der Franken, zum Mittel-

punkte der großen Monarchie machen; und es ist nicht zu bezweifeln, daß die höhere Cultur, mit der wir die Rheinländer bald vor allen andern deutschen Provinzen aufblühen sehen, vorzüglich ihm und seiner Vorsorge verdankt wird. Um aber die Rheinländer als Mittelpunkt des Ganzen sicher zu behaupten, dazu war nothwendig die nördliche Gränze zu erweitern und die Sachsen in Deutschland zu unterjochen, von denen sich wohl voraussehen ließ, daß sie nie ruhig sein würden, bis sie nicht das Christenthum angenommen hätten.

Immer bleibt es ein Vorwurf für Karl und überhaupt für die Franken, das Christenthum in mehreren Fällen auf eine demselben so wenig angemessene Weise geübt und verbreitet zu haben. Ganz anders war in dieser Rücksicht das Verfahren und die Denkart der Angelsachsen in Britannien; überhaupt war diese deutsche Colonie der Sachsen in England, von dem Reiche der ihnen so stammverwandten Franken merkwürdig verschieden, und der Nachtheil bei dem Vergleich, ist fast immer auf Seiten der Franken. Die Einwanderung der Sachsen in Engelland, die während eines langen Zeitraums fortgesetzt wurde, war ungleich zahlreicher als die fränkische, so daß fast die ganze Bevölkerung im fruchtbarsten südlichen und östlichen Theile dieser Insel rein deutsch und sächsisch ward. Geraume Zeit noch blieben auch in dem neuen Wohnsitze die Sachsen Heiden; in diese Zeiten fallen die Kriege des christlichen Celten-Königs, Artus, gegen die Sachsen, von denen nachher in den Ritterliedern so vieles gedichtet worden ist. Als aber die Sachsen einmahl nicht durch Gewalt, sondern durch Missionen von Rom aus zum Christenthume waren gebracht worden, so zeichnete sich Britannien bald vor allen übrigen abendländischen Provinzen, vor Frankreich und auch vor Italien in literarischen Kenntnissen, wie sie damahls noch vorhanden waren und durch alle Geistescultur, auf das entschiedenste aus. Nicht durch das Schwert, wie die Franken, verbreiteten sie das Christenthum; wohl aber gingen mehrere christliche Lehrer, ihre ruhigen Wohnsitze in England verlassend, in die wilderen Gegenden des inneren Deutschlands und der Schweiz, um mit heroischer Aufopferung die Re-

ligion zu lehren. Hier haben ſie ſich auch durch Verbreitung von Kenntniſſen, Milderung der Sitten, ſelbſt durch den Anbau des Landes, große Verdienſte erworben. Wie ſchön ſich die alte deutſche Verfaſſung bei den Sachſen erhalten und entwickelt hat, dafür iſt der beſte Beweis der, daß mehrere der vortrefflichſten Einrichtungen der geprieſenen engliſchen Verfaſſung, ſich gerade aus dieſer Zeit und noch von den Sachſen herſchreiben. Auch Alfred ragte ungleich mehr über ſein Zeitalter hervor als Karl über das ſeinige; und der Vergleich möchte für den großen Karl überhaupt nachtheilig ausfallen, wenn wir nicht nach dem Umfang der Gewalt und den Glanz des Reiches urtheilen, ſondern nur auf die ſtille Größe des Menſchen ſehen wollten, und dann den frommen König Alfred neben ihn ſtellten, wie er im Unglück unermüdlich ſtandhaft, bei allen Leiden heiter, als Sänger im Lager der Feinde, als Hirt unter dem eignen Volke unerkannt umher irrte, und als Sieg und Glück endlich ſeinen Muth krönte, und er ſein Land gerettet ſahe, doch in allen Dingen gemäßigt, milde und demuthsvoll blieb; er, der ſo vieles wußte, was man ſeiner Zeit kaum zutraut, ſo vieles wohlthätig und weiſe einrichtete, was noch jetzt Bewunderung erregt.

Größer war Karls Wirkungskreis, und größer ſind die Folgen ſeiner Thaten und ſeiner Einrichtungen für ganz Europa geweſen. Wie viel auch von ſeinem kriegeriſchen Ruhme ſeinen Vorgängern gebühren mag, ein großer und heller Verſtand iſt in allen ihm eignen Anordnungen bis auf die zur Verwaltung ſeiner Güter ſichtbar. Als Geſetzgeber verdient er vielleicht am meiſten Bewunderung, und hat als ſolcher auf Jahrhunderte hinaus gewirkt. Er iſt als der Stifter der ſtändiſchen Verfaſſung und Staatseinrichtung der geſammten mittleren bis auf die neueren Zeiten herab zu betrachten. Von ihm iſt der Begriff des Kaiſerthums im Sinne des Mittelalters wie der der Chriſtenheit, oder eines kirchlichen Vereins aller abendländiſchen Nationen ausgegangen. Der Einfluß, den Karl als Geſetzgeber auf ganz Europa ſeit einem Jahrtauſend gehabt, iſt ſo wichtig, daß er eine eigne Betrachtung erfordert. Zuvor verweilen wir noch einen Augenblick

bei ſeinem Zeitalter, und bei dem, was er für die wiſſenſchaftliche und geiſtige Bildung desſelben that.

Die Aufmerkſamkeit, welche er allen Denkmahlen und Ueberbleibſeln der alten Kunſt in Italien ſchenkte, die Freundſchaft, in welcher er mit dem gelehrten Engländer Alcuin lebte, die Geſellſchaft, zu der er ſich mit ihm und einigen andern ähnlichen Männern vereinte, wo er ſelbſt den Nahmen des Königs David, ein andrer den des Homer annahm, können nicht umhin, unſer Urtheil günſtig für ihn zu ſtimmen. Die lateiniſchen Schulen, die er überall, ſo viel als die damahligen Umſtände es erlaubten, ſtiftete, dienten dazu, was an Kenntniſſen von den ältern Völkern an ſein Zeitalter gekommen war, zu erhalten und allgemeiner zu verbreiten. Seine Bemühungen aber, die vaterländiſche deutſche Sprache und Dichtkunſt aus der Vergeſſenheit hervor zu ziehen, und neu zu beleben, ziehen unſre Wißbegierde um ſo mehr auf ſich, je mehr die Urkunden von dem, was er in dieſer Hinſicht geleiſtet, verloren gegangen ſind. Was würde man nicht darum geben, jene altdeutſchen Lieder noch zu beſitzen, die er nach dem, was uns gemeldet wird, ſo wie einſt Lykurg und Piſiſtratus die Geſänge des Homer ſammelte, und die ſchon ſo manche Wünſche und Unterſuchung erregt haben. Es iſt dieſer Umſtand für die Geſchichte des deutſchen Geiſtes ſo wichtig, daß ich glaube, etwas dabei verweilen zu müſſen, um durch einige Bemerkungen wenigſtens genauer zu beſtimmen, was wir uns unter dieſen von Karl, oder auf Karls Befehl geſammelten deutſchen Liedern für einen Begriff zu machen haben, und in wie fern dieſelben durchaus untergegangen ſeien, oder noch auf die ſpätern Sagen und Zeiten einen Einfluß gehabt, und ſich vielleicht wenigſtens einen Theil ihres Inhalts nach erhalten haben. Karls des Großen Beförderung der deutſchen Sprache und Dichtkunſt iſt wie ein feſter Standort, von wo aus ſich der damahlige Zuſtand der geiſtigen Cultur überſchauen und beurtheilen läßt. Die Thatſache ſelbſt, durch glaubwürdige Zeugen gemeldet, daß er altdeutſche Lieder geſammelt, eine deutſche Sprachlehre ſelbſt entworfen, oder entwerfen laſſen, darf um ſo weniger in Zweifel gezogen werden, da überhaupt die ganze Familie Karls von

niederdeutſcher Abſtammung, in jenen Gegenden vorzüglich anſäſſig war. Wenn die ſpätern Könige der ältern Dynaſtie mit andern römiſchen Sitten auch die verderbte römiſche Sprache angenommen haben mögen, ſo haben wir dagegen die ausdrücklichſten Zeugniſſe dafür, daß an dem Hofe der Karolinger nicht die neulateiniſche, ſondern die fränkiſche, von der ſächſiſchen in England nicht weſentlich verſchiedene Sprache die herrſchende war. Karls Vorliebe für Deutſchland ergiebt ſich ſchon aus der Wahl ſeiner Wohnorte, aus der Lage der von ihm angelegten Hauptſtädte und Schlöſſer, ſelbſt aus der Richtung ſeiner Eroberungen, die er hier am weiteſten und am eifrigſten verfolgte. Man kann überhaupt das Emporkommen der Dynaſtie der Karolinger als eine natürliche Gegenwirkung anſehen, da unter ihnen, und durch ſie die urſprünglich fränkiſche Sitte, Verfaſſung, und mit dieſen auch die Sprache wieder mehr empor kamen.

Es giebt mehrere Spuren und Beweiſe, daß in der Zeit Karls und ſeiner nächſten Nachfolger, deutſche Poeſie und Sprache vielfach angebaut und neu belebt worden. Die ſpätern Gedichte der folgenden Jahrhunderte erwähnen nicht ſelten der alten, zu ihrer Zeit noch in Menge vorhandenen Heldenlieder. Wie verbreitet dieſe Lieder noch waren, kann uns der Umſtand beweiſen, daß Karls Sohn, Ludwig der Fromme, dieſe Lieder in der Jugend geliebt zu haben, aus mißverſtandner Gewiſſenhaftigkeit ſich zum Vorwurf machte; daß man es für nothwendig hielt, den Kloſterfrauen die vaterländiſchen Wynelieder zu unterſagen. Wyne heißt Freundſchaft, und hat man dieſem Verbothe nach darunter ſolche zu verſtehen, die ſpäterhin Minnelieder genannt wurden. Noch beſitzen wir ein in der Sprache ſehr merkwürdiges und dichteriſches Denkmahl aus der karolingiſchen Zeit in Ottfrieds Heldengedicht vom Heilande nach den Evangelien. Da die Abſicht des frommen Mannes ganz unverkennbar die war, durch die dichteriſche Weiſe, worin er die Geſchichte Chriſti vortrug, die alten vaterländiſchen, dem Chriſtenthume nicht ſo angemeſſenen Lieder zu erſetzen und zu verdrängen, ſo darf man wohl annehmen, daß er dieſelbe Form derjenigen Lieder, die er verdrängen wollte, in ſeinen Liedern ange-

nommen haben wird, um ſo mehr, da dieſe Form ganz dieſelbe iſt, die wir in dem ſchönen Siegesliede eines karolingiſchen Königs Ludwig über die Normannen finden. Dieſer Einfluß des Chriſtenthums, dieſe ſtete Hinſicht auf dasſelbe, auch in allem was für Sprache und Dichtkunſt geſchah, iſt bemerkenswerth, um uns einen richtigen Begriff davon zu machen, in welchem Sinne Karl der Große altdeutſche Lieder ſammeln ließ, und welche Lieder das ſein konnten. Für die frühe Ausbildung der deutſchen Sprache iſt es immer ein ſchöner Beweis, daß manche theologiſche und philoſophiſche Schriften der Alten zu einer Zeit in deutſcher Sprache überſetzt und vorhanden waren, da die italieniſche, franzöſiſche, überhaupt alle aus der römiſchen abgeleiteten Sprachen noch in einem barbariſchen Mittelzuſtande, zwiſchen der römiſchen Form, die nun ganz verdorben, und der neuen, die noch ganz ungeſtaltet war, ſchwebten, und eigentlich als beſtimmte und eigenthümliche Sprachen noch gar nicht vorhanden waren. Unter manchen andern chriſtlichen Schriften in deutſcher Sprache aus der karolingiſchen Zeit iſt auch ein, für die neu bekehrten Sachſen beſtimmtes, deutſches Unterrichtsbüchlein vorhanden, in welchem ausdrücklich die Frage enthalten iſt: Entſageſt du dem Wodan und der Sachſen Odin? — Wie kann man alſo glauben, daß Karl bei ſolchen Geſinnungen die Lieder der alten deutſchen Dichter aus der heidniſchen Zeit, die wir irriger Weiſe Barden nennen, habe ſammeln laſſen? Etwa ſolche, wie die altſchwediſchen und däniſchen vom Odin, den die Sachſen auf dem Harz mit Gelübden um Hülfe gegen Karls ſiegreiche Waffen anriefen? und den ſie, als ſie überwunden waren, abſchwören mußten? Sollten ja zu dieſer Zeit noch in der mündlichen Ueberlieferung Sagen und Geſänge vom Herrmann vorhanden geweſen ſein, ſo waren ſie gewiß mit heidniſcher Götterlehre allzu ſehr verwebt, als daß ſie ein andres Schickſal als jene hätten haben können. Heldenlieder waren es indeſſen, dem ganzen Zuſammenhange der Angaben nach unſtreitig, die Karl ſammeln ließ; nur aus den heidniſchen Zeiten dürfen wir nicht erwarten, daß ſie geweſen ſeien. Daß ſich bei den ſo ſchnell zum Chriſtenthum bekehrten Franken, in dem römiſchen Gallien

eine eigenthümliche Poeſie entwickelt habe, iſt nicht wahrſcheinlich: wenigſtens findet ſich während der ganzen Dynaſtie der Merovinger keine Spur davon. Wenn es alſo weder altgermaniſche, heidniſche, noch auch national-fränkiſche Volksgeſänge waren, was bleibt übrig, als auf jene gothiſchen Heldenlieder zu ſchließen, von deren Vorhandenſein auch außerdem ſo viele urkundliche Beweiſe reden, und die ſich, obgleich in ſpätern Bearbeitungen des dreizehnten Jahrhunderts, bis auf uns erhalten haben? Dieſelben Heldenſagen, die den Attila und die letzten burgundiſchen Könige, den gothiſchen Theodorich und Odoaker, beſingen, dieſe unſchätzbaren Denkmahle deutſcher Sprache und deutſchen Dichtergeiſtes, die unter den Nahmen des Nibelungen Liedes und des Heldenbuches noch vorhanden ſind; Denkmahle, die Bodmer zuerſt der Vergeſſenheit zu entreißen ſtrebte, Leſſing kritiſch zu erforſchen und zu verſtehen bemüht war, deren hohen Werth und hiſtoriſche Wichtigkeit Johann v. Müller vollkommen erkannte, ſind aus dieſen uralten Quellen gefloſſen; Gedichte, die in ihrer ſchönen Einfalt und heroiſchen Kraft dem unerreichbaren Homer näher ſtehen, als alle erkünſtelte Nachahmungen. Nicht als ob ſich dieſe Heldenlieder in der Form erhalten hätten, wie ſie zu Karls des Großen Zeit vorhanden geweſen ſein mögen; aber die Sagen die dieſen Gedichten zum Grunde liegen, Lieder dieſes Inhalts aus der gothiſchen Heldengeſchichte waren es unbezweifelt, die Karl ſammeln ließ. Glücklich genug, daß ſich wenigſtens ein Nachhall von einigen erhalten hat, während viele andre für immer untergegangen ſein mögen.

Ueber die gothiſche Heldenſage noch einiges zu erinnern und nachzutragen wird hier der ſchicklichſte Ort ſein.

Die von den Gothen geſtifteten Reiche waren von keiner Dauer; ihr Ruhm aber und ihr Andenken erhielt ſich lange bei den deutſchen Völkern, nicht nur in den Geſchichtsbüchern, ſondern auch in Sagen und Dichtungen. Die kühnen Unternehmungen, die unerwarteten Umwälzungen und großen Schickſale, welche die Geſchichte der Gothen von der Stiftung ihres gro-

ßen Reichs, das ſich vom ſchwarzen Meere bis tief in das innere Deutſchland erſtreckte, und von der Verbreitung im römiſchen Reiche bis zu ihrem Untergange auszeichnen, ſcheinen der Einbildungskraft einen neuen Schwung gegeben, und die allen deutſchen Völkern eigne Liebe zur Dichtkunſt mit erhöhter Kraft belebt zu haben. Die nordiſche Götterlehre erhielt ſich nur bei den ſtammverwandten Gothen in Schweden, nachdem die ſüdlichen Gothen alle das Chriſtenthum angenommen hatten. Wenn aber auch die Nahmen der alten Götter verſchwanden, ſo blieben doch die Dichtungen von Geiſtern und Wundern, und das heroiſche Leben ſelbſt gab Stoff genug zu Heldengedichten. Es kommt bei den Gegenſtänden der Poeſie nicht darauf an, ob ſie gegenwärtig oder vergangen ſind; wenn nur in einem Leben, in einem Zeitalter im Ganzen mehr die Fantaſie herrſcht als der Verſtand, ſo ſind ſie gleich und noch in der Gegenwart geeignet, auch zu ihrer Beſchreibung mehr die Fantaſie als den Verſtand aufzuregen, dichteriſche Sagen und Darſtellungen zu veranlaſſen. Wenn es uns auch der Geſchichtſchreiber der Gothen, Jornandes nicht ſelbſt ſagte, daß ein großer Theil ſeines Werks nur aus gothiſchen Heldenliedern gezogen, aus ihnen in lateiniſche Proſa übertragen ſei, ſo würden wir es aus der ganzen Art und Weiſe ſeiner Schrift hinreichend abnehmen können. Daher es unzweckmäßig iſt, ſo viel kritiſchen Tadel an ſein Werk zu verſchwenden, welches vielmehr, wenn man es nur für das nimmt, was es iſt, als eines der ſchätzbarſten Denkmahle und Ueberbleibſel alter Heldenſagen des deutſchen Alterthums erſcheint. Beſonders ſcheint der zwar furchtbare, aber doch für die Einbildungskraft ergreifende Lebenslauf Attila's den Heldenliedern reichen Stoff gegeben zu haben. Noch iſt ein altes lateiniſches Gedicht von der Rache ſeiner letzten burgundiſchen Braut vorhanden, wie denn in dieſem Zeitalter, und während des ganzen Mittelalters Sagen und Dichtungen aus der Volksſprache, ſehr häufig in die allgemeiner verbreitete Schrift und Bücherſprache, die lateiniſche übertragen worden ſind. Auch in ungariſchen Chroniken hat ſich manches von Attila erhalten, was mehr der Sage als der Geſchichte angehört, und mit den deutſchen Heldenfabeln

zuſammenhängt; andrer Bruchſtücke nicht zu gedenken. Es iſt alſo nicht bloße Vermuthung, daß dem Nibelungen Liede und dem Heldenbuche ältere gothiſche Lieder zum Grunde lagen, ſondern es wird durch Zeugniſſe und Ueberbleibſel mannichfacher Art beſtätigt und beurkundet.

Das älteſte Denkmahl der deutſchen Sprache, welches wir noch gegenwärtig beſitzen, die bekannte dem Ulfilas zugeſchriebene gothiſche Ueberſetzung der Evangelien iſt aus dieſer Zeit. Ueberſetzungen der heiligen Schrift, beſonders der Evangelien, ſind die älteſten Denkmahle faſt aller neueren Sprachen, beſonders der deutſchen Mundarten; der Meinung derer ganz entgegen, welche glauben, man habe die heilige Schrift im Mittelalter dem Volke zu entziehen geſucht. Für die Kenntniß der Sitten, und der Geſchichte des Geiſtes würde uns ein Heldengedicht, worin etwa das Unglück des alten Ermanarich, die kühnen Heerzüge ſo mancher andern Fürſten, die Chronik des alten königlichen Hauſes der Amaler beſungen wären, belehrender und willkommener ſein, als dieſe Ueberſetzungen. Aber auch ſo iſt es ein wichtiges Denkmahl. Iſt ja doch die Sprache das treueſte und beſte Abbild der Denkart, des Geiſtes, und der Stufe ſeiner Ausbildung. Wenn wir nun dieſe gothiſche Sprache, nach einigen Urkunden ganz dieſelbe wie die der Oſtgothen in Italien, genau betrachten, wenn wir, nachdem das Fremdartige des erſten Anblicks verſchwunden iſt, einige Einmiſchungen abgerechnet, darin die Grundlage unſrer jetzigen Sprache deutlich erkennen, wenn wir in der Bedeutung, Verbindung und Ableitung der Worte, dem ſchönen einfachen Bau der grammatiſchen Formen, und in den Wurzeln eine auffallende, mehr als zufällige Aehnlichkeit mit den ſchönſten und gebildetſten Sprachen Europas und Aſiens, mit der griechiſchen, der perſiſchen und indiſchen gewahr werden, ſo kann es uns ſchwerlich mehr einfallen, die alten Deutſchen mit amerikaniſchen Wilden oder Kaffern in eine Reihe zu ſtellen, um ſo weniger, da wir in unſerm Zeitalter genaue Beſchreibungen und Kenntniſſe von den Sprachen der Wilden genug beſitzen, um den Vergleich anſtellen, und uns überzeugen zu können, wie groß der Unterſchied ſei. Man hat darüber geſtritten, ob

dieſes gothiſche Denkmahl der ſchwediſchen Sprache und Alterthumskunde, oder der deutſchen angehöre? Eine Frage, die im gewiſſen Sinne unbeantwortlich iſt. Die ſchwediſche, und überhaupt die ſkandinaviſche Nation und Sprache, und die deutſche, waren urſprünglich eine und dieſelbe. Jenes Denkmahl fällt gerade in die Zeit, da die deutſche Nation in ſüdlichere Wohnſitze einwandernd, ſich von dem ganzen Stamme abſonderte, und dieß hat die Entſtehung und Abſonderung der deutſchen Sprache veranlaßt, welche, wenn ich ſo ſagen darf, zugleich eine Schweſter und eine Tochter der ſkandinaviſchen oder altſchwediſchen iſt. Dieſes iſt ſo zu verſtehen. Unſre deutſche Sprache iſt bekanntlich aus zwei ſehr verſchiedenen Mundarten gemiſcht, der oberdeutſchen und der niederdeutſchen. Die letzte, die im nördlichen Deutſchlande auf dem Lande als Sprache des gemeinen Volks noch herrſcht, aber ſeit mehreren Jahrhunderten nicht mehr angebaut und ausgebildet wird, iſt nach dem Urtheile aller Sprachforſcher die ältere, urſprünglichere Mundart. Nur Ein Zweig dieſer weit verbreiteten Mundart, die holländiſche Sprache, hat auch in neueren Zeiten eine höhere und eigenthümliche Ausbildung erhalten. Die genaue Verwandtſchaft des Niederdeutſchen mit der ſkandinaviſchen oder altſchwediſchen Sprache iſt bekannt, und beſonders in den ältern Denkmahlen, wie in den angelſächſiſchen, in den reiner erhaltenen Mundarten, wie der frieſiſchen, auffallend ſichtbar. Die niederdeutſche Mundart iſt eine Schweſter der ſkandinaviſchen oder altſchwediſchen Sprache; die ſüd- und oberdeutſche Mundart aber iſt ſpätern Urſprungs, nicht eine Schweſter, ſondern eine Tochter der altſchwediſchen. Große Wanderungen, neue Wohnſitze, ein neuer Himmelsſtrich, und eine damit verbundene Veränderung aller Lebensverhältniſſe ſind es, die auch in der Sprache eine ſo große Veränderung hervorbringen, daß neue Mundarten entſtehen. Als die Schwaben und Schweizer aus ihren frühern Wohnſitzen an der Oſtſee, in dem weſtſüdlichen Deutſchland ſich niederließen, wie andre gothiſche Völker in dem öſtlichen Theile des ſüdlichen Deutſchlands, da fing die deutſche Sprache an, als eine eigne, von der ſkandinaviſchen abgeſonderte Mundart zu entſtehen, und die Einmiſchung vieler fremden, be-

sonders römischer Wörter gab ihr noch mehr Eigenthümliches. Die allgemein gebildete deutsche Schriftsprache, die wir die hochdeutsche nennen, ist nicht eine Mundart, sondern vielmehr aus einer Vermischung und gegenseitigen Milderung der beiden Mundarten entstanden.

Schon haben wir eines großen Nahmens erwähnt, der zu wichtig in der alten deutschen und nordischen Geschichte ist, als daß wir ihn mit Stillschweigen übergehen könnten. Die ganze nordische Sage und Götterlehre geht, wie bekannt, vom Odin aus. Wiewohl nun Odin, vergöttert wie er späterhin ward, in der Sage als eine fabelhafte Person erscheint, so ist es dennoch unläugbar gewiß, daß er eine wahrhaft historische Person war, und daß er in dem Zustande eines großen Theils der deutschen Nation, und im ganzen Norden eine große Revolution bewirkt habe. Nicht bloß die älteste Dynastie der dänischen und der schwedischen Könige, der Skioldunger und Inglinger werden vom Odin hergeleitet, sondern auch die schon christlich gewordenen Könige der Angelsachsen in Britannien leiteten ihre Abstammung von ihm her. Diese von einander ganz unabhängigen Ueberlieferungen weisen beide dem Odin seinen ersten Sitz in Sachsen an; da sei er König gewesen, und erst von da alsdann nach dem Norden gegangen, Sigtuna zu erbauen, und sein Reich in Schweden zu stiften. Legt man diesen verschiedenen Stammtafeln eine auf die mittlere Lebensdauer gegründete Berechnung unter, so stimmen sie auch darin überein, daß Odin erst ziemlich spät, im dritten oder gar im vierten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung lebte. Wenn spätere isländische Schriftsteller, die schon mit der Geschichte der Römer bekannt waren, ihn aus Asien vom Kaukasus erst nach Sachsen kommen lassen, und diese Begebenheit in die Zeit des Mithridates versetzen, so kann man darin nur einen mißlungenen Versuch sehen, die nordischen Sagen an die römische Geschichte anzuknüpfen. Für die erste Einwanderung der Deutschen ist dieß viel zu spät, für den wirklichen Odin aber, zufolge jener Geschlechtsverzeichnisse, zu früh. — Der historischen Wahrscheinlichkeit nach war Odin ein Held und König im nördlichen Deutsch-

land, zugleich auch, wie die Sage ausdrücklich erwähnt, ein Dichter, und gleich wie Mahomed durch die Kraft seiner Beredsamkeit und seines Schwertes, so auch er im Norden als Seher und Held durch die Kraft der Dichtkunst der Stifter, wo nicht einer neuen, doch einer vielfach veränderten und umgestalteten Götterlehre und Götterdienstes. Desto begreiflicher ist es, daß er selbst vergöttert worden; daß er aber mit dem höchsten Gotte der alten Deutschen, mit dem Wodan, völlig verwechselt ward, kann erst spät geschehen sein, da er in dem christlichen Lehrbuche für die neubekehrten Sachsen unter Karl dem Großen ausdrücklich vom Wodan unterschieden, so wie er da auch, als dem Sachsenvolke zunächst angehörend bezeichnet wird. Worin Odins Götterlehre, die sich in Schweden noch so lange gegen das eindringende Christenthum erhalten hat, von der ältern deutschen verschieden gewesen sei, ist schwer zu bestimmen. Im Ganzen sehen wir in den beiden noch vorhandenen mythologischen Sammlungen der Isländer dieselbe Verehrung der Naturgeister und ersten Naturkräfte, die auch in dem frühern Glauben des Nordens herrschend war. Doch so geistig bedeutend mochte die Verehrung des Wassers, des Feuers und der Naturgeister wohl bei den ältern Deutschen nicht sein. Daß Odin auch im einzelnen nicht alles verändert habe, ist um so gewisser wegen der sonderbaren Uebereinstimmung mancher einzelnen Züge mit den asiatischen Sagen und Vorstellungen der alten Perser und der Indier. Am auffallendsten in der Odin'schen Götterlehre ist die Sage und der Begriff vom Balder und seinem Tode. Dieser schöne jugendliche Gott, den man dem Apollo vergleichen kann, ist durch ein unvermeidliches Verhängniß dem Tode bestimmt; alle guten Götter und Geister sind bemüht, ihn zu retten; er scheint gerettet, als ein Zufall alles stört, und er dem bestimmten Verhängnisse nicht weiter entrinnen kann. Die Klage um Balders Tod ist eins der Hauptstücke der Odin'schen Götterlehre, und erinnert an die Klage um den seiner Venus entrissenen Adonis, und an die geheimnißvolle Todtenfeier des Osiris. So erinnert Thors plumpe Riesenkraft an den Herkules der Griechen, Loke's feindlich wirkende Arglist an den

Ahriman der Perſer. — Wenn uns die ſpätere Edda des Sturleſon eine kurze, aber vollſtändige Ueberſicht der ganzen Odin'ſchen Götterlehre giebt, ſo kann uns die frühere aus einzelnen abgeriſſenen Liedern beſtehende des Saemund in ihrem räthſelhaft begeiſterten prophetiſchen Ton vielleicht auch in der Form, einen Nachhall geben, von den Liedern der Seher oder Seherinnen, von denen die geheiligten Wälder des deutſchen Nordens oft erſchollen.

Eben ſo viel, oder noch mehr als durch das Sammeln der alten gothiſchen Lieder, hat Karl durch ſein Leben ſelbſt auf die Poeſie und auf die Einbildungskraft der neuern Nationen überhaupt gewirkt. Wie große, alles verändernde Weltbegebenheiten, wo die Fantaſie noch rege iſt, meiſtens auch eine neue Epoche in der allgemeinen Denkart, in den Sagen und Dichtungen herbeiführen, ſo iſt er ſelbſt, während es doch gleichzeitige und wahrhafte Geſchichtſchreiber von ihm gab, auf eine ſeltſame Weiſe nicht gar lange nach ſeiner Zeit ein Gegenſtand der Poeſie, und zur Fabel geworden. Auffallend iſt es, daß er ſelbſt in dieſen ihrem erſten Urſprunge nach ziemlich alten Rittergedichten, deren Gegenſtand er iſt, eine ſo untergeordnete und faſt unthätige Rolle ſpielt. Die Normänner, deren romantiſcher Geiſt erſt Karls Geſchichte zur Dichtung umbildete, dachten ſich, ſcheint es, den thätigen Helden ſo, wie ſie ſeine Nachfolger fanden; geehrt, prachtvoll und wohlwollend, aber wenig ſelbſtherrſchend, etwa wie einen Sultan des Morgenlandes.

Daß Karls des Großen Frankenreich von ſo kurzer Dauer war, davon laſſen ſich viele Gründe angeben. Was durch den Geiſt und die Kraft eines außerordentlichen Mannes nur gewaltſam zuſammen gehalten ward, fiel aus einander, ſobald die ſtarke Hand nicht mehr da war, die das Ganze zuſammenhielt. Die Schwäche der Nachfolger allein war es indeſſen nicht, was den Verfall und die Auflöſung des Reichs verurſachte. Mehrere derſelben waren noch ausgezeichnet durch Tapferkeit und Verſtand; auch haben die Reichstheilungen, und damit verknüpften Zwiſtigkeiten nie ſolche Gräuel unter ihnen veranlaßt, wie bei der Dynaſtie der Merovinger. Im Ganzen blieben immer dieſelben guten und heilſamen

Grundsätze der Staats- und der Lebenseinrichtung unter den Nachfolgern herrschend, wie unter Karl dem Großen selbst. Auch der Andrang der feindlichen Völker allein war nicht Ursache des Untergangs, denn sobald nur kein innerer Krieg war, und sobald die Regierung nur einige Kraft hatte, vermochten weder die Normänner gegen das einzelne Frankreich, noch die Ungarn gegen Deutschland viel, geschweige denn daß sie das ganze Reich zu zerstören, mächtig genug gewesen wären. Was die Theilung des Reichs betrifft, hat man sich gewundert, daß selbst Karl der Große, dem man sonst so viele richtige und tiefe Politik zutraut, sie angeordnet hatte, da nur durch den Tod der andern Söhne Ludwig dem Frommen das ganze Reich anheim fiel. Es ist Grund genug vorhanden, anzunehmen, daß dieß nicht ganz von seiner Wahl abhing, weil es verfassungsmäßig, und alte fränkische Sitte war, die mit dem Lehenswesen zusammen hing. Merkwürdig ist wenigstens, daß sich bei den Gothen, die das Lehenswesen, welches bei den Franken vorherrschend war, wenig gekannt zu haben scheinen, auch die Theilungen nicht finden. Bei der Lehenseinrichtung konnte der jüngere Königssohn, dem die Liebe des Vaters auch nur einige Reichthümer vergönnte, wenn er tapfer, freigebig und von hohem Geiste war, leicht durch den Anhang seiner Getreuen zu solchem Ansehen und solcher Macht gelangen, daß man ihm wohl geben mußte, was er sonst mit Gewalt zu nehmen versucht, und dadurch Kriege veranlaßt haben würde, welche selbst durch die gesetzliche Theilung nicht immer vermieden wurden. Der Hauptgrund, daß Karls Reich, wie einst Alexanders, nicht lange Zeit nach ihm aus einander fiel, und sich in seine natürlichen Bestandtheile auflöste, lag in seinen Eroberungen selbst. Grade dadurch, daß er das ganze nördliche Deutschland unterworfen und christlich gemacht hatte, war das gesammte Deutschland, durch Sprache, Sitten, alte Verbindung und Verfassung ohnehin Eins, eine sehr große Macht geworden. Dieses mächtige Ganze konnte nicht ferner, wie es früher mit einigen Provinzen der Fall war, abhängig vom entfernten Herrscher bleiben. Deutschlands überwiegende Stärke zeigte sich auch darin, daß

nach einigem Schwanken und mehrmahls erfolgten Veränderungen und Theilungen, das ſchöne rheiniſche Mittelland, des alten Lothringens nördlicher Theil endlich ganz bei den Deutſchen blieb, der ſüdliche Theil desſelben aber unter dem alten Nahmen Burgund, ein eigenes neues Königreich wurde, welches in ſpäterer Zeit auch dem deutſchen Staatskörper einverleibt ward. Dieſen reichen, zur Cultur ſo herrlich gelegenen Erdſtrich, Burgund, Lothringen, die Rheinländer und die Niederlande hatte Karl, wie es ſcheint, zum Mittel- und Hauptlande des ganzen Reichs auch für die folgenden Zeiten beſtimmt; er hätte es werden können, wenn die Nationen und die Herrſcher eins geweſen wären.

Selbſt Italien fühlte ſich ſtark genug, nachdem die longobardiſche Herrſchaft durch Karl zerſtört worden, der griechiſche Einfluß ganz ohnmächtig, und es nach Hinwegräumung ſo mancher kleinen Theilungen mehr Eins geworden war, unabhängig ſein zu wollen, wenn gleich es den Willen nicht zu behaupten vermochte. — Nächſt Italien war Frankreich am meiſten geſchwächt, wovon der Grund in dem frühern Verderben lag. Die ſichtbare Stärke dagegen, mit welcher Deutſchland ſo ſchnell nach Karls Tode auftritt, läßt vermuthen, daß der Wachsthum dieſer Stärke ſich ſchon früher gezeigt habe, und macht es noch begreiflicher, daß Karl einen ſo großen Werth auf Deutſchland legte, hier ſeine Herrſchaft mehr als irgendwo ſonſt zu erweitern und zu behaupten ſtrebte.

In einem allgemeinen Gemählde ganzer Zeitalter und großer Weltbegebenheiten, dürfen nur diejenigen Charaktere eine Stelle finden, welche Epoche gemacht, die Welt verändert haben, und deren Leben uns eine Welt, ein ganzes Zeitalter darſtellt. Solcher Charaktere finden ſich unter den Nachkommen Karls des Großen weiter nicht, ihre Schickſale und Streitigkeiten, die mancherlei Trennungen und Wiedervereinigungen Frankreichs und Deutſchlands füllen am Ende nur den leeren Zwiſchenraum aus, zwiſchen Karl und der völligen Abſonderung Deutſchlands, da es durch freie Wahl ſich ſelbſt einen König gebend, als eignes ſelbſtſtändiges Reich auftrat, und bald den Gipfel der Macht

erreichte. Nun kam jene, in frühern Zeiten oft vergeblich geſuchte große National-Einheit aller deutſchen Völker zu Stande. In dieſem Zeitraum, von dem durch Wahl der ganzen Nation auf den Thron erhobnen Könige Konrad, bis auf Kaiſer Rudolph den Erſten, war Deutſchland der mächtigſte Staat in Europa, und kaum wird ſich in der Geſchichte ein andres Beiſpiel auffinden laſſen, daß auf irgend einem Throne eine ſolche faſt ununterbrochene Reihe kraftvoller Helden und großer Herrſcher auf einander gefolgt wäre, als in dieſem großen, freien, und während eines Zeitraums auch feſt verbundenen Wahlreiche.

# Sechste und siebente Vorlesung.

Das Reich, welches Karl der Große als Eroberer gegründet, ist nicht von Dauer gewesen; ungleich wichtiger für die Weltgeschichte ist er als Gesetzgeber geworden. Was er in dieser Hinsicht für Frankreich insbesondere gethan, indem er die alte fränkische Verfassung wieder herzustellen, den Heerbann aufrecht zu erhalten, der Uebermacht des Dienstadels durch Gesetze wider die Erblichkeit entgegen zu arbeiten, indem er mit einem Worte den Adel, die Grundkraft des Staats, so viel es bei den veränderten Umständen möglich war, wieder auf seine ursprüngliche Bestimmung zurückzuführen strebte; das ist für die ganze Folgezeit minder wichtig, weil sich alle diese Verhältnisse doch nachher mannichfach anders bestimmten, und weil die Einrichtungen, die Karl in dieser Hinsicht traf, nur für seine Lebenszeit, oder höchstens für die kurze Zeit seiner Dynastie in Wirkung blieben. Gesetzgeber aber für alle folgende Zeiten, und für das ganze abendländische Europa ist er besonders durch die Art geworden, wie er das Verhältniß zwischen dem Staate und der Kirche bestimmte, und ein Band zwischen beiden knüpfte, welches Jahrhunderte hindurch die Grundlage der Verfassung gewesen, und selbst, nachdem es zum Theil verändert worden, doch bis auf die neuesten Zeiten von der wesentlichsten Wirkung geblieben ist. Die ständische Verfassung und

Staatseinrichtung des Mittelalters gewinnt mit Karl dem Großen zuerst eine bestimmtere Gestalt, und der Begriff eines christlichen Vereins aller abendländischen Nationen tritt sichtbar und deutlich als das Ziel hervor, worauf das ganze Streben des damahligen Zeitgeistes gerichtet war. Schon unter Karls Vorgängern fand eine stete Beziehung und Verbindung zwischen der königlichen Gewalt und der Kirche Statt. Eine ständische Macht hatten die Bischöfe schon unter den frühern fränkischen Königen; gleich den Herzogen und Grafen nahmen sie Antheil an den Staatsgeschäften und Staatsberathschlagungen, hatten Sitz und Stimme in den Reichsversammlungen; aber vorzüglich durch Karl ward alles das anerkannter Grundsatz und Verfassung, und erhielt eine festere Gestalt. Durch ihn ist die Geistlichkeit ein Stand geworden, der nun als ein zweites Glied des Staatskörpers dem Adel das Gegengewicht halten konnte. Bei den Römern hatte sich die christliche Kirche ganz unabhängig von dem Staate, ganz getrennt von ihm entwickelt, war in ihrer innern Einrichtung schon ganz ausgebildet, als sie herrschend ward; daher blieb Kirche und Staat, das Christenthum und das öffentliche Leben auch unter den christlichen Kaisern sehr getrennt, einige Einmischungen der Willkühr abgerechnet. — Anders war es bei den Deutschen; bei ihnen war, als sie noch ihrer alten Götterlehre anhingen, kein abgesondertes Priesterthum gewesen, sondern die priesterlichen Rechte und Verrichtungen mit der Staatsgewalt, und den übrigen Volksangelegenheiten völlig eins und vermischt. Der Umstand, den Tacitus ausdrücklich bezeugt, daß der Priester der Nation von dem versammelten Volke gewählt worden sei, so wie der Einfluß, welchen das Priesterthum hinwiederum auf die Nationalgerichtsbarkeit und auf alle Nationalangelegenheiten hatte, geben dieß hinreichend zu erkennen. Daher erklärt sich sehr leicht eine gewisse Vermengung des Geistlichen und des Weltlichen, die bei den christlich gewordenen Deutschen Statt fand; treuherzig nahmen sie das Christenthum in ihr ganzes Nationalleben mit auf, verstatteten ihm einen großen Einfluß auf dasselbe.

So sehr auch das Christenthum für alle Nationen bestimmt

war und ist, so hat doch eine jede der Nationen, die es zuerst annahmen, in der Art der Annahme, und in dem Gebrauche ihren besondern Charakter gezeigt. Den Aegypter führte ein angestammter Tiefsinn und Schwermuth als Einsiedler in rauhe Wüsten. Die Griechen trugen den ihnen so ganz eignen dialektischen Scharfsinn in die Religion über, früh genug auch die damit verbundne Streitsucht. Die Römer, deren Sinn mehr praktisch war, wußten die für die Geheimnisse des Christenthums wesentlichen Gebräuche zu einem würdigen Ganzen auch für das Aeußere auf das Schönste zu ordnen, und wie jede Gesellschaft bestimmte Gesetze erheischt, so dergleichen nothwendige Lebensregeln für die größeren oder kleineren kirchlichen und christlichen Vereine mit Einsicht zu entwerfen. Die Deutschen endlich haben für den christlichen Glauben, nachdem sie ihn einmahl angenommen hatten, erstens gegen die fanatischen Feinde desselben als gute Ritter gekämpft, sodann aber das Christenthum nicht als eine abgesonderte Sorge für die Ewigkeit von dem Leben getrennt, sondern im vollen herzlichen Gefühl des unschätzbaren Gutes, das ihnen zu Theil geworden, auch das ganze häusliche und öffentliche Leben christlich eingerichtet, und auf die Kirche bezogen und gegründet. Die Wirkungen davon zeigen sich schon früh, und von der daher entspringenden Vermischung geistlicher und weltlicher Geschäfte finden sich besonders bei den Franken viele Beispiele.

So wie die Bischöfe an den Reichsversammlungen neben den Herzogen und Grafen Antheil nahmen, so waren auch die Könige, Herzoge und Grafen nicht selten bei den Synoden und Versammlungen der Geistlichen zugegen. Das Christenthum und der Nationalverein, Staat und Kirche waren durchaus verknüpft und verwebt. Karl, der die Geistlichkeit wie den Adel auf seine ursprüngliche Bestimmung zurück zu führen strebte, trennte und bestimmte so weit es sein mochte, die gegenseitigen Gränzen der Geistlichen und Weltlichen, so wie er auch die Bischöfe und den hohen Adel auf den Reichsversammlungen in zwei Kammern abtheilte. Dadurch eben ward die Geistlichkeit ein eigentlicher Stand, ein bestimmtes Glied des ganzen Staatskörpers, mit dem Adel

theils verbunden, theils von ihm geſchieden, bald mit ihm zuſammen wirkend, bald ſeine ausſchließende Wirkſamkeit mannichfach beſchränkend. Zuſammengeſetzter ward nun der innere Bau und die Einrichtung des Staats; um aber dieſe Einrichtung, und die dabei zu Grunde liegenden Gedanken richtig zu beurtheilen, muß man in das ganze Verhältniß und Bedürfniß der damahligen Zeit zurückgehen. Gewiß iſt es, daß der Lehens- und Dienſt-Adel, anfangs die Stütze und das Werkzeug der königlichen Gewalt, ihr ſelbſt nun oft Gefahr drohte; für die ordnungsmäßige und gleichförmige Sicherheit derſelben, war alſo nichts ſo erforderlich und ſo wünſchenswerth, als ein bleibendes Gegengewicht, ein andrer an Macht ihm gewachſener Stand. Der Bürgerſtand war als Stand noch kaum vorhanden, wenigſtens nicht mächtig, nicht entwickelt genug, um gegen den Adel ſchon jetzt ein irgend bedeutendes Gegengewicht bilden zu können. Erſt ſpäter kam der Bürgerſtand zu jenen beiden erſten Ständen als dritter Stand hinzu, und vollendete dadurch die geſammte ſtändiſche Verfaſſung, und ſeine Entwicklung iſt durch den geiſtlichen Stand und deſſen oft von den Vortheilen und der Macht des Adels getrennten, oder gegen denſelben gerichteten Zwecken, nicht wenig befördert und beſchleunigt worden.

Wenn damahls der durch die ſteten Eroberungen und Fehden ganz kriegeriſch gewordene Adel die geſammte Kraft der Nation in ſich zu enthalten ſchien, ſo war der Geiſt, ſo viel davon aus älteren Zeiten noch gerettet war, oder auch neu wieder auflebte, vorzüglich bei dem Lehrſtande zu finden. Er war ja der Aufbewahrer der geſammten römiſch chriſtlichen Kenntniſſe, Literatur und Bildung, deren man ſelbſt für den Staat in unzähligen Fällen bedurfte. Im Gegenſatz gegen dieſen chriſtlich römiſchen Beſtandtheil der Bildung und des Staats in der Geiſtlichkeit, kann der Adel in der damahligen Verfaſſung, als der germaniſche Beſtandtheil betrachtet werden, indem er der Aufbewahrer und Erhalter der urſprünglichen deutſchen Sitten und Grundſätze der Ehre und der Freiheit war. — Der Adel und Kriegsſtand als Inbegriff der Staatskraft, eignete dem beſondern Staate, der beſondern Nation,

welcher er angehörte. Sollten aber die gesammten christlich gesitteten Nationen zu einem größern Vereine, zu einer europäischen Republik verbunden werden, sollte sie alle ein gemeinschaftliches Band umschlingen, so mußte es in jedem einzelnen Staate neben dem nationalen Stande, dem Adel, noch einen andern geben, der mehr auf das größere Ganze des allgemeinen Vereins der christlich gesitteten Nationen gerichtet war, und dieses allgemeine Band thätig und wirksam erhielt. — Wenn Karl der Große (ich nenne ihn, weil er als Gesetzgeber Epoche gemacht hat, obgleich mehrere seiner Vorgänger schon in gleichem Sinne gehandelt haben, manche seiner Einrichtungen von einem oder dem andern seiner Nachfolger weiter entwickelt worden sind), wenn Karl der Große die Staatsverfassung auf diese beiden, in so vielen Rücksichten in der damahligen Zeit sich ergänzenden Stände und Kräfte, und auf ihr gegenseitiges Bedürfniß und ihre lebendige Einwirkung gründete, so ist er desfalls nicht zu tadeln. Karl fühlte sich groß und stark genug, um auch andern freien Spielraum, Macht und Ehre in ihren von der Natur und Vernunft angewiesenen Gränzen zu gönnen. Viele seiner Einrichtungen haben unläugbar keinen andern Zweck, als den, die königliche Macht zu befestigen und zu vermehren; aber wie mehrere seiner Ahnen war auch er ein Mann des Volks. Dem Adel ließ er nicht nur die angestammten Rechte, sondern er suchte auch in diesem Theile des Ganzen, die alte, kraftvolle Verfassung neu zu beleben; die Geistlichkeit erhöhte er besonders, das Bedürfniß seiner Zeit wohl fühlend. — Eine wahrhaft lebendige Kraft beruht nicht auf der Vertilgung alles freien Lebens rund um sich her; vielmehr wird ein Herrscher von starkem Geiste und von großer Seele um so mächtiger sein, je mehr Leben und freie Kraft auch in allen übrigen Theilen des ganzen Staatskörpers ist.

Die wesentliche Bestimmung des geistlichen Standes, Gott den Menschen zu verkündigen, und sie zu ihm zu leiten, ist zu allen Zeiten unwandelbar dieselbe; die äußern Verhältnisse aber des geistlichen Standes, können nicht anders als von den Umständen abhängig sein. Dieß hat man oft übersehen, bei den

Aufforderungen wieder zu den Verhältniſſen der älteſten chriſtlichen Lehrer zurück zu kehren. Wenn die Erziehung als ein vorzüglicher Gegenſtand des geiſtlichen Berufs anerkannt wird, ſo kann die Milderung der Sitten in noch ſehr kriegeriſchen Zeitaltern durch den Anbau des Landes wie des Geiſtes, es kann die Erziehung der Nationen der geiſtlichen Beſtimmung nicht als fremdartig angeſehen werden. Dazu war Macht, Einfluß und Beſitzthum erforderlich. Geldreichthum war damahls verhältnißmäßig ungleich ſeltner, daher war es meiſtens Landeigenthum, woran der geiſtliche Stand reich ward, und was ihn um ſo mehr mit dem Staate verflocht, da die deutſche Staatseinrichtung vorzüglich auf das Landeigenthum ſich gründete. Mehrere Urſachen trugen bei, das Landeigenthum der Geiſtlichen auch im Kleinen zu vermehren, noch außer den größeren Schenkungen der Könige und Fürſten. Es war dieß dem Bedürfniſſe der Zeit angemeſſen, und unter allen Schriftſtellern iſt nur eine Stimme darüber, wie ſehr der Anbau des Landes dadurch gewonnen habe, wie viele rauhere oder noch wüſte Gegenden durch den Fleiß der Klöſter urbar gemacht und in fruchtbare Gefilde verwandelt worden. Wie ſehr auch einzelne Geiſtliche den durch ſo viele Schenkungen angehäuften Reichthum mißbraucht haben mögen; im Ganzen gebührt der Geiſtlichkeit vom neunten bis zum dreizehnten Jahrhunderte jenes Lob. Inſonderheit hat die Geſellſchaft der Benedictiner ſich den doppelten Ruhm in ganz Europa erworben, die beſten Schriften und Kenntniſſe des Alterthums zur Bildung des Geiſtes erhalten und das Land ſelbſt vielfach angebaut und verſchönert zu haben.

Wir dürfen uns die Eigenſchaft eines Beſchützers der Kirche, die man im ganzen Mittelalter als das Weſentliche des Kaiſerthums betrachtete, mit Hinſicht auf jenen auch jetzt wie damahls ſo erwünſchten freien Verein aller geſitteten Staaten und Völker, nur in unſre Sprache überſetzen, um zu ſehen, wie moraliſch und politiſch groß und wichtig dieſe Idee des Kaiſerthums im Sinne des Mittelalters geweſen ſei, ſo wie Karl der Große und die beſſern deutſchen Kaiſer, von Otto dem Großen bis auf Rudolph

von Habsburg, dieſelbe im Geiſte gefaßt und bei ihrem Handeln zum Grunde gelegt haben. Wenn es in der Folge der Zeiten nicht immer gelungen iſt, ein friedliches Verhältniß zwiſchen der Kirche und dem Staate zu erhalten, wenn die deutſchen Kaiſer und der römiſche Stuhl ſich in ihrem Streite oft wechſelsweiſe geſchadet und ihre Macht gegenſeitig zerſtört haben, ſo dürfen wir doch desfalls die große Idee ſelbſt, nach der man ſtrebte, und die außerordentlichen Geiſteskräfte, die ſich in dieſem Streben entwickelten, nicht verkennen. Auch darf nicht vergeſſen werden, daß in den neuern Zeiten, wo man den freien Verein und ein allgemeines rechtliches Verhältniß aller geſitteten Staaten und Völker, nun auf einem ganz andern Wege durch politiſche Kunſt zu erreichen ſtrebte, es dieſer oft eben ſo ſchwer oder unmöglich geblieben iſt, ihr Ziel ganz zu erreichen, als es damahls durch das Kaiſerthum und durch die Macht der Kirche vollkommen gelang.

Nachdem die Biſchöfe auf den Staat ſo vielen Einfluß erhalten hatten, Stände des Reichs geworden waren, mußte natürlich auch der erſte Biſchof der Chriſtenheit in ein anderes Verhältniß zu den Staaten treten; ein Verhältniß, das zwar keinesweges mit ſeiner kirchlichen und geiſtlichen Beſtimmung nothwendig verbunden iſt, aber auch nicht in Widerſpruch mit derſelben ſteht. Von Alters her und ſchon in den erſten Jahrhunderten war der Biſchof von Rom als der erſte und vornehmſte Biſchof der Chriſtenheit anerkannt; d. h. aus dieſer Zeit finden ſich beſtimmte Zeugniſſe des Vorrangs, die auch von proteſtantiſchen Gelehrten anerkannt werden. Die Meinungsverſchiedenheit zwiſchen ihnen und den Katholiſchen beſteht nur darin, daß die Proteſtanten, wenn ſie auch nicht alle annehmen, dieſer Vorrang ſei erſt zu der Zeit entſtanden, da ſich jene unläugbaren Zeugniſſe finden, denſelben doch überhaupt für zufällig entſtanden, für der Religion unweſentlich, oder gar nachtheilig halten; die Katholiſchen hingegen denſelben Vorrang nach der ausdrücklichen Abſicht des Stifters und Heilandes angeordnet, dieſe Einheit ſchon in dem Weſen des Chriſtenthums gegründet finden. Ueber die Ausdehnung der

Rechte, welche dem erſten Biſchofe als ſolchem zukommen, ſind allerdings auch bei katholiſchen Gelehrten verſchiedene Meinungen geweſen. Es mag ſchwer, ja unmöglich ſein, für alle Fälle die Gränzen dieſes Einfluſſes wie weit er gehen ſoll, im voraus ganz genau zu beſtimmen; um ſo mehr, da ein und derſelbe Fall unter verſchiedenen Umſtänden und in verſchiedenen Zeiten eine ganz andere Geſtalt annehmen, ein ganz andrer werden kann. Diejenigen, welche wirklich, und von Herzen die Einheit wollen, werden darüber ſchwerlich jemahls in einen weſentlichen Streit gerathen; ſie werden nie in Zweifel darüber ſein, wo der Mittelpunkt dieſer Einheit ſich befindet. Diejenigen aber, welche Zwietracht oder gewaltſame Eingriffe beabſichtigen, werden jederzeit leicht irgend einen ſcheinbaren Rechtsgrund, unter der unzähligen Menge der ſich darbiethenden frühern Fälle und Beſtimmungen irgend eine für ſie zeugende Thatſache finden, die aber unter andern Umſtänden etwas ganz anders war, um ihrer Abſicht zur Beſchönigung und zum Deckmantel zu dienen. Solche Störungen hat die Kirche und das Chriſtenthum faſt zu allen Zeiten mehr oder minder erfahren, aber keine derſelben, ſo oft es auch den Anſchein dazu hatte, iſt eine Zerſtörung geworden.

Die großen Schenkungen, durch welche Karl den römiſchen Stuhl bereicherte, und dadurch den Grund zu dem nachherigen Kirchenſtaate legte, dürfen am wenigſten befremden, indem ſich viele Gründe dafür angeben laſſen. Schon in ſehr frühen Zeiten, noch unter heidniſchen Kaiſern beſaß der römiſche Biſchof großen Reichthum, auch in Ländereien. Es war dieſer Reichthum nicht zum perſönlichen Aufwande beſtimmt, ſondern außer den übrigen kirchlichen Bedürfniſſen vorzüglich um eine große Anzahl von Geiſtlichen zu erziehen, zu unterhalten, und reiſen zu laſſen, wenn ſie verſandt wurden, entweder um das Chriſtenthum zu verbreiten, oder auch die Gemeinſchaft der Kirche lebhaft zu unterhalten. In ſpätern Zeiten beſaß der römiſche Biſchof beſonders anſehnliche Ländereien in Neapel und Sicilien. Als er nun dieſe durch die Saracenen und die Griechen verlor, was war natürlicher als daß die fränkiſchen Eroberer ihm durch andre

Districte einen Ersatz dafür gaben? Es war ohnehin eine allgemeine Gewohnheit, besonders an den entferuteren Theilen des Reichs durch freiwillige Vergabungen sich diese besser zu sichern. Es kam noch der besondere Umstand hinzu, daß der römische Bischof, mit welchem die Longobarden in alter Feindschaft standen, das neu eroberte Italien durch seine Macht desto sicherer bei den Franken zu erhalten, viel beitragen konnte. Dieß sind die politischen Gründe, die sich für jene Schenkung anführen lassen; später mag auch noch eine andre Betrachtung hinzu gekommen sein. Erst nachdem der römische Stuhl von dem Drucke der Longobarden und der Griechen durch Karl befreit war, konnte er seine alten Ansprüche wieder geltend machen, und sich mit neuer Würde erheben. Sehr bereitwillig wirkte Karl dazu mit, die kirchliche und geistliche Gewalt des obersten Bischofs in volle Wirksamkeit zu setzen, indem ihm dieß das zweckmäßigste und das gerechteste Mittel schien, die Kirche zu reformiren, und die alten strengen Gesetze, so weit es die Umstände erlaubten, wieder in Anwendung zu bringen. Eine Reformation, die um so dringender Bedürfniß wurde, je mehr bei steigendem Reichthume und Staatseinflusse der Bischöfe der Fall vorkommen mochte, daß mehrere unter ihnen von ihrem geistlichen Berufe abwichen. — Auch andre Kaiser, wie Heinrich III. haben in der gleichen Absicht selbst am meisten dazu beigetragen, die Macht des römischen Bischofs als eines Oberhaupts der Kirche in Anwendung zu bringen. Es waren in der frühern Zeit oft gerade die mächtigsten Kaiser, welche der geistlichen Gewalt viel einräumten; damit nicht bloß der Staat sondern auch die Kirche in gleichmäßiger Verfassung, und strenger Ordnung regiert werde, schien es ihnen nothwendig, neben dem aristokratischen Bestandtheile der kirchlichen Gesellschaft, der bischöflichen Macht, auch die monarchische Gewalt des allgemeinen Oberhauptes aufrecht zu erhalten und in Wirksamkeit zu setzen. So wie das Verhältniß der Kirche zum Staate sich mehr entwickelte, so bildeten sich auch die verschiedenen Gewalten im Innern der Kirche mehr aus.

Wichtig war beſonders das Verhältniß, wodurch der römiſche Biſchof ſo oft als Schiedsrichter in den größten europäiſchen Angelegenheiten auftrat, vorzüglich ſeit der Zeit Karls des Großen. Da es ſchon in den älteſten Zeiten eine Gewohnheit der Chriſten war, in Streitſachen, die ſie unter ſich hatten, ihren Biſchof als freiwillig gewählten Schiedsrichter entſcheiden zu laſſen, ſo darf es uns nicht befremden, daß jetzt, da die Biſchöfe überhaupt ein Stand und eine Staatsgewalt geworden waren, die Mächtigen, die Fürſten und Könige der Chriſtenheit ſo oft den erſten aller Biſchöfe zum Schiedsrichter aufriefen. Denn durch die Fürſten ſelbſt iſt das Oberhaupt der Kirche zuerſt aufgerufen worden, einzelne wichtige Staatsfälle zu entſcheiden, und überhaupt in die europäiſchen Angelegenheiten Einfluß zu haben. Man darf auch keine beſonderen Gründe dazu aufſuchen, in dieſer oder jener eigenthümlichen Lage der Dinge; es lag ein allgemeiner Grund ſchon darin, daß das abendländiſche Europa in mehrere Mächte getrennt war; durch die Theilung des Reichs unter den Karolingern ward der Einfluß des Papſtes beſonders begünſtigt. Was man auch über den Mißbrauch urtheilen mag, den einzelne Päpſte von dieſem Einfluß auf die europäiſche Angelegenheiten gemacht haben, der übrigens von dem Weſentlichen der geiſtlichen Obergewalt ganz geſchieden iſt, ſo wird man doch, wenn man nur in das Bedürfniß, in die Lage und den Geiſt jener Zeiten recht eingehen will, nicht läugnen können, daß er viel Wohlthätiges hatte, daß nicht ſelten die unterdrückte gerechte Sache dadurch geſchützt ward, daß es oft nur die entſchiedene Stimme des Volks, die ſichtbar herrſchende Meinung aller Beſſern war, die durch die Dazwiſchenkunft der geiſtlichen Macht zur Sprache kam, ein Gewicht, und oft die Oberhand erhielt. Es ſchien erwünſcht und wohlthätig, daß ſelbſt gegen den mächtigſten Herrſcher noch eine Stimme für das Recht laut werden durfte, die er ſcheuen mußte, die er durch bloße Gewalt niederzuſchlagen nicht vermochte. Auch die päpſtliche Macht, wie die kaiſerliche, war eine Volksmacht; der Papſt war der Sprecher und Schiedsrichter der europäiſchen Republik, die ſchon als Bedürfniß gefühlt wurde, wenn auch noch nicht als beſtimmtes

Ideal deutlich aufgeſtellt war. Zu der eigenthümlichen Geſtaltung der europäiſchen Bildung hat dieß viel beigetragen, indem gerade durch dieſen Einfluß des erſten Biſchofs die europäiſchen Nationen vielfach in Verbindung geſetzt, und doch in Unabhängigkeit erhalten wurden. Hier zeigt ſich in der That zuerſt das Ideal, welches dem europäiſchen Staaten- und Völker-Syſteme zum Grunde liegt; das Ideal eines rechtlichen Bandes, eines freien Vereins, welches alle Nationen und Staaten der gebildeten und geſitteten Welt umſchlänge, ohne daß die Einheit, die freie und eigenthümliche National-Entwicklung jeder einzelnen Nation aufgeopfert würde. Gern wollen wir geſtehen, daß jenes Ideal in der damahligen Zeit eben ſo wenig ganz zur Vollendung gediehen, als dieß in neuerer Zeit gelungen iſt; es iſt vielmehr das Verhältniß zwiſchen dem Kaiſerthume und der Kirche im Mittelalter nie ganz in Harmonie, und was die Größten und Beſten von beiden Seiten beabſichtigen mochten, nie ganz zur Ausführung gekommen. — Noch weniger kann es die Abſicht ſein, alle einzelne Handlungen der Kaiſer und Päpſte vertheidigen zu wollen; aber ſelbſt diejenigen darunter, welche die tadelnswertheſten ſind, kann man erſt dann richtig beurtheilen, wenn man die Idee, welche dem politiſchen Streben der damahligen Zeit zum Grunde lag, aufgefaßt, und ſich in ſie verſetzt hat. Dieſen Geiſt der frühern Zeit richtig zu zeichnen, und lebhaft vor Augen zu ſtellen, iſt mein Ziel; und wenn es weder möglich, noch auch rathſam ſein möchte, bei einer Darſtellung dieſer Art die eigne Ueberzeugung zu verläugnen, ſo hoffe ich doch die ſtrengſte Gerechtigkeit gegen die Andersdenkenden nie zu verletzen. Dieſe Gerechtigkeit kann nichts beſſer lehren, als die Geſchichte; ſie betrachtet die großen Verſchiedenheiten, welche das menſchliche Geſchlecht theilen, nicht wie eine Streitſache, ſondern als Weltbegebenheiten, als Entwicklungen und Ereigniſſe des Menſchengeiſtes, wo das Urtheil auf das Große gerichtet, dann ungleich milder ausfällt.

Nicht leicht iſt ein Staat, von einer ziemlich beſchränkten Macht und in bedrängter Lage, in ſo kurzer Zeit zu einer ſo alles

überwiegenden Stärke gelangt, wie Deutſchland in dem Zeitraum von Konrad dem Erſten bis auf Heinrich den Vierten, vom Anfang des zehnten bis zur Mitte des eilften Jahrhunderts. Aber in der Reihe dieſer Kaiſer kann man auch mehrere nennen, wie Heinrich den Erſten, Otto den Großen, Konrad den Salier, Heinrich den Dritten, welche neben den größten Eroberern des Alterthums hätten glänzen können, wenn ihr Streben bloß auf erweiterte Macht gegangen wäre, und ſie nicht vielmehr eine größere Ehre darin geſetzt hätten, als Geſetzgeber nach Recht und Herkommen zu herrſchen und Ordnung in der Chriſtenheit, ſo wie die alte Freiheit im deutſchen Vaterlande zu erhalten, weshalb ſie ſich mit einer mäßigen Erweiterung und Befeſtigung des Reichs begnügten. Konrad war der erſte von fünf verſammelten deutſchen Nationen gewählte König, der aber nicht ſtark genug durch eigne Stammgüter war, um der deutſchen Königswürde ihr volles Anſehen zu verſchaffen. Großmüthig empfahl er auf ſeinem Sterbebette den Fürſten, mit Vorbeigehung ſeines eignen Hauſes, den mächtigſten der deutſchen Fürſten, den ſächſiſchen Heinrich zu wählen. Man hat die alte Verfaſſung von Deutſchland als Wahlreich getadelt, mit Anführung aller der nachtheiligen Folgen, welche Wahlreiche zu haben pflegen. Es iſt jede Einrichtung gut oder verwerflich, je nachdem die Zeiten und die Menſchen beſchaffen ſind; ein Volk, wo ſolche Geſinnungen herrſchen, wie der fränkiſche Konrad durch jene großmüthige Handlung kund gegeben hat, darf ein Wahlreich ſein. — Die ganze Reihe der auf einander folgenden kraftvollen und großen Könige und Kaiſer iſt die beſte Rechtfertigung für die auf die alte germaniſche Verfaſſung gegründete Form der Wahl. Auch geſchah es gerade wo das Wahlreich in ein Erbreich überzugehen begann, indem man durch das Anſehen eines großen Kaiſers bewogen, von dem Hauſe nicht abgehen wollte, der Sohn noch bei Lebzeiten des Vaters zum Nachfolger gewählt ward, wenn nun Minderjährigkeit und Vormundſchaft eintrat, daß alsdann das Reich in einem ſchwankenden und ſchwächern Zuſtand erſcheint. Es bedurfte bei dem Anfange des zehnten Jahrhunderts eines mächtigen, kraftvollen und tapfern

Heerführers zum König der Deutſchen; denn faſt von allen Seiten war Deutſchland mit Feinden umgeben. In Weſten Streit mit Frankreich um Lothringen, Lothars Reich, jetzt das nördliche Mittelland, worunter auch die Niederlande begriffen waren; nach Norden und Oſten die geſammte Gränze von heidniſchen und feindlichen Völkern umgeben, den Dänen und den verſchiedenen ſlawiſchen Stämmen. Am meiſten verbreiteten die Ungarn Schrecken über ganz Europa. Ihre Heereszüge in das nördliche Italien und in Deutſchland bis an den Rhein waren um ſo verwüſtender, da ihre Abſicht nicht darauf ging zu erobern und ſich in den eroberten Ländern nieder zu laſſen, ſondern ſie nur Beute machten, und dann heim kehrten. In kurzer Zeit, ſchon unter den beiden Regierungen Heinrich des Erſten und Otto des Großen, wurde nicht nur Lothringen behauptet, die Dänen beſiegt, gegen die ſlawiſchen Völker in Nord-Oſten die Gränze fortgehend erweitert, den Einfällen der Ungarn durch die Schlachten bei Merſeburg und am Lech ein Ende gemacht, ſondern auch Italien, und die Kaiſerwürde mit dem Reiche vereinigt. Schon jetzt war Deutſchland ohne Vergleich der mächtigſte Staat in Europa, noch ehe Konrad der Zweite durch Vertrag mit dem letzten erbloſen König auch das burgundiſche Königreich, das ganze ſüdliche Mittelland mit Einſchluß von Savoyen, Dauphiné und der Provence, dem deutſchen Reiche einverleibte, deſſen weite Gränzen von dem mittelländiſchen bis zum nordiſchen und baltiſchen Meere noch bei weitem nicht den ganzen Umfang der Macht und des Einfluſſes der Kaiſer erſchöpfte. Mit der Annahme des Chriſtenthums wurde dieſer Einfluß auf Dänemark, Böhmen, Pohlen und Ungarn ſichtbar. So unrichtig es ſein würde, den bald größern bald geringern Einfluß der deutſchen Könige auf dieſe Länder nach den Grundſätzen eines viel neueren Staatsrechts geſetzlich genau beſtimmen zu wollen, ſo iſt derſelbe ſehr weſentlich, um uns eine angemeſſene Vorſtellung von dem Anſehen zu bilden, in welchem das deutſche Reich und die Kaiſer ſtanden. Am merkwürdigſten und am vielfachſten waren die Verhältniſſe mit Ungarn; mit der Einführung des Chriſtenthums wurden hier zugleich auch die größten Fortſchritte in der geſamm-

ten Cultur ſichtbar, indem Ungarn an dem Könige Stephan, der als ein weiſer Herrſcher und Geſetzgeber ſeinem Volke das ward, was Alfred für das ſeinige geweſen war, einen von den ſeltenen Männern erhielt, die weit über ihr Zeitalter hervorragen, und auf Jahrhunderte hinaus für die Bildung wirken, und ihren Gang leiten. In dieſe Epoche fällt auch die neue Begründung des deutſchen Oeſterreich. In den Jahrhunderten der Völkerwanderung, von chriſtlich gothiſchen Völkern, den Herulern, Rugiern und Longobarden bewohnt, war das öſtliche Donauland nachher von nicht deutſchen, heidniſchen Völkern in Beſitz genommen worden, ohne daß jedoch der deutſche Stamm ausgerottet ward. Die Franken ſuchten auch in dieſer Richtung ihr Reich immer weiter auszudehnen; durch Karls des Großen bis an die Raab ſich erſtreckende Eroberungen ward Oeſterreich völlig wieder befreit. Unter den ſchwachen letzten Karolingern ging dieſe öſtliche Mark wieder verloren, beſonders ſeitdem nichts dem erſten Einbruche der Ungarn zu widerſtehen vermochte. Durch die Ottonen aber erhob ſich unter dem Geſchlechte der Babenberger die erneuerte Markgrafſchaft wieder, die ſich bald vor andern deutſchen Ländern durch einen blühenden Wohlſtand, Handel und Cultur vorzüglich auszeichnete.

Nachdem Deutſchland ein ſelbſtſtändiges Wahlkönigreich geworden war, ſo gab von den vier deutſchen Haupt-Nationen, den Franken, Sachſen, Schwaben und Baiern eine jede mit Ausſchluß der Baiern dem Reiche eine Dynaſtie. Obwohl es ein Wahlreich war, ſo gab dennoch die Geburt aus dem einmahl herrſchenden Hauſe einen faſt rechtlich begründeten Anſpruch auf die Nachfolge; nur daß nicht gerade die Erſtgeburt entſchied, ſondern freie Wahl Statt fand unter mehreren Gliedern eines herrſchenden Hauſes, und daß ſelbſt die Nachfolge des Erſtgebornen, wenn man bei ihm blieb, einer feierlichen Beſtätigung durch Wahl bedurfte, und nach Erlöſchung der Dynaſtie das vollkommenſte Wahlrecht in ſeiner ganzen Fülle und Kraft wieder eintrat. Von den drei Dynaſtien deutſcher Könige und Kaiſer, der ſächſiſchen, fränkiſchen und ſchwäbiſchen hat eine jede etwas mehr als hundert

Jahre gedauert. Alle drei ſind ſich auch darin ähnlich, daß unter den erſten Königen und Kaiſern einer jeden Dynaſtie beſonders große Kriegshelden und kraftvolle Herrſcher ſich zeigen; in den ſpätern Gliedern hingegen mehr Neigung zur Bildung und weniger Kraft, oder doch eine nicht ſtreng geordnete und weiſe angewandte, ſondern mehr unregelmäßige und ins Wilde wirkende Kraft. So waren Heinrich der Erſte und Otto der Große die Helden der ſächſiſchen Kaiſerreihe; die beiden letzten Ottonen zeichnen ſich bei ihrer Familienverbindung mit dem griechiſchen Kaiſerhauſe durch ihre Vorliebe für die ſüdliche Pracht und Bildung aus. Sie ahmten ſogar das Ceremoniel des byzantiniſchen Hofes nach, und es konnte der Gedanke möglich ſcheinen, Rom wieder zum Sitz des Reichs zu machen. Die erſten Kaiſer der fränkiſchen Dynaſtie, Konrad der Salier und Heinrich der Dritte waren vielleicht die mächtigſten und glücklichſten Kaiſer, die Deutſchland je gehabt hat. Die Schwäche und der verwilderte Charakter ihrer Nachfolger trug viel dazu bei, das Reich durch den großen Kampf mit der Kirche zu zerrütten; wenn die Veranlaſſung desſelben gleich außerdem ſchon vorhanden und der Kampf ſelbſt unvermeidlich war. Unter den Herrſchern der ſchwäbiſchen Dynaſtie zeigt Friedrich der Erſte als ſtrenger Gebiether und wenn auch nicht immer glücklicher, doch gewaltiger Held und Kriegsheerführer, wie groß und mächtig auch damahls noch ein Kaiſer war und ſein konnte. Friedrich der Zweite, an Bildung und kühner Geiſteskraft den frühern Kaiſern, ja allen Herrſchern des Mittelalters vielleicht überlegen, hat durch den wilden Gebrauch, den er von ſeinen großen Gaben machte, das deutſche Reich und das Kaiſerthum, ſo wie es im Mittelalter unter den drei Dynaſtien beſtand, zerſtört; bis es durch Rudolph von Habsburg und ſpäter durch Maximilian, aber ſchon unter dem erſten in ſehr veränderter Geſtalt wieder hergeſtellt ward. In allen drei Dynaſtien zeigt ſich alſo ein ähnlicher von Kraft zur Schwäche, von Strenge und gebietheriſcher Ordnung zur Zügelloſigkeit und Auflöſung fortſchreitender oder ſinkender Gang.

Alle drei Dynaſtien ſuchten gleich ſehr ihren höchſten Ruhm darin, die Kaiſerwürde zu beſitzen, und ſie auf den Gipfel des

Glanzes zu erheben. Nur erſt Friedrich der Zweite ſcheint, was bis dahin für die höchſte aller irdiſchen Würden gehalten ward, minder geachtet zu haben. Im übrigen iſt bei den drei Dynaſtien das Regierungsſyſtem beſonders auch in der Richtung ihrer Eroberungen ſehr verſchieden geweſen. Die ſächſiſchen Kaiſer richteten ihre Kraft gegen die feindlichen Nationen im Norden und Oſten und legten dadurch den Grund zu der Stärke und Größe des Reichs; in Italien ſuchten ſie mehr den Ruhm als den alleinherrſchenden Beſitz; im innern Deutſchland herrſchten ſie großmüthig und milde. Die fränkiſchen Kaiſer haben ſichtbar nach der unumſchränkten Herrſchaft geſtrebt. Nicht als ob ſie die Freiheit des Volks hätten unterdrücken, dem niedern Adel ſeine Rechte hätten entreißen oder das Aufkommen der Städte weniger begünſtigen wollen; aber gewiß hatten ſie die deutliche Abſicht, das Reich zu einem vollkommenen Erbreich zu machen, die beſondern Nationalrechte aufzuheben, die königliche Gewalt auf alle Weiſe zu vermehren und vielleicht auch die entferntere, die großen Herzogthümer der Krone einzuverleiben. In dieſem ihrem herrſchſüchtigen Regierungsſyſtem lag, ſobald es unweiſe angewandt ward, ſchon ein Grund zu jenem Kampf mit der Kirche, in welchen ſie zuerſt geriethen. Es betraf ja dieſer Kampf die gegenſeitigen Anſprüche der Kaiſer und des römiſchen Stuhls auf die geiſtlichen Fürſten; auf deren Abhängigkeit von dem weltlichen Oberherrn ſie nicht minder ſtreng und eiferſüchtig, als auf der Ausübung aller übrigen ihrer königlichen Rechte beſtanden. Auch ſcheint, daß ſie außerdem noch beſondern Einfluß auf die Kirche ſelbſt haben wollten. Kein Kaiſer, weder vor noch nach ihm, hat denſelben in dem Maße gehabt, wie Heinrich der Dritte, und obwohl er einen guten Gebrauch davon gemacht hat, ſo lag doch auch hierin ſchon der Grund und Anreiz zu einer natürlichen Gegenwirkung. Die ſchwäbiſchen Kaiſer endlich haben nicht nur die frühern Erwerbungen und Anſprüche im Norden, Weſten und Oſten, ſondern endlich ſelbſt Deutſchland und ihren kaiſerlichen Beruf vernachläſſigt, um nur unumſchränkte Beherrſcher und Monarchen des ſchönen Italiens zu werden. Unter ihnen nahm der Streit zwiſchen dem Kaiſerthum

und der Kirche einen ganz andern Charakter an, indem jetzt noch das weltliche Interesse der Unabhängigkeit oder der Unterwerfung Italiens hinzu kam. Was die Eroberungen betrifft, so waren die der sächsischen Kaiser die wesentlichsten, für die Erhaltung des Reichs nothwendig, für den Zuwachs wahrer Macht am vortheilhaftesten gewesen. Man hat gezweifelt, ob durch die Einverleibung des burgundischen Königreichs mit dem deutschen Reiche, dasselbe einen bedeutenden Zuwachs an wahrer Macht erhalten habe; da die Herrschaft über Burgund ohnehin nicht von so langer Dauer war, daß beide Reiche eins werden konnten, und man leicht wahrnehmen mag, daß selbst Lothringen nur loser mit dem Reiche zusammen hing. Wenigstens aber wurde die westliche Gränze durch diese Erwerbung gesichert, da sonst Frankreich auch damahls leicht der gefährlichste Nebenbuhler und Nachbar für Deutschland hätte werden können.

Ebenfalls sind die neuern Schriftsteller fast einstimmig der Meinung, daß die Verbindung mit Italien und selbst die Kaiserwürde dem deutschen Staate schädlich gewesen sei. Wohl mag es zugegeben werden, daß die deutschen Könige in den folgenden Zeiten mächtiger würden geworden sein, wenn der Staat sich mehr nach andern Seiten hin erweitert, oder wenn die Könige ihre Kräfte nur angewandt hätten, sich völlig unumschränkt zu machen. Für die Cultur ist aber diese Verbindung gewiß vortheilhaft gewesen. Auch hätte Italien mögen behauptet werden, wenn die frühern Kaiser länger besonders im nördlichen Italien residirt, wenn sie dieses mit Deutschland mehr verschmolzen hätten. Unter den schwäbischen Kaisern war es nicht mehr an der Zeit und durch die Erwerbung von Sicilien verlor nicht nur das schwäbische Haus, sondern die kaiserliche Macht selbst ihre ganze Liebe in Italien, weil man nun allgemeine Unterwerfung fürchtete.

Ungeachtet aller dieser Einschränkungen war unter starken Kaisern die Macht des Reichs sehr groß, welches ganz Deutschland nebst der Schweiz und Holland, das nördliche Italien und den östlichen Theil von Frankreich umfassend, einen oft sehr

fühlbaren Einfluß über Dänemark, Pohlen und Ungarn ausübte, und eine gar nicht zu berechnende Kraft und Größe in der Meinung und dem Glauben aller europäiſchen Nationen beſaß.

* * *

Noch vor dem Gemählde des geſammten Europa zur Zeit der Kreuzzüge erfordert der innre Zuſtand und die innre Verfaſſung von Deutſchland eine beſondre Betrachtung. Um ſo mehr, da in den hiſtoriſchen Darſtellungen jener Zeit der deutſche König meiſtens über den römiſchen Kaiſer vergeſſen, oder doch nicht genug beobachtet wird. Und doch verdient dieſe merkwürdige Verfaſſung gewiß eine aufmerkſame Erforſchung, ſo viel Tadel ſie auch bei neuern Schriftſtellern gefunden hat, denen jede Mannichfaltigkeit freier Kräfte, wie ſie ſich in ſtändiſchen Einrichtungen und Verhältniſſen zeigt, gleich zu verwickelt iſt und als ein Zuſtand bloßer Verworrenheit erſcheint; die nur Eines im Staate wünſchen und bei der Geſchichte der Staaten im Auge haben: die fortſchreitende Erweiterung und Befeſtigung der unumſchränkten Gewalt und Alleinherrſchaft.

Von den fünf Nationen, welche zur Wahl des erſten deutſchen Königs zuſammentraten, den Franken, Sachſen, Schwaben, Baiern und Thüringern hatten die Franken nebſt dem größten Theile von Heſſen, und den Gauen am Main vorzüglich die mittlern Rheingegenden inne. Dieſe fränkiſchen Rheinländer wären als vorzüglicher Wohnort Karls des Großen, und von ihm beſonders begünſtigt, an Cultur allen andern deutſchen Ländern zuvor geeilt. Bald wetteiferte jedoch Sachſen, damahls das ganze nördliche Deutſchland, auch in dieſer Hinſicht mit Franken. Dieſes geſchah durch den Einfluß der Kaiſer aus ſächſiſchem Stamme, durch das Anſehen, welches die Nation und das Land dadurch erhielt, durch die Wirkung, welche ihr gewöhnlicher Aufenthalt im Lande verbreitete. Der Herzog von Sachſen war mächtiger als der von Franken, theils wegen der Ausdehnung

des Landes, theils weil hier die Macht des Herzogthums nicht durch ſo große Bisthümer geſchmälert war als in den Rheinländern. Schwaben, mit Einſchluß des Elſaß und der Schweiz, enthielt noch am meiſten Spuren von der älteſten germaniſchen Verfaſſung, ſchon dadurch der aufmerkſamſten Betrachtung werth. Länger wie in einem andern deutſchen Lande erhielt ſich hier auf dem ſchwäbiſchen Boden wenigſtens theilweiſe und als einzelnes Ueberbleibſel des Alterthums, vollkommener aber in den Schweizergebirgen der alte germaniſche Stand der Freien in ſeiner urſprünglichen Gleichheit, der ſonſt faſt überall von dem immer mehr herrſchend werdenden Lehensweſen verdrängt war. In dem rheiniſchen Franken war natürlich die neue Verfaſſung wie ſie ſich in dem großen karolingiſchen Reich und Hauptlande neu entwickelt und geſtaltet hatte, herrſchend geworden. In Sachſen war bei der Eroberung, durch welche es dem Reiche einverleibt ward, unſtreitig vieles von der alten Einrichtung untergegangen; außerdem war aber in den ſächſiſchen Landen die Einverleibung ſo mancher ſlawiſchen Orte und Völkerſchaften der alten germaniſchen Freiheit und Verfaſſung ohne Zweifel nachtheilig.

Man hat den Deutſchen der damahligen Zeit einen Vorwurf aus der Unterdrückung und harten Behandlung der Slawen gemacht; in Rückſicht auf den Krieg ſelbſt, der hartnäckig und mit Erbitterung geführt ward, mag der Vorwurf gegründet ſein. Für die Wirkung auf die Folgezeit darf man nur den blühenden Wohlſtand ſo mancher urſprünglich ſlawiſchen Länder im nördlichen Deutſchland, die durch deutſche Eroberer oder Coloniſten, ganz oder halb deutſch geworden ſind, mit andern Ländern vergleichen, welche die alte ſlawiſche Einrichtung durchaus beibehalten haben. Bei den ſlawiſchen Völkern war urſprünglich die Trennung der Adelichen und der Nichtadelichen weit ſtrenger, das Verhältniß der erſten zu den letzten ungleich drückender. Daß wie in Deutſchland, ein Stand der Freien bei den Slawen urſprünglich Statt gefunden habe, findet ſich keine Spur. Von der innern Stärke, dem Wohlſtande, und der damahligen Bevölkerung Deutſchlands, muß die weite Ausbreitung deutſcher

Anſiedelungen in Ländern, die zuvor ſlawiſch waren, wie Brandenburg, Meißen, Schleſien, einen großen Begriff geben. Bloße Eroberung ohne nachfolgende zahlreiche Anſiedelung hätte das nie bewirken können. Dazu rechne man noch die großen Heere, welche nach Italien und in den Kreuzzügen von Deutſchland ausgingen. Auf die deutſche Verfaſſung hatte aber die Einverleibung der ſlawiſchen Länder und Völker unſtreitig eine nachtheilige Wirkung. Von zwei Seiten drang jetzt ein Einfluß in Deutſchland ein, welcher der alten Freiheit entgegen war. Von der einen Seite der neue fränkiſche Lehensgeiſt, vor welchem der Stand der Freien immer mehr verſchwand; von der andern, ein nach ſlawiſcher Sitte härterer Druck der nicht edlen, nicht freien Leute.

An die Stelle des alten Standes der Freien trat dagegen mit der ſteigenden Anzahl und Bevölkerung der Städte der neue Bürgerſtand, der immer mehr Einfluß und Rechte erhielt, ſo daß er bald als drittes Glied das Ganze der Staatsverfaſſung vollenden konnte. Die Kaiſer vorzüglich begünſtigten und beförderten auf alle Weiſe das Emporkommen dieſes dritten Standes. Dieſes erheiſchte nicht nur ihr Vortheil, um ſich ein Gegengewicht gegen übermächtige Fürſten zu verſchaffen, ſondern der ganze Geiſt ihrer Würde brachte es ſchon mit ſich. Es war die Macht des deutſchen Königs und Kaiſers eine Volksmacht, die ganz auf der Kraft der öffentlichen Meinung, und auf dem Glauben an die Hoheit der Kaiſerwürde, auf der Verehrung ihrer Heiligkeit beruhte. Daher war ein Kaiſer von ſtarkem Geiſte, auch ohne eigne große Stammgüter faſt allgewaltig. Konnte doch Otto der Große ſogar ſein Herzogthum weggeben, als er Kaiſer ward, unbeſchadet der Stärke ſeiner Herrſchaft; und in etwas ſpäteren Zeiten war die große Macht Friedrichs des Erſten wenigſtens in gar keinem Verhältniſſe mit dem Umfange ſeiner Stammgüter. Ganz kraftlos aber war die deutſche Königs- und Kaiſerwürde, wenn der Regent ſie nicht durch ſich ſelbſt zu heben wußte. Es war in der damahligen deutſchen Verfaſſung immer noch viel von der alten germaniſchen Freiheit, obwohl in einer durchaus andern und neuen Geſtalt. Die genannten fünf Nationen waren eben ſo viele Her-

zogthümer; Sachſen und Franken ſchon bei der Entſtehung des deutſchen Königthums, Schwaben und Baiern wurden es bald nachher; Thüringen, nur noch ein Ueberbleibſel von dem ehemahligen nicht unbeträchtlichen gothiſchen Königreiche dieſes Nahmens, welches die Franken zerſtört hatten, war verhältnißmäßig nicht ſo ſtark. Lothringen, welches ſpäter hinzukam, als ſechſtes Herzogthum und Nation, zeigt ſich wegen der wechſelnden Verhältniſſe mit Frankreich, und wegen der Entfernung, nicht immer von ſo einwirkendem Einfluſſe, als die übrigen Hauptglieder und Nationen des deutſchen Königthums, als welche ſich die Franken, Sachſen, Schwaben und Baiern bewährten. Es fand allerdings einige Eiferſucht, beſonders zwiſchen den Franken und Sachſen, und überhaupt zwiſchen den verſchiedenen deutſchen Nationen Statt, deren Verſchiedenheit ſelbſt jetzt nach ſo langem und mannichfaltigem Vereine noch nicht ganz verſchmolzen iſt. Wo wäre aber wohl eine Freiheit ohne Eiferſucht möglich? Bei manchen Fehden dieſer Zeit iſt es ſichtbar, daß ſie, wie oft die Kriege im Mittelalter, nur wie ein ritterlicher Zweikampf, nicht mit der Erbitterung der Bürger oder National-Kriege geführt wurden. Eine ſolche Erbitterung zeigt ſich ſeltner in der frühern Zeit, aber von der Regierung des unglücklichen Heinrich des Vierten an, nahm ſie in dem Kampfe der Guelfen und Ghibellinen immer mehr überhand.

Die Herzoge wurden nicht mehr vom Volke, wie in den älteſten Zeiten gewählt, ſondern vom Könige als oberſten Lehnsherrn eingeſetzt, oder beſtätigt. Indeſſen war das Herzogthum doch eine eigentliche Nationalwürde, auf den Schutz und Schirm der Rechte und der Freiheit der beſondern Nation gerichtet, ſo wie der König auf die Sorge für das ganze Reich. So leicht es den mächtigen deutſchen Königen ward, Herzoge ab- und einzuſetzen, ſo häufig ſie dieſe Würde an ihre nächſten Verwandten vergaben, ſo ſehen wir doch, daß ſelbſt die mächtigſten, auch wohl nach unbeſchränkter Herrſchaft ſtrebenden Kaiſer, ein heimgefallenes Herzogthum förmlich der Krone einzuverleiben Anſtand nahmen, woraus ſich ſchließen läßt, daß die Unabhängigkeit der Her-

zogthümer für verfaſſungsmäßig gehalten ward. Die Wahlverfaſſung hatte unter mehreren andern auch den Vortheil, daß keine Theilung des Reichs, die ſonſt unvermeidlich geweſen ſein möchte, Statt finden konnte. Das Weſentlichſte der damahligen Verfaſſung in Beziehung auf die ältere, läßt ſich in den Worten zuſammenfaſſen: Der Adel war ungleich mächtiger und herrſchender geworden, aber der Herzog und der König ſchützte jeder ſein Volk, der letzte nebſt den Biſchöfen begünſtigte auch beſonders die Städte, in denen ein neuer dritter Stand, und bald auch eine neue Cultur empor blühte. Es waren wohl alle Elemente zur glücklichen Verfaſſung des Königreichs gegeben, wenn dieſe Elemente aber nicht ganz in Harmonie kamen, die Anlage zu einer guten Verfaſſung nicht ganz zur Reife gedieh, ſo lag die Urſache davon in den gewaltſamen Bewegungen, welche ganz Europa bald darauf erſchütterten, und die Nationen unaufhaltſam mit ſich fortriſſen. Einen neuen Beweis von der überaus großen innern Stärke des damahligen Deutſchlands, geben die Städte und ihr blühender Wohlſtand ab. Zwar iſt in Deutſchland keine einzelne Stadt zu der Größe gelangt, wie einige italieniſche, was auch in der Nähe der königlichen Macht nicht wohl möglich war; aber an der überaus großen Menge von Städten, welche doch auch ſehr bevölkert, blühend und reich waren, hatte Deutſchland ſelbſt vor Italien den Vorzug. Die Macht der Herzoge war allerdings ein Hinderniß für die Könige, daß ſie nicht unumſchränkt werden konnten; es iſt daher glaublich, daß ſie beſonders die Biſchöfe noch ungleich mächtiger machten; ſie zu wahren geiſtlichen Fürſten erhoben, um an ihnen ein Gegengewicht gegen die weltlichen Fürſten zu haben. Schon bei der Wahl Konrads des Zweiten werden außer den Haupt-Nationen auch die angeſehenſten Biſchöfe genannt, vor den übrigen die drei rheiniſchen Erzbiſchöfe, welche die Wahl mit beſtimmt haben.

Aber grade von dieſer Seite drohte jetzt Deutſchland der größte Sturm; es war eben die Staatsgewalt der zu Fürſten gewordenen Biſchöfe, und ihr zwiefaches ſchwer zu vereinigendes Verhältniß zur Kirche und zum Staat, was den großen andert-

halb hundertjährigen Kampf zwiſchen dem Kaiſerthrone und dem römiſchen Stuhle veranlaßt, Italien und Deutſchland in den unzähligen Fehden der Guelfen und Ghibellinen verwirrte und endlich damit endigte, daß die Kaiſerwürde ihre Kraft und das alte Anſehen verlor, bis Rudolphs thätige Gerechtigkeit es ihr wiedergab, das Oberhaupt der Kirche aber äußerlich von einer fremden Macht abhängig wurde. Der Kampf war gleich zu Anfang deſto heftiger, da er in die Zeit Heinrichs des Vierten fiel, eines Kaiſers von eben ſo gewaltſamem und leidenſchaftlichem als ſchwachem Charakter, deſſen lange Regierung in Rückſicht auf die Planloſigkeit und die Verwirrung als eine fortgeſetzte Minderjährigkeit, oft als ein Zwiſchenreich erſcheint. Auf der andern Seite ſtand dagegen ein Mann, Gregor der Siebente, von dem ſelbſt ſeine Feinde eingeſtehen, daß er an Kraft und Stärke des Charakters in der ganzen Geſchichte wenige ſeines Gleichen habe. Der Streit betraf zunächſt die zwiefache Abhängigkeit der Biſchöfe vom Staate und von der Kirche, und war im gewiſſen Sinne unauflöslich, weil weder der König ſeine Lehensrechte auf die geiſtlichen Fürſten als ſolche, noch auch die Kirche den Wunſch aufgeben konnte und wollte, daß die Biſchöfe zunächſt und zuerſt ihr angehören ſollten. Das war es eigentlich, warum geſtritten ward, nicht bloß dieſe oder jene äußere Förmlichkeit. Als es daher endlich zum Frieden kam, ſo war auch dieſer ſo beſchaffen, wie es bei unauflöslichen Streitigkeiten meiſtens zu ſein pflegt, wo keiner der Streitenden ſeine Abſicht ganz erreicht, und ein unentſchiedener Mittelzuſtand mit Förmlichkeit feſtgeſetzt und als Entſcheidung angenommen wird. So nothwendig und wohlthätig die ſtändiſche Gewalt der hohen Geiſtlichkeit, ihr Antheil an den geſetzgebenden oder berathſchlagenden Reichsverſammlungen für den Staat ſein mochte, ſo wenig dieſes Verhältniß mit dem geiſtlichen Berufe in Widerſpruch ſtand, ſo war es doch ganz anders mit dem Lehensverhältniſſe, wenigſtens ſo wie dieſes damahls aufgefaßt wurde. Schon in frühern Zeiten waren Biſchöfe, weil ſie Güter überkommen hatten und beſaßen, auf welchen der Kriegsdienſt, als Lehenspflicht haftete, ſelbſt in den Krieg ge-

zogen, das Schwert anſtatt des Hirtenſtabes ergreifend. Dagegen hatten ſchon fränkiſche und karolingiſche Könige Geſetze gegeben. Jetzt nachdem theils frommer Eifer, theil auch Staatsgründe, einen ſo großen Theil des Landeigenthums in die Hände der Geiſtlichkeit gebracht hatten, ſuchten ſich Mächtige und Fürſten, die durch ihre Lage Einfluß auf die Beſetzung einer geiſtlichen Würde haben konnten, beſonders aber die Könige ſelbſt dadurch ſchadlos zu halten, daß ſie die geiſtlichen Stellen und Würden heimlich oder auch öffentlich verkauften. Dieß war nicht nur unanſtändig, ausdrücklichen vom Staate anerkannten Kirchengeſetzen zuwider, ſondern es läßt ſich auch denken, daß es alle rechtliche und ſittliche Ordnung zu verletzen und aufzulöſen, vielfach beigetragen habe. Dieſem Unweſen wollte Gregor der Siebente zunächſt ein Ende machen. Schon durch die deutſchen Päpſte, welche unmittelbar ſeine Vorgänger waren, aber mit Gregors Einfluß, unter dem mächtigen Kaiſer Heinrich dem Dritten und von dieſem begünſtigt, hatte die Reform beſonders gegen jenes unwürdige Verkaufen der Biſchofswürde angefangen. Gregor wollte das Uebel an der Wurzel heben, und es läßt ſich wohl nicht läugnen, daß er die Abſicht hatte, die Kirche von der weltlichen Gewalt, die beſonders in der Zeit zunächſt vor ihm einen gewiß ſehr nachtheiligen Einfluß auf die kirchliche Ordnung gehabt hatte, ganz frei und unabhängig zu machen. Wenn Gregor der Siebente ſich in die deutſchen Händel einmiſchte, ſo wurde er von den Fürſten und den Nationen ſelbſt dazu berufen und aufgefordert, wie man ſchon Jahrhunderte früher, unter den Karolingern in ähnlichen Fällen den oberſten Biſchof als einen natürlichen Schiedsrichter betrachtet hatte. Wenn man dieß nach den Sitten, nach den herrſchenden Begriffen, nach dem Staatsrechte jenes Jahrhunderts, und nicht des unſrigen, beurtheilen will, ſo fällt das anfangs Befremdende ganz weg. Dieſer außerordentliche Mann hat das Schickſal wie alle große Reformatoren gehabt, entweder leidenſchaftlich gelobt, oder leidenſchaftlich getadelt zu werden; daß er ein Mann von heroiſcher Kraft des Willens, und von dem umfaſſendſten Verſtande war, geben jetzt auch diejenigen zu, welche ſeine Grundſätze

durchaus verwerfen; wie auch daß er ein wahrer Reformator der Kirche, wenigſtens in Rückſicht der Sitten, und für die Verfaſſung nach den damahls noch nicht bezweifelten Geſetzen und Grundſätzen derſelben war, und daß ſeine eignen Sitten ſtreng und unbeſcholten geweſen ſind. Nur eines ungemeſſenen Ehrgeizes wird er beſchuldigt; wenn er davon nicht ganz frei geweſen, ſo war es nicht eine kleinliche Herrſchbegier, ſondern jener edle Ehrgeiz, ohne den kein ausgezeichneter von einem großen Gedanken erfüllter Mann gefunden wird, ſo bald er ſich in der Lage findet, den allgewaltigen großen Gedanken, von dem er im Innerſten ſeines Geiſtes durchdrungen iſt, ausführen und wirklich machen, und mit Aufopferung alles Aeußern durch ſeinen Geiſt auf Mitwelt und Nachwelt mächtig wirken zu können. Sich ſelbſt betrachtete Gregor ohne Zweifel als einen für die Unabhängigkeit und Reinigung der Kirche berufenen Kämpfer; er ſah voraus, daß nur allgemeiner Haß und Verfolgung, nicht bloß der Fürſten, ſondern ſelbſt eines großen Theils der Geiſtlichkeit, ſein Lohn ſein konnte, worüber man ſeine ausdrücklichen Aeußerungen in ſeinen freundſchaftlichen Briefen beſitzt; auch haben mehrere Geſchichtſchreiber bemerkt, daß er ſchwerlich einem gewaltſamen Ende entgangen ſein würde, wenn er nicht noch zur rechten Zeit eines natürlichen Todes geſtorben wäre.

Wie wenig überhaupt bei dieſem unglücklichen Streit zwiſchen dem Oberhaupte der Kirche und den Kaiſern, eine bloß eigennützige Staatskunſt zum Grunde liegt, davon iſt das Anerbiethen eines ſpätern Papſtes ein auffallendes Beiſpiel. Er both nähmlich dem Kaiſer an, wenn er auf der Lehenspflichtigkeit der Biſchöfe und Geiſtlichen unerbittlich verharre, ſo ſolle er lieber alle ihre Güter zurück-, und wieder an ſich nehmen. Wenn die Kaiſer dieſes Anerbiethen hätten annehmen wollen oder können, ſo würde ihre Macht dadurch leicht verdoppelt, ja dreifach vermehrt worden ſein, und das leichteſte Mittel, den Frieden wieder herzuſtellen, möchte es wohl geweſen ſein! Daß es mit dieſem Anerbiethen durchaus nicht Ernſt geweſen ſein ſollte, davon kann ich mich nicht überzeugen, weil es doch unter gewiſſen Bedingungen wohl aus-

führbar war, und beide, der Papſt ſowohl als der Kaiſer, wenn ſie auf dieſe Weiſe einverſtanden geweſen wären, gleich ſehr dabei würden gewonnen haben. Unauflöslich war im Ganzen der Streit über den Vorrang der beiden Gewalten, indem beide Theile Recht hatten. Es waren mehrmahls Päpſte durch den Einfluß der Kaiſer gemacht worden, aber auch mehrmahls hatten die Päpſte entſchieden und beſtimmt, wem die Kaiſerwürde zufallen ſollte; doch beides war nie von dem Gegentheile als ein Recht anerkannt. Das Recht einer förmlichen Anerkennung und darin enthaltenen Beſtätigung ſowohl der Kaiſer durch die Päpſte, als der Päpſte durch die Kaiſer war durch ſo viele Vorgänger beſtätigt, daß es keinem Zweifel unterworfen ſein konnte. So lange noch Eintracht zwiſchen beiden großen Gewalten war, und ein weiſer Gebrauch ſie lenkte, war dieß ohne nachtheilige Folgen geblieben. Wenn je einmahl ein Kaiſer einem Papſte, oder ein Papſt einem Kaiſer die Anerkennung verweigerte, geſchah es in ſolchen Fällen, wo die Natur der Sache ſelbſt, die offenbare Ungültigkeit einer Wahl, wo die Nation und die Kirche ſchon längſt vorher entſchieden hatten. Jetzt aber, nachdem der unglückliche Kampf einmahl begonnen hatte, wer ſollte ihn löſen und entſcheiden? wer ſollte Richter ſein zwiſchen dem heiligen Vater, dem Oberhaupte der Kirche, dem Sprecher und Schiedsrichter der europäiſchen Republik, und dem Kaiſer, der als der erſte aller Könige, der anerkannte Lehensherr vieler derſelben, als Schirmherr der ganzen Chriſtenheit, und allgemeiner Beſchützer der Gerechtigkeit und der Freiheit die höchſte irdiſche Gewalt darſtellte? Es konnte der Kampf kaum einen andern Ausgang nehmen, als den er wirklich nahm; beide Gewalten mußten in engere Schranken zurücktreten. Der Papſt blieb faſt nur geiſtliches Oberhaupt der Kirche, der Kaiſer bloß der erſte und größte König; beide verloren durch den Streit den größten Theil jenes Einfluſſes auf die europäiſche Republik, der ſo wohlthätig für das Ganze und für die Bildung geweſen war, und in der Folge es noch viel mehr hätte werden können. Nachdem nun weder Rom noch das Kaiſerthum ein Mittelpunkt für ganz Europa geworden war, wie ſie es ihrer

Bestimmung nach hätten werden sollen, es auch nicht einmahl in dem Maße so blieben, wie sie es einen Zeitraum über gewesen waren, so entstand und entwickelte sich etwas drittes, das jetzt als ein neues sehr wohlthätiges gemeinsames Band, die verschiedenen christlichen Nationen von Europa, da kein vollkommen geordneter Staatenverein unter ihnen zu Stande gekommen war, wenigstens durch gemeinschaftliche Grundsätze und Sitten der Ehre, der Liebe und des gebildeten Lebens vereinigte. —

Das Ritterthum war nebst dem Papstthume und der Kaiserwürde die dritte, nicht bloß nationale, sondern allgemeine europäische Gewalt des Mittelalters. Die Anlage dazu lag schon in der ältesten germanischen Verfassung; die Entwicklung ward durch die Kreuzzüge besonders befördert. Will man sich von der eigenthümlichen Lebensweise des Mittelalters einen anschaulichen Begriff machen, so muß man sich vor allem in den Geist des Ritterthums versetzen. Aber auch in der Geschichte der Verfassung macht es Epoche, als eine neue, sehr merkwürdige Form des Adels; denn wie der Adel die erste Grundkraft des Staats ist, so tritt auch mit jeder neuen Form desselben eine andre Art der Verfassung oder eine neue Epoche in der Entwicklung derselben ein. Nachdem der alte deutsche Kriegs- und Volksadel, in einen Lehens- und Dienstadel übergegangen war, so gab diese neue Form des Adels, das Ritterthum, dem letztern eine viel höhere, schönere, heiligere Richtung und Bedeutung, die immer eine der schönsten Erscheinungen der Weltgeschichte bleiben wird.

Auf die Entwicklung des Ritterthums und auf die Geschichte der Kreuzzüge, hat der Geist der Normannen einen großen Einfluß gehabt. Ihre Geschichte verbindet die zwei großen Weltbegebenheiten des Mittelalters, die Völkerwanderung und die Kreuzzüge. An den Küsten von Frankreich, bei der Besitzergreifung jener schönsten und fruchtbarsten Provinz des ganzen Landes, die noch ihren Nahmen trägt, dann in England, Italien, Sicilien, und zuletzt in Asien waren sie die letzten mit gewaffneter Hand in südlichen Gegenden sich niederlassenden nordischen Ansiedler. Ihre Eroberung Englands war mit einer Einwanderung des erobernden Volks

verbunden, und iſt eben dadurch der Grund einer allgemeinen Veränderung in Sprache, Sitten und Verfaſſung, Urſache der langen Verbindung und des langen Kampfs zwiſchen England und Frankreich im Mittelalter geworden. Es hatten die erſten normänniſchen Eroberer mit dem Chriſtenthum, auch bald die neurömiſche, oder nun ſchon franzöſiſche Sprache angenommen, ihre Sitten aber und ihr Geiſt blieben während des ganzen Mittelalters hindurch durchaus eigenthümlich, ſo daß man in dieſer Zeit Normänner und Franzoſen, wenn auch ihre Sprache dieſelbe war, keinesweges als Eine, ſondern als zwei ſehr verſchiedene Nationen zu betrachten hat. Die Normannen zeichnen ſich vorzüglich durch den romantiſchen Schwung ihres Geiſtes aus, der ſich ſelbſt im Charakter ihrer Eroberungen zeigt. Den Hang zur Poeſie und die romantiſche Richtung ihres Geiſtes mochten ſie zum Theil ſelbſt aus ihren alten nordiſchen Wohnſitzen mitgebracht haben. Sie haben ihn nicht erſt in Frankreich angenommen; durch ſie vielmehr iſt der Rittergeiſt, wie überhaupt in Europa, ſo beſonders in Frankreich herrſchend geworden. Von dem Geiſte kühner Seefahrer als die ſie zuerſt auftraten, war ihnen noch der Hang zu Abentheuern geblieben, und befeuerte ſie zu ſehr entlegenen Unternehmungen und Eroberungen, die einer planmäßigen Berechnung im voraus vielleicht unausführbar geſchienen hätten. So gelang es ihnen ſich in dem ſchönſten und ſüdlichſten Theile Italiens, in Neapel und Sicilien feſt zu ſetzen, wo ſie anfangs von den Kaiſern als kriegeriſche Grundbeſitzer gegen die Griechen und Saracenen begünſtigt, nachher die Lehensträger des Papſtes wurden. Ihnen war dieſe Abhängigkeit nicht ſo läſtig, als die Oberherrlichkeit der mächtigen Kaiſer. Dem römiſchen Stuhle verſchaffte es den Vortheil einer großen, ihm ergebenen Kriegsmacht in Italien gegen den überwiegenden Einfluß der Kaiſer bis durch Heirath das normanniſche Reich in Neapel und Sicilien an das ſchwäbiſche Kaiſerhaus fiel, und mit der drohenden, dem Anſcheine nach nahen Gefahr einer gänzlichen Unterwerfung Italiens auch den Kampf der Guelfen und Ghibellinen um deſto erbitterter entflammte.

Durch ihren kühnen Charakter und ihren Hang zu Abentheuern, waren die Normänner zu der Theilnahme an den Kreuzzügen ganz beſonders geſchickt und berufen. So verbindet die Geſchichte der Normänner die Völkerwanderung und die Kreuzzüge, macht den Uebergang und ein Mittelglied zwiſchen beiden. Der Ausgang der Kreuzzüge würde glücklicher geweſen ſein, wenn ſie mehr vom Charakter einer Völkerwanderung gehabt hätten, wenn der erſten Eroberung eine dauerhafte und zweckmäßig gegründete Anſiedelung gefolgt wäre. Um das ganze Unternehmen richtig zu beurtheilen, darf man nicht vergeſſen, daß zu jener Zeit, da der Fanatismus der Mohamedaner noch nicht wie jetzt durch langen Verkehr mit den Europäern gemildert war, ein allgemeiner, immer fortdauernder Kriegszuſtand zwiſchen den chriſtlichen und mohamedaniſchen Völkern und Staaten, Statt fand, und Statt finden mußte. Wenn es gelungen wäre, einige europäiſche Colonien im weſtlichen Aſien nicht bloß zu gründen, ſondern auch zu behaupten, ſo wäre dieß die beſte Vormauer gegen Oſten geweſen, und es würde alsdann den Türken nie möglich geworden ſein, ein Reich in Europa zu gründen, und ſo viele blühende chriſtliche Länder, beſonders Ungarn und Oeſterreich zu erobern oder zu verwüſten, und ſelbſt Italien und Deutſchland zu ſchrecken. Nur hätte man, um das weſtliche Aſien wieder, wie es ſchon im Alterthume durch die Griechen geſchehen war, europäiſch zu bilden, ſich auch noch andrer Küſtenländer verſichern, nicht allein wie es anfangs geſchah, auf Jeruſalem allein ſeine Richtung nehmen müſſen. Vor allen Dingen hätte auch gleich anfangs das griechiſche Kaiſerthum, deſſen zweideutige Politik an dem meiſten Unglück Schuld war, mit in das europäiſche Völker- und Staaten-Syſtem hinein gezogen werden müſſen. Als ſpäterhin ein lateiniſches Kaiſerthum zu Konſtantinopel eingerichtet wurde, war es ſchon nicht mehr an der Zeit.

Daß es bei der angewachſenen Bevölkerung ein Bedürfniß für Europa war, ſich eines Theils derſelben zu entledigen, iſt in der Geſchichte dieſer ganzen Zeit ſichtbar. Außer den ſchon angeführten Urſachen, war der Mangel an Einheit Schuld daran, daß ſo unermeßlich große Kräfte übel angewendet, meiſtentheils

verſchwendet wurden, und ſich ſelbſt aufrieben. Wenn aber in Aſien nicht wie ſpäter in Amerika bleibende europäiſche Colonien aufgeblüht ſind, ſo iſt doch der Einfluß der Kreuzzüge, der wohlthätige und der nachtheilige, auf die Cultur, auf die Sittlichkeit und Verfaſſung von Europa nicht geringer geweſen, als der, welchen Indien und Amerika in der neuern Zeit gehabt haben, und noch ſo mächtig fühlen laſſen.

# Achte Vorlesung.

So wie man in der Beschreibung der Wallfahrten nach dem gelobten Lande bemerkt hat, daß anfangs vorzüglich eine schwärmerische Andacht die frommen Pilger zum heiligen Grabe führte, viele dann nachfolgten aus Begier, seltsame Abentheuer zu bestehen, und um der überstandenen nach glücklicher Heimkehr sich rühmen zu können; wie endlich noch andre schlauer, mit den zurückgebrachten Schätzen des Morgenlandes einen Handel zu treiben anfingen, manche einzelne dadurch gereizt, schon in dieser Absicht hinzogen, so war es auch im Ganzen mit den großen bewaffneten Pilgerfahrten, den Kreuzzügen, mit den verschiedenen Epochen derselben, und den darin hervorglänzenden Charakteren beschaffen. Der erste Heerzug unter dem frommen Gottfried von Bouillon, war ganz das Werk der Begeisterung und der Andacht; daher war auch hier die Kraft am unwiderstehlichsten, und mit einem glücklichen Erfolge gekrönt. In den nachfolgenden Zeiten, besonders in dem Heldenkampfe des löwenherzigen Richard mit dem ritterlichen Saladin, war der ursprüngliche Zweck schon mehr aus dem Auge verloren, und der romantische Geist kriegerischer Ruhmbegier und Abentheuer die beseelende Triebfeder aller Thaten; als man endlich planmäßiger verfuhr, das griechische Kaiserthum lateinisch machte, und einsah, daß Aegypten erst gewonnen wer-

den müſſe, um Paläſtina ſicher zu behaupten, als die Flamme der frommen Begeiſterung in Ludwig dem Heiligen noch einmahl empor loderte, da war die erſte wahre Kraft doch ſchon erloſchen, die allein ſo große, ganz neue und nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge unwahrſcheinliche, und an das Unmögliche gränzende Unternehmungen auszuführen vermag; und am Ende waren es die italieniſchen Seemächte, beſonders Venedigs großer Handelsſtaat, welche von den mühſam errungenen Erwerbungen am längſten einiges erhielten, und allein den bedeutendſten Vortheil zogen. So iſt oft der Gang der menſchlichen Begebenheiten! Ein großer Gedanke, ein mächtiges Gefühl ergreift den Geiſt und hebt wie den einzelnen Menſchen, ſo auch ganze Zeitalter plötzlich hinweg über alle Schranken der Gewohnheit, ja über die größten, unüberſteiglich ſcheinenden Hinderniſſe; wenn aber dann die ſchnell befriedigte Sehnſucht in dem Beſitz des errungenen Gegenſtandes erkaltet, wenn über den Beſtrebungen ihn zu erreichen, der Zweck ſelbſt vergeſſen worden iſt, ſo gefällt ſich der aufgeregte Muth noch in dem Gefühl ſeiner eignen Thätigkeit, ſpielend mit der Gefahr, und herrliche Kräfte verſchwendend, bis endlich ſie ſich ſelbſt verzehrt haben, und dann die kluge Benutzung des äußern Erfolgs, für den nächſten Gewinn und Vortheil, allmählig an die Stelle tritt, und allein übrig bleibt; für einen Vortheil der den kurzen Blick des Berechners täuſchend, ſo oft wieder Nachtheil wird. —

Unter der großen Menge außerordentlicher Charaktere und Helden, welche die Geſchichte dieſer Zeit darbietet, iſt vielleicht keiner ſo geeignet, die ganze Macht des damahls herrſchenden Rittergeiſtes zu ſchildern, und wie man über dem Ritter ſelbſt den König vergaß, als der Charakter König Richards Löwenherz; ſeine an das Wunderbare gränzende Heldenthaten, ſeine gefahrvolle Heimkehr, Gefangenſchaft, und ſein Unglück, die aber doch ſeinen Löwenmuth nicht zu beugen vermochten, wenn gleich für ſein Königreich, und eine planmäßige Verwaltung desſelben, bei einem ſo ritterlich durchſtürmten Leben nicht zum beſten geſorgt war. Charaktere wie dieſer, oder auch des Gottfried, und anderer

von Andacht beſeelten ritterlichen Kreuzhelden, ſind mehr geeignet, von der Fantaſie eines Taſſo ergriffen, der Mitwelt und Nachwelt in bezaubernden Gemählden hingeſtellt, als von dem Forſcherblick eines Tacitus enthüllt und erklärt zu werden. Es unterſcheidet dieß überhaupt die Charaktere und Helden des Mittelalters von denen des Alterthums, daß mehr die Fantaſie, oder irgend eine große Idee, das Ganze ihres Lebens und ihrer Thaten leitet und beherrſcht, als ein Plan des Verſtandes. Nur der Charakter Alexanders des Großen macht hier von den andern großen Griechen und Römern eine Ausnahme, und iſt wie meiſtens auch der Charakter der orientaliſchen Helden, denen des Mittelalters darin ähnlicher, daß mehr die Fantaſie und Begeiſterung vorherrſchend bei ihnen iſt, als ein berechnender Verſtand. Daher bei allen Kämpfen, Gefahren, Verwirrungen dieſer Zeit, die Fülle von Leben, die ſich über alles ergießt, und aus allem athmet; dieſer Hauch und Zauber der Fantaſie, der ſelbſt die Leiden noch verſchönt. Wie nach der alten nordiſchen Sage die ſeligen Helden in Walhalla ſich während des Tages an Kämpfen ergetzen, wenn die Sonne ſich aber nun zum Abend neigt, werden die geſchlagenen Wunden durch Zauberkraft geheilt, die Helden verſöhnen ſich, und ſetzen ſich freundlich vereint nieder zum feſtlichen Mahle; ſo hatten auch die ritterlichen Kämpfe jener romantiſchen Zeit oft keinen politiſch bedeutenden äußern Erfolg, und es hatte ein Heldenleben hingebracht unter allen Abentheuern Europa's und des Morgenlandes, oft keinen andern Beſchluß, als das Gefühl der Ruhe, wie am Abende des heißen Tages, das Gefühl rührender Erinnerung, und der Verſöhnung in ſtiller heiliger Einſamkeit. Aber im innern Gefühl war ein ſolches Heldenleben gewiß reicher, als die Wirkſamkeit jener Verſtandesmänner der Staatengeſchichte, die oft bloß durch die Stelle, wo ſie ſtehen, obwohl im Innern arm, in das große Räderwerk der Weltbegebenheiten mächtig eingreifen, und es weiter zu treiben mehr mitwirken, als ſie ſelbſt empfinden und wiſſen.

Der Rittergeiſt indeſſen iſt nur eine Epoche, eine Seite des Mittelalters, und wenn im Ganzen in den Charakteren und Sit-

ten, die größere Herrſchaft der Fantaſie, die Allgewalt einiger großen Ideen ſehr auffallend iſt, ſo würde man mit Unrecht dieſer Zeit ihre großen Geſetzgeber abſprechen. Alfred von England, der große Volksbildner Stephan in Ungarn, und der heilige Ludwig von Frankreich könnten dieß allein ſchon widerlegen. Von den deutſchen Königen und Kaiſern würde man viele nennen müſſen, wenn man alle auszeichnen wollte, die nicht bloß tapfre Krieger, ſondern denkende, das Ganze überſchauende Feldherrn, nicht bloß gewaltig wollende Alleinherrſcher, ſondern die innern Staatskräfte wohl kennende und abwägende Weltlenker waren. Die deutſchen Charaktere zeichnen ſich beſonders durch die ſtrengere und ernſtere Heldenkraft aus; von dieſer Kraft und Hoheit der Charaktere im Mittelalter könnte der Kampf Kaiſer Friedrichs des Erſten mit Heinrich dem Löwen ein herrliches Beiſpiel und Bild geben; wie dieſer mächtige, wohl die Gerechtigkeit ehrende, aber im Recht bis zur Grauſamkeit ſtrenge Kaiſer gegen ſeinen Freund zürnend, daß er ihn in den ſchweren italieniſchen Kämpfen verlaſſen hatte, nicht ruhte, bis er mit der Gewalt des Sturms den großen Helden, den mächtigſten nach ihm, ganz zu Boden geworfen, ſeine Macht zertrümmert und zerſplittert hatte; und da er ihn nun zu ſeinen Füßen ſah, ſich dennoch der tiefſten Rührung um den alten Freund und Waffenbruder nicht erwehren konnte. Heldengefühle wie dieſe, waren es eben, welche in damahliger Zeit mehr herrſchten, als die Berechnung des kalten Verſtandes, beſonders bei den Deutſchen. Die italieniſchen Charaktere des Mittelalters haben dagegen in ihrem frühen republikaniſchen Anſtrich, in ihrer Neigung zu einer oft grauſamen Politik, mehr Aehnlichkeit mit den Helden des Alterthums. Der eigentliche Rittergeiſt war bei keiner Nation des damahligen Europa ſo ausſchließend herrſchend wie bei den Normännern; derſelbe Geiſt und dieſelben Sitten waren in dieſer normänniſchen Periode auch England und Frankreich gemeinſchaftlich, während dieſe beiden Reiche durch die Normandie ſo vielfach verbunden und mit einander verbunden waren.

Der Mangel an Einheit, wegen deſſen die Kreuzzüge vorzüglich mißlangen, betrifft nicht bloß die unübereinſtimmenden Plane

der einzelnen Heerführer und Unternehmungen, ſondern auch die große Verſchiedenheit in Geiſtes- und Sinnesart, in der äußern Lage und dem beſondern Vortheil der einzelnen europäiſchen Nationen war ein Hinderniß der Eintracht. Die Spanier waren zu beſchäftigt durch den Kampf gegen die Araber in der eignen Heimath, als daß ſie einen ſehr großen Antheil an den Kreuzzügen hätten nehmen können; dasſelbe gilt wegen der Entfernung von den Nationen des äußerſten Nordens. Das nördliche Italien und Deutſchland, das kaiſerliche Reich, war ganz von dem großen Zwieſpalt der Kirche und des Kaiſerthums erfüllt und hingeriſſen, durch den Kampf der Guelfen und Ghibellinen in allen größern und kleinern Theilen und Staaten, ſo durchaus beſchäftigt, daß ſie zwar mit großer Macht, wenn es einmahl dazu kam, aber nur nach langem Zögern, und faſt ungern an den Kreuzzügen Antheil nehmen konnten, wenigſtens nie ſo bereitwillig dem allgemeinen Strom und Umſchwung des Zeitalters folgten, wie die normänniſche Nation in England, dem normandiſchen Theile Frankreichs und in Neapel, und nebſt dieſen, die von einem ähnlichen Geiſte beſeelten Franzoſen. Alle dieſe verwandten Nationen waren durch zahlreiche Bevölkerung und Kriegsmuth mächtig, durch keinen andern großen Gegenſtand ſchon beſchäftigt, und eben darum am empfänglichſten, ſich für dieſen zu begeiſtern. Vielleicht wären ſchon ſie ſtark genug geweſen, die ganze Unternehmung allein auszuführen, die dann um ſo leichter hätte volles Gelingen, und dauernden Beſtand haben können.

Die großen deutſchen Kreuzzüge unter Kaiſer Konrad dem Dritten und Friedrich dem Erſten waren durch die Wirkung des Klima's und durch die griechiſche Argliſt am unglücklichſten. Friedrich der Zweite begnügte ſich und war froh, nur einen ſehr vortheilhaften Frieden zu Stande gebracht zu haben, und eilte heim in ſein Sicilien. Einen feſten Plan für das Ganze und ein wahres Intereſſe an dem fortdauernden Gelingen hatten wohl nur das Oberhaupt der Kirche und die italieniſchen Seemächte. Beide natürlich in ſehr verſchiedener Beziehung; daher es nicht zu verwundern iſt, daß es ihnen nicht möglich war, die ungeordnete, aus

ſo verſchiedenen Nationen zuſammengeſetzte Kriegsmacht der verbündeten Chriſten immer zweckmäßig und mit Einheit anzuwenden, ſondern eher Erſtaunen erregen muß, daß die ganze europäiſche Herrſchaft in Aſien nur noch ſo lang Beſtand hatte.

Unter den Wirkungen der Kreuzzüge iſt die höhere Belebung und Erweckung des Rittergeiſtes die vornehmſte; zwar waren ſchon früher die Grundſätze der Ehre, der Waffenübung und die ganze adeliche Sittenlehre in eine beſtimmte Form gebracht, in Stufen und Grade abgetheilt, und an gewiſſe Aeußerlichkeiten gebunden, und damit ſchon das eigentliche Ritterweſen begründet worden. Den höchſten Aufſchwung aber erhielt dieſes, als der Ritter in den geiſtlichen Kriegsorden, durch ein hohes Gelübde auf die große Sache der ganzen Chriſtenheit hingewieſen, ſich nun frei von der Lehensabhängigkeit, ja über alle National-Schranken erhoben fühlte, als ein unmittelbarer Kämpfer und Dienſtmann Gottes und der geſammten Chriſtenheit. Die drei großen geiſtlichen Ritterorden, welche Europa dem Morgenlande und den Kreuzzügen verdankt, ſind die Quelle und das Vorbild aller übrigen geweſen; die Johanniter, welche bis auf die neueſten Zeiten den urſprünglichen Geiſt des Ritterthums in ihrem ſtandhaften Kampfe gegen die Mohamedaner fortgeſetzt haben; der deutſche Orden, welcher in Preußen den Grund legte zu der mächtigſten und blühendſten deutſchen Colonie am öſtlichen Meere, und der Orden der Tempelherren, der nach einem kurzen Genuſſe großer Macht durch die Habſucht des franzöſiſchen Königs auf eine ſo grauſame Weiſe vernichtet ward. In Rückſicht des Ideen-Einfluſſes, den das Morgenland etwa auf Europa gehabt haben kann, war dieſer unſtreitig der merkwürdigſte von den dreien. In Frankreich, wo auch der erſte blutige Religionskrieg in Europa gegen die irrgläubigen Albigenſer geführt worden war, in eben jenen Gegenden, wo unter Ludwig dem Vierzehnten die wegen der Religion verfolgten, in Verzweiflung gerathenen Camiſarden, nach einem hartnäckigen Kriege ausgerottet wurden; in Frankreich erging auch die grauſame Verfolgung über den Orden der Tempelherren, deſſen Kataſtrophe in der Hinrichtung des letzten, wegen ſeiner Tugend ver-

ehrten Großmeiſters Molay, weder der König noch der Papſt, der ihm nachgegeben hatte, lange überlebten. Welches die Ideen waren, die in dem Orden herrſchten, der nicht öffentlich bekannte Theil ſeines Zweckes, das konnte bei einem ſolchen, ſchon in der Form ſo ungerechten Verfahren nicht an das Licht kommen; höchſtens nur das, daß der Orden Geheimniſſe hatte, nicht aber mit Beſtimmtheit, welche es geweſen. Vernichtet ward der Orden nur in Frankreich, in andern Ländern ward zwar das vom Papſte gegebene Urtheil der Aufhebung erfüllt, aber es geſchah mit Schonung; in einigen Ländern wurden die Tempelherren mit andern neu entſtandenen geiſtlichen Ritterorden verſchmolzen, ihre Güter dieſen gegeben. Der Geiſt des Ordens ward nicht vertilgt, er lebte und wirkte im Stillen fort, und einen ſo kurzen Zeitraum er in der äußeren Geſchichte einnimmt, ſo gehört er dennoch in die Reihe der merkwürdigſten Welterſcheinungen.

Nebſt dem Einfluß, welchen die weitere Ausbildung des Ritterthums auf die Verfaſſung Europa's hatte, iſt die Wirkung der Kreuzzüge auf den Handel, ſeine Ausbreitung und Richtung, eine der auffallendſten und ſichtbarſten. So wie dieß beitrug, die Macht der Städte und des Bürgerſtandes zu erhöhen und zu vermehren, ſo hat es auch mitgewirkt, die Künſte zu entwickeln und zu einer neuen Blüthe zu beleben; doch beſchränkt ſich dieſe Einwirkung größtentheils auf den mächtigen Anſtoß, welchen die große Begebenheit dem Geiſte der Europäer gab, und auf den vermehrten, den bildenden Künſten ſo günſtigen Reichthum der Städte. Die Vorausſetzung, daß die europäiſchen Nationen in ihren erſten Dichtungen und Kunſtverſuchen aus morgenländiſchen Quellen geſchöpft, nach morgenländiſchen Vorbildern gearbeitet haben, verſchwindet entweder ganz bei näherer Unterſuchung, oder es bleibt doch nur ein ſehr geringer Einfluß als Wahrheit zurück. Am erſten zeigt es ſich in der Poeſie, wie ſehr die Fantaſie der abendländiſchen Nationen, durch ſo viele neue im Lichte der Begeiſterung geſehene Gegenſtände und erlebte Abentheuer ergriffen und erregt worden war. Dieſes iſt die eigentliche Zeit der Ritter-Poeſie, welche bei den Normännern und bei den Deutſchen im

zwölften und dreizehnten Jahrhunderte blühte, und die ſpäter in der ſchönen Form und anmuthigen Erzählungsweiſe eines Arioſt und Taſſo, das Eigenthum des ganzen gebildeten Europa geworden iſt. Die Deutſchen hatten ſchon im karolingiſchen Zeitalter Heldengedichte und Minnelieder; das den Rittergedichten eigenthümliche Wunderbare kann um ſo weniger aus dem Oriente allein entlehnt ſein, da es ſich ſchon in der ältern nordiſchen Sage findet. Nur bekam die Fantaſie durch die Kreuzzüge einen ganz neuen Schwung; ältere Heldengeſänge wurden mehr vergeſſen, oder dem neuen Geſchmacke verähnlicht. Die Ritter-Poeſie war das treue Abbild des ritterlichen Lebens, und deſſen ſtete Gefährtin, eben darum auch für uns der anſchaulichſte Spiegel der damahligen Sitten, die beſte Erklärung zur Geſchichte jener Zeit. Der emporſtrebende Geiſt eines durch Handel und Kunſtfleiß groß und mächtig gewordenen Bürgerſtandes zeigte ſich dagegen in den ſtolzen Gebäuden, in deren Errichtung reiche Städte damahls wetteiferten, und die durch ihre Kühnheit noch jetzt Bewunderung und Erſtaunen erregen.

Dieſe Kunſt entwickelte ſich nach der Poeſie zunächſt, und blühte in dieſem Zeitalter. In der ältern karolingiſchen Zeit, und unter den ſächſiſchen Kaiſern hatte die Verbindung mit der griechiſchen Hauptſtadt, welche beſonders unter den letzteren Statt fand, auch die Bekanntſchaft mit der neugriechiſchen Baukunſt, und die Nachbildung derſelben veranlaßt, von welcher neugriechiſchen Art Deutſchland wie Italien, einige merkwürdige Denkmahle beſitzt. Jetzt aber kam in Deutſchland, beſonders in den Niederlanden und in England, mit dem neuen Schwunge des Geiſtes auch ein ganz neuer Geſchmack in der Baukunſt auf, den man gewöhnlich den gothiſchen nennt, welcher außer den genannten Ländern auch in Italien an dem bewunderten, von deutſchen Meiſtern erbauten Dom zu Mailand ein großes Denkmahl aufzuweiſen hat. Was dieſe gothiſche Baukunſt auszeichnet bei der Rieſengröße des Totaleindrucks, iſt eine Fülle der Künſtlichkeit im Einzelnen; und eben durch dieſen Charakter, iſt ſie nicht bloß eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der Kunſtgeſchichte, ſondern zugleich ein le-

bendiges Denkmahl des Mittelalters, und ein Spiegel der damahligen Sinnesart. Ganz aus dem deutſchen Geiſte iſt dieſe eigenthümliche gothiſche oder vielmehr altdeutſche Art und Baukunſt hervorgegangen. Die Vorausſetzung, daß dieſelbe arabiſchen Urſprungs ſei, iſt um ſo ungegründeter, da einige Gebäude in Portugall und Sicilien, die wirklich in einem halb mauriſchen Geſchmacke gebildet ſind, einen von jenem gothiſchen weſentlich verſchiedenen Styl und Charakter zeigen. Der in Kirchen ſich darſtellenden Baukunſt ſchloß ſich die zunächſt zur Ausſchmückung der Kirchen beſtimmte Mahlerkunſt an; der Anblick prächtiger bilderreicher griechiſcher Kirchen mag ſie von neuem belebt haben, weßhalb auch die älteſten italieniſchen und niederländiſch-deutſchen Gemählde den neugriechiſchen ganz ähnlich erſcheinen, bis ſich bald in beiden Ländern ein eigner Charakter in der Mahlerei entwickelte, und die herrlichſten ewig bewunderten Meiſterwerke hervorbrachte.

Was die Europäer den Arabern an wirklich neuem Zuwachſe von Kenntniſſen und Wiſſenſchaften verdanken, beſchränkt ſich vorzüglich auf einige chemiſche, mediciniſche und aſtronomiſche Kenntniſſe, und auf die Bekanntſchaft mit einigen Schriften des Ariſtoteles in einer vielverſtümmelten, faſt unverſtändlichen Ueberſetzung, von denen ſich ſchwerlich behaupten läßt, daß ſie für die Geiſtesbildung des Abendlandes ein großer Gewinn geweſen ſeien. Zu dem waren jene Mahomedaner, welche Paläſtina damahls inne hatten, und mit denen die Chriſten zunächſt in Verkehr kamen, ein rohes Volk. Die blühenden Zeiten des Chalifats waren längſt vorüber. Gebildeter als jene Völker waren die Araber in Spanien, aber zu groß der National- und Religionshaß zwiſchen ihnen und den Chriſten, als daß ſie ſehr viel Einfluß auf die Cultur der Spanier hätten haben können.

Dieſe ganze Epoche, in welcher Chriſten und Mahomedaner in die vielſeitigſte Berührung kamen, wo der Orient und Occident nach einer langen Trennung zum erſten Mahle wieder auf einander einwirkten, lenkt die Betrachtung natürlich auf den Mann, deſſen Geiſt ſeit zwölf Jahrhunderten der Geiſt von halb

Aſien geworden, und deſſen unſichtbarer Beherrſcher geweſen iſt. Mahomed ſelbſt erregt bei allen Unbefangenen diejenige Bewunderung, die Heldenkraft und Begeiſterung, in ſteter Einheit auf ein Ziel gerichtet, einfach auch im Innern, allem Anſcheine nach ohne weſentliche Täuſchungs- und Verſtellungskünſte, auf feſte Ueberzeugung und unerſchütterlichen Glauben an ſich ſelbſt gegründet, immer erregen müſſen. Das Volk, das ſein Werkzeug, und durch ihn das mächtigſte Volk der Erde wurde, war ſchon vor Mahomed in alter angeſtammter Freiheit, den Ruhm der Waffen und die Liebe einer begeiſterten Dichtkunſt verbindend, mit den älteſten Sagen der heiligen Urwelt nicht ganz unbekannt, und auch dadurch zu allem Hohen geſtimmt, ein edles und erhabenes Volk zu nennen. Nach dem neuen Aufſchwunge, welchen die arabiſche Nation durch Mahomed nahm, erſtreckte ſich in kurzem ihre Herrſchaft über die herrlichſten Länder, von den indiſchen Gewürzinſeln bis nach Portugall, und von dem Kaukaſus bis tief in's innre Afrika. Mahomeds Lehre, auf die höchſten und reinſten Begriffe von der Gottheit gegründet, ohne die Vernunft durch unbegreifliche Geheimniſſe zu ſtören; vor allen Tugenden, Großmuth, Freigebigkeit und unerſchütterlichen Heldenmuth lehrend, dabei doch nicht ohne lockenden Reiz für Fantaſie und Sinnlichkeit; wie ſollte dieſer Glaube, welcher die Welt ſo lange beherrſcht hat, nicht den Menſchen von allen Seiten ergreifen und feſſeln? Jener gefährliche und verderbliche Zwieſpalt zwiſchen dem Staate und der Kirche, welcher die Chriſtenheit theilte und zerrüttete, fand nicht Statt in Mahomeds Reich, denn beide waren in ihm ganz Eins und verſchmolzen. Auch als dem Menſchen angemeßner und ausführbar, ließe ſich Mahomeds Lehre rühmen, denn ſie iſt befolgt; Mahomeds Gedanken ſind wirklich ausgeführt, und ſein eigenthümlicher Geiſt iſt der von halb Aſien und Afrika geworden; da hingegen im Chriſtenthume, wo oft das Leben und die Sitten der Einzelnen wie ganzer Völker und ganzer Zeitalter mit dem Geiſte und den Lehren des Stifters in auffallendem und ſchreiendem Widerſpruche ſtehen, die unvollkommne Annäherung an eine für Menſchen nicht erreichbare Idee, dem

Ganzen den Anſchein eines nur halb gelungnen Verſuchs gibt. Kaum iſt es zu verwundern, wenn eine gewöhnliche Philoſophie dieſer Lehre nicht undeutlich den Vorzug vor der chriſtlichen giebt. — Aber die Weltgeſchichte entſcheidet anders, als jene auf den Schein gerichtete Philoſophie, und hat längſt entſchieden über das Verhältniß Mahomeds und des Chriſtenthums zur Cultur und Bildung des menſchlichen Geiſtes. Der Geiſt des Stolzes und des Hochmuths, den Mahomeds Lehre bei allen jenen lobenswerthen Eigenſchaften athmet, der ſo auffallend abſticht gegen die Liebe und Demuth des chriſtlichen Glaubens, dieſer iſt es, welcher ſeine Weltwirkung verderblich macht, und wodurch dem Reiche Mahomeds gleich von Anbeginn der Keim des Untergangs eingepflanzt war. Durch dieſen Hochmuth, der feſter als der ſtoiſche, auf den Glauben an den wahren Gott gegründet, je ſcheinbarer und ſchwärmeriſch zuverſichtlicher, um deſto verderblicher wirkt, blieb der Geiſt der Anhänger Mahomeds bald nach dem erſten Aufſchwunge der Bildung ſtehen, bis er endlich auch bei edlen Nationen zu gleichgültiger Dumpfheit erſtarrte.

Jene Verſuchung, von welcher die Schrift redet, das verführeriſche Anerbieten, durch welches der Stifter des Chriſtenthums erprüft ward: die Reiche der Welt ſollten ſein werden, wenn er nur dem Geiſte der Blutgier, des Hochmuths und Eigendünkels fröhnen wolle; dieſer Verſuchung vermochte Mahomed nicht zu widerſtehen. Hätte er ihr widerſtanden, wären die hochgeſinnten Araber Chriſten geworden mit eben der flammenden Begeiſterung, wie ſie Mahomeds Lehre ergriffen, ſo würden die ſchönſten Länder des Erdbodens, wahrſcheinlich auch die glücklichſten und gebildetſten geworden, Aſien und Europa ſtatt zerſtörender, die Erde und den Menſchengeiſt ſpaltender Kriege oder kalter Entfremdung, in ſchönſter Eintracht mit einander verbunden ſein. Der Geiſt des Stolzes aber, und eben jene Einheit des Staats und der Kirche in Mahomeds Reich, legte den Grund zu einem Deſpotismus der alle weltliche und geiſtliche Gewalt in einer Hand umfaſſend, nicht bloß die äußere Freiheit, ſondern auch den Geiſt in ſeinen Banden erdrückte.

Die Bekanntſchaft mit einer dem bisherigen Glauben ſo ganz entgegengeſetzten Denkart, hat ungleich größere und wichtigere Folgen auf die Denkart und Philoſophie des Abendlandes gehabt, als einige verſtümmelte Ueberſetzungen Ariſtoteliſcher Schriften. Der Unglaube und die Religionsverachtung, welcher Kaiſer Friedrich der Zweite beſchuldigt ward, fand und findet wenigſtens in andren Erſcheinungen desſelben Zeitalters eine Beſtätigung. Mit einigen chemiſchen, mediciniſchen, und aſtronomiſchen Kenntniſſen, welche die Europäer von den Arabern erhielten, verbreitete ſich ſehr allgemein die Neigung zum aſtrologiſchen Aberglauben, zu alchemiſchen und magiſchen Künſten. Die Geheimniſſe, und verborgnen Lehren der Tempelherren könnten auch einen Beweis mehr abgeben, von ganz neuen Anſichten, von einer großen innern Gährung in dem europäiſchen Geiſte. Am ſichtbarſten und auffallendſten war die Wirkung in der Philoſophie; ſchon im zwölften Jahrhunderte, ein Jahrhundert nach den erſten Kreuzzügen, zeigte ſich in Arnold von Breſcia der erſte Verſuch durch die Kraft der Philoſophie die ganze Chriſtenheit zu erſchüttern, und die damahlige chriſtliche Verfaſſung der Kirche und des Staats umzuſtoßen. Es mußte Arnold das Schickſal haben, welches allen Urhebern einer zu früh begonnenen und mißlingenden Revolution zu Theil wird. Doch läßt ſich die Reinheit ſeiner Abſicht nicht verkennen, und die ungleich tiefere Philoſophie und Begeiſterung, von welcher er ausging, ſtellt ihn weit über ſpätere Bekämpfer der Kirche, die glücklicher waren als er. Ohne ſo unmittelbar auf die Welt einzuwirken, traten viele andre mit neuen, zum Theile gefährlichen und der Religion verderblichen Lehren und Syſtemen auf. Dieſem Strome ſetzte ſich für die Erhaltung des Glaubens ein deutſcher Mann von großer Kraft entgegen: Albertus Magnus, einer von den ſeltenen Geiſtern, welche wir von Zeit zu Zeit die ganze Maſſe aller vorhandenen, und in ihrem Jahrhunderte nur zu erreichenden Kenntniſſe in ſich vereinigen ſehen, wie etwa Ariſtoteles in dem ſeinigen. Man würde irren, wenn man glaubte, der Philoſophie gebühre keine Stelle in der Weltgeſchichte.

Selbſt bei den Griechen und Römern, wo die Philoſophie und das Leben ſo ganz getrennt waren, hat ſie ihren mächtigen Einfluß genug bewährt. Grade in jener Trennung und Oppoſition des Geiſtes gegen den Staat und den herrſchenden Volksglauben, lag der wahre Grund des Untergangs aller alten Staaten. In der neuern Geſchichte zeigt ſich die Philoſophie von den Zeiten des Mittelalters an, in ihrer weiten Verbreitung zur öffentlichen Meinung geworden, noch deutlicher als eine die Welt bewegende, ſie wohlthätig erhaltende, oder gewaltſam erſchütternde Kraft. —

Wie jede große Erſchütterung, ſo haben auch die Kreuzzüge viele alte Bande gelöſt, Freiheit, und mit ihr, wo die Anlage dazu da war, auch Anarchie befördert. Die im dreizehnten Jahrhunderte, vorzüglich in der letzten Hälfte desſelben, in Italien und Deutſchland herrſchende Verwirrung war zunächſt durch den zerſtörenden Kampf der Kirche und des Kaiſerthums, durch die gegenſeitige Aufreibung der beiden höchſten Gewalten verurſacht worden, kann alſo nicht den Kreuzzügen zugeſchrieben werden, aber die allgemeine Bewegung und Auflöſung ward durch ſie noch beſchleunigt und vergrößert. Schon die lange Entfernung des letzten großen, und auch durch den Geiſt machtvollen Kaiſer Friedrich des Zweiten von Deutſchland, legte für Deutſchland den Grund zu jenem Zuſtande der Verwirrung. Nachdem das Haus der Hohenſtaufen ein Jahrhundert lang das mächtigſte in Europa in ſeinem letzten Sprößlinge auf dem Blutgerüſte ſchrecklich geendet hatte, man bei zweifelhaften, kraftloſen, oder verworfnen Königs-Wahlen gar nicht mehr wußte, ob Deutſchland und die Welt noch einen wahrhaften, rechtmäßigen Kaiſer habe, da erreichte ſie ihre höchſte Stufe. Jetzt konnte man mit Recht ſagen, was ein Dichter in redneriſcher Uebertreibung ſang bei dem Tode eines frühern Kaiſers: daß das unglückliche Europa enthauptet weine! — Wenn man die beiden höchſten Gewalten mit den Geſtirnen verglichen hatte, die den Tag und die Nacht beherrſchen, ſo konnte man jetzt ſagen, daß der Himmel verdunkelt, daß in dem Papſte und Kaiſer, jene Sonne und jener Mond, die alle Augen erleuchteten, und alle

Schritte lenkten, erloſchen ſeien. Aber noch ſchlug ritterlicher Muth in biedern Herzen, und ein Ritter war es, auf den ſich die Augen der Welt richteten, ihn zur Rettung aufzufordern. Groß durch Tapferkeit und Glück, durch jede kriegeriſche und adeliche Tugend, durch einen ſtarken und umfaſſenden Verſtand, war Rudolph von Habsburg noch größer durch Gerechtigkeit.

Unermüdet das danieder getretne Geſetz wieder empor zu heben, war er ſelbſt Richter, und des Rechts Beſchützer und Pfleger; der erſte wieder, der minder durch die Gewalt ſeines ſiegreichen Schwertes, als durch die milde Kraft der Gerechtigkeit, zugleich Deutſchland wieder herſtellte, und ein großes Reich begründete, deſſen Schickſale wir von jetzt an, eine der wichtigſten Stellen in der Weltgeſchichte einnehmen ſehen.

# Neunte und zehnte Vorleſung.

Das Glück, der Ruhm, und die Würde eines Zeitalters, beruhen nicht allein auf der Menge der Hülfsmittel und Werkzeuge, welche zur Bildung dienen, oder das Leben verſchönern, ſondern vor allem auf dem Gebrauche, welchen der Geiſt von jenen Hülfsmitteln macht, auf den Sinn, den er hinein legt, das Ziel, worauf er jene Kräfte hinlenkt, die herrlich und groß ſind, nur wenn ſie groß gebraucht werden. Wollte man bloß auf dieſen Reichthum von Hülfsmitteln ſehen, ſo würde unſer Zeitalter, durch das Erbe aller vorigen Jahrhunderte bereichert, vor allen vergangenen als das erſte, ja als das einzige erſcheinen. Man dürfte dann nur das Buch der Geſchichte zuſchließen, im voraus überzeugt, daß ſich doch nirgend etwas finden werde, was mit dieſer hohen Stufe der Bildung irgend verglichen werden könne. Wenn aber ein ſolches Verfahren unſer Zeitalter grade um ſein ſchönſtes und ſicherſtes Vorrecht bringen würde, um das Vorrecht mit allen Hülfsmitteln, die wir beſitzen, verſehen, beſſer als es die frühern Zeiten vermochten, den Geiſt und die Schickſale der vergangnen Jahrhunderte zu erkennen; wenn wir den Homer und Sophokles als große Dichter verehren, obgleich ſie nicht wußten, daß die Erde rund, noch wie weit Sonne und Mond von der Erde entfernt ſeien; wenn wir die Seelenſtärke und Staatskunſt eines Solon, eines Leonidas und der Scipionen bewundern, ob-

gleich ſie und ihre Zeit mit manchen Erfindungen und Künſten unbekannt waren, die für uns Gewöhnlichkeiten und Bedürfniſſe geworden ſind, weil ſie Dinge nicht wußten, die jetzt jeder Schüler herzuſagen gelehrt genug iſt; wenn wir endlich, ſo ſehr auch einzelne Thatſachen oder Einrichtungen und Gebräuche des Alterthums, der Vernunft und dem ſittlichen Gefühle widerſprechen, darum nicht gleich das Ganze, und die hohe geiſtige Kraft und Größe desſelben ungeprüft verwerfen; warum urtheilen wir nicht mit derſelben Billigkeit über das Mittelalter? Auch die Bildung des Alterthums war keine gränzenlos allgemeine, auf die Kenntniß aller Zeiten und aller Erdtheile gegründete, aus allen Himmelsſtrichen geſammelte, künſtliche und gelehrte, ſondern eine durchaus lebendige, natürliche, aus dem Geiſte des Volks und der Zeit ſelbſt hervorgegangne Bildung grade wie die des Mittelalters, welches in mancher Rückſicht das Alterthum übertreffend, in andern mit ihm wetteifernd, oder ihm wenig nachſtehend, im Geiſte des Ganzen nicht minder eigenthümlich war, als jenes. Beſonders iſt zu bemerken, wie ſehr man bei den Vorwürfen, die dem Mittelalter überhaupt gemacht werden, ganz verſchiedene Zeiten durch einander wirft, da doch das Mittelalter ein Zeitraum, der, wie verſchieden man ihn auch beſtimme, faſt ein Jahrtauſend, oder noch drüber, umfaßt, aus mehreren ſehr deutlich abgeſonderten Epochen beſteht. In der erſten Periode des Mittelalters unter Karl dem Großen, ſeinen Nachfolgern, und den erſten deutſchen Kaiſern bis auf Gregor den Siebenten, und die großen Erſchütterungen der Kreuzzüge, waren die Geſetze und die Sitten mild, der Charakter der Zeit groß und einfach, ernſt aber ſanft; eben dieſen Charakter tragen die Schriften, die Kunſtwerke und überhaupt alle Denkmahle dieſer Zeit. Eine Zeit, die doch gewiß nicht ganz ſo unwiſſend und ungebildet war, als man ſie oft ſchildert, wenn gleich im Mittelalter wie im Alterthume, die Zeiten, wo Nationen und Staaten gegründet wurden, die Zeiten der Geſetzgebung, denen der Kunſt und der allgemeinen Verfeinerung vorangingen, welche nur zu oft auch die Auflöſung der Sitten und des Staats mit ſich führt. Die zweite Periode des

Mittelalters unter den Kreuzzügen, ist wunderbar kühn, schwärmerisch begeistert und alles unternehmend, im Leben wie im Gebiete der Fantasie. Die dritte Periode, von Rudolph dem Ersten bis auf Maximilian, ist in Rücksicht der Sitten und Verfassung verwildert zu nennen. Der Unwissenheit, und des Mangels an Cultur ist aber wohl schwerlich ein Zeitalter zu beschuldigen, in welchem nicht bloß das Mittelmeer wie einst in der schönsten Zeit der Griechen, sondern auch das baltische, den Alten ein fast unbekannter, schauerlicher Norden, beide mit reichbeladenen Schiffen, die Küsten mit blühenden, mächtigen Handelsstädten bedeckt waren; ein Zeitalter in welchem die Baukunst einen ganz neuen Schwung nahm, die Mahlerei eine hohe, noch nie gesehene Vollkommenheit und Ausbildung erreichte; wo die Philosophie, fast zu verbreitet, eine Angelegenheit des Lebens und des Staats wurde; alle historische und literarische Kenntnisse, die sich dem Zeitalter nur irgends darbothen, mit leidenschaftlicher Begier und Sehnsucht ergriffen, Naturkunde und Mathematik mit rastloser Mühe durchforscht und angebaut wurden, bis die beiden großen Entdeckungen, durch welche der Geist des Menschen erst mündig geworden ist, die Entdeckung des andern Welttheils und des Sternenlaufs, der Erde und des Himmels in ihrer wahren Größe den forschenden Fleiß der Jahrhunderte krönten. Nicht also der Unwissenheit ist diese Zeit des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zu zeihen, sondern vielmehr aller der sittlichen Ausschweifungen und Gebrechen, die im Gefolge des Handels und der höheren Geistesbildung so oft zu erscheinen pflegen. Wenn indessen die Verwilderung in den Sitten, die Härte und Grausamkeit in manchen Gesetzen und Einrichtungen dieser Zeit nicht geläugnet werden kann, so ist eben so unläugbar, daß diese Auflösung in den sittlichen Verhältnissen, nicht bloß Schwäche und Erschlaffung, daß in der Verwilderung noch eine große sittliche Kraft vorhanden war.

Am meisten bewährte sich diese sittliche Kraft in dem noch wirksamen Rittergeiste, der in dem Adel und Fürstenstande herrschend geworden war, der aber bei den verschiedenen Nationen Eu-

ropa's auch eine merklich verschiedene Gestalt annahm. In Spanien behielt er am meisten die ursprünglich religiöse Richtung. Der Hang zu kühnen kriegerischen Abentheuern blieb herrschend in allen jenen durch ihre Sitten und Verhältnisse damahls noch verbundnen Ländern, in der Normandie und England, in Frankreich und Burgund. In Deutschland nahm der Rittergeist, da die alten Bande mit der Kirche sich trennten, mehr eine patriotische Richtung, durch Muth und Tapferkeit das Recht und das Vaterland wieder herzustellen. Nicht nur in mancherlei zugleich ritterlichen und vaterländischen Verbündungen und Eidgenossenschaften zeigte sich dieß, sondern auch in der Geschichte der deutschen Könige und Kaiser damahliger Zeit. Rudolph von Habsburg war wegen seiner Rittertugend zur Königswürde erhoben; durch die allgemeine Stimme zum Retter der bedrängten Zeit berufen; eine Wahl des ganzen Volks, wenn auch nicht der Form, doch dem Wesen nach, wie jene, durch welche einst der erste Konrad, König der Deutschen und Stifter des Reichs ward. Aber auch in den nachfolgenden Wahlen zeigte sich dieselbe allgemeine Verehrung ritterlicher Tugend. Auch von seinem unglücklichen aber edlen Nachfolger, Adolph von Nassau, konnte man, da er im Kampfe gegen Albrecht blieb, sagen: es sei der edelste der deutschen Helden gefallen. Heinrich von Luxemburg galt in Deutschland wie in Italien an allen ritterlichen Tugenden, für die Blume des Adels; ihm gelang es wie Rudolphen durch die reiche Erwerbung Böhmens, die Größe seines Hauses zu gründen; und auch an Geisteskraft als Gesetzgeber und Wiederhersteller hoffte man ihn Rudolphen ähnlich zu sehen, als ein frühzeitiger Tod ihn dieser Hoffnung entriß. Einfach ist das Leben des großen Rudolphs; vor seiner Erhebung gab er viele schöne und rührende Beweise, daß er durch Kriegsmuth, Biedersinn, und wahre Frömmigkeit derselben würdig war, als eben so viele Vorbedeutungen seiner künftigen Größe. Nachdem das Reich unter seiner Obhut war, hatte er nur das eine Geschäft, des Rechts zu pflegen und das Reich wieder herzustellen; wie so manche der alten Kaiser, herrschte er ohne übermächtige Stammgüter dennoch groß, mit starker Hand

nur durch ſich, durch das was er war, und wie er geehrt ward. In das hellſte Licht tritt Rudolphs Charakter in ſeinem großen Kampfe mit dem mächtigen Ottokar; ein Schauſpiel, wie die Geſchichte nur wenige darbietet. Auf der einen Seite Tapferkeit, mit Milde und Weisheit gepaart, auf der andern Seite Heldenmuth, aber ein ſtürmiſcher, herrſchſüchtiger, leidenſchaftlich grauſamer, von Stolz verblendeter. Glück und Sieg entſchieden dießmahl für die Tugend. Das ſchöne Oeſterreich, welches in den Unruhen des Zwiſchenreichs nach dem Ausſterben der Babenberger als erledigtes Reichslehen, mehr als jedes andre deutſche Land, im Streit mehrerer gleich ungültiger Anſprüche, zerrüttet worden war, entriſſen ſeine Siege dem im Lande verhaßten Ottokar, und auf dieſe Erwerbung gründete Rudolph mit Zuſtimmung aller deutſchen Reichsſtände die künftige Macht ſeines Hauſes, welches jetzt von der einen Seite Oeſterreich beherrſchend, von der andern die alten in Schwaben, Elſaß und in der Schweiz weit verbreiteten Stammgüter erhaltend und erweiternd, die ſchönſten Länder des ſüdlichen Deutſchlands umfaßte.

Nicht bloß die innere Ordnung und Ruhe, ſondern auch die äußere Würde und Größe des Reichs trachtete Rudolph zu erhalten. Mit Sorgfalt behauptete er die alten Rechte auf Burgund; er hatte dieß Königreich ſeinem Hartmann beſtimmt, bis der Rhein ihm den Liebling raubte. Es waltete ein ſonderbar unglückliches Geſtirn über die Söhne und Enkel des großen, im eignen Leben ſo glücklichen Kaiſers. Nach altem deutſchen Herkommen hätte eine ſo glorreiche Regierung wie die ſeinige, ſeinem Hauſe einen faſt ſichern Anſpruch auf die Nachfolge geben müſſen. Aber die Zeiten waren nicht mehr die alten; wenn ſich auch der Sinn der Nation darin noch kraftvoll bewährte, daß man nicht wagen durfte, einen andern als durch hohe Tugend geadelten Helden zur Wahl zu bringen, ſo lag doch ſchon darin, daß man die Wahl eines Mächtigen vermied, das deutliche Bekenntniß von der Denkart der deutſchen Fürſten, lieber unter einem ſchwachen Kaiſer ihre eigne Macht von dem Ganzen ſich abſondernd zu vermehren, als die ſchwere Pflicht der kaiſer-

lichen Würde ſelbſt auf ſich nehmen zu wollen. Noch ein andrer ſchädlicher Einfluß zeigte ſich bei den Kaiſerwahlen; Jahrhunderte lang hatte man blutige Fehden darüber geführt, ob der geiſtlichen Macht das Recht beſtätigender Anerkennung einer Wahl gebühre, welche doch nicht bloß den Deutſchen einen König, ſondern der ganzen Chriſtenheit ein Oberhaupt geben ſollte; jetzt rühmte ſich ein Erzbiſchof von Mainz, deutſche Könige ab- und einſetzen zu können nach Belieben! Dazu kam, daß die Könige von Frankreich fortdauernd nach der Krone ſtrebten, ihren Einfluß auf die in Frankreich reſidirenden Päpſte benutzten, um Partheiungen in Deutſchland zu erregen. Jene Geſinnung der Fürſten und dieſe Partheiungen waren Urſache, daß des großen Rudolphs Wünſche, die Kaiſerwürde, welche er ſo glorreich verwaltet hatte, ſeinem Hauſe zu erhalten, erſt in ſpäterer Zeit in Erfüllung gingen. Die Verſagung der gehofften Krone mochte Albrechts Gemüth erbittert und härter gemacht haben; da er ſie endlich erreicht hatte, mußte er ſie erſt durch Krieg und den Tod des Gegners auf ſeinem Haupte befeſtigen, um Krone und Leben bald unter der mördriſchen Lanze eines von Zorn und Haß verblendeten Jünglings, ſeines eignen Neffen, zu verlieren. Kaiſer Albrecht war nicht ſo milde und großmüthig wie Rudolph, doch wird man es ihm nicht abſprechen können, daß er bei ſeiner Härte und Strenge, die Gerechtigkeit wie ſein Vater ehrte. Wenn man was in der Schweiz geſchah, grade ausſchließend ihm Schuld giebt, wenn man, damit das Gemählde der Befreiung deſto lebhafter wirke, ſich ihn desfalls als den grauſamſten Unterdrücker ausmahlt, ſo urtheilt man wie oft geſchieht, mehr nach den zufälligen Folgen als nach der reinen Thatſache und dem Geiſte der Handelnden im Zuſammenhange ihrer Zeitverhältniſſe. Nicht Albrechten oder irgend einen einzelnen Fürſten und Herrn, ſondern den ganzen Adel damahliger Zeit trifft der Vorwurf, daß er ſeine Herrſchaft jetzt drückender und härter machte, als ſie urſprünglich ſein ſollte und in früherer Zeit geweſen war. Wenn aber das kriegeriſche Gebirgsvolk auch in ſeinem erſten Freiheitskampfe nur dieſem Uebermaaße Schranken ſetzen wollte, ſo wird man ſchwerlich behaupten können,

daß in ihren fernern Unternehmungen Mäßigung immer beobachtet, oder die gerechte Sache stets auf ihrer Seite gewesen sei. Für Deutschland war Albrechts Tod unstreitig ein großer Verlust; auch ein strenger Kaiser wäre besser gewesen als die nachfolgenden Partheiungen. Die herrlichen Hoffnungen, welche der ritterliche Heinrich von Luxemburg erregt hatte, wurden durch einen frühzeitigen Tod dahin gerissen. Die streitigen Ansprüche auf Böhmen unterhielten eine unglückliche Uneinigkeit zwischen dem luxemburgischen und dem österreichischen Hause, erzeugten jene zwiefache Königswahl, da nebst Friedrich dem Schönen, dem dritten Kaiser aus Habsburgs Stamme, durch den Einfluß des böhmisch-luxemburg'schen Hauses, auch Ludwig der Baier zur Krone berufen ward. Die Geschichte seiner langen Regierung ist nur ausgezeichnet durch den Kampf mit Friedrich dem Schönen, durch den erneuerten heftigen Streit mit der Kirche, und die nicht immer gerechte Vermehrung seiner Stammländer mit Brandenburg, Tirol und Holland. Er war nicht von jenem ritterlichen Geiste beseelt, welchen wir in den andern Kaisern jener Zeit bemerken, durch den unter allen mächtigen Fürstenhäusern damahliger Zeit keines so sehr sich auszeichnete als das österreichische. Wem ist es unbekannt, wie Kaiser Friedrich der Schöne nach langen Kriegen durch eine verlorne Hauptschlacht in die Gefangenschaft des Gegners gerathen, von ihm mit großer Härte behandelt, zu dem nachtheiligsten Frieden gezwungen ward, um frei zu werden; wie er dann von dem Ungestüm und dem Unwillen seines treuen aber ruhmbegierigen Bruders Leopold an der Erfüllung des Vertrages verhindert, ganz anders wie in spätern Zeiten König Franz der Erste, der Ehre und seinem Worte treu, sich selbst seinem Feinde wieder zum Gefängniß stellte? — Thaten wie diese sind auch in den Geschlechtsbüchern der Könige helle Ehrenzeichen des wahren Ruhms. Selbst Ludwig des Baiern Herz ward davon erschüttert, obwohl nicht auf lange.

Des edlen Friedrichs Aufopferung brachte Deutschland noch keine Ruhe. Baiern und Böhmen unter den ersten Luxemburgern dachten nur auf sich; daher wurden sie unter sich uneins. Beide

ſtrebten ſie nach dem Reiche, aber auf die Würde des Reichs wollten ſie nur den Glanz und die Größe des eignen Hauſes gründen. Daher iſt ihre Regierungsweiſe ſich ungeachtet der Uneinigkeit ähnlich, ihre abgeſonderte Herrſchaft aber von kurzer Dauer geweſen. Rudolphs Stamm ſuchte den Ruhm mehr im Großen, und darum iſt Oeſterreich nach vielem und langem Unglücke deſto glorreicher wieder emporgeſtiegen.

Es waren jetzt nicht mehr die großen Partheien der Kirche und des Kaiſers, der Guelfen und der Ghibellinen, welche Deutſchland theilten, nicht die alten deutſchen Völkerſtämme der Schwaben, Franken, Sachſen und Baiern, welche den König wählten. Aus der allgemeinen Auflöſung treten nur die Fürſtenhäuſer von Böhmen, Baiern und Oeſterreich als eben ſo viele Partheien heraus. Der Zwieſpalt der böhmiſchen und der bairiſchen Parthei ward abſichtlich von Frankreich unterhalten. Wenn Karls des Vierten lange Regierung dem deutſchen Reiche eine Art von Ruhe und Frieden wieder gab, ſo war dieß alles nicht ſo, wie es hätte ſein ſollen, und verdient nicht das Lob, welches man oft an Karls Werk, weil es dem Wunſche der Mächtigen entgegen kam, verſchwendet hat. Die Verfaſſung, welche er Deutſchland gab, war keine Wiederherſtellung der alten Nationalfreiheit und Königswürde. Dazu hätten vor allem die ehemahligen Nationalherzogthümer in Schwaben und Franken wieder aufgerichtet werden müſſen, wie es die öſterreichiſchen Kaiſer mehreremahl wollten; deren Grundſätze für die Verfaſſung des Reichs von denen der bairiſchen und böhmiſchen ſehr verſchieden waren. Ungeachtet der heiligen Zahl Sieben, welche für die Zahl der Churfürſten feſtgeſetzt ward, war das Ganze der goldnen Bulle ſehr willkührlich nach damahligen Nebenrückſichten zuſammengeſetzt; ein Werk ohne wahre innere Einheit, durch welches, wie in ſpätern Zeiten durch den weſtphäliſchen Frieden, die großen Staatsübel nicht von Grund aus geheilt, ſondern nur in ein leidliches Verhältniß geſetzt und eben dadurch dauernd gemacht wurden. Indem der Kaiſer einige Mächtige ſo ſehr erhöhte und faſt unabhängig machte, gab er ſein ſchönſtes Vorrecht auf, der Schirmherr der allgemeinen Frei-

heit zu ſein, und legte ſelbſt den erſten Grund zu der innern Abſonderung und Theilung von Deutſchland, welche dann von Stufe zu Stufe den weitern Verfall der Kaiſerwürde herbeiführte.

Böhmen jedoch erhob ſich unter Karl dem Vierten zu einem Wohlſtande und einer Bildung in Künſten, Wiſſenſchaften und in der Bearbeitung der eignen Landesſprache, daß es allen andern ſlawiſchen Nationen darin weit zuvoreilte. Daß er ſelbſt in ſeiner Verfaſſung des deutſchen Reichs auf die zahlreichen ſlawiſchen Bewohner desſelben Rückſicht genommen, für ihre Rechte, Herkommen und Sprache durch eigne Anordnungen Sorge getragen, war der Gerechtigkeit gemäß; ein einzelner lobenswerther Zug an einem im Ganzen ſo unvollkommnen Werke. Obwohl von deutſchen Ahnen ſtammend, war Karl der Vierte, in Böhmen geboren und erzogen, auch ganz ein Böhme geworden. In Beziehung auf Deutſchland nannte ihn Maximilian wohl mit Recht einen Stiefvater des Reichs. Auch Burgund gab er zuerſt bis auf den leeren Nahmen auf; und nebſt Ludwig dem Baiern war er es vorzüglich, der die Kaiſerwürde in Italien um ihr altes Anſehen brachte. Karl der Vierte beſaß nicht jene ritterlichen Tugenden, welche ſeinen Ahnherrn Heinrich zur Zierde und zur Freude der deutſchen Nation gemacht, dem Könige Johann hohen Ruhm in allen Landen Europa's erworben hatten. Durch Eigenſchaften andrer Art, durch ausdauernde Thätigkeit, Kenntniß und Klugheit ward ſeine Herrſchaft für Böhmen wahrhaft wohlthätig und glänzend, für Deutſchland wenigſtens ſcheinbar, bis die üblen Folgen in der ſpätern Geſchichte ſich zeigen. Tiefer aber als unter ſeinem Sohne, dem abgeſetzten Wenzel, ſchien die Kaiſerwürde nicht ſinken zu können.

So ſollte alſo das große Werk der Wiederherſtellung Deutſchlands, welches Rudolphs Kraft begonnen hatte, ſich nicht unmittelbar nach ihm vollenden, es ſollte noch ein Mahl eine Art von Zwiſchenreich und eine lange Zeit der Verwirrung eintreten, und erſt dann von ſeinen ſpäten Enkeln, Maximilian und Karl das Reich und das Kaiſerthum wieder zu ihrer alten Würde erhoben werden! —

Welche großen Kräfte ſelbſt damahls noch in dem deutſchen Staatskörper vorhanden waren, ungeachtet dieſer ſchon merklichen Auflöſung des Ganzen, das beweiſen mehrere herrliche Erſcheinungen merkwürdiger und mächtiger einzelner Staatsvereine die ſich eben in dieſer Zeit der Auflöſung im Umkreiſe des deutſchen Reichs bildeten. Die Schweiz, die Hanſe, und die Herrſchaft des deutſchen Ordens am baltiſchen Meere, ſind dieſe merkwürdigen großen Erſcheinungen. In den erſten ſchweizeriſchen Kämpfen hat ſich dieſelbe Kraft wirkſam bewieſen, die in vorigen Zeiten in den nordiſchen Wäldern der römiſchen Uebermacht Widerſtand leiſtete; der alte Stand der Freien, jene kriegeriſche Grundkraft des Volks, hatte ſich auf dieſen Gebirgen reiner als in den niedern Gegenden erhalten. Glücklich, wenn die edlen Schweizer, unter milder Schirmherrſchaft, in ſelbem freien Zuſtande und mit dem Reiche verbunden geblieben wären! Daß der feſte Muth und Handſchlag weniger Männer, einen Bund auf Jahrhunderte, ein Volk und einen Staat zu gründen vermochte, wird immer bewundernde Theilnahme erregen. Bald aber nahm ihre Kriegsluſt eine ganz andere Geſtalt an, als da ſie zuerſt nur einigen beſondern Bedrückungen Schranken ſetzen wollten. Sie wurden die Angreifer und Eroberer; es bildete ſich zwiſchen dem kriegeriſchen Gebirgsvolk, und dem Adel und Ritterſtande, eine Art von Bürgerkrieg, der ſich oft in andere Gegenden zu verbreiten, und ganz Deutſchland zu umfaſſen drohte. Mehr noch als die herrlichen Kräfte, die als ein Opfer dieſes Kampfes fielen, war die Trennung ſelbſt zu beklagen. Der Verluſt der Schweiz traf nicht Habsburg allein; es war der erſte große Stoß, welchen nicht bloß das Reich, ſondern Deutſchland erhielt. Auch die Schweiz genoß bei innern Bürgerkriegen damahls nicht des ruhigen Glücks, welches ihr andre Verhältniſſe in ſpätern Jahrhunderten geſichert haben. Ihre Macht und ihr Kriegsruhm ſtieg in kurzem außerordentlich; der Einfluß aber, welchen ſie als bezahlte Streiter der kriegführenden Mächte, auf die europäiſchen Angelegenheiten im fünfzehnten Jahrhunderte hatten, war weder für das Wohl des Ganzen vortheilhaft, noch des Schweizervolks würdig.

Die Gründung eines neuen mächtigen deutſchen Staates an der Oſtſee, Preußen unter dem deutſchen Orden, iſt wie die frühern deutſchen Colonien, durch welche das urſprünglich ganz ſlawiſche Schleſien eine blühende deutſche Provinz wurde, andre, durch welche in Ungarn und Siebenbürgen, Bergbau und ſtädtiſche Bildung befördert ward, ein Beweis von der innern Stärke, der Bevölkerung, und der Cultur des damahligen Deutſchlands.

Einen noch größern giebt die Hanſe, jener deutſche Städtebund, der Epoche gemacht hat in der Geſchichte des Welthandels, deſſen Macht und Einfluß ſich bald, das baltiſche Meer beherrſchend, auf die nordiſchen Königreiche erſtreckte, deſſen hohe Cultur und ſtädtiſche Verfaſſung den griechiſchen und italieniſchen Handelsſtädten an die Seite geſtellt werden kann. Wenn gleich in Deutſchland keine einzelne Stadt ſo große Macht wie Venedig erreichte, wenn Venedig die Schlüſſel des orientaliſchen Handels meiſt für ganz Europa in Händen hielt, ſo war Deutſchland hingegen in Fabriken und mechaniſcher Kunſt Italien überlegen. Merkwürdig war die ganze Form dieſes deutſchen Städtevereins; es erwachte hier wie in der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, der alte, in der früheſten germaniſchen Verfaſſung und Sitte ſchon ſichtbare Bundesſinn, die Neigung zu freien Bündniſſen aller Art, zum Schutz und Schirm der allgemeinen Kraft und Sicherheit.

So hatten alſo Volk, Ritter und Städte, jeder Stand einen eignen, neuen mächtigen Staat in Deutſchland gegründet, nachdem das Ganze ſich ſchon allmählig zu trennen begann; unter welchen Staaten beſonders die Schweiz und die Hanſe, in dem Gemählde deutſchen Geiſtes, deutſcher Kraft, und deutſcher Bildung, eine bedeutendere Stelle einnehmen. Ungleich größer noch durch ſeine Folgen für die Weltgeſchichte ward der neue deutſche Staatenverein, der durch die ritterlichen Tugenden und unerſchütterlichen Grundſätze des edelſten Fürſtenhauſes errungen ward; der öſterreichiſche Völkerbund. Ein Gebäude zu dem ſchon Rudolf den Grund entworfen, welches auch bei allem Unglück, das einzelne Fürſten dieſes Hauſes, in der Zwiſchenzeit von Rudolph bis auf Maximilian oft hart be-

drängte, nie aus den Augen verloren ward, und zu deſſen weitern Ausführung viele öſterreichiſche Fürſten, die auch nicht zur Kaiſerwürde gelangten, durch Ritterſinn und Tapferkeit, wie durch weiſe Geſetze, weſentlich beigetragen haben. Um aber dieſes Gemählde in ſeiner Größe entwerfen zu können, iſt es nöthig, erſt noch einen Blick auf das übrige Europa zu richten, da aus der Auflöſung der alten Verhältniſſe, jetzt ſo wohl die Nationen mit mehr entwickeltem Charakter, als auch die Staaten mit neu befeſtigter Macht hervortraten, und das große Zeitalter Maximilians, und Karls des Fünften vorbereiteten. —

In Italien hatten nur zwei Staaten eine ſelbſtſtändige, und ſich gleich bleibende Politik: Rom und Venedig. Beider Unabhängigkeit war ſicher gegründet. Venedig in der Mitte zwiſchen dem griechiſchen Kaiſerthume und dem Abendlande gelegen, war die größte Seemacht des Mittelmeers geworden. Von Neapel konnte nur die Frage ſein, wer es beherrſche; und während der Handel auf dem Mittelmeere blühte, war, nachdem das Blut der Hohenſtaufen einen Rächer in dem Könige von Arragonien gefunden hatte, die Verbindung Siciliens mit dem ſüdlichen Spanien die natürlichſte. Die größte Gährung, aber auch die Entwicklung der herrlichſten Geiſteskräfte, fand in den nördlichen, urſprünglich zum deutſchen Reiche gehörigen Ländern Statt, in Mailand und Florenz. Groß war die Macht der Visconti, größer der Einfluß der Mediceer auf den Geiſt Italiens, und der ganzen geſitteten Welt. Poeſie und Baukunſt, Mahlerei und alte Literatur nahmen einen herrlichen Aufſchwung, und nachdem der römiſche Stuhl durch die franzöſiſche Abhängigkeit, durch die ſtreitigen Papſtwahlen von ſeinem europäiſchen Einfluſſe und Anſehen viel verloren hatte, behauptete Italien, doch auf eine neue Weiſe ſeinen alten Vorrang, indem die italieniſche Cultur in ihrer Verbreitung bei andern Nationen, ein allgemeines Band für ganz Europa wurde. Ein Band das von ganz freier Art, und ſehr wohlthätig war, noch wohlthätiger hätte werden können, wenn nicht die Kirchentrennung es aufgelöſt hätte. An der italieniſchen Bildung nahm beſonders was alte Literatur betrifft,

Deutſchland den unmittelbarſten Antheil; Deutſchland, welches vor der Entdeckung der beiden Indien den europäiſchen Handel mit Italien theilte, in allen Künſten mit ihm wetteiferte. Ueberhaupt war die Verbindung der beiden Nationen durch den Handel und die alte Gewohnheit ſehr groß, beſonders in dem nördlichen Theile Italiens, in Venedig und Mailand, wo ſelbſt die Sitten näher und der Geſchmack dem deutſchen weniger unähnlich war. Lange wirkte noch die alte Verehrung der Kaiſerwürde, die gewohnte Vorſtellung von der deutſchen Macht. Dante und Petrarca, ſetzten noch ihre begeiſterte Hoffnung auf die deutſchen Kaiſer, als die Herrſchaft in der Heimath ſelbſt ſchon immer beſchränkter ward; und noch Machiavell ſucht es ſeinen Landsleuten erſt zu erweiſen, daß Deutſchlands Macht ungeachtet alles Anſcheins von Größe, in der That nicht ſo beſchaffen ſei als man denke, und ihrem Untergange mit ſtarken Schritten entgegen eile.

So wohlthätig als der Einfluß italieniſcher Bildung für das übrige Europa, ſo ſchädlich ward die italieniſche Politik, welche zuerſt in Frankreich, nach und nach an den meiſten übrigen europäiſchen Höfen Raum gewann, und nachgeahmt ward, und welche bei herrſchendem Zwieſpalte und Eigennutze alle Mächte in einen anerkannten oder heimlichen Krieg Aller gegen Alle verſetzte. Der Mittelpunkt dieſer italieniſchen Politik und aller ihrer vielverſchlungenen Verhältniſſe, war Florenz und Mailand, wo die Anarchie einen ſteten Wechſel erzeugte, in deren Strudel auch Venedig und Rom, und bald Neapel, Spanien und Frankreich hinein gezogen ward. Selbſt in Italien war es in einem kleinern Spielraume, an der Geſchichte der Visconti, der Medici, der Sforza, und ſo mancher andrer kleiner Herrn und Tyrannen ſichtbar, wie bürgerliche Zwietracht, plötzliche Auflöſung der alten Sitten und Verhältniſſe, unvermeidlich und unaufhaltſam zur unumſchränkten Alleinherrſchaft führe. In einem größern Maßſtabe zeigt ſich das ſchnelle Wachsthum der königlichen Macht in dieſem Zeitraume, in Frankreich, England, ja auch in Spanien. Frankreich ſtand im Mittelalter an Cultur und innerm Wohl-

ſtande, hinter Italien und Deutſchland weit zurück; für die Entwicklung des Rittergeiſtes der hier beſonders herrſchend blieb, iſt die Geſchichte der Normannen, dann der Engländer, während ſie einen Theil von Frankreich beherrſchten, die Geſchichte von Burgund glänzender und reicher als die Geſchichte des eigentlichen Frankreichs ſelbſt. Am auffallendſten iſt die frühe Begründung der königlichen Macht, wozu freilich ein Grund ſchon in der Lage des Landes und der Hauptſtadt ſich finden läßt, wie in der alten Verfaſſung der fränkiſchen Könige, demnächſt aber in dem unausgeſetzten und ungetheilten Beſtreben der Herrſcher. In dem großen Kampfe zwiſchen England und Frankreich, entwickelten ſich von beiden Seiten viele kriegeriſche Tugenden und merkwürdige Charaktere, unter denen für den Rittergeiſt und die Sitten der damahligen Zeit, keiner ſo merkwürdig iſt, wie der der Jungfrau von Orleans. Dieſe zweite Stifterin und Retterin des franzöſiſchen Throns, hat das Schickſal gehabt, welches bei jener Nation großen Charakteren oft zu Theil geworden iſt, erſt leidenſchaftlich vergöttert, und dann wieder eben ſo tief erniedrigt zu werden. Nachdem der Neid und Verrath der eignen Waffengenoſſen die Heldin dem Flammentode Preis gegeben hatte, ward ſie vergeſſen, und es verſtrich ein Zeitraum, ehe der, welcher doch nur durch ſie König war, ſich der Pflicht erinnerte, den Adel ihres Ruhms wieder herzuſtellen. Auch in neuern Zeiten diente der ſchönſte Nahme und Charakter, welchen die franzöſiſche Geſchichte aus der romantiſchen Mittelzeit aufzuweiſen hat, nur zum Gegenſtande des Mißbrauchs. Ein vortrefflicher deutſcher Dichter hat die Heldin Frankreichs zuerſt wieder verherrlicht; dennoch ſteht die Wahrheit der Geſchichte noch weit über dieſer poetiſchen Darſtellung. Johanna führte das Schwert wie die Fahne, als Siegeszeichen dem Heere voran, aber weit entfernt von unweiblicher Grauſamkeit oder Blutvergießen, iſt zwar ſie ſelbſt mehrmahls verwundet worden, hat aber nie getödtet, oder Blut vergoſſen, noch iſt andre irdiſche Neigung in ihr Herz gekommen, als die für das Vaterland, für den Abkömmling des heiligen Ludwig, und für Frankreichs Lilien, deren Glanz zu retten ſie

ſich oft in das Schlachtgewühl geſtürzt hat, und endlich in den Flammen geſtorben iſt.

Nachdem der große Kampf mit England durch jene Heldin und Englands innere Zwietracht, für Frankreich glücklich geendet war, ſehen wir die Allgewalt in dem mißtrauiſchen und grauſamen Ludwig den Eilften ſchon vollkommen befeſtigt; wie jederzeit nach großen Erſchütterungen des Staats, die Herrſchaft mit verdoppelter Macht wiederkehrt.

* * *

Schwer iſt es, das, worin der eigenthümliche Charakter der Nationen beſteht, richtig aufzufaſſen und die einzelnen Züge, die ihn auszeichnen, zu beſtimmen und anzugeben. Erſcheint ja ſelbſt im Einzelnen der Menſch dem beobachtenden Geiſte oft wie ein ſchwer zu löſendes Räthſel, und wie wunderbar mannichfaltig entwickelt ſich nicht erſt die menſchliche Natur in dem weiten Spielraume der Weltgeſchichte. Grade dieß aber iſt das Anziehendſte und Lehrreichſte in der Geſchichte, indem wir jeden merkwürdigen bedeutenden Nationalcharakter als eine eigenthümliche und neue Entwicklung des Menſchengeiſtes, und als eine Bereicherung unſers eignen Weſens betrachten. Wenn gleich nun der ganze Charakter einer Nation nach allen ſeinen Eigenthümlichkeiten höchſtens nur in einer ausführlichen Darſtellung angedeutet und entfaltet, auch da oft mehr gefühlt als begriffen, und nie in wenigen beſtimmenden allgemeinen Worten zuſammengefaßt werden kann, ſo läßt ſich doch wenigſtens im Allgemeinen angeben, worauf man dabei den Blick zu lenken habe; in welchen Bedingungen die erſten Grundzüge desſelben zu ſuchen, durch welche Erſchütterungen die völlige Entwicklung desſelben veranlaßt ſei. In dieſer Beziehung und in dieſem Sinne kann man ſagen, daß der Charakter aller der großen Nationen des weſtlichen Europa, die im fünfzehnten Jahrhunderte zu einem Syſteme gebildeter Staaten wurden, der Italiener, Franzoſen, der Engländer und der Spanier, aus zwei Haupt-

elementen ſich erkläre, aus der beſondern Form, welche die Völkerwanderung bei einer jeden dieſer Nationen angenommen, und aus dem Einfluſſe, welchen die Kreuzzüge und das Ritterweſen auf jeden Staat insbeſondere gehabt haben; ſo wie man für die ſpätern Zeiten im Allgemeinen feſtſetzen kann, daß ſich der Charakter eines jeden europäiſchen Staates und jeder Nation wie ihre Cultur beſtimme nach dem Einfluſſe, welchen der indiſche Welthandel auf eine jede hatte, und nach der eigenthümlichen Form, welche die Reformation bei ihr annahm.

Die Völkerwanderung alſo und die Kreuzzüge nach der Geſtalt, welche ſie bei jeder Nation annehmen, nach der Einwirkung, die ſie auf jedes Land hatten, beſtimmen den verſchiedenen Charakter der europäiſchen Völker. Gothen und Araber mußten verſchmelzen, damit der Geiſt des Spaniers gerade ſo würde. Der ſtete, Jahrhundert lange Kampf gegen die Mahomedaner, hier in der Heimath ſelbſt, nicht bloß in entfernten Landen nur Abentheuer und Ruhm ſuchend, ſondern für das Vaterland, für den eignen Heerd gefochten, gab dem ſpaniſchen Geiſte den ernſten Schwung, der eine bleibende Eigenſchaft der Nation wurde. Aus angelſächſiſchen und normänniſchen Elementen iſt die engliſche Verfaſſung hervorgegangen; in dem Rittergeiſte der Kreuzzüge hat ſich der damahlige hundertjährige Kampf zwiſchen England und Frankreich entflammt, in welchem beide Nationen und Staaten erſt ihre ganze Kraft entwickelten; durch den levantiſchen und byzantiniſchen Handel hat die italieniſche Cultur ihren eigenthümlichen Charakter erhalten, was auch ohne türkiſche Eroberung von Konſtantinopel, und ohne griechiſche Flüchtlinge eben ſo, wenn gleich etwas ſpäter und langſamer geſchehen ſein würde.

Nachdem die europäiſchen Nationen nicht mehr vereint einen gemeinſchaftlichen Feind im fernen Morgenlande bekriegten, wandten ſie ihre Kraft deſto mehr gegen einander, wie England und Frankreich, oder es gründete und vollendete ſich der Staat ganz in ſich ſelbſt, wie es in Spanien geſchah. Das innere Bedürfniß der Staaten ſelbſt, und der Zuſtand des Adels, führte faſt bei allen weſtlichen Nationen gleichmäßig dieſe veränderte Verfaſſung herbei.

Das Ritterthum und die damit verbundene ſtrenge Ordnung adelicher Sitten wurden nie allgemein. Auch das Band, was die Kirche ſonſt für alle Nationen Europa's und für alle Stände jeder Nation geweſen, war um vieles ſchlaffer und ſchwächer geworden. Je mannichfaltiger und verwickelter jetzt die Lehensverhältniſſe ſich verſchlungen hatten, je weniger wurde die Lehensverbindung ſelbſt heilig gehalten. Es mußte unter dem faſt unabhängig gewordenen, die Hoheitsrechte der höchſten Staatsgewalt ausübenden, und dadurch dieſe zerſplitternden Adel, in ihm ſelbſt und in ſeinem Verhältniſſe zu den andern Ständen ein Zuſtand der Verwirrung und der Geſetzloſigkeit eintreten. Aber eben dieſer Zuſtand und die Noth führte zurück auf das Geſetz, und auf den gehelligten Stellvertreter desſelben. Dieß war gut und nothwendig; glücklich war die Veränderung da zu nennen, wo die Grundſätze der ſtändiſchen Verfaſſung gereinigt wurden; ſie ganz aufopfern oder vernichten, hieß nur ein Uebel mit dem andern vertauſchen. In allen Ländern ſehen wir daher in dieſem Zeitraume die königliche Gewalt ſchnell zu einer ſolchen Höhe und Stärke anwachſen, von der ſogar in der Folge in einigen Staaten durch die natürlich entſtehende Gegenwirkung vieles iſt nachgelaſſen worden. In Frankreich war der Anwachs der königlichen Macht ſchon ſeit lange vorbereitet; indem man ſelbſt in der alten franzöſiſchen Geſchichte nur ſelten auf einen Charakter trifft, der wie Ludwig der Neunte nicht bloß Frankreich und die eigne Gewalt, ſondern ganz Europa und das allgemeine Wohl im Auge hatte. Solche wohlthätige und wahrhaft große Charaktere ſollte man in der Geſchichte vorzüglich aufſuchen, und bei ihnen verweilen, ſtatt daß die neuern Darſteller faſt nur diejenigen Könige herausheben, welche, wie Philipp Auguſt, Philipp der Schöne und andre ähnliche, ihre Gewalt von allen Seiten zu vermehren mit Glück bedacht waren. Das iſt es, was die Kenntniß der frühern Geſchichte noch ſo ſehr verdunkelt, daß die Geſchichtſchreiber nur zweierlei vor Augen haben, entweder die unumſchränkte Alleinherrſchaft, oder die allgemeine Gleichheit, die ſo ſchnell wieder zu jener führt. Die Geſchichte würde ſchon darum eine Lehrerin des

Lebens und eine Schule der Weisheit zu nennen sein, wenn sie uns auch nur das Eine lehrte, jener herrschenden Denkart des Zeitalters und ihrem trügerischen Scheine zu widerstehen, und die Vorzüge der ständischen Verfassung aus Gründen zu erkennen; der ständischen Verfassung, wo ein starker, aber durch Gesetze geordneter Adel, die Gewalt der Könige nicht schwächt, die Freiheit des Volks nicht unterdrückt, sondern beide verbindet und gegenseitig belebt. — In Frankreich ward die königliche Gewalt selbst unter Ludwig dem Neunten vermehrt, unter Ludwig dem Eilften erscheint sie fast vollkommen. Nur die während des Kampfs mit England entstandene, schnell durch Glück und Verdienst der Herrscher angewachsne, neue burgundische Macht, hielt das französische Uebergewicht eine Zeit lang noch auf. Burgund, und besonders die Niederlande waren damahls durch betriebsamen Handel und Kunstfleiß vielleicht das reichste Land von Europa; alle Künste, die im Gefolge des Handels und des Reichthums bei einem lebhaften Volke sich zu zeigen pflegen, standen in der höchsten Blüthe, und schienen den Beherrscher eines solchen Landes zu so hochfliegenden Ansprüchen und Planen zu berechtigen, wie die Karls des Kühnen waren; bis eben diese großen Plane, zu heftig und unbesonnen verfolgt, an Ludwigs verborgnen Künsten und an der Schweizer Tapferkeit scheiterten. Was in Frankreich seit lange zur Vermehrung der königlichen Gewalt geschah, das entwickelte sich schnell und mit einem Mahle in England. Nach den glorreichen Eroberungen Eduards des Dritten, dem Siege des schwarzen Prinzen, dem Glücke Heinrichs des Fünften, welchen uns ein Dichter seiner Nation als die Blume und den Liebling derselben schildert, mit dessen zu frühzeitigem Tode die schönste Hoffnung jenes Heldenzeitalters zu Grabe ging, richtete sich Englands kriegerische Kraft gegen sich selbst in der blutigen Fehde der Yorks und der Lancaster, an Erbitterung und grausamen Thaten die alten Trauerspiele der Guelfen und Ghibellinen erneuernd. In den französischen Kriegen hatten sich die Engländer, dreifach stärkere Heere besiegend, mehrmahls als die erste der damahligen Nationen, nicht bloß an Tapferkeit, sondern auch in der Kriegskunst bewährt. Desto wilder

und zerſtörender bei ſolcher Kraft war der innere Krieg, der wie jederzeit nach allgemeiner Ermattung von bürgerlichen Erſchütterungen, im Frieden, der endlich erfolgte, zur vergrößerten Alleinherrſchaft führte. Dieſe ſehen wir Heinrich den Achten in einem Maaße wie kaum einen franzöſiſchen König, und der alten Formen ungeachtet, im Grunde mit uneingeſchränkter Willkühr üben. Nur allmählig und erſt ſpät konnte es in Spanien zu einer Einheit des Ganzen kommen, da es urſprünglich nicht ein Reich, ſondern aus zwiefachen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt war. Die von den Arabern nicht unterjochten Spanier in den nordiſchen Gebirgen, deren Anführer ſich noch vom alten Königsſtamme der Gothen herleiteten, und bald Leon und Caſtilien gründeten, von der einen, von der andern Seite Navarra, geſtiftet von den Grafen in der fränkiſchen Mark, die ſich unabhängig gemacht hatten; dieſes waren die beiden Grundlagen der chriſtlichen Macht in Spanien. Wenn gleich beide ſchon einmahl vereinigt, und einige der frühern ſpaniſchen Könige zu großer Macht gelangt waren, ſo ward dieſe doch durch die üblichen Theilungen immer wieder zerſtückt. Portugal, von Caſtilien geſtiftet, blieb getrennt; Aragonien, von Navarra gegründet, bildete ein eignes Reich. Caſtilien und Aragonien, das nördliche und ſüdliche Spanien, waren an Sprache, Sitten, Verfaſſung und Bildung damahls noch mehr als jetzt verſchieden. Das ſüdliche Spanien kam durch den mittelländiſchen Handel früher in blühenden Wohlſtand. Hier in Barcellona und Valencia, unter dem ſchönſten Himmelsſtriche Europa's, war eben ſo wie im ſüdlichen Frankreich jene liebliche von den ältern Italienern oft erwähnte provenzaliſche Dichtkunſt, welche man die fröhliche Wiſſenſchaft nannte, einheimiſch. Das kriegeriſch ernſte Caſtilien erhielt ſpäter das Uebergewicht. In die Weltgeſchichte greift Spanien erſt ein, als es unter Ferdinand und Iſabella vereint, Granada beſiegt, und eine der großen Hauptmächte Europa's geworden war. In Ferdinands des Katholiſchen und Iſabella's gemeinſchaftlicher Herrſchaft und Geſchichte ſind beide ſorgfältig zu trennen. Ferdinand kann ſchwerlich von dem Vorwurfe befreit werden, die Vermehrung der Gewalt auch

durch ungerechte Mittel geſucht zu haben. Ganz anders die tugendhafte Iſabella, deren Verſtand nicht minder groß war als ihre reine Seele. Mit frommer Begeiſterung entflammte ſie ihre Ritter zum Kampfe, da es galt, den letzten ſpaniſchen Boden vom fremden Joche zu befreien; mit unermüdeter Thätigkeit ſorgte ſie im Frieden für das Beſte des Landes. Ihr zur Seite ſtand der große Ximenes, zugleich ein Geiſtlicher im ſtrengſten, vollſten Sinne des Worts, ein Gelehrter, ein tief durchſchauender Staatsmann, und ſelbſt ein Held an Muth und Kriegseinſicht, wenn es für das Vaterland galt gegen den alten Feind Spaniens und des chriſtlichen Glaubens. Beide, Ximenes und Iſabella, waren einander werth. Es iſt dieſe Zeit reich an ungeſtümen, leidenſchaftlichen herrſchſüchtigen Charakteren, wie Karl der Kühne, Karl der Achte von Frankreich, an gehäſſigen, argliſtigen, wie Ludwig der Eilfte, der gewaltthätige Heinrich von England. Nicht ſelten aber wird auch das Auge erfreut durch den Anblick hoher Tugenden; überall zeigte ſich damahls jene Menge von großen Charakteren und ausgezeichneten Geiſtern, jene allgemeine Regſamkeit, jene Fülle von Leben in unerwarteter und ſchneller Entwicklung, welche einer wahrhaft großen Zeit vorangehen, einer ſolchen, die es nicht bloß durch äußere Erſchütterung und zufällige Erwerbungen iſt, ſondern durch den Geiſt und durch die innere Kraft. Wenn Ferdinand der Katholiſche auch eben ſo ſehr nach unumſchränkter Herrſchaft ſtrebte, wie Heinrich in England, Ludwig in Frankreich, ſo konnte doch dieſes Streben in dem freiern Spanien für jetzt noch weniger ausgeführt werden. Zu groß und feſt geordnet war die Macht der Stände und der Reichsverſammlungen. Außer dem Adel waren hier auch die Städte beſonders mächtig, ſo daß es hier ſogar während der innern Unruhen zu einem allgemeinen Ausbruch, zu einer Art von Bürgerkrieg wie in Deutſchland zwiſchen dem Adel und den Städten kam. Der Rittergeiſt hatte in Spanien am meiſten die Denkart der geſammten Nation durchdrungen, daher die hohe ſittliche Kraft und Würde desſelben, während dieſes Zeitalters.

Keine andere Nation eilte der Entwicklung der neuen Zeit in Beziehung auf das eine große Ereigniß derſelben, den neuen

indiſchen Welthandel, ſo ſchnell entgegen und allen andern Nationen darin zuvor, als die portugieſiſche. Hier war die Entdeckung Oſtindiens durch planmäßig erweiterte Seereiſen und vervollkommnete Schifffahrt, ſeit beinahe hundert Jahren vorbereitet, bis endlich der ſchönſte Erfolg die kühnen Bemühungen krönte. Begreiflich iſt es daher, weil alle Kräfte der Nation ſchon lange dieſe Richtung genommen hatten, daß in ſo kurzer Zeit alle die fruchtbarſten Küſten von Indien und Afrika, wie einſt von arabiſchen, ſo jetzt von portugieſiſchen Schiffen, Handelsniederlagen, Pflanzſtädten und feſten Beſitzungen angefüllt wurden. Wunder der Kühnheit und Tapferkeit, die an das ganz Unglaubliche gränzen, wurden von den Portugieſen in der kurzen Heldenzeit ihrer blühenden Macht verrichtet. Ihnen und dem glücklichen Gama fiel der ſchönſte Antheil zu von der neuen Welt; denn ſie erhielten den lebendigen Handel, Spanien zuerſt nur todtes Gold. Statt des herrlichen, in den Erzählungen der Alten geprieſenen Indiens, das ſeine Seele ſuchte, fand der mit jeder Gefahr, mit endloſem Unglück, und dann noch mit Undank bis an ſeinen Tod ringende unglückliche Columbus, nur ein ungeheures, in Geſtaltung der Pflanzen und Thiere, der alten Welt durchaus unähnliches, wildes, und von Wilden bewohntes Land, das erſt ſpäterhin, als auf Eroberung volkreiche Colonien folgten, eine Pflanzſchule europäiſcher Menſchheit, und europäiſcher Freiheit werden ſollte. Damahls als plötzlich alle Reichthümer Indiens, in Portugals Hauptſtadt zuſammenfloſſen, ſeine Schiffe in allen Meeren herrſchten, mochte das erſtaunte Europa den portugieſiſchen Emanuel wohl den Großen nennen. Aber eben weil die portugieſiſche Nation ihre Kraft ganz in die neue Welt ergoß, hatte ſie keinen, oder nur ſehr geringen unmittelbaren Einfluß auf das europäiſche Staatenſyſtem, und in der kurzen Dauer ihrer blühenden Macht, iſt dieſe damahls an Muth und Geiſt ſo kühne Nation mit jener Pflanze zu vergleichen, welche nur wenige Stunden blüht, in dieſer kurzen Blüthe aber an Glanz und Pracht alle anderen Gewächſe überſtrahlt.

Italien, noch mehr aber Deutſchland verloren zunächſt am meiſten durch den neuen Welthandel. Beiden ward der größte

Theil ihres bisherigen Handels entriſſen. Für Deutſchland kam noch hinzu, daß der bisher ſehr beträchtliche Reichthum der vaterländiſchen Berge im Werthe ſank, ja faſt unbedeutend ward, gegen den neuen Maßſtaab der Schätze Peru's gehalten.

Je mehr das neue Zeitalter Maximilians und Karls, in ſeinem Reichthum an großen Erſcheinungen eine kurze Weltgeſchichte umfaßt, je nothwendiger iſt es, die ganze damahlige Welt im Auge zu halten, um richtig zu beurtheilen, was der eine wie der andre Gutes und Großes gewollt und gethan haben.

Der Charakter der weſtlichen europäiſchen Nationen ward wie geſagt, beſtimmt durch die beſondre Form, welche die Völkerwanderung in dem Vaterlande einer jeden annahm, und durch die Art und nach dem Maaß der Einwirkung der Kreuzzüge, ſo wie des neuen indiſchen Welthandels. Dieſes ſind die fruchtbarſten Vergleichungspunkte für den verſchiedenen Nationalgeiſt und für den Culturzuſtand der Italiener, Spanier, Franzoſen und Engländer. Es läßt ſich aber alles dieſes nicht anwenden auf die nordiſchen und öſtlichen Völker, weil jene großen Weltbegebenheiten entweder bei ihnen nicht Statt fanden und keinen, oder doch keinen mittelbaren und nur entfernten Einfluß auf ſie hatten. Der Nationalgeiſt und Culturzuſtand der nordiſchen und öſtlichen Völker läßt ſich vielleicht am klarſten und fruchtbarſten beſtimmen aus dem urſprünglichen Stamm-Charakter einer jeden, und aus dem Verhältniſſe mit den aſiatiſchen Staaten auf der einen, und aus dem was ſie von der Cultur des weſtlichen und des ſüdlichen Europa angenommen haben, auf der andern Seite. Nur einige Worte mögen daran erinnern, in welchem Verhältniß die wichtigſten dieſer Nationen damahls zu dem europäiſchen Staatenſyſteme und zu der großen neuen Zeit, die ſich entwickelte, im Allgemeinen ſtanden.

Dänemark hatte zu der Zeit der Hohenſtaufen, da die deutſche Kraft ganz auf Italien gerichtet und im innern Kampfe begriffen war, ſich im nördlichen Deutſchland und an der deutſchen Küſte des baltiſchen Meeres ſtark erweitert. Dieſer Einfluß verſchwand wieder, und die mächtigen deutſchen Hanſeſtädte, Meiſter in der Schiffbaukunſt und Beherrſcher der Oſtſee, machten die

drei nordiſchen Reiche vielmehr von ſich abhängig. Vereint wie ſie im fünfzehnten Jahrhunderte waren, hätten ſie ein mächtiges Reich bilden können. Aber es war eine Verbindung ohne vollkommene Einheit; ſchon waren die Gährungen vorhanden, welche bald nachher Schwedens Trennung herbeiführten, und es unter Waſa's Nachkommen zu einer ſo großen Macht erheben, ihm ſo entſcheidenden Einfluß auf die europäiſchen Angelegenheiten verſchaffen ſollten. Damahls hatten die drei vereinten nordiſchen Reiche, mit ſich allein beſchäftigt, noch keinen oder nur geringen Einfluß auf das europäiſche Staatenſyſtem. Ganz außer dem Umkreiſe desſelben lag Rußland; nur ſeine großen mächtigen Handelsſtädte ſtanden in Verbindung mit der deutſchen Hanſe. Schon in frühern Zeiten ſehr mächtig, hatte es mit der chriſtlichen Religion auch manche Cultur von Conſtantinopel her angenommen. Es war aber in dieſer byzantiniſchen Cultur nie die rege und lebendige Kraft wie in der abendländiſchen, aus der Miſchung der Römer und Deutſchen entſtandenen Bildung. Alles ward wieder zerſtört unter dem Druck der Mongolen, die unter Dſchingiſchan und ſeinen Nachfolgern das geſammte nördliche Aſien beherrſchten, auf der einen Seite in Schleſien große Schlachten lieferten, auf der andern mit Japan Krieg führten, Pohlen und Ungarn verwüſteten, und das übrige Europa mit Beſorgniß und Schrecken erfüllten. Erſt jetzt gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ward Waſſiliewitſch, den man den Großen nennt, Wiederherſteller des ruſſiſchen Reichs, von welchem man damahls nur, wie von einer fremden Welt, durch wunderbar abentheuerliche Erzählungen wußte. Pohlen war jetzt durch Rußlands Fall und den Verein mit Lithauen ein mächtiges Reich geworden, aber noch ganz kriegeriſch, nur mit ſeinem Innern beſchäftigt und ohne Einfluß auf das europäiſche Staatenſyſtem. Selbſt ſeine Kriege und Verhältniſſe mit den deutſchen Rittern in Preußen waren ohne bedeutende Wirkung für das Ganze des deutſchen Reichs. Pohlen gehörte zwar ſchon durch die römiſch-katholiſche Religion ſeit der Annahme des Chriſtenthums dem europäiſchen Staatenſyſteme an; aber die alte Verbindung Pohlens mit Deutſchland hatte ſich allmählig aufgelöſt; es konnten die

deutſchen Colonien hier auf die ſtädtiſche Cultur und auf das Ganze nicht den Einfluß gewinnen wie in Ungarn, da ſie in die eine Provinz Schleſiens zuſammengedrängt waren, um ſo mehr, da auch dieſe bald von Pohlen getrennt und mit Böhmen vereint wurde. So begründeten ſich in dieſem an neuen Kräften ſo fruchtbaren Zeitalter die Reiche, entwickelten ſich die Nationen, bereiteten ſich wichtige Begebenheiten vor, ſtanden große Männer auf, ſelbſt in den von dem weſtlichen und mittleren Europa am weiteſten entlegenen und abgeſonderten Ländern. Ein ſehr wichtiges und thätiges Glied in dem damahligen Staatenſyſteme war Ungarn; ſo wie keine der chriſtlichen europäiſchen Nationen den aſiatiſchen Stamm-Charakter noch ſo ſichtbar an ſich trug und ſo treu behauptete, ſo hatte auch keine ſo viel von der abendländiſchen europäiſchen Cultur angenommen. Zuerſt mit dem Chriſtenthume zugleich, aus Deutſchland ſeit Stephan dem Großen und forthin durch jene vielfältigen deutſchen Colonien, welche von den Königen aus Arpads Stamm ſo ſehr begünſtigt wurden, und nicht nur die Bevölkerung und Macht, ſondern auch die Cultur des Landes vermehrten. Unter den Königen aus dem Hauſe Anjou bildete ſich die Verbindung mit Italien, und ein Einfluß der italieniſchen Geiſtesbildung auf Ungarn, welcher unter Mathias Corvinus ſo ausſchließend herrſchte, daß man nur die Vernachläſſigung des Einheimiſchen daran zu tadeln fand. Auch bei ihm war das Streben nach der Vermehrung der königlichen Gewalt ſichtbar, wie es ſich damahls faſt in allen Ländern offenbarte. Die ungeſtüme Heldenkraft, durch welche ſein großer Vater Hunyad ein Bollwerk gegen die türkiſche Uebermacht geweſen war, ward unter Mathias zum Theil auch gegen Oeſterreich und die andern benachbarten chriſtlichen Staaten verwendet, ſtatt einzig gegen den gemeinſchaftlichen Feind gerichtet zu ſein. Die türkiſchen Eroberungen durch welche Aſien jetzt den Abendländern die Kreuzzüge vergeltend, ein mahomedaniſches Reich in dem ſchönſten Lande Europa's ſtifteten, haben den entſcheidendſten Einfluß auf Europa gehabt; denn nichts iſt ſo geeignet, wo große Kräfte vorhanden ſind, ſie mit einemmahle

ſchnell zu entwickeln, als eine gemeinſchaftliche große Gefahr. Gefahr für die Staaten nicht nur und für den Glauben, ſondern auch für die Völker und für die Geiſtesbildung war es, was Europa von den Türken drohte. Zwar waren ſie keinesweges ein ganz unwiſſendes und rohes Volk zu nennen; was die gebildetſten mahomedaniſchen Nationen, die Araber und Perſer, in Wiſſenſchaften, Literatur und Dichtkunſt hervorgebracht haben, war bei ihnen bekannt, vielfach angewandt, nachgebildet, angeeignet und einheimiſch geworden, etwa wie bei den kriegeriſchen Römern griechiſche Wiſſenſchaft und Literatur. Als große Seemacht und als ein Handelsſtaat konnte das türkiſche Reich um ſo weniger der Cultur entbehren, oder ihr ganz entfremdet werden. Aber des in dieſem Glauben gegründeten Hochmuths nicht zu erwähnen, der alle Mahomedaner ſo ungleich weniger empfänglich und fähig für fernere Fortſchritte der Ausbildung macht, waren die damahligen Türken, wenn auch nicht an ſich, doch in ihrem Verhältniſſe als Eroberer zu Europa, Barbaren zu nennen. Ihre ganze länderverwüſtende Weiſe, den Krieg zu führen und Eroberungen zu nutzen, das Wegführen vieler Hunderttauſende in die Sklaverei, das drückende Tribut-Syſtem, machten auch ohne die Einwirkungen des Fanatismus ihre Herrſchaft mit Recht furchtbar, und verbreiteten allgemeinen Schrecken in allen chriſtlichen Ländern. Es war die Gefahr um ſo dringender, da es ihnen in der damahligen Blüthe ihrer Macht nicht an großen Regenten und Helden fehlte, deren mancher wohl im Ernſte den Gedanken hegen mochte, nebſt Ungarn auch Pohlen und Deutſchland in ein türkiſches Paſchalik zu verwandeln, und wenn die weſtlichen Länder von der Landſeite geſichert waren, ſo litten ſie doch unſäglich an ihren blühenden Küſten, ſo lange die Türken im Mittelmeere mächtig und faſt herrſchend, die afrikaniſchen Raubſtaaten unter ihrem Einfluſſe blieben. Dieſe gemeinſchaftliche große Gefahr weckte das ſchlummernde Europa, und allgemein war die Begeiſterung damahliger Zeit gegen die Feinde des chriſtlichen Glaubens und chriſtlicher Sitte in Spanien, in Italien und Deutſchland, ja auch in Frankreich, bis König Franz das erſte Beiſpiel einer entgegengeſetzten Geſinnung gab.

Es werden überhaupt die Zeitalter allgemeiner Erſchütterung, welche Epoche machen in der Weltgeſchichte, meiſtens auf eine doppelte Weiſe herbeigeführt. Einmahl ſind die erſten Gründe und Anlagen zu jeder großen Begebenheit gewöhnlich, obſchon der Menge unſichtbar, ſchon lange vorhanden, und im Stillen wirkſam, bis dann ein äußrer Anſtoß den plötzlichen Ausbruch beſchleunigt, als ob die Menſchheit zu dem Kampfe ihrer Ausbildung einer ſteten Veränderung bedürfte, ſich abwechſelnd in längeren Perioden ruhiger Entwicklung und in kürzeren Epochen allgemeiner Umwälzung zu ihrem verborgenen Ziele fortbewegen ſollte. So war es mit der Völkerwanderung, mit den Kreuzzügen, und ſo auch jetzt mit dem Zeitalter Karls des Fünften. Der Stoff zu den großen Bewegungen lag in der allmähligen Kraftentwicklung der abendländiſchen Nationen und Staaten im fünfzehnten Jahrhunderte, welche in Spanien, England, Frankreich, Italien, ungefähr zu gleicher Zeit zur Reife gedieh, als auch Deutſchland ſich mit neuer Größe erhob, und von der einen Seite die Entdeckung zweier unbekannten Welten Europa neues Leben, und einen unerwarteten Umſchwung gab, von der andern Seite die reißenden Fortſchritte der türkiſchen Eroberer Europa in Schrecken ſetzten und zum Kampfe der Selbſterhaltung aufriefen. Dieſe zwiefache Erſchütterung brachte jene plötzliche Entwicklung erſtaunenswürdiger Kräfte hervor, welche, ob ſie gleich mehr in Zwietracht als in Eintracht wirkten, doch wenige ihres gleichen in der Weltgeſchichte haben. Das Zeitalter Karls des Fünften iſt es aber am ſchicklichſten zu nennen, nicht als ob Er dieſes Zeitalter hervorgerufen oder erſchaffen hätte, was noch nie ein einzelner, noch ſo großer Mann oder mächtiger Herrſcher allein vermocht hat; auch hat er vielmehr während ſeines ganzen Lebens einen fortdauernden Kampf wider dieſes ſein Zeitalter geführt, ſich dem reißenden Strome entgegen geſtellt; aber mit Recht kann dieß Zeitalter nach ihm benannt werden, denn ſeine Kraft und ſein Geiſt haben am meiſten das Ganze der damahligen Erſchütterung umfaßt, und die Einheit Europa's zu erhalten geſtrebt.

Nach dieſem Ueberblicke auf die damahls bekannte Welt, auf alle Staaten und Nationen, die mittelbar oder unmittelbar, mithandelnd oder gegenwirkend Antheil nehmen ſollten an dem großen Kampfe, auf alle Elemente, welche für die Entwicklung der neuen Zeit ſchon bereit lagen und ihren Charakter zu beſtimmen mitgewirkt haben, kehren wir zurück auf Deutſchland und Italien, welche beide noch der Mittelpunkt wie der europäiſchen Cultur ſo auch der europäiſchen Politik waren. Nachdem Deutſchland unter dem böhmiſchen Karl gleichſam verfaſſungsmäßig in einen ſchwachen und ungeordneten Zuſtand geſetzt worden war, die Kaiſerwürde unter Wenceslaus Anſehen und Achtung vollends verloren zu haben ſchien, erhob ſich dieſelbe von neuem unter dem letzten böhmiſchen Kaiſer Siegmund. Zuerſt durch die Macht, die er auch als König von Ungarn, wenn gleich nicht in ruhiger Herrſchaft, dennoch beſaß. Vorzüglich aber durch die beiden europäiſchen Concilien zu Koſtnitz und Baſel, deren Siegmund nach dem alten Begriffe eines Kaiſers als eines Schirmherrn der Kirche und der ganzen chriſtlichen europäiſchen Republik, ſich mit ſo vielem Eifer annahm. Er ward zwar zu dieſem Eifer durch eine beſondere ihm näher liegende Urſache veranlaßt: er bedurfte des allgemeinen Kirchenvereins, und der dadurch beſtimmten öffentlichen Meinung, um deſto eher mit Gewalt oder durch Vergleich über die Huſſiten Herr zu werden. Nicht aus einer das Ganze des Glaubens umfaſſenden Philoſophie wie bei Arnold von Brescia, ſondern von Beſtreitung einiger einzelnen Geheimniſſe und Gebräuche des Chriſtenthums nahmen dieſe blutigen Neuerungen ihren Anfang. Als die Lehre, welche von einem Deutſchen veranlaßt, in England entwickelt, nach Prag verpflanzt worden war, bei dem unruhigen und aufgelöſten Zuſtande des Reichs hier den Stoff und Zunder fand, eine große Volksgährung zu erregen, ſo ſah man jetzt in dem blutigen Huſſiten-Kriege zum erſten Mahle, welche ſchreckliche Folgen es haben muß, wenn die Angelegenheiten der Kirche und des Chriſtenthums von den geiſtlichen und weltlichen Oberhäuptern verabſäumt, deren erſte Pflicht dafür Sorge zu tragen geweſen wäre, nun einem leidenſchaftlichen

empörten Volke anheim fallen und auf dem Wege eines zerſtörenden Bürgerkrieges entſchieden werden ſollen.

Die Abhängigkeit der Päpſte zu Avignon hatte zwiefache Wahlen, und je nachdem einige Nationen den einen oder den andern der beiden Päpſte für den rechtmäßigen und gültig erwählten erkannten, eine allgemeine Spaltung, das Schisma der abendländiſchen Kirche herbei geführt; welche Spaltung auf die Denkart, die Sitten und den Staat, überhaupt aber auf den allgemeinen Zuſtand ſo viele nachtheilige Folgen hatte, daß ſie mit Recht von den Zeitgenoſſen als das größte Unglück betrachtet wurde. So wenig nun jene Concilien alle Hoffnungen, die man ſich von ihnen gemacht hatte, erfüllten, ſo vielen Tadel ihr Verfahren und ihre Beſchlüſſe in mancher Hinſicht erfuhren, ſo haben ſie dennoch außerordentlich viel beigetragen, den Zuſammenhang der europäiſchen Nationen als Glieder eines chriſtlichen Staatenſyſtems von neuem zu beleben und haben dadurch die neuere Epoche mit vorbereitet. Ihr nächſter Zweck einer gültigen Wahlbeſtimmung und geſicherten Unabhängigkeit des Kirchenoberhaupts ward zwar erreicht, aber auch von einer andern Seite theuer erkauft. Wenn man zuerſt um den ſchwankenden Zwieſpalt deſto beſſer zu ſchlichten, verdienſtvolle aber auch durch eine hohe Geburt ausgezeichnete Männer zu Oberhäuptern der Kirche wählte, ſo war dieß an ſich ſo wenig unbedingt zu tadeln, als daß die ihrem Rom wiedergegebenen Päpſte auf die Wiederherſtellung und Erhaltung des Kirchenſtaats, des Unterpfandes ihrer Unabhängigkeit, mit Eifer bedacht waren. Auch hat das fünfzehnte Jahrhundert mehrere durch Charakter und Gelehrſamkeit große und ausgezeichnete Päpſte aufzuweiſen. Aber nur all zu leicht gehen die Menſchen von einem Aeußerſten zum andern über. Was anfangs bloß gerechte Sorge für die Fortdauer der ſo lang gekränkten Unabhängigkeit war, ſchien bald der Hauptzweck zu werden. Das Streben der großen Fürſtenhäuſer nach der oberſten geiſtlichen Würde, die Rückſicht auf die hohe Geburt und weltliche Macht gewannen zu vielen Einfluß, überhaupt trat der italieniſche Nationalfürſt oft an die Stelle des geiſtlichen Oberhaupts. Der kriegeriſche Julius

der Zweite, der ſich auf einem weltlichen Thron großen Ruhm erworben haben würde, hat dem römiſchen Stuhle in der öffentlichen Meinung nicht minder geſchadet, als der üble ſittliche Ruf Alexanders des Sechſten. Selbſt Leo der Zehnte, der Sohn des großen Lorenzo, der Gönner des Raphael, beſaß wohl Eigenſchaften, die ihn würdig machten, dem Zeitalter der neubelebten Wiſſenſchaften ſeinen Nahmen zu leihen, weniger aber die, welche ſeinem Berufe zunächſt nothwendig waren, und die ihn in den Stand geſetzt hätten, Europa's Einheit zu erhalten. Ein ſtrenger Ximenes, der die Verhältniſſe des Staats und des Lebens, wie alle die ernſten Kenntniſſe ſeines Zeitalters mit gleich ſtarkem Geiſte umfaßte, wäre damahls beſſer auf dem römiſchen Throne geweſen als alle Mediceer.

Wenn die königliche Macht, welche Siegmund mit der kaiſerlichen verband, wenn die erneuerte Vorſtellung von einem Zuſammenhange der ganzen abendländiſchen Chriſtenheit, die Ehre des Vorrangs und der Einfluß, welche dem Kaiſer dabei geſtattet wurden, vieles beitrugen, die geſunkene deutſche Kaiſerwürde wieder zu heben, ſo hatte die Verbindung des luxemburgiſchen und des öſterreichiſchen Hauſes, welche ebenfalls unter Siegmund zu Stande kam, für ganz Deutſchland noch glücklichere Folgen. Der Keim der Partheiungen ward hinweggeräumt durch dieſe Vereinigung derjenigen beiden deutſchen Fürſtenhäuſer, welche damahls die mächtigſten waren, nachdem Baiern, welches unter Kaiſer Ludwig ſo groß geworden war, die meiſten der neuen Erwerbungen wieder verloren hatte. Zwar vernichtete ein frühzeitiger Tod die großen Erwartungen, welche Kaiſer Albrecht der Zweite für Deutſchland und für die Macht ſeines Hauſes erregt hatte. Auch die ſo lang gewünſchte Vereinigung mit Ungarn, ward Oeſterreich nach dem Abſterben des jungen Ladislaus wieder entriſſen, bis ſie ſpäter durch Maximilian von neuem zu Stande kam. Indeſſen blieb doch die Kaiſerwürde ununterbrochen bei dem Fürſtenhauſe, welches ſeit Rudolph ſo viele Anſprüche darauf hatte, und durch ſeine ritterlichen Tugenden, wie durch ſeine Staatsgrundſätze unter allen am meiſten geeignet war, derſelben ihren alten Glanz wieder-

zugeben. Sorgfältigſt war Friedrich der Vierte bemüht, die kaiſerlichen Vorrechte zu erhalten, obwohl er bei einer wenig beträchtlichen Hausmacht nicht im Stande war, den überlegenen ungariſchen Kriegsheeren unter Mathias Corvinus mit Glück zu widerſtehen. Bei aller anſcheinenden Ruhe und Gleichgültigkeit ſeines ſonderbaren Charakters, wird man ihm Kenntniſſe, Geiſt und Klugheit nicht abſprechen können; Eigenſchaften, durch welche er einen nicht unbeträchtlichen Einfluß in die europäiſchen Angelegenheiten erhielt. Der zweite Stifter aber des öſterreichiſchen Hauſes und der öſterreichiſchen Macht ward erſt ſein Sohn Maximilian, und wenn dieſer neben dem Glücke, welches ihn bisweilen begünſtigte, noch öfter des Muths bedurfte, wenn gleich auch ſein thatenvolles und unruhiges Leben ein ununterbrochener ſchwerer Kampf war, wenn er viele von ſeinen großen Gedanken nicht ausführen konnte, ſo iſt dennoch ſein Geiſt nicht unwirkſam geblieben. Mehr durch dieſen als durch äußere Macht, iſt er ein Wiederherſteller Deutſchlands, insbeſondere ſeiner Verfaſſung und Sitten, der allgemeinen Denkart und Bildung, und ein mächtiger Erreger, einer der vornehmſten Schöpfer der neuen Zeit geworden.

# Eilfte Vorleſung.

Wenn die Zeit zu einer allgemeinen Erſchütterung reif iſt, ſo bedarf es nur einen Anſtoß, nur einen Funken, und alles geräth in helle Flammen. So war damahls der Zuſtand von Europa, als die königliche Gewalt in Frankreich, in Spanien und England zugleich mit der Kraft der Nationen ſich zu ungewohnter Stärke entwickelt, die Macht der Schweiz und der Geiſt Italiens die höchſte Blüthe erreicht hatte, und Deutſchland ſchon den jungen Helden nährte, der es von neuem zu der alten Würde des erſten Staates, der erſten Nation in Europa erheben ſollte. Der burgundiſche Krieg, Karls des Kühnen Ehrgeiz, durch angeſtammten Ritterſinn, den alten Nahmen von Burgund, den mächtigen Reichthum ſeiner Länder, durch ſein ſtolzes Herz und Alexanders des Großen Vorbild entflammt, war dieſer erſte Anſtoß, der ganz Europa während mehr als eines halben Jahrhunderts in kriegeriſche Bewegung verſetzte. Die Schweizer, indem ſie Burgund in drei unſterblichen Schlachten danieder ſchlugen, deren letzte der kühne Held nicht zu überleben vermochte, legten ſelbſt den Grund zu der Größe Habsburgs, welches ſie anderthalb Jahrhunderte lang mit einer Erbitterung, weit über die Schranken der erſten Entzweiung hinaus, befehdet hatten. Schon eh die verderbliche Ehrbegier des kühnen Helden, und der Schweizerkrieg zum Ausbruch kam,

hatte der Kaiſer Friedrich der Vierte für die Größe ſeines Hauſes und die Würde des Reichs durch die Verbindung ſeines Sohnes Maximilian mit der burgundiſchen Erbtochter am beſten zu ſorgen geglaubt. Ob ihn bei der Zuſammenkunft mit Karl mehr der burgundiſche Ungeſtüm oder die franzöſiſchen Eingebungen des neidiſchen Ludwig geſchreckt und zur ſchnellen Abreiſe geſtimmt haben mögen, iſt nicht zu entſcheiden. Der eine wie die andern mußten der Sinnesart des ehr- und friedliebenden Kaiſers gleich fremd ſein. Bei dem wilden Angriff, welchen Karl gegen das Reich unternahm, zeigte Friedrich, daß, wenn er den Frieden liebte, es nicht immer aus Schwäche und bloßem Hang zur Ruhe ſei. Des Burgunders Abſicht in jenen durch ſo viele alte Bande ſeit Karl dem Großen und den Karolingern verbundnen Mittelländern zwiſchen Frankreich und Deutſchland vom niederländiſchen Meere bis an die Alpen, ja vielleicht bis an die ſüdlichen provenzaliſchen Küſten ein Reich zu gründen, welches dann mit Recht ein burgundiſches zu nennen wäre, alle Anſprüche dieſes Nahmens vollführend und erweiternd, und König nicht bloß zu heißen ſondern zu ſein, ſcheiterte wie ſchon oft die Angriffe eines ritterlich kühnen, aber auf die neue Kriegsart nicht eingerichteten Adels, an der unbezwinglichen Tapferkeit des ſchweizeriſchen Landvolks. Was die Politik nicht zu Stande gebracht hatte, vollführte jetzt Liebe und Heldenmuth. Denn wohl kann man ſagen, daß Liebe jenes Band geknüpft hat zwiſchen der burgundiſchen Maria und dem jungen Maximilian. Dieß beſtätigt nicht nur die innige Eintracht, welche beide während ihres kurzen Vereins beſeelte, es geht auch hervor aus Mariens offnem, den Ständen, da noch die Entſcheidung zwiſchen andern Bewerbern und Frankreich ganz zweifelhaft war, ſehr unerwartetem Geſtändniß, daß ſie Maximilianen bereits früher in einem eigenen Schreiben, Ring und Wort gegeben, dieß alſo nun nicht zurücknehmen könne. Maximilian eilte, dieſen ſein Gefühl und ſeine Ruhmbegier gleich lockenden Worten mit der Kühnheit entgegen, die es erheiſchte, und hatte in den dortigen Verwicklungen volle Gelegenheit, die erſten ſchweren Ritterproben eines unerſchütterlichen Heldenmuthes abzulegen. So beginnt die Ge-

ſchichte des großen Kaiſers, ähnlicher einer Ritterdichtung als der erſten Entwicklung wichtiger, politiſcher Ereigniſſe. Für ihn war die Liebe kein müſſiges Spiel der Einbildungskraft, kein leerer Traum der Jugend, ſondern es war die Flamme, welche ihn zu großen Thaten entzündete. Wenn er dem erfahrnen, in aller Argliſt grau gewordenen Staatskünſtler Ludwig gegenüber, als Jüngling ſchon damahls ſo großen Verſtand bewährte, ſo bewies er in der Standhaftigkeit, die ihn mitten unter dem empörten Volke nicht verließ, daß er nicht bloß den Muth der ritterlichen Tapferkeit am Tage der Schlacht beſitze, ſondern auch jenen Muth der ſeltner und ſchwerer iſt, ſich durch nichts beugen und erſchüttern zu laſſen, ja der Waffen beraubt und in Feindes Hand ſich ſelber gleich zu bleiben, und nie der Ehre und der eigenen Würde zu vergeſſen. Es war ihm überhaupt gegeben, das zu vereinigen, was ſo ſelten vereinigt iſt, heroiſche Kraft und ſanfte Milde. Er, der oft mit der Mehrzahl kämpfend, in der Schlacht viele ſelbſt erlegt hat, zum ritterlichen Spiel und Vergnügen gleich den fabelhaften Helden des Alterthums Löwen mit eigener Hand bezwang, der dem kühnſten Alpenjäger auf ſchreckenvollen Klippen voran eilte, der eine Luſt fand, tollkühn mit der Gefahr zu ſcherzen, war gleichwohl der ſanften Empfindungen ſo empfänglich, daß er der erſten geliebten, ihm ſo ſchnell entriſſenen Gemahlin nach Jahren nie ohne Rührung und Thränen gedachte, daß er ſeinem Vater, welchem er doch an Kraft und Geiſt ſo ſehr überlegen war, immer mit frommer Ehrfurcht und Liebe ergeben blieb, nie ſich ſeiner Vorzüge überhob; daß er, obwohl zum Krieger und Feldherrn geboren, dennoch in ſeinen Grundſätzen und Geſinnungen friedliebend war, ſo lange nur die Ehre und ſeine großen Zwecke es erlaubten, die friedlichen Bemühungen ſtets der Entſcheidung durch die Waffen vorzog, unermüdlich an Geduld und Nachgiebigkeit in Unterhandlungen und Staatsgeſchäften.

Dieſer tugendhafte und große Kaiſer iſt oft durch die herabſetzendſten Urtheile in- und ausländiſcher Geſchichtſchreiber verunglimpft worden; einzig und allein deswegen weil er viele ſeiner großen Abſichten nicht hat ausführen können. Als ob das die

beſten und würdigſten Gedanken wären, welche den Wünſchen der Menge ſo entgegen kommen, daß jeder ſie faſſen, und auch ausführen kann, der nur die Gewalt hat und vom Glück begünſtigt wird; als ob nicht das gerade oft am ſchwerſten wirklich zu machen wäre, was das einzig Rechte und das wahrhaft Große iſt, was die Menge und die Zeit nicht ſchon von ſelbſt will und meint, ſondern was ihr nöthig wäre, um ſie über ſich zu erheben; als ob ſich nicht im edeln Kampfe gegen ein Zeitalter eine größere Seelen- und Heldenkraft zeigen könnte, als in der Benutzung ſeiner Schwächen! —

Und doch hat Maximilian auch ausgeführt und gewirkt auf ſein Zeitalter und auf Europa, mehr als irgend einer der drei franzöſiſchen Könige, die ſeine Zeitgenoſſen waren, obwohl mit ungleich größerer Macht zur Wirklichkeit gebracht haben, und mehr als alle italieniſchen Staatskünſtler, die ihn wie jeden dießſeits der Alpen Gebornen, ſo oft weit zu überſehen, ihn zu überliſten glaubten. Für ſein inneres Wirken in Deutſchland und Oeſterreich läßt ſich aus ſeinem Zeitalter höchſtens nur die katholiſche Iſabelle und Ximenes mit ihm vergleichen.

Noch in der Blüthe des Alters und wie im Fluge rettete er das burgundiſche Erbe, welches unter dieſen Umſtänden zu erhalten alle Erwartung überſtieg, befreite Oeſterreich nach Mathias Corvinus Tode gegen Ungarn, und wenn er gleich hier ſeine Vortheile und Siege nicht weiter verfolgen konnte und wollte, ſo ſicherte er doch die alte erbliche Anwartſchaft Oeſterreichs auf die Krone, gründete auf dieſe Beiden großen Beſitzungen und Hoffnungen die künftige Macht ſeines Hauſes, deſſen unter ſeines Vaters Alleinherrſchaft oft geſtörte Eintracht er jetzt ihm zur Seite wirkend vollends herſtellte, die getheilte Macht desſelben von neuem vereinte.

Was er außerdem für Europa, für Deutſchland, und überhaupt für ſein Zeitalter war, und gewirkt hat, das wird, eben weil er nicht immer alles was er gewollt, ausführen konnte, am deutlichſten erhellen, wenn wir nicht ſowohl ſeine Thaten und Geſchichte wiederhohlen, ſondern vor allem die Gedanken, die ihn

geleitet haben, betrachten. Die Grundſätze, nach welchen Maximilian ſowohl in den europäiſchen als in den deutſchen Angelegenheiten und Verhältniſſen handelte, waren dieſelben, welche auch ſeine Vorgänger aus dem Hauſe Habsburg ſchon befolgt und ſtets im Auge gehalten hatten; nur daß er dieſe Grundſätze theils mit mehr Kraft und Eifer ergriffen, und mit denſelben manche ganz beſondre nur ihm eigne Gedanken und Abſichten verbunden hat. Die öſterreichiſchen Grundſätze in Beziehung auf die europäiſchen Verhältniſſe von Kaiſer Albrecht dem Zweiten bis auf Maximilian, ja bis auf Karl den Fünften, waren immer dieſelben; die ganze kriegeriſche Kraft des vereinten Europa gegen den damahls allgemeinen Feind, die Türken, zu richten, unter den chriſtlichen Mächten, Frieden ſo viel als möglich zu erhalten; alles was man wünſchte, lieber auf dem Wege der friedlichen Unterhandlung zu erreichen, als durch die Gewalt der Waffen; Zwieſpalt und Krieg, wenn ja einer entſtanden war, wie einen häuslichen Zwiſt auf demſelben Wege baldigſt wieder auszugleichen, die regierenden Häuſer von Europa immer mehr zu einer Familie zu verbinden; übrigens in allem die Würde und das Anſehen der Kirche und des Papſtes möglichſt zu unterſtützen, und die alten Rechte und Anſprüche der Kaiſerwürde aufrecht zu erhalten. Daß die Oeſterreicher dieſe aber für Italien ſelbſt keinesweges über die Gränzen der oberſten Schutzherrlichkeit nach alter Kaiſerſitte zu einer unumſchränkten Allgewalt ausdehnen, oder mißbrauchen wollten, das hat der Erfolg am beſten gelehrt. — Dieſes ſind die Grundſätze, welche dem Verfahren aller öſterreichiſchen Kaiſer von Albert dem Zweiten bis auf Karl den Fünften zum Grunde lagen, und die ſehr verſchieden ſind von denen der andern europäiſchen Könige, bei welchen man, wo ein Syſtem und feſte Grundſätze der Regierung ſichtbar werden, keine andre gewahr wird als nur ſolche, die auf Vollendung der unumſchränkten Allgewalt abzielen. Die öſterreichiſchen Regenten wurden dabei von dem viel höhern Begriff einer chriſtlichen Republik, eines freien und friedlichen europäiſchen Staaten- und Völkervereins geleitet. Schon die erſte Unternehmung Kaiſer Albrechts des Zweiten war ein ernſter Türkenkrieg, der ihm durch Krankheit den

Tod brachte. Daß nach ihm Ungarns Kraft nicht fortdauernd den Türken entgegenſtemmt, ſondern durch innere Uneinigkeit geſchwächt, oder gar zu nichtigen und eroberungsſüchtigen Abſichten gegen die benachbarten chriſtlichen Königreiche, beſonders unter Mathias, übel verwandt ward, hat großes Unglück über das Land gebracht. So kurz Albrechts des Zweiten Regierung war, ſo hat er doch während derſelben die größten Beweiſe ſeiner Vorſorge für die Eintracht der Kirche und die Würde ihres Oberhauptes gegeben. Schon von Rudolph dem Stifter an, hatten ſich die öſterreichiſchen Fürſten vor allen andern deutſchen durch ihre Anhänglichkeit an den Glauben und die Kirche eben ſo ſehr, als durch ihre ritterlichen Tugenden ausgezeichnet. In Kaiſer Friedrichs des Vierten Leben iſt die lange Freundſchaft mit dem Aeneas Silvius, nachmahligem Papſte Pius dem Zweiten, eine der ſchönſten Seiten. Dieſer Mann, einer der geiſtvollſten und gelehrteſten ſeines Jahrhunderts, hatte durch ſeine Bemühungen vorzüglich die durch den Zwieſpalt der Concilien und durch die Wuth der Huſſiten geſtörte Eintracht der Kirche wieder herzuſtellen vermocht. Wenn alle ſeine Nachfolger auf dem päpſtlichen Stuhle, Deutſchland und deſſen Verhältniſſe ſo gut gekannt hätten wie er, ſo würde ſie länger erhalten worden ſein. Der überlegenen Macht des kriegeriſchen, launenvollen, habſüchtigen Mathias vermochte Friedrich nicht zu widerſtehen; in ſeinen Verhältniſſen und Unterhandlungen mit der Schweiz, mit Frankreich und Burgund war er glücklicher, und bewährte darin nebſt ſeiner Einſicht eine Vorliebe für den Frieden, die nicht blos Neigung, ſondern Grundſatz war. Auch Maximilian ward nur durch andre in den Strudel von Kriegen, von Bündniſſen und Gegenbündniſſen hineingezogen, der damahls halb Europa in Bewegung ſetzte. Karls des Kühnen herrſchſüchtige Ruhmbegier hatte den Anfang gemacht; nach ſeinem Fall ergriff die gleiche Eroberungsluſt die franzöſiſchen Könige, inſonderheit Karl den Achten, ſtatt daß Ludwig der Eilfte mehr nur im Innern die Gewalt feſt zu gründen geſtrebt hatte. Es nahm dieſe Eroberungsluſt, nachdem der Streit um das burgundiſche Erbe end-

lich verglichen war, die Richtung auf Italien, wo Neapel und Mailand der nächste Gegenstand, die Schweiz meistens ein allezeit bereites Werkzeug derselben war. Der Leichtsinn und die Anarchie der Florentiner, die neutrale Selbstsucht Venedigs, die arglistige Politik aller Italiener vermehrte fortdauernd den Gährungsstoff und gab der Kriegsflamme, welche Italien so lange verwüstet hat, immer neue Nahrung.

Die Italiener hatten sich selbst diese Uebel zugezogen; sie zuerst hatten die Franzosen herbeigerufen. Nachdem ihr Vaterland lange der Schauplatz des Krieges gewesen, und durch ihn zerrüttet worden war, äußerte sich nur Ein Wunsch als herrschender Gedanke bei der ganzen Nation: Befreiung Italiens vom ausländischen Joche oder von den Barbaren, wie sie alle nannten, welche diesseits der Alpen geboren worden. Dieß war aber ein bloß negatives, nicht ausführbares Streben. Ein einiger Staat konnte Italien damahls nicht werden, denn welcher von den bestehenden, ungefähr gleich mächtigen Staaten sollte den Vorzug haben, daß er der Mittelpunkt des Ganzen und alle andre in ihm verschmolzen würden? Es hätten dazu alle andre außer diesem einen, erst aufgelöst, und wenigstens in ihrer Eigenthümlichkeit vernichtet werden müssen. Eben diejenigen welche am lautesten von der Einheit und Unabhängigkeit der Nation redeten, waren es oft, welche das Vaterland verwirrten, und dadurch die Abhängigkeit desselben herbeiführten. Ueberhaupt waren die damahligen Italiener in der Politik wohl allen andern Nationen überlegen, wenn man darunter bloß die Verstellung begreift, oder die Kunst, durch alle möglichen Mittel zur Herrschaft zu gelangen und sich darin zu behaupten; aber wahrhaft große politische Ideen finden wir in diesem Zeitalter nicht mehr bei ihnen. Es war einleuchtend, daß das nördliche und mittlere Italien nur ein föderatives Staatensystem sein konnte. Wenn es nun, um das Gleichgewicht in diesen zu erhalten, noch einer andern Macht und eines andern Schutzes bedurfte, so konnten die Italiener leicht den Vergleich zwischen der französischen Schutzherrschaft machen, welche sie herbeiriefen und dem auf altes Recht und

Herkommen gegründeten oberſten Einfluſſe der deutſchen Kaiſer, wenn ſie nur das Schickſal der dem franzöſiſchen Königreiche einverleibten kleineren Länder wie der Bretagne, der Provence, und die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten und Nationen in Deutſchland unter der kaiſerlichen Oberherrlichkeit gegen einander hielten. Jene ältern italieniſchen Patrioten aus der Zeit des Dante, welche nichts mehr als nur einen ſtarken, Ruhm und Gerechtigkeit liebenden deutſchen Kaiſer wünſchten, der Italien und das Reich wiederherſtellte, waren demnach auf einem richtigeren Wege, als der falſche Patriotismus der ſpäteren Florentiner, welche immer nur die Befreiung Italiens im Munde führen. Hätte Maximilian den ſonderbaren Wunſch, welchen er in ſpäteren Jahren gefaßt hatte, Papſt zu werden, befriedigen können, ſo läßt ſich wohl annehmen, daß es ihm eben ſo wohl in Italien als in Deutſchland gelungen ſein würde, Ordnung und Einheit in den italieniſchen Staaten- und Völkerbund zu bringen, und vielleicht Rom zum Mittelpunkt desſelben zu machen, und leicht möchte er fähiger geweſen ſein, der Kirche vorzuſtehen, als der eben ſo kriegsluſtige als in ſeinen Bündniſſen wankelmüthige Julius der Zweite, welcher nicht weniger dazu beigetragen hat, Italien zu verwirren, als die geiſtliche Würde um ihr Anſehen zu bringen.

Was in dieſem Strudel der italieniſchen Kriege, in dieſer Verwirrung ſchnellwechſelnder Bündniſſe und Gegenbündniſſe, in welchen Maximilian nun einmahl hineingeriſſen ward, ihn am meiſten unterſcheidet von den Künſten der italieniſchen Politik ſowohl, als auch von dem Leichtſinn, mit welchem die franzöſiſchen Könige, wenn auch nicht alle ſo nach Grundſatz treulos wie Ludwig der Eilfte, dennoch ihre Verſprechungen gleich ſchnell vergaßen, das iſt die Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher er von den einmahl gemachten Bündniſſen nicht abgehen wollte. Dieß hat ihn oft um den beſten Vortheil und Erfolg gebracht. Eine Abſicht hatte er bei dieſen italieniſchen Kriegen, die ihm eigenthümlich war, und die er nicht hat ausführen können, obwohl die erſten der damahls politiſch wirkſamen Mächte ſich mit ihm dazu vereinten, eben weil ſie den Zweck entweder gar nicht recht gefaßt, oder bald aus den

Augen verloren hatten; dieſes war die Vernichtung und Theilung Venedigs. Er war perſönlich in einem ſolchen Maaße von Venedig beleidigt, daß dieſes allein ihn rechtfertigen und entſchuldigen möchte. Venedigs um ſich greifende Eroberungen hatten Tirol, Italien und das Reich in ſeinen Gränzen, alten Rechten oder Anſprüchen verletzt oder bedroht, ſo daß von dieſer Seite äußerer Anlaß und Grund genug zum Kriege vorhanden war, und wenn einige Eroberungsluſt mitwirkte, ſo war ſie nach dieſer Seite hin für das Stammland des Hauſes am vortheilhafteſten. Daß Maximilian aber nicht auf Beſchränkung, ſondern auf Vernichtung Venedigs drang, ſein Haß gegen dieſen Staat, der einzige gegen den er Haß gezeigt hat, mag wohl noch einen andern Grund gehabt haben als jenen bloß perſönlichen. In einem verwickelten und geſpannten Staatenſyſteme iſt offenbar dargelegte kriegeriſche und leidenſchaftliche Eroberungsſucht bei weitem nicht ſo gefährlich und verderblich für den Geiſt des Ganzen, welcher allein die Freiheit bei der Einheit erhalten kann, als kalte, neutrale Selbſtſucht; nicht ſo geeignet, dem Staatslenker, der von der Gerechtigkeit und von der Ehre erfüllt, von großen Ideen begeiſtert iſt, zu beleidigen und zu erbittern, als eben jener abgemeſſene Egoismus, und ſo mag Maximilian in ſeinem höheren Sinne vielleicht nicht Unrecht gehabt haben, wenn er die Quelle alles deſſen, was in Italien übel war, am meiſten in Venedig fand.

So ſehr man Maximilians Staatskunſt, weil ihm nicht alle Abſichten gelungen ſind, zu tadeln gewohnt iſt, hat er doch mehr erreicht, als bei ungleich größerer Macht die franzöſiſchen Könige welche damahls in ihrer Eroberungsluſt ſo verfuhren, als ob ſie ſelbſt gar keinen Plan hätten oder feſt halten könnten. Das Glück hat mitgewirkt, Maximilians Sohn, Philipp den Schönen, wie ſeinen Enkel Karl auf den ſpaniſchen Thron zu erheben. Wäre es aber nicht ungerecht, die Frucht ſo vieler Beſtrebungen und überwundenen Hinderniſſe dem Glücke allein zuzuſchreiben, wenn es gewiß iſt, daß keiner der damahligen Selbſtherrſcher auch in Unterhandlungen und allen äußern Staatsgeſchäften ſo unermüdlich thätig und nach ſo feſten Grundſätzen thätig war als Maximilian?

Einfacher als ſein Mitwirken in den italieniſchen Verwirrungen und allgemeinen europäiſchen Angelegenheiten war das, was er für Deutſchland that. Auch hier hatte er in der ſchlechten Verfaſſung und in dem Fauſtrechte, das durch jene erhalten ward, außerordentliche Schwierigkeiten zu bekämpfen. Was er mit immer wiederhohlter unermüdlicher Beſtrebung für die Erhaltung des Landfriedens gethan, wie er den Geſetzen darüber durch Errichtung des Kammergerichts, durch die Eintheilung Deutſchlands in Kreiſe, Wirkſamkeit zu verſchaffen geſucht, darin beſteht nicht ſo ſehr Maximilians eigenthümliches Verdienſt; denn dasſelbe hatten auch ſchon ſeine Vorgänger gewollt und begonnen, nur daß er es mit mehr Kraft und Beharrlichkeit und nach den durchdachteſten Grundſätzen in der Ausführung weiter brachte. Daß die Ruhe doch nie ganz vollkommen hergeſtellt wurde, davon lag der Grund in der Verfaſſung ſelbſt, durch welche Karl der Vierte alle großen Staatsübel nicht gehoben, ſondern vielmehr ſie mit dem Anſcheine einer rechtlichen Ordnung förmlich feſtgeſetzt, dauernd und geſetzlich gemacht hatte. Auch Karl der Vierte hatte Geſetze für den Landfrieden gegeben. Allein ſeine Abſichten und Grundſätze, und die der öſterreichiſchen Kaiſer waren ſehr verſchieden; merkwürdig iſt, daß Kaiſer Albrecht des Zweiten viel zweckmäßigere Vorſchläge gegen den Landfrieden verworfen wurden, weil die Städte darin zu ſehr begünſtigt waren; ein ſprechender Beweis von dem Geiſte, der die Staatsgrundſätze der öſterreichiſchen Kaiſer beſeelte. Von Friedrich dem Vierten wird behauptet, daß er das römiſche Recht habe abſchaffen wollen, welches die Geſchäfte mehr verwickelt hat, der Freiheit ungünſtig wirkte, und uns um die ſchöne, alte, nur in England erhaltene, urſprünglich deutſche Einrichtung der Friedensgerichte durch gleiche Richter aus dem Volke ſelbſt vom Stande des Angeklagten gebracht hat. Gewiß iſt es, daß es überhaupt Grundſatz der öſterreichiſchen Kaiſer war, die vaterländiſchen Rechte und Herkommen aufrecht zu erhalten. Am wichtigſten für die öſterreichiſchen Grundſätze über deutſche Staatsverfaſſung iſt der erſte Entwurf einer Eintheilung des deutſchen Reichs nach den vier Haupt-Nationen der Schwaben,

Baiern, Niederländer und Sachſen; man darf annehmen, daß dieſe Kreiseintheilung nicht bloß an die Stelle der alten untergegangenen Herzogthümer treten, ſondern auch wohl den Weg bahnen ſollte, dieſelben wieder herzuſtellen. Daß dieſes für Schwaben geſchähe, darnach ſtrebte Oeſterreich oftmahls, und hier traf der allgemeine Vortheil des geſammten Vaterlandes, mit dem des eignen Hauſes zuſammen. Dieſe alten National-Herzogthümer und Vereine wieder empor zu bringen, das wäre der einzige Weg geweſen, die Verfaſſung aus dem Grunde herzuſtellen, ſo daß alsdann wieder alle gemeinſchaftlichen Angelegenheiten, beſonders aber die Wahl des Königs, durch den wahren Willen und die Kraft der Nation wären entſchieden worden. Davon fand in Karls des Vierten Wahlverfaſſung grade das Gegentheil Statt, durch die mit den wahren Nationalmaſſen und Hauptgliedern in gar keinem Verhältniſſe ſtehende willkührliche Vertheilung des Wahlrechts, und durch alle die Vorrechte, welche er den Wahlfürſten gab. Wo in einem Staatenvereine die Wahlfürſten faſt vollkommen unabhängig und erblich ſind, das Oberhaupt ſchon durch die Wahl gebunden wird, da läßt ſich im voraus entſcheiden, daß die Wahlfürſten nothwendig immer mächtiger werden müſſen, da der Gelegenheiten ſo viele ſind, die ſich dafür benutzen laſſen. Das Oberhaupt hingegen mußte immer ohnmächtiger, das Band der Glieder mit dem Oberhaupte in eben dem Maaße loſer werden, das Ganze ſich der Auflöſung immer mehr nähern, welche auch viel früher erfolgt ſein würde, wenn ſie nicht durch einen Zuſammenfluß beſonderer Umſtände ſo lange künſtlich zurück gehalten worden wäre. Karls des Vierten Reichsgrundverfaſſung war alſo der Wahrheit nach ſchon eine Reichsgrundauflöſung. Noch nachtheiliger war die ſittliche Wirkung, welche dieß im Ganzen auf die Geſinnung und die Denkart der deutſchen Fürſten hatte. Es mußte durch jene Verfaſſung ihr Sinn unvermeidlich von dem Ganzen abgewandt und abgeſondert, auf ſtete Erweiterung der eignen Macht allein ausſchließend gerichtet werden, und nur zu oft wurde das, was die größte Angelegenheit der ganzen Nation hätte ſein ſollen, die Wahl des

Königs auf die unwürdigſte Weiſe zwiſchen einigen Fürſten und ihren Räthen verhandelt und verkauft. Von dieſer Zeit an ſehen wir daher auch Eigennutz und rohe Gier nach einer kleinen Landerweiterung, zugleich mit der äußerſten Gleichgültigkeit und Lauigkeit für alles, was das Vaterland und ſein allgemeines Wohl betraf, in den Geſinnungen und Grundſätzen der Fürſten hervortreten. In den Schilderungen, welche man von dem Fauſtrechte dieſes Zeitalters entwirft, giebt man gewöhnlich dem Adel allein die Schuld von allen den Unordnungen, welche damahls herrſchend wurden. Groß waren ſie allerdings, denn faſt war es zu einem allgemeinen Bürgerkriege zwiſchen den mächtigen übermüthigen Städten und dem eben ſo zügelloſen Adel gekommen. Unter dem Scheine von gemäßigtern und geſetzlichern Formen aber war die Entartung der Fürſten, ihr Mangel an Vaterlandsliebe vielleicht noch größer als ſelbſt bei dem Adel, dem man bei aller Verwilderung herrliche Kräfte und Eigenſchaften auch in dieſer Zeit nicht wird abſprechen können, welche nur beſſer hätten geordnet, und ſtreng vereint werden müſſen, um Großes und Gutes für das Vaterland zu wirken. Dieſen Geiſt wird man auch in der von dem Helden Götz von Berlichingen ſelbſt verfaßten Lebensbeſchreibung finden, worin das ganze Fauſtrecht und die Fauſtrechtsgeſinnung treuherzig genug dargelegt ſind und uns in dem eignen offnen Geſtändniſſe ein ſeltſames Mittelding zwiſchen einem für Vaterland und Pflicht begeiſterten Helden, und einem Räuberhauptmanne darſtellen. Dieſer kriegeriſche Fauſtrechts-Adel, der jetzt herrſchend wurde, war eine neue und zwar ſehr entartete nach dem alten National-, dem dann entſtandenen Lehns- und dem Ritter-Adel, die vierte Form dieſer Grundkraft des Staats. Der erſte Keim des Mißbrauchs lag in dem alten Rechte der Selbſthülfe; allgemein herrſchend war die Entartung und Verwirrung erſt als die Lehensverhältniſſe ſich auflöſten und ihre Kraft verloren; der Geiſt des Ritterthums wirkte dagegen nicht mächtig genug, weil er nie allgemein herrſchend ward. Es konnte dem Uebel und der Verwirrung nur auf zwei verſchiedenen Wegen abgeholfen werden; entweder durch unbedingte Alleinherrſchaft, oder

dadurch, daß man den Adel auf ſeine wahre Beſtimmung und auf die alten urſprünglichen Grundſätze der deutſchen Verfaſſung zurückführte, dieſes letzte war das beſſere, aber auch das ſchwerere. Nur ein ſehr mächtiger Kaiſer hätte einen ſolchen Adel wieder zur Ordnung zu führen, und die herrliche Kraft auf das Wohl des Ganzen hin zu lenken vermocht. Die Fürſten ſelbſt aber waren es, welche dieß am meiſten verhinderten, durch ihr ſtetes Widerſtreben gegen die kaiſerliche Macht, und durch den immer allgemeiner werdenden Mangel an großen Zwecken und Geſinnungen, und einer wahrhaft fürſtlichen und vaterländiſchen Denkart.

Wenn das habsburgiſche Haus von den übrigen deutſchen Fürſtenhäuſern dieſer Zeit in Grundſätzen und Denkart durch den mehr ritterlichen Schwung ſich auffallend unterſcheidet, und eine vortheilhafte Ausnahme macht, ſo läßt ſich davon eine ſehr wirkſame Urſache angeben, um dieſe Thatſache zu erklären. Die außerordentlichen Unfälle ſelbſt, welche dieſes Fürſtenhaus in der Zwiſchenzeit, zwiſchen Rudolph und Maximilian faſt ununterbrochen betrafen, konnten dazu mitwirken einen hohen Sinn in ihnen zu erhalten, während die Erinnerungen an Rudolphs Ruhm, den vorigen Glanz ihres Hauſes und die großen Schickſale desſelben den Muth aufrecht genug erhielten, daß ſie ſelbſt in dem äußerſten Unglücke nie aufhörten, nach der kaiſerlichen Würde und nach der Wiedererlangung des alten Ruhms zu ſtreben. Ein großes Streben ſichert am beſten vor kleinlichen Fehlern und einer kleinlichen Denkart.

Keiner war ſo ganz von edler Ruhmbegier für ſein Haus zugleich und von der hohen Beſtimmung der kaiſerlichen Würde durchdrungen, wie Maximilian. Er ſelbſt, ein Ritter und ein vaterländiſch geſinnter Deutſcher, hat er auch dem Adel ſeiner Zeit ſo viel ritterlichen Sinn und vaterländiſchen Geiſt eingeflößt, überhaupt Ordnung und Frieden in Deutſchland ſo ſehr hergeſtellt, als es unter den Umſtänden nur immer möglich war. Ein dem Maximilian ganz eigenthümlicher Gedanke war die Stiftung des ſchwäbiſchen Bundes. Dieſe nach der altdeutſchen Gewohnheit und Neigung zu freien Bündniſſen und nach dem Beiſpiele der

Schweizer und der Hanse gestiftete deutsche Eidgenossenschaft sollte eine Nationalmacht erschaffen, um die alte Verfassung mit Kraft und Würde in Wirksamkeit zu setzen. Die Verbindung der Städte, des Adels und der Fürsten in einen Bund, konnte die Trennung zwischen beiden, welche fast zu einem allgemeinen Bürgerkriege gediehen war, wieder aufheben und ausgleichen, überhaupt die vaterländische Gesinnung und deutsche Einheit in den am meisten zertheilten Gegenden des Reichs neu beleben. Dazu hat der große mächtige Bund viel gewirkt, bis später große Begebenheiten und neue Gegenstände den Geist der Zeit mit sich fortrissen und alles verändert ward. Daß Maximilian mehr noch und viel Größeres damit im Sinne gehabt, erhellt schon daraus, daß er die Schweizer mit in den schwäbischen Bund ziehen, und sie durch diesen letzten Versuch wieder fester an das Reich knüpfen wollte. Wenn ihm auch diese Absicht nicht gelungen ist, so bleibt ihm doch das Verdienst, in dieser Hinsicht gewollt zu haben, was ein deutscher Kaiser zu wollen berufen war; die unglücklichen Folgen voraus gesehen zu haben, welche die Trennung der Schweiz von Deutschland für das letzte haben mußte, und wenn irgend ein Weg möglich war, das aufgelöste Band wieder fest zu knüpfen, so hätte es auf diese Weise am ersten gelingen können.

Man kann die Denkart und die Staatsgrundsätze des österreichischen Hauses in dieser Zeit in Kurzem am treffendsten bezeichnen, wenn man sagt, daß sie am meisten die Verfassung des Mittelalters aufrecht erhielten, bis eine neue Zeit auch neue Grundsätze erheischte. Die allgemeinen europäischen Bande, welche alle abendländischen Nationen im Mittelalter zu einer christlichen Republik vereinten, oder vereinen sollten, waren die Kirche, die kaiserliche Würde und das Ritterthum. Diese drei großen sittlichen Kräfte machen den ganzen Inhalt und Umfang der Staatskunst und des Mittelalters aus. Sie blieben am längsten wirksam in dem österreichischen Kaiserhause, während in andern großen Staaten der Begriff von

einem Ganzen der gesammten Christenheit, von einem Vereine der christlichen Nationen schon längst verloren, die Rücksicht auf die allgemeine Wohlfahrt Europa's erkaltet war, und nur ein eigennütziges und abgesondertes Streben nach der Vollendung der unumschränkten Gewalt im Innern sichtbar blieb. In der Behauptung der kaiserlichen Würde haben die österreichischen Fürsten dieß bewährt durch ihre Ergebenheit gegen die Kirche, und ihre gemäßigte, auf friedliche Unterhandlungen gegründete Politik in den europäischen Angelegenheiten, und was Deutschland betrifft, durch ihre ritterlichen Tugenden und die unablässigen Bemühungen, die wahre altdeutsche Freiheit und Verfassung wieder herzustellen.

Wenn die deutsche Verfassung damahls ganz wieder herzustellen selbst einem Maximilian, einem der kraftvollsten, thätigsten, und vielleicht dem ideenreichsten Monarchen, welchen die neue Geschichte aufzuweisen hat, nicht gelungen ist, und nicht gelingen konnte, so hat er desto mächtiger auf den deutschen Geist gewirkt, der in allen Fächern unter ihm und zum Theile durch ihn einen neuen Aufschwung nahm. Obgleich er die alte Verfassung nicht dem äußern Scheine nach in todter Form wie Karl der Vierte festsetzen, sondern in lebendiger Kraft erhalten und wiederherstellen wollte, so waren doch auch alle neue Ansichten und Kenntnisse seines daran so reichen Zeitalters ihm nicht fremd, und was er, der unermüdlich thätige Staatsmann, der mit so vielen Kriegen oder kriegerischen Spielen beschäftigte Ritter, in Wissenschaften und Künsten erlernt, gethan und gewirkt hat, wäre hinreichend gewesen, ihm auch unter den Denkern und Künstlern seiner Zeit eine ansehnliche Stelle zu verschaffen, das Leben eines thätigen Gelehrten auszufüllen. Mit den größten Gelehrten seiner Zeit war er in genauer Verbindung, während er dem Einen philosophische Fragen zur Beantwortung vorlegte, war er in Gemeinschaft mit andern selbst ein eifriger Geschichtsforscher. Er veranlaßte, ja er verfertigte selbst mehrere Werke, und zwar in deutscher Sprache, obwohl er aller übrigen im damahligen Europa üblichen Sprachen kundig, und als Geschäftsmann an die lateinische gewohnt war. Er liebte und beförderte die zeichnenden Künste,

die unter ihm in Deutſchland, beſonders durch Albrecht Dürer blühten. Auch die mechaniſchen Künſte und die Mathematik liebte er und wandte ſie an auf die Kriegskunſt. Durch ihn erhob ſich die deutſche Kriegskunſt auf eine neue Stufe der Vollkommenheit, ſo daß das deutſche Fußvolk, die Landsknechte, dem ſchweizeriſchen jetzt gleich geſchätzt, den Deutſchen von den Kennern in der Kunſt der Verſchanzungen und Benutzung der Feuerſchlünde der Vorzug vor den andern Nationen gegeben ward.

Was ihn neben der raſtloſen Thätigkeit am meiſten auszeichnet, iſt die Vielſeitigkeit des Geiſtes, womit er die allerverſchiedenſten Gegenſtände umfaßte. Wegen der unausführbaren und unausgeführten Plane wird ihm niemand Vorwürfe machen, der die damahlige Zeit kennt, und weiß, was er bei allem dem doch unmittelbar und mittelbar gewirkt, oder im Geiſte ſeiner Zeit veranlaßt hat. Seine Fehler waren ſolche, die edlen, beſonders ſehr thätigen Menſchen eigen zu ſein pflegen: er war nicht ſparſam, er war im Zorne aufbrauſend, doch wußte ſein ſtarker Geiſt die Faſſung und Haltung bald wieder zu gewinnen, und er liebte das Vergnügen. — Der Charakter der deutſchen Nation war damahls in zwei ganz getrennte Formen getheilt; der deutſche Adel und die deutſchen Städte waren in Geiſt und in der Bildung verſchiedener als zwei Nationen von einander ſein können. Vom Maximilian kann man ſagen, daß er beide damahls vorhandenen Elemente des deutſchen Charakters und der deutſchen Bildung in ſich vereinigte. Den Rittergeiſt, der obwohl nicht mehr ſo milde und liebevoll, wie er in den frühern Zeiten und Darſtellungen erſcheint, doch immer noch den verwilderten Adel auszeichnete, und mit herrlichen Kräften ſchmückte; und die ſtädtiſche Bildung, den Kunſtfleiß, jenen tiefen ſinnenden Geiſt, der uns aus den Gebäuden, den Gemählden, den Schriften des damahligen Bürgerſtandes anſpricht. Man kann ohne Uebertreibung den Kaiſer Maximilian in Rückſicht der umfaſſenden Geiſtesfähigkeit den vollkommenſten, den vollſtändigſten deutſchen Mann ſeiner Zeit nennen.

# Zwölfte Vorlesung.

Ehe ich es versuche, ein Gemählde des Zeitalters der Reformation und Karls des Fünften aufzustellen, scheint es hier die schicklichste Stelle zu sein, den Zweck, den ich bei diesen Vorträgen im Auge hielt, vollständig vorzulegen. Das Zeitalter, in dem wir leben, wird auch noch in den entferntesten Jahrhunderten als eines der merkwürdigsten und außerordentlichsten erscheinen, welche die Weltgeschichte jemahls aufzuweisen hatte. Wer möchte nicht gern den innern Zusammenhang und verborgnen Grund so außerordentlicher Erscheinungen mit Klarheit erkennen; nicht gern den Gang, welchen der menschliche Geist in dieser allgemeinen Erschütterung nehmen soll und nehmen wird, zu errathen im Stande sein! Wer vermöchte es, sich dieser großen Betrachtung ganz zu entziehen, wer kann sich absondern und unabhängig vom Zeitalter erhalten, wen ergreift es nicht mehr oder minder gewaltsam, ihn unwiderstehlich mit hinein reißend in den Schwung seiner Bewegungen? — Man hat es auf verschiedenen Wegen versucht, dieses an großen äußern Umwälzungen und an noch wichtigern innern Veränderungen so reiche Zeitalter, darzustellen, es zu erklären und zu begreifen. Eben darauf war auch meine Absicht bei diesen Vorträgen gerichtet. Daß es eine eigentliche Geschichte unsres Zeitalters noch nicht geben kann, sondern höchstens nur Vorarbeiten da-

zu, iſt einleuchtend, weil keine Geſchichte möglich iſt von Begebenheiten, die noch nicht vollendet, die dem Auge noch zu nah, in denen wir ſelbſt noch befangen ſind. Geiſtvolle Schriftſteller haben es verſucht, als Beobachter des geſellſchaftlichen Lebens und der Zeitgeſchichte, eine Charakteriſtik des Zeitalters nach den einzelnen Zügen zu entwerfen, die es auszeichnen. Viele ſolcher Züge erkennt man gern für richtig, findet die Bemerkung ſcharfſinnig; andere erſcheinen zweifelhaft, unbeſtimmt, oder werden unrichtig erfunden; und am Ende, wenn auch das Einzelne, jedes für ſich genommen richtig wäre, ſo ſind es eben nur Einzelnheiten, wo der erklärende Begriff, der Zuſammenhang und Geiſt des Ganzen fehlt, den wir doch eigentlich verlangen. Von der andern Seite haben ſcharfſinnige Denker das Weſen des Zeitalters zu erfaſſen und mitzutheilen geſucht, dadurch daß ſie eine allgemeine Theorie aufſtellten von dem nothwendigen Gange der Vernunft und des Menſchen in ſeiner ſtufenweiſen Entwicklung, und daß ſie dem Zeitalter die Stelle beſtimmen, welche es in dieſem Gange, in der Reihe der Jahrhunderte und der Jahrtauſende einnimmt. Wenn aber eine ſolche Theorie auch auf allgemeine Uebereinſtimmung Anſpruch machen könnte, was nicht der Fall iſt, ſo würde es immer nur ein unbeſtimmter Umriß, ein leerer Begriff bleiben; und wenn wir durch einen Philoſophen dieſer Art erfahren, daß unſer Zeitalter ungefähr an der Gränze ſteht zwiſchen der äußerſten Entartung, und der zu hoffenden Wiederherſtellung und Verbeſſerung, ſo iſt dieſes bei weitem nicht hinreichend, ich will nicht ſagen, das Räthſel der großen Schickſale und Fügungen, deren Augenzeugen wir ſind, vollſtändig zu löſen, ſondern auch nur die wahren Urſachen und innere Beſchaffenheit aller dieſer Bewegungen und Erſchütterungen, dieſes Lebens und dieſer Zerſtörungen, woran wir Antheil nehmen, wenigſtens einigermaßen zu erkennen. Mir hat es geſchienen, daß der ſicherſte Weg zu dieſer von allen geſuchten richtigen Erkenntniß des Zeitalters, der geſchichtliche wäre; und da ſchon ehedem im Laufe der neueren Geſchichte, ähnliche Epochen allgemeiner großer Erſchütterung vorgekommen ſind, daß, wer das Zeitalter der Völkerwanderung, das Zeitalter der Kreuz-

züge, und das der Reformation lebhaft gegenwärtig, wer dieſe Zeiten, ihren Gang und ihre Folgen, ihr unterſcheidendes Weſen durchdacht hätte, am beſten vorbereitet ſein würde, ſich durch die Erſcheinungen unſerer Zeit nicht irre machen zu laſſen, und ein feſtgegründetes klares Urtheil über ſie zu gewinnen. Nur in dieſer Beziehung glaubte ich, daß eine ganz auf dieſen Zweck gerichtete neue Zuſammenſtellung bekannter Thatſachen der Aufmerkſamkeit würdig ſein könnte, wenn es mir gelänge, jene drei großen Epochen allgemeiner Welterſchütterung erklärend darzuſtellen. Unfruchtbar iſt auch die geſchichtliche Deutung unſers Zeitalters durch die Vergangenheit, wenn man nur beim Einzelnen ſtehen bleibt, etwa nach einzelnen Anſpielungen ſtrebt, die doch nur ſpielend, nie ganz treffend, nicht wahrhaft erklärend ſind; oder auch wenn man Belege und ähnliche Beiſpiele zur Vergleichung, zur Rechtfertigung und Entſchuldigung für die Thatſachen der Zeitgeſchichte aus der ewigen Weltgeſchichte zuſammenſucht, wo man denn leicht für alles, mag es dem Gefühle noch ſo ſchwer zu dulden, der Vernunft noch ſo hart zu faſſen ſein, irgend einen ähnlichen Fall, eine ſcheinbar rechtfertigende Thatſache auffinden wird, und ſich in dieſer Beziehung das Wort des Sehers bewährt: daß nichts Neues unter der Sonne geſchehe. Wenn man nicht auf Einzelnheiten, ſondern auf das Ganze ſieht, giebt es allerdings kein beſſeres Gegengewicht gegen den Andrang des Zeitalters, als die Erinnerung an eine große Vergangenheit. Aus dieſem Grunde glaubte ich der Erklärung der drei welterſchütternden Zeitalter der Völkerwanderung, der Kreuzzüge und der Reformation, ein ſo ſtarkes Gemählde von der ehemahligen deutſchen Nation hinzufügen zu müſſen, als ich es nur immer vermöchte; ſo wohl von ihrem älteſten Zuſtande, da ſie noch in urſprünglicher Freiheit und Stammesart lebte, als von ihrer Entwicklung und Bildung im Mittelalter. Dieſes erheiſchte eine beſondere erklärende Rückſicht auf die großen Kräfte und Formen des Staats, welche im Mittelalter herrſchend waren; auf das Verhältniß und Band der Kirche, und des alten Kaiſerthums in Deutſchland, Italien und Europa, und dann auf den Rittergeiſt. Um ſo mehr, da die Hauptfrage auch unſers Zeit-

alters, die große Frage von der gesellschaftlichen Verfassung ist, von der Möglichkeit, das wesentlich Gute und Wohlthätige der alten Verfassung, in den neu entstandenen Weltverhältnissen zu erhalten, von der besten, zweckmäßigsten, gefahrlosesten Vereinigung der alten Rechte mit dem, was der Andrang des neuen Lebens unvermeidlich erheischt. —

Dieß führt zum Nachdenken über die erste Grundkraft des bürgerlichen Vereins und der gesellschaftlichen Verfassung. Wenn nun Geschichte und Theorie darin zusammen treffen, diese Grundkraft des Staats in dem Adel zu erkennen, da alle andere Stände erst an ihm und mit ihm sich bilden und bestimmen; so dürfte es einfacher und sicherer sein, was der Adel in seinem Wesen ist und seiner Bestimmung nach sein sollte, durch die bloße Zusammenstellung der Thatsachen zu erklären, durch die Darstellung dessen, was er ursprünglich war, und was er im Laufe der Zeiten, bald durch die schönste Ausbildung und Verklärung, nach den Gesetzen und hohen Gelübden des Ritterthums, bald aber auch entartend und verwildernd im Faustrecht, und ungezähmter Kriegslust geworden ist, als durch jene schwankende Theorien über den Staat, Verfassung und Gesetzgebung, deren unser Zeitalter so viele hat entstehen und verschwinden sehen. Unter allen frühern Zeitaltern allgemeiner Welterschütterung liegt keines dem gegenwärtigen so nahe, als das Zeitalter der Reformation. Wenn es in dem der Völkerwanderung und der Kreuzzüge mehr nur ein neuer Schwung der Einbildungskraft war, was die allgemeine Erschütterung hervor brachte; so war es im Zeitalter der Reformation eben wie in dem unsern der Verstand, der Gedanke, der sich da als weltherrschende, welterhaltende oder zerstörende Kraft bewährte. Daß der Gedanke, dieser Gott in uns, wenn er auf das Göttliche gerichtet ist, über die Welt und die Zeit so mächtig zu herrschen vermag, ist an sich erhebend für die Würde des Menschen. Wie furchtbar diese Gewalt und Wirkung werden könne, wenn Leidenschaft und Eigennutz sich der hohen Kraft bemächtigen, davon bietet jenes Zeitalter wie das unsere große Beispiele und Belehrungen dar. Eine genauere Betrachtung der Reformation und zwar nach

ihren innern Gründen wird also in dieser Reihe von Betrachtungen über die neue Weltgeschichte ganz an ihrer Stelle sein, einen nothwendigen, ja einen der wichtigsten Theile derselben bilden. Welche Ursachen die lutherischen Unruhen herbeigeführt, wodurch sie so schnelle Ausbreitung und so feste Dauer gewonnen, warum endlich statt einer allgemeinen Reformation der gesammten Kirche nur eine Trennung derselben die Folge gewesen, das wird sich am deutlichsten darstellen lassen, durch die Charakteristik vier großer und außerordentlicher deutscher Männer.

Reuchlin, Ulrich von Hutten, Luther und Melanchton, alle vier Gelehrte, obwohl der erste auch ansehnliche Staatswürden bekleidete, der zweite auch Soldat und Ritter war, haben als Gelehrte durch die Wirkung ihrer Schriften und ihrer Beredsamkeit einen Einfluß auf ihre Zeit und die Welt gehabt, wie wenige der Herrscher und Fürsten ihrer und anderer Zeiten. Die beiden ersten, Reuchlin und Hutten, weil nur vorbereitend und theilnehmend, treten weniger hervor in der Geschichte, doch ist ihr Einfluß darum nicht minder groß. Reuchlin war ein Mann, von dem man sagen kann, daß wenn sein Geist herrschend gewesen wäre, wenn ein so seltener und tiefer Geist allgemein sein könnte, es wohl zu einer Reformation im höheren Sinne, zu einer philosophischen Erhellung und Wiederherstellung des durch scholastische Streitigkeiten verdunkelten Christenthums, aber nie zum Protestantismus, nie zu einer Trennung der Kirche hätte kommen können. Ulrich von Hutten nebst Luther erklären die Trennung, den gewaltsamen allem Vereine widerstrebenden Charakter, welchen die Reformation gleich anfangs nahm; und wenn es noch möglich gewesen wäre, den gestörten Frieden, nachdem die Spaltung schon ein Menschenalter dauerte, wieder herzustellen, so würde dieses Werk welches der große Kaiser so sehnlich wünschte, unter allen Protestanten durch den milderen Melanchton und die ihm ähnlich Gesinnten am ersten gelungen sein. In späteren Zeiten ist die Denkart sehr verändert, der Geist der Protestanten ein ganz andrer geworden. Will man aber jene große, an Folgen so reiche Weltbegebenheit, in ihren inneren philosophischen Gründen genauer erkennen,

ſo muß man ſich ganz in jene erſte Zeit zurückverſetzen, die Reformation ganz ſo betrachten, wie ſie urſprünglich war.

Reuchlin, einer der erſten Gelehrten, die Deutſchland jemahls hervorgebracht hat, in Italien eben ſo einheimiſch wie in ſeinem Vaterlande, vereinigte am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in ſich alle Bildung, alle Kenntniſſe und Gelehrſamkeit, welche beide Länder damahls nur irgend darbothen. Der erſte Kenner und Wiederherſteller der jetzt neu auflebenden griechiſchen Literatur, ward er, nicht befriedigt durch ſie, zugleich der Stifter und Schöpfer des orientaliſchen Studiums für ganz Europa. Aber nicht wie die ſpätern Gelehrten und Literatoren, war es ihm bei dieſen Studien nur um die Sprachkenntniß, um hiſtoriſche Sammlung und ſchönredneriſchen Prunk allein zu thun; er bezog alles das auf die höchſte Erkenntniß, die dem forſchenden Manne immer die erſte und wichtigſte bleibt, auf die Erkenntniß des Menſchen, der Natur und der Gottheit.

Er war ohne Vergleich der tiefſinnigſte Philoſoph ſeines Zeitalters; in jener ſeltneren Tiefe, die mit Klarheit verbunden iſt, ſtand er noch über Leibnitz. In Rückſicht der Fülle und des Umfanges der Kenntniſſe, konnte ihm in der damahligen Welt etwa nur noch ein Jüngling in Italien, das Erſtaunen ſeiner Zeitgenoſſen, der Fürſt Pious von Mirandola an die Seite geſtellt werden; doch iſt dieſer durch einen frühzeitigen Tod dahingeriſſen, nie zu gleicher Klarheit gelangt wie Reuchlin. Mit der äußern Welt, dem Leben und dem Staate war er ſo bekannt, wie es ein Mann ſein mußte, der in der genaueſten Verbindung ſtand mit den meiſten Gelehrten und mit vielen gebildeten Großen und Fürſten ſeiner Zeit in Italien und Deutſchland. Durch ſeine Neigung zu orientaliſchen Sprachen und zur orientaliſchen Philoſophie ward Reuchlin einigen der beſchränkteren Geiſtlichen und Theologen verhaßt und verdächtig. Der Streit war lebhaft und kam bis nach Rom; eben in Rom ward er für die gute Sache und für Reuchlin entſchieden. Rom war damahls mehr als jemahls der Sitz der Gelehrſamkeit, der Kunſt und wahren Geiſtesbildung; es herrſchte daſelbſt kurz vor dem Ausbruche der Reformation eine Denkfreiheit,

über die man jetzt faſt erſtaunen muß. Nicht als ob hier, wie man es oft darſtellt, eine nur nicht öffentlich kund gegebene, im Verborgenen dafür deſto allgemeiner herrſchende Freidenkerei und Gleichgültigkeit nachſichtig und duldſam gemacht hätte über Gegenſtände des Glaubens, wenn ſie nicht die Verfaſſung der Kirche betrafen; eine ſolche Denkart äußerte ſich wohl hie und da in Italien, bei den Erſten aber, bei den Würdigern und Beſſern ging die freie Anſicht hervor aus einer gründlichen und tiefen Kenntniß der Philoſophie wie der Religion und der Kunſt, und aus der Ueberzeugung von ihrer gegenſeitigen Uebereinſtimmung. Reuchlins Philoſophie überſteigt ſehr weit das Maaß und die Schranken gewöhnlicher Fähigkeit und Anſicht. Einzelnes darin mochte dem Beſchränkteren leicht gefährlich ſcheinen; das Ganze ſtreitet nicht mit dem chriſtlichen Glauben, aber weit entfernt iſt es von den Anſichten und der Lehre der Proteſtanten, ja es kann vielmehr zum beſten Beweiſe dienen, daß Reuchlin ſeinen eigenen Meinungen nach keinesweges den Proteſtanten angehöre. Nur weil jener Streit über orientaliſche Sprachen und Philoſophie mit in den Strudel der proteſtantiſchen Angelegenheiten hinein gezogen ward, zählte man nachher auch Reuchlin mit unter die Stifter und Urheber der Reformation, die er allerdings wie viele andre, ohne es zu wollen und voraus zu ſehen, mit veranlaſſen half.

Wenn man in den geſchichtlichen Darſtellungen der Reformation den Urſprung derſelben gewöhnlich ableitet aus der Ablaßkrämerei, und den fromm gemeinten Geldbeiträgen, welche für Rom in Deutſchland geſammelt wurden, um den Bau der herrlichen Peterskirche zu vollführen, aus dieſem oder irgend einem andern einzelnen Mißbrauche, ſo bleibt man bloß bei der erſten äußern Veranlaſſung ſtehen, die ſich leicht hätte wegräumen laſſen, ohne ſo große Folgen zu haben, ohne eine Begebenheit und eine Erſchütterung herbei zu führen, welche auch ohne jene Veranlaſſung etwas früher oder ſpäter doch erfolgt ſein würde. Dieſer wahre Grund der Reformation iſt weit tiefer als in jener zufälligen Veranlaſſung zu ſuchen, und war lange vorhanden,

ehe es zu dem letzten Ausbruch kam. In der Philoſophie lag er; oder vielmehr in der Vernachläſſigung und Entartung derſelben. In der Philoſophie, d. h. in der wiſſenſchaftlichen Grundlage des höhern Unterrichts und in dem innern Geiſte der öffentlichen Meinung. Das erſte war die Philoſophie damahls mehr als je; das letzte, der innere Geiſt und die erſte bewegende Urſache der öffentlichen Meinung und herrſchenden Denkart iſt ſie zu allen Zeiten geweſen. In dem unſichtbaren Gebiete der Philoſophie, in dem Geiſt der ſelbſtdenkenden Menſchen jedes Zeitalters iſt immer zuerſt die Veränderung vorgegangen, diejenige Denkart entſtanden, welche, wenn ſie dann ein oder mehrere Menſchenalter ſpäter allgemein herrſchend geworden, als öffentliche Meinung in der äußern Welt Wirkungen hervorbringt, die oft nur allzu groß, allzu ſichtbar ſind. Zwar ſollte man glauben, daß die Philoſophie nicht erſt wie andere Wiſſenſchaften mit der Zeit zunehmen und wachſen, daß es überhaupt keine Veränderung in ihr geben dürfe; wenn anders, worauf es für die Philoſophie ankommt, nur die Erkenntniß des Ewigen iſt, welches wir im Gefühl unſrer eigenen Unvollkommenheit, Gott, in Beziehung auf unſre ſittliche Beſtimmung, Tugend und Gerechtigkeit, in Rückſicht unſerer Hoffnungen aber, Unſterblichkeit der Seele nennen. Denn eine ſolche Erkenntniß iſt zwar mannichfach verſchiedener Ausdrücke, aber an ſich keines Zuſatzes fähig. Es ſind die großen Fortſchritte und die Entdeckungen, deren die Philoſophie ſich von Zeit zu Zeit rühmt, nur Entdeckungen, die vor Jahrhunderten und Jahrtauſenden auch von andern ſchon gemacht worden, nur in andrer Geſtalt und Sprache. Aber eben die Art, wie jene Erkenntniß ausgedrückt, entfaltet und mitgetheilt wird, iſt von der äußerſten Wichtigkeit für die allgemeine Denkart, die früher oder ſpäter immer von der wiſſenſchaftlichen beſtimmt wird. Noch mehr iſt dieß der Fall, wenn der Geiſt in einer zerſtörenden Richtung gegen jene Erkenntniß wirkt, welche dem Menſchen und dem Leben allein feſte Einheit zu geben vermag; oder wenn es verſäumt wird, die ſchädlichen Einflüſſe dieſer zerſtörenden Beſtrebungen zu vernichten, ſo lange es noch Zeit iſt. Wo irgend ein Staat oder Glauben im öffentlichen oder ge-

heimen Widerſpruch iſt mit der herrſchenden Philoſophie, da kann man gewiß ſein, daß jene allmählig untergraben und gewaltſamen Veränderungen unterliegen werden. — Von der früheſten Zeit, von ſeinem Urſprunge an war das Chriſtenthum ſchon doch einige ſeiner erſten Lehrer mit der Philoſophie auf das engſte verbunden, zum ſichern Beweiſe, daß dieſe Verbindung nicht zufällig, ſondern dem Chriſtenthume weſentlich ſei. Es hatten ſelbſt die alten Vertheidiger den Sieg desſelben über den Glauben und die Grundſätze des Alterthums, vornehmlich durch das Uebergewicht der chriſtlichen Philoſophie über die ſtoiſch-platoniſche erſt ganz entſchieden. Wie nachtheilig mußte jetzt der Religion ſelbſt der Verfall und die Verwilderung der Philoſophie ſein, welche durch mehrere ungünſtige Umſtände herbei geführt, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte eine ſo große Höhe erreichte. Dieſe Umſtände waren der auf den großen freien Univerſitäten, ohnehin ſich leicht entzündende und herrſchende Sectengeiſt, die Zwietracht und die Eiferſucht der verſchiedenen gelehrten Orden, welche Wiſſenſchaft und Erziehung vorzüglich in Händen hatten. Auch die neu aufgenommene römiſche Jurisprudenz hatte der philoſophiſchen Streitluſt Nahrung gegeben. So war die auf allen europäiſchen Univerſitäten herrſchende Philoſophie in ein leidenſchaftliches Sectenweſen, eine dialectiſche Streitluſt und leere Formenſpielerei ausgeartet; die beſſere höhere Philoſophie einzelner Selbſtdenker, deren Deutſchland, von Albertus Magnus bis auf Reuchlin fortgehend, mehrere hervorgebracht hat, konnte nicht in die allgemeine Denkart übergehen und keine Ausbreitung erlangen, weil jene andre Philoſophie ſchon herrſchend war. Es fehlte dabei nicht an der beſtändigen heimlichen Gegenwirkung einer falſchen, von Gott entfernten Philoſophie, deren Geiſt dem Chriſtenthume allerdings entgegen geſetzt iſt. Sobald die wahre Philoſophie vernachläſſigt wird, tritt eine falſche unvermeidlich an ihre Stelle. Beſonders ſeit der Bekanntſchaft mit dem Morgenlande, hatte Unglauben und Schwärmerei nie aufgehört, ſich in manchen Geſtalten im Stillen zu verbreiten. Kurz vor der Reformation ward die Neigung

zum aſtrologiſchen Aberglauben und zu magiſchen Künſten beſonders ſichtbar, in welchen einige nicht allgemein bekannte Naturkenntniſſe mit vielen abſichtlichen Täuſchungskünſten vermiſcht, auf den Geiſt und die Sitten gleich nachtheilig wirkten. Einer durch Geiſteskraft beſonders ausgezeichneten philoſophiſchen Abentheurer dieſer Art, der unter dem Nahmen des Doctor Fauſt eine Volksfabel geworden iſt, ſtand mit vielen bedeutenden Männern damahliger Zeit in Verbindung; er lebte auf Franz von Sickingens Schloß, und ſein Beiſpiel hatte verderblichen Einfluß auf die Gemüther. Auch der erſte große Verſuch einer gänzlichen Kirchenumwälzung durch Arnold von Brescia, war ganz von einer ſchwärmeriſchen Philoſophie ausgegangen. Die verſchiedenen Oppoſitionen und Neuerungen der folgenden Jahrhunderte bis auf die Kirchentrennung hatten ihren erſten Urſprung alle aus der Philoſophie genommen, und ſelbſt Luthern befeuerte weniger der Gedanke an die Abſtellung einiger Mißbräuche, als die ihm eigenthümliche Glaubensanſicht, von der er nicht ablaſſen, und die er gewaltſam durchſetzen wollte.

Wenn Reuchlins Einfluß und Geiſt uns hinleiten kann auf die allgemeinen tiefern Urſachen der Reformation, ſo wird aus einem Charakter, wie Ulrich von Hutten dagegen die ſchnelle Ausbreitung klar, und die politiſche Wichtigkeit, welche ſich gleich anfangs erhielt. Zugleich Soldat und Gelehrter beſaß er eine unwiderſtehliche hinreißende Beredſamkeit, welche er als ein leidenſchaftlicher Patriot oftmahls nicht bloß gegen die Mönche, ſondern auch gegen die Türken, die Franzoſen, oder andere beliebte Gegenſtände der Art ausließ. Noch mehr als durch ſeine Beredſamkeit wirkte er durch ſeinen beißenden Witz und durch ſein geſellſchaftliches Talent, durch welches er mit allem, was nur irgend gebildet oder von Bedeutung in Deutſchland war, in Verbindung ſtand. Seine Kenntniſſe wie ſeine Fähigkeiten waren mehr die angenehmen, leichtern, welche deſto allgemeiner wirken, als die ernſten wiſſenſchaftlichen. Je mehr Blößen die herrſchende Philoſophie zeigte, je mehr hatte ſich die mit der neubelebten alten Literatur entſtandene Claſſe der Freunde derſelben ganz ihrer Liebhaberei überlaſſen,

und es war bei dem großen Haufen derſelben, den ſogenannten Humaniſten, eine Entfremdung und Abneigung vor aller ernſten Wiſſenſchaft, eine gewiſſe bloß auf das Angenehme gerichtete leichtſinnige Freidenkerei entſtanden, die um ſo gefährlicher war, je ausgebreiteter dieſe Menſchenclaſſe wirkte zu einer Zeit, da die lateiniſche Sprache nicht bloß als Geſchäfts-, ſondern auch als Geſellſchaftsſprache diente. Ein Epigramm von Hutten ward in kurzer Zeit in allen Hauptſtädten Europa's verbreitet und geleſen. Ein ziemlich abentheuerlicher Lebenslauf hatte ihn durch halb Europa hin und her getrieben und ſeinen unruhigen raſtloſen Geiſt nur noch mehr entwickelt; Muth hatte er, alles, ſelbſt das Gefährlichſte zu unternehmen. So hatte er als geübter Ritter einſt vier Franzoſen, die von dem Kaiſer unehrerbiethig geſprochen, zugleich im Zweikampfe beſiegt, wofür ihn Maximilian mit hohen Ehrenbezeigungen belohnte. Seine Feder war noch kühner und ſchneidender als ſein Degen. Als Herzog Ulrich ſeinen Vetter Johann von Hutten umgebracht hatte, wußte ſeine Rachgier alles gegen dieſen mächtigen Feind in Bewegung zu ſetzen. Ulrich von Würtemberg ſuchte jene aus Eiferſucht über ſeine Gemahlin, eine geborne Fürſtin von Baiern, oder wahrſcheinlicher wegen eines Liebesverſtändniſſes mit des jungen Huttens Frau entſprungene Gewaltthat damit zu entſchuldigen, daß er als Vehmrichter, als einer der Oberſten des heimlichen Gerichts dazu befugt geweſen ſei. Es kann ein Bild geben von der zerrütteten Verfaſſung jener Zeit, daß eine geheime Geſellſchaft, welche freilich auch einen Kaiſer vor ihren Richterſtuhl zu fordern ſich erkühnte, deren Wiſſende wie ſie ſich nannten, alle andern nicht Eingeweihten für bloße unbedeutende Schatten hielten, öffentlich zu ſolchen Thaten genannt werden durfte. Er iſt übrigens in dieſem merkwürdigen geheimen Bunde, der wohl mit den ältern Geſellſchaften gleicher Art zuſammen hängen mochte, ſichtbar, daß derſelbe bei dem damahligen Streite des Adels mit den andern Ständen auffallend den erſten begünſtigte. Ulrich von Hutten war einer von jenen gefährlichen Charakteren, welche als Kennzeichen der Zeit meiſtens hervortreten, wenn dem Staate und der Nation eine große Gäh-

rung und Umwälzung bevorſteht. Er war zum Volksführer geboren, und wohl der Mann, mit ſeiner raſtloſen Thätigkeit eine halbe Welt in Aufruhr zu bringen. Es ſchien damahls in Deutſchland alles reif zu einer allgemeinen Staatsumwälzung, wovon der mehrmalige Aufſtand des Landvolks, der Zuſtand in Schwaben und Niederſachſen, wo die großen Fehden faſt zu einem offenbaren Bürgerkriege ausgebrochen waren, welcher auch von Frankreich aus heimlich begünſtigt ward, der furchtbare Bauernkrieg, Franz von Sickingens Unternehmungen, und ſpäter hin die Unruhen der Wiedertäufer unter Johann von Leiden, nur als einzelne Erſcheinungen zu betrachten ſind. Der Grund zu einer ſolchen Revolution lag in dem ſtarken Sittenverderbniſſe einiger Stände, bei doch noch ungeſchwächter Geiſtes- und Körperkraft der Nation; in der Gährung der Meinungen, in dem herrſchenden Fehdegeiſt, am meiſten aber in den innern Verhältniſſen der Verfaſſung und der Stände ſelbſt. Der Adel, obwohl immer noch die alte Fehde gegen die reichen Städte erneuernd, mochte es wohl fühlen, daß die eigentlichen Feinde ſeiner Unabhängigkeit und Macht die Fürſten ſeien, und wenn dieſe wegen der anderweitigen großen Gewalt des neuen Kaiſers nicht ohne Beſorgniß waren, blieb dagegen der Adel wie überhaupt die Nation dem Kaiſer ganz ergeben. Ein ehrgeiziger Kaiſer, der vielleicht die Abſichten gehabt hätte, deren man Karl den Fünften auch in Rückſicht Deutſchlands beſchuldigt hat, durfte ſich nur an die Spitze dieſes Adels ſtellen, den allgemeinen Wünſchen etwas mehr entgegen kommen, um ſeinen Zweck ganz zu erreichen und unumſchränkter Herr zu werden. Erwartungen dieſer Art verrathen nicht nur Sickingens, zum Anfange gegen einen geiſtlichen und anerkannt franzöſiſch geſinnten Fürſten gerichtete Unternehmungen, ſondern auch manche andre Aeußerungen der Zeit. Wie ſehr Luther auf den Adel rechnete, ihn als die wahre Kraft und den Kern der Nation betrachtete, durch welche Erwartungen und Ausſichten dieſem Adel die neue Lehre auch außer der eignen Ueberzeugung noch ſchmeicheln und ihn gewinnen und fortreißen konnte, das ſieht man deutlich aus Luthers merkwürdiger Schrift:

An den Adel deutſcher Nation, einer der wichtigſten Urkunden für die damahlige Zeitgeſchichte und den innern Zuſtand Deutſchlands. Von dieſer politiſchen Seite ergriff Hutten Luthers neue Lehre und die damahligen Streitigkeiten; denn von Huttens Philoſophie, oder der Theilnahme ſeines Herzens an den Angelegenheiten des Glaubens, erregen ſeine Sitten und ſeine Schriften nicht die vortheilhafteſte Meinung. Er ſah in Luthers Sache den Keim einer deutſchen Revolution, und er war unermüdet geſchäftig, das Feuer der einmahl entzündeten Zwietracht nach Kräften auszubreiten, und in helle Flammen zu bringen. Die bewunderungswürdige Kunſt des Bücherdrucks, welche anfangs ihrer wahren Beſtimmung gemäß in Italien wie in Deutſchland angewandt ward, die herrlichſten Denkmahle des Alterthums und des Mittelalters, nebſt den Schriften der Alten auch die beliebteſten großen Dichterwerke in der Landesſprache mit ruhmwürdigem Wetteifer zu vervielfachen, gab jetzt ein gefährliches Werkzeug und leichtes Mittel an die Hand, tauſende von Flugſchriften ſchnell unter das Volk zu verbreiten. Daß in dem Bauernkriege die Gährung gerade nach einer andern Seite hin ausbrach, als man zuerſt erwartet hatte, darf uns nicht Wunder nehmen. Wenn die Kraft der Maſſe einmahl frei gegeben, die Flamme der Volksleidenſchaft einmahl entzündet iſt, ſo nimmt ſie ihren eigenen zerſtörenden Lauf, gehorcht ſelten mehr der lenkenden Hand deſſen, welcher den erſten Anſtoß gegeben hat.

Daß die Reformation gleich im Anfange nicht ganz eine ſolche Revolution wurde, das verdankt man vorzüglich Luthern, und dadurch hat er der Reformation vorzüglich Dauer gegeben, ſo wie Ulrich von Hutten und die ihm Aehnlichen für die ſchnelle Verbreitung derſelben geſorgt haben. Hätte Luther ſich nicht mit aller Kraft den gefährlichen Irrthümern, in die gleich anfangs einige ſeiner Anhänger geriethen, entgegengeſtellt; hätten dieſe Schwärmereien von allgemeiner Gleichheit, und von Abſtellung aller weltlichen Obrigkeit, als die nun bei dem neuen Zuſtande der Dinge überflüſſig ſei, die Oberhand behalten, wäre die ſogenannte Reformation des Glaubens und der Kirche ganz und gar

eine Revolution des Staats und der Nation geworden; ſo würde die erſte Erſchütterung des Bürgerkriegs unſtreitig viel ſchrecklicher und allgemeiner geworden ſein, wahrſcheinlich wäre ſie aber alsdann, wenn der Sturm ausgetobt hätte, durch ſich ſelbſt beſiegt, und eine Rückkehr zur alten Ordnung der Dinge das Ende des Ganzen geweſen. Daß Luther die Flamme des Aufruhrs zu dämpfen kräftig mitgewirkt, wußten ihm beſonders die Fürſten Dank, ja ſelbſt bei denen, welche ſeine Lehre und ſein Verfahren nicht billigten, mußte er dadurch an Achtung gewinnen. Ueberhaupt war ſein perſönlicher Charakter ganz dazu geeignet, ſeiner Parthei Dauer und Feſtigkeit zu geben. Die große Kraft, welche ihm ein ſo entſchiedenes Uebergewicht vor allen andern der mit ihm in gleichem Sinne Wirkenden gab, erhielt die Einheit, ſo viel als es nur immer in dem gährenden Zuſtande möglich war. Bei der leidenſchaftlichen Hitze, mit welcher Luther ſich ausdrückte und äußerte, hielten ſeine Grundſätze und ſeine Denkart dennoch in manchen Stücken gerade das Maaß, was nöthig war, um ſeine Parthei als abgeſonderte Parthei zu erhalten. Wenn er gleich anfangs weiter gegangen wäre, wenn er gar in jene Schwärmereien mit eingeſtimmt hätte, ſo würde ſich das Ganze weit eher aufgelöſt haben. Grade daß er anfangs von dem alten Glauben ſich nicht weiter entfernte als er es that, das verſchaffte ihm ſo viele und ſo bedeutende Anhänger, und dem Anhange ſelbſt dieſe Feſtigkeit. Bei den großen Eigenſchaften, mit denen er unläugbar begabt war, laſſen ſich alle Fehler, die man ihm Schuld geben muß, in den einzigen Vorwurf zuſammen faſſen, daß er von einem ganz unbiegſamen Starrſinne und Hochmuth beſeſſen war. Selbſt ſeine treueſten Anhänger und Freunde führten oft bittere Klagen darüber. Aus dieſer einzigen Eigenſchaft des ſtarrſinnigen Hochmuths, läßt ſich alles ableiten, was in ſeinen Schriften durch leidenſchaftliche Hitze oder ſonſt jedem tadelhaft erſcheint, ja auch alles, was in der ihm eigenthümlichen Glaubensabſicht dem milden und liebevollen Geiſte des Chriſtenthums nicht entſpricht. Wer das Chriſtenthum auf ſeine urſprünglich reine Geſtalt zurück führen will, der muß in eben dem reinen und liebevollen Geiſte

wirken. So haben Borromäus und die heilige Thereſia mit Strenge aber liebevoll, die Kirche wahrhaft reformirt. Gränzenlos aber war Luthers Hitze gegen ſeine Feinde nicht nur, ſondern auch gegen die Freunde und Gleichgeſinnten, wenn ſie nicht ganz dachten wie er. Unglaublich für unſere Zeit iſt, was er ſich gegen König Heinrich den Achten zu ſagen erlaubte. Seine Heftigkeit gegen die Reformirten und gegen andre von ihm abweichende Schüler, die er wie abtrünnige Rebellen zu betrachten ſchien, übertrifft an leidenſchaftlichem Ausdrucke noch das, was er gegen den Antichriſten in Rom — wie er den Papſt zu nennen pflegte — zu äußern gewohnt war. Selbſt die Abſtellung der Mißbräuche und die Verbeſſerung der kirchlichen Verfaſſung zu erreichen, war die ſtürmiſche Hitze nicht der beſte Weg, da bei dem genauen Zuſammenhange der Kirche und des Staats hier entweder mit äußerſter Schonung verfahren werden, oder große Zwietracht erfolgen mußte. Am wenigſten konnte auf einem ſo ſtürmiſchen Wege dem, worin doch eigentlich die Quelle des Uebels lag, abgeholfen, die Philoſophie wahrhaft reformirt, d. h. nicht bloß die alte weggeräumt, ſondern auch eine beſſere an die Stelle geſetzt werden; durch einen Mann, welcher den großen Lehrer des Alexander nicht anders als einen verdammten, ſchalkhaften, todten Heiden zu nennen wußte.

Luthers Beredſamkeit machte ihn zum Manne des Volks, und eben jene Unbiegſamkeit, über die auch ſeine Freunde klagen, gab, verbunden mit dem Umſtande, daß ſeine Grundſätze ungeachtet des leidenſchaftlichen Ausdruckes, im Weſentlichen ſowohl in Hinſicht des Staats als auch des Glaubens, dennoch in gewiſſen Schranken blieben, ſeinem Anhange deſto mehr Feſtigkeit und Einheit, der neuen Parthei aber dauernde Kraft.

Wenn nun Luthers perſönlicher Charakter ſehr viel mitgewirkt hat, der neuen Parthei als einer abgeſonderten Parthei dieſe Feſtigkeit und Dauer zu geben, ſo ſchien der Charakter Melanchthons, der nach Luther als das Haupt der Proteſtanten verehrt wurde, ganz geeignet, die völlige Trennung, wenn es überhaupt noch möglich geweſen wäre, zu verhüten, und die geſtörte Eintracht in

dem christlichen Europa wieder herzustellen. Es war die Hoffnung unzählig vieler Gutdenkenden, wie der größten für das öffentliche Wohl besorgten Staatsmänner, daß dieser allerdings schwere Versuch durch den ruhig forschenden, sanft gesinnten Melanchthon erreicht werden könnte, welchem selbst seine Mitbrüder oft die zu große Nachgiebigkeit zum Vorwurfe machten. Diesem Versuche, die Eintracht wieder herzustellen, und statt einer Trennung der Kirche, eine Verbesserung derselben einzuleiten, widmete sich Kaiser Karl in der letzten Hälfte seines Lebens mit dem ganzen Ernste aller seiner Kräfte; und der Erste an Ansehen unter den Protestanten kam von der andern Seite dazu entgegen. Mußte dieser Versuch vergeblich sein? war die Trennung wirklich ganz nothwendig? Man entscheidet in solchen Fällen meistens nach dem Erfolge, obwohl mit Unrecht. An und für sich nothwendig war die Trennung nicht; noch war eine Wiedervereinigung möglich. Luthers ihm eigenthümliche Lehre von der Nichtfreiheit des Willens war von seinen Nachfolgern theils verlassen, theils so wesentlich verändert worden, daß man über diese Hauptlehre der Vereinigung oft schon ganz nahe kam. Wichtig war allerdings auch die Neuerung in Betreff der mit den Geheimnissen des Christenthums verbundenen Gebräuche; denn durch ihre Abschaffung und Veränderung war die Gewohnheit des alten Gottesdienstes unterbrochen worden. Da aber das Wesentlichste, die Anerkennung des Geheimnisses, mit Ausnahme der zwinglischen Parthei, von den übrigen Protestanten zugestanden ward, so wäre auch hier möglich gewesen, zusammen zu kommen. Andre äußere Verschiedenheiten hatten weder gegen die Vereinigung der griechischen und der römischen Kirche ein Hinderniß geschienen, noch auch die Wiederherstellung des Friedens nach den hussitischen Unruhen unmöglich gemacht. Ueber die geistlichen Güter, die Staatsverhältnisse und Verfassung hätte man sich leicht vereinigen mögen, wenn man den Frieden allgemein gewollt hätte, da dieß bloße Aeußerlichkeiten der Kirche, nicht das Wesen des Glaubens betraf. Daß Hadrian der Sechste so bald der Welt entrissen ward, daß der Kaiser und die geistliche Gewalt nachmahls nicht immer in Uebereinstimmung

wirkten, Melanchthons Gesinnung eben auch bei den Protestanten nicht die herrschende war, daß überhaupt der Versuch früher durch Staatsereignisse verhindert, dann zu spät gemacht wurde, als die Trennung schon zu sehr verjährt und zur Gewohnheit geworden war, das, nebst andern zufälligen Umständen, hat der Reformation gerade den Ausgang gegeben, welchen sie gehabt hat, und welchen man anfangs voraus zu sehen weit entfernt war. Wohl mag es wahr sein, daß im höhern Sinne nichts zufällig ist in der Weltgeschichte, daß alles, was wir, wenn es uns vor Augen steht, Zufall nennen, in einer umfassendern höhern Ansicht, als eine geheimnißvolle Fügung sich kund giebt, und so wollen wir es gern mit Dank erkennen, daß die Reformation später auch wohlthätige Folgen für die Entwicklung des Menschengeistes gehabt habe. Hätte sie diese nicht gehabt und haben sollen, so würde sie nicht geschehen sein. Nur den großen Kaiser tadle man desfalls nicht, daß er an jenes Werk der Eintracht so viele Anstrengung, und fast sein halbes Leben verschwendet; denn jene späteren wohlthätigen Folgen, die uns jetzt mit der vorübergehenden Zerrüttung und Trennung selbst aussöhnen, waren damahls noch im Dunkel der Zukunft verhüllt; was aber jeder von Karls Staats- und Weltkenntniß ohne Sehergaben mit Gewißheit voraussah und vorausſehen konnte, war das, was wirklich erfolgt ist, daß nähmlich Europa auf ein Jahrhundert wenigstens, wo nicht auf länger, von blutigen Bürgerkriegen würde zerrissen werden. Ueberhaupt soll der Mensch der Vorsehung nicht vorgreifen, sonst wäre die Entschuldigung für jeden schon gefunden, der irgend einem Strome des Verderbens folgt aus Schwäche, oder aus theilnehmendem Ehrgeize. Der Mensch soll nur auf die Stimme der Ehre, der Gerechtigkeit und der Liebe hören, wo er dann meistens sich zum steten Kampfe gegen das Schlechte berufen fühlen wird; was aus diesem Schlechten einst durch Gott Gutes entstehen kann, das soll er Gott und der Zukunft überlassen. — Alles, was Karl voraus sah, und was sein Gemüth drückte, das war nun einmahl beschlossen, und die völlige Trennung war lange schon in den Gemüthern innerlich vollendet, ehe sie durch die

tridentiniſche Kirchenverſammlung auch für die äußere Welt geſetzlich ausgeſprochen ward. Wenn der Ausſpruch desſelben im Gegenſatze gegen die neue Lehre nichts andres ſein konnte, als eine Beſtätigung des alten Glaubens, wenn für die Verbeſſerung der Kirchenzucht, und Abſtellung einzelner Mißbräuche und Gebrechen faſt mehr zu Trient geleiſtet worden iſt, als ſich unter ſo ſchwierigen Umſtänden erwarten ließ, ſo ward dennoch das Uebel, da wo eigentlich der Grund desſelben lag, nicht gehoben, was auch durch eine Kirchenverſammlung nicht geſchehen konnte. Die geſtörte Eintracht zwiſchen der Philoſophie und dem chriſtlichen Glauben war nicht wieder hergeſtellt, ſelbſt die Einrichtung er wiſſenſchaftlichen Inſtitute, die Verfaſſung der Univerſitäten und der geiſtlichen Geſellſchaften, deren Händen der höhere wiſſenſchaftliche Unterricht anvertraut war, ward nicht aus dem Grunde verbeſſert; der Keim des Uebels blieb. Der Mißbrauch der Philoſophie und der Denkfreiheit, der ſo große Zwietracht veranlaßt, ſo unglückliche Folgen gehabt hatte, führte jetzt zum entgegengeſetzten Uebel, zur Beſchränkung, ja zur Unterdrückung. Die bloße Unterdrückung einer falſchen Philoſophie und mißbrauchten Denkfreiheit, wo das Uebel nicht aus dem Grunde gehoben, wo nichts Beſſeres an die Stelle geſetzt wird, veranlaßt jedesmahl eine um deſto ſchlimmere und gefährlichere Gegenwirkung. Dieſe iſt denn allgemein auch erfolgt, und hat ihren weit verbreiteten Einfluß bis auf die Umwälzung der neueſten Zeit erſtreckt.

# Dreizehnte und vierzehnte Vorlesung.

Verkannt zu werden ist das gewöhnliche Loos der wahren Größe. Außerordentliche Kraft und Thätigkeit, mit den gemeinen nur weiter greifenden eigennützigen Zwecken, die werden leicht verstanden und von allen gepriesen. Cäsar findet bei der Menge mehr Bewunderer als Alexander, weil jener kalt berechnete, wo dieser begeistert war. Noch mehr aber findet jene Verkennung Statt, wo die außerordentliche Kraft und Thätigkeit, allein auf große Ideen gerichtet, um sie auszuführen, die Welt öfter zu bekämpfen als zu benutzen strebt, wo das tiefe Gefühl von diesen großen Gegenständen durchdrungen, in den äußern Handlungen bisweilen einige Ungleichheit hervorbringt.

Daher die vielen widersprechenden, ungünstigen, wenigstens tief unter seiner wahren Würde und Größe bleibenden Urtheile über den großen Kaiser Karl den Fünften. Was Haß und Vorurtheil gegen ihn verbreitet haben, konnte nur darum bis auf neuere Zeiten so viel Eingang finden, weil nicht jeder Sinn und Gefühl hat für die Gedanken und die Handlungsweise eines in allem so weit von dem gewöhnlichen Maßstabe entfernten Geistes, dessen Wirkungen richtig zu beurtheilen, auch eine sorgfältige, umfassende Kenntniß seines ganzen Zeitalters erfordert wird, weil er in alle Erscheinungen desselben eingriff und verflochten ward, eines

Zeitalters, das unter allen zu den vielseitigsten und mannichfaltigsten gehört.

Das Glück hatte reich für Karln gesorgt, noch ehe er in das Alter trat, selbst zu handeln; es hatte die schönsten Kronen Europa's entweder mit Gewißheit aber mit fast sicherer Erwartung zu einem reichen Erbe auf sein Haupt zusammen gehäuft. Indessen lag in den Schicksalen, welche ihn schon als Knaben und Jüngling umgaben, auch vieles Schmerzliche oder Gefahrdrohende. Sein Vater Philipp der Schöne, ein ritterlich edler, wohlwollender, aber leidenschaftlicher, nur dem Vergnügen ergebener Fürst, war nach einem kurzen Genusse des herrlichen Königreichs vom frühzeitigen Tode den Hoffnungen und der Liebe seiner Kastilier entrissen, hatte Karln noch als Kind fremder Obhut hinterlassen. In meistens feindlicher Entfernung standen die beiden Großväter, Maximilian und Ferdinand der Katholische von Arragonien gegen einander. Liebe und Eifersucht hatten seine Mutter Johanna in Schwermuth, und endlich nach dem Tode ihres Gemahls in einen stillen Wahnsinn gestürzt, der sie gegen alles gleichgültig und unempfindlich machte, die eine Empfindung und Sorge für den Leichnam des Geliebten ausgenommen, welchen sie im Sarge mit sich führte, und noch jetzt eifersüchtig bewachte. Daß Karls jüngerer Bruder im fremden Spanien erzogen in den frühern wankelmüthigen Erbverordnungen des Großvaters wie durch die Liebe einiger spanischen Großen, zum spanischen Throne bestimmt worden war, mußte die brüderliche Liebe des Jünglings gegen eben den Ferdinand, der künftig in Geschäften und Gefahren sich stets als seinen treuesten Freund bewährte, in Sorge und zurückhaltendes Mißtrauen umwandeln. Selbst seine beiden Erzieher, der gelehrte Adrian, nachheriger Papst, und Chievres, ein staatskundiger Niederländer, der Karln wie jener in die Welt der Kenntnisse, so er in die Welt der Geschäfte einführte, wirkten nicht übereinstimmend, sondern in ganz entgegengesetzten Gesinnungen auf den Jüngling. Alles dieses konnte und mußte beitragen und bewirken, daß er, der von Natur seinem Vater ähnlich, ganz zu ritterlichen Leibesübungen und kriegerischen Spielen geneigt

war, ſich dennoch ſchon frühe durch eine ſeltene Beſonnenheit und Bedachtſamkeit auszeichnete. Dieſen nachdenklichen und gefühlvollen ſinnigen Ausdruck hat das Bildniß des fünfzehnjährigen Jünglings von einem großen deutſchen Künſtler entworfen. Da Karl von Meiſterhand faſt in jeder Stufe ſeines Lebens abgebildet worden, ſo iſt es merkwürdig, den Uebergang in dieſen verſchiedenen Abbildungen zu ſehen, wie in jene regelmäßige und ſchöne Geſichtsbildung des Jünglings die Welt allmählig immer tiefere Furchen des Nachdenkens und des Leidens eingegraben hat.

Wie große Urſache fand Karl bei ſeiner Ankunft in Spanien zur Sorge und zur aufmerkſamſten Beachtung ſeiner ſelbſt, ſeiner Verhältniſſe und der Welt. Das Reich enthielt ſchon damahls den Stoff zu allen den Gährungen, die bald in ſo gewaltige Flammen ausbrachen. Ein mächtiger Adel, erſt ſeit kurzem an eine ſtrengere Handhabung der königlichen Gewalt gewöhnt, eine freie Verfaſſung, reiche und ſtolze Städte; Partheien mancher Art durch Ferdinands Druck, ſelbſt durch Ximenes wohlmeinende Begünſtigung der Städte, durch ſeine heilſame aber noch neue geſetzliche Strenge, durch Ferdinands des Katholiſchen Zwieſpalt mit Philipp und Maximilian erregt und entzündet; dabei eine günſtige Gelegenheit für jede Parthei, eine dem jungen Könige entgegengeſetzte Regierung mit einigem Rechtsſchein aufzuwerfen in der Perſon ſeines in einem frühern Teſtament vom Großvater zum Erben eingeſetzten jüngern Bruders Ferdinand; oder auch in der Königin Mutter Johanna, deren Unfähigkeit zu herrſchen ungeachtet ihrer Schwermuth noch nicht geſetzlich ausgemacht und gewiß ſchien. Man hat Karln unter andern auch aus ſeinem Undank gegen Ximenes einen großen Vorwurf gemacht. Dieß möchte gelten, wenn der Vorfall um einige Jahre ſpäter wäre; billigerweiſe aber ſollten die Handlungen des ſiebzehnjährigen Jünglings, der in einer ſo ſchweren Lage in ein ihm fremdes Reich kam, nach einem andern Maßſtabe beurtheilt werden. Es mochte denen, die Karln umgaben, ſehr daran gelegen ſein, eine Zuſammenkunft zwiſchen ihm und Ximenes zu verhindern. Wer weiß, was ein Geſpräch mit dem

erhabenen und ſtaatskundigen Greis in der Seele des Jünglings alles gewirkt haben, wie ſehr diejenigen dabei verloren haben würden, die vom Knabenalter her noch am meiſten Einfluß und Gewicht bei ihm hatten. Dasſelbe gilt in Beziehung auf den Mißbrauch, welchen die Niederländer anfangs von ihrem Einfluß in dem fremden reichen Spanien machen konnten. So frühe Karl auch ſelbſt arbeitete, ſo ſehr er ſpäterhin in allem ſelbſt ſah, ſelbſt urtheilte und entſchied, ſo gehört es mit zu ſeinen Eigenthümlichkeiten, daß er erſt allmählig allein wandeln und ſich ſelbſt beſtimmen lernte; er war gleich entfernt von dem herrſchſüchtigen Ungeſtüm ſolcher Jünglinge, die zu früher Herrſchaft gelangt, ihre Kräfte erſt durch den Mißbrauch kennen lernen; und der Schwäche derjenigen, welche ſich und den Staat der fremden Leitung willig für immer hingeben. Nondum — war ſein ſchöner Wahlſpruch, als er im Turniere zu Valadolid alle Zuſchauer durch ſeine Geſchicklichkeit in ritterlichen Spielen in Erſtaunen ſetzte; er fühlte gleich ſehr, was er wohl werden könnte, als daß er es jetzt noch nicht ſei. Lehrbegierig, arbeitſam, beſonnen war er von Jugend an, aber es bedurfte einige Zeit, ehe er Zutrauen zu ſeinem eignen Urtheile gewann und ſelbſtſtändig ward.

Die erſte Begebenheit, die man als ſeine That, als den Anfang ſeiner Geſchichte und Regierung betrachten kann, iſt der Entſchluß, Spanien zu verlaſſen, um die angetragene Kaiſerwürde in Deutſchland perſönlich anzutreten. Er führte dieſen Entſchluß aus, gegen den Rath und die Warnung vieler ſeiner Getreueſten. Es war vor Augen, daß die Gährung in Spanien zum Ausbruche kommen müſſe; aber auch Deutſchland bedurfte ſeiner und rief ihn mit Ungeduld herbei. Seit Jahrhunderten war keine Wahl ſo wichtig, ſo groß geweſen, von ganz Europa als ſo groß und wichtig anerkannt worden. Karl hatte den Sieg davon getragen, über den mächtigen durch Kriegsruhm glänzenden König Franz. Kam der neuerwählte Kaiſer bald, die angetragene Würde zu führen, ſo konnte ſie in ſeiner Hand wieder das werden, was ſie einſt war, die höchſte Stufe und Gewalt der europäiſchen Chriſtenheit; zögerte er, ſchwand die Hoffnung, die man auf ihn ge-

ſetzt hatte, einmahl dahin, ſo würde dieſer Augenblick nie wiedergekehrt ſein, die kaiſerliche Hoheit dann mit einem Mahle alle Kraft und Bedeutung verloren haben. Karl war in die Schranken des Ruhms gerufen; er folgte unerſchüttert dieſem Rufe, der drohenden Gefahr nicht achtend. Spanien verließ er in einem Zuſtande, wo die Gährung faſt ſchon in Flammen ausbrach; in Deutſchland wartete auf ſeine Entſcheidung der große Kampf des Zeitalters, der Kampf, auf welchen die Augen aller Nationen der ganzen Mitwelt mit der geſpannteſten Erwartung geheftet waren, wie noch jetzt die Betrachtung der Nachwelt oft dabei verweilt. Zur ſelben Zeit als er Spanien verließ, und den neuen größern Schauplatz betrat, erreichte ihn die Bothſchaft, daß Mexiko, daß ein neues großes Reich und Kaiſerthum in einem andern Welttheile für ihn erobert ſei. Eindrücke wie dieſe, waren es, welche den zwanzigjährigen Jüngling ſchnell zum Manne reiften, ihn zum Herrſcher bildeten, und die Kraft in ihm entwickelten, eine Welt in ſeinem Geiſte und ſeiner Vorſorge zu umfaſſen, aber auch die Kraft in ſeinem Herzen, dem Andrange einer Welt mit ruhiger Faſſung zu widerſtehen. Von dieſer Zeit an wird man in dem öffentlichen Gange ſeiner Geſchichte eben ſo wohl, als in den urkundlichen Denkmahlen ſeines Fleißes, jene lebhafte Thätigkeit, jene Klarheit bemerken, mit welcher er alle Geſchäfte ſeines ſo viele Gegenſtände und Völker umfaſſenden Reichs, unermüdet betrieb bis zu jenem Augenblick, da er ſich der Welt überdrüßig, von Krankheit und Leiden gebeugt, in eine heilige Einſamkeit zurückzog.

So war alſo Karls Eintritt in die Welt. Jetzt betrachten wir die Zeit ſeiner Regierung, ſeinen Kampf mit der Welt, die Ideen, die ihn leiteten, die Eigenſchaften die ihn dabei auszeichnen, die Plane, die Gegner, die Freunde und Diener, die er hatte; die wichtigſten Begebenheiten in der Kürze berührend bis dahin, wo er ermüdet vom langen Kampf auf eine Weiſe Abſchied von der Welt nahm, die ſeinem innerſten Gefühle eben ſo gemäß, als ſeiner Geſinnungen würdig war.

Seinen Kampf mit der Welt und mit dem Zeitalter eröffnet die erſte große Begebenheit ſeiner Regierung, der Reichstag zu

Worms. Keine Idee ſcheint ihn damahls ſo ſehr beſeelt zu haben als die, ſeinem Ahnherrn Maximilian gleich, mit Sorge für den innern Frieden, die kaiſerliche Würde zu ihrem ehemahligen Glanze wieder herzuſtellen. Der Zwieſpalt der Meinungen und des Glaubens war indeſſen ſchon faſt zum Bürgerkriege gediehen, und forderte ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Willig lieh er der Unterſuchung der neuen Lehre ſein Ohr, ſo lange er glaubte, daß von einer Verbeſſerung der Kirche, wie alle Gutdenkenden ſie wünſchten, daß von einer Wiederherſtellung des reinern Chriſtenthums die Rede ſei; ſo bald er ſah, daß es auf eine gänzliche Veränderung des alten, ewigen Glaubens abgeſehen, daß die Einheit der Kirche bedroht ſei, ſo war ſein Entſchluß unerſchütterlich gefaßt, und es erfolgte die Achtserklärung Luthers, welche, da ſie nicht ganz in Erfüllung gehen konnte, als die gewiſſeſte Loſung vieler blutigen Kriege zu betrachten war. Sie würden nicht minder erfolgt ſein, wenn der Kaiſer in ſeinem Betragen ſchwankend geweſen wäre. Es läßt ſich dabei nur das tadeln, daß man Luthern überhaupt auf dem Reichstage erſcheinen ließ, die Glaubensſtreitigkeit zu einer Nationalangelegenheit machte, denn dadurch ſtieg die Gährung zu einer ſo gefährlichen Höhe; aber dieß war nicht mehr zu ändern und konnte nicht rückgängig gemacht werden, weil es zu ſpät war, weil die Fürſten es verlangten, ja die ganze Nation es forderte, und jene Sache längſt ſchon als allgemeine Nationalangelegenheit ergriffen hatte und behandelt wiſſen wollte. Es war ein unvermeidliches Uebel. Entſchloſſen war Karl, den alten Glauben und die alte Verfaſſung zu vertheidigen, aber keineswegs vermochte leidenſchaftlicher Eifer ihn über die Gränzen der Gerechtigkeit wegzureißen. Als ihn der Churfürſt von Brandenburg mit allen Scheingründen, die nach damahliger Denkart dazu bewegen konnten, zuredete, Luthern ungeachtet des gegebenen Geleits in Verhaft nehmen zu laſſen, blieb er ſeinem Ehrgefühle und ſeinem Worte treu.

Daß jener hohe Begriff von der Kaiſerwürde, der ſich in Karls eignen Geſchäftsſchriften ſo vielfältig kund giebt, nur auf die Würde ging, auf den hohen Beruf und den Ruhm, nicht auf eine unumſchränkte Gewalt im Innern, oder Eroberungsſucht, das

zeigt ſich deutlich in Karls Behandlung der deutſchen wie der italieniſchen Angelegenheiten. Es iſt oft bemerkt worden, daß Karl die damahligen deutſchen Unruhen leicht hätte benutzen können, um ſeine Gewalt auszubreiten; die ganze Nation hing an ihm, Adel und Städte waren den Fürſten entgegen, die Fürſten unter ſich uneins; auch die Proteſtanten waren Karln ungeachtet der Achtserklärung Luthers und der Geſetze, die ja doch nicht ganz in Erfüllung gingen, und die ſie nicht ihm ſelbſt, ſondern dem Einfluſſe andrer zuſchrieben, nicht durchaus feind; ſie rechneten immer noch auf ihn. Der Adel war ihm ganz ergeben, und Sickingen, auf den Aller Augen gerichtet waren, wie auf den Helden der Nation in dieſer Zeit der Unruhe und Gefahr, würde alles für den Kaiſer gethan und gewagt haben. Der Kaiſer hätte ſeine Macht unermeßlich vermehren können, wenn er die geiſtlichen Fürſten von Deutſchland unter dem Vorwande der Kirchenverbeſſerung nur auf die Stufe hätte herabſetzen wollen, auf welcher die Biſchöfe in andern chriſtlichen Reichen ſtanden; dabei hätte er es doch immer in ſeiner Macht behalten, zur rechten Zeit wieder einige Schritte zurück zu thun, um mit der Kirche nicht ganz zu brechen. Aber eine ſolche ehrgeizige Benutzung unruhiger Zeiten mit Hintanſetzung der alten Verträge und des rechtlichen Beſitzſtandes kam nie in Karls Sinn. Sickingen handelte für ſich und fiel; mit ihm die beſte Kraft und Hoffnung des Adels. Unter allen eigenmächtigen Helden und Fürſten Deutſchlands war er dem Kaiſer am aufrichtigſten ergeben, und es iſt zu bezweifeln, ob einer der andern beim Gelingen ehrgeiziger Abſichten für Deutſchland ſo viel Großes im Sinne hatte, ſo viel bewirkt haben würde als er. Welch ein allgemeiner Zuſammenhang ſeinem Unternehmen zum Grunde lag, das liegt aus vielen Beweiſen am Tage. Noch bei dem Bauernaufſtande nahmen mehrere von Adel ſehr bedeutenden Antheil, die nicht alle, wie Götz von Berlichingen behaupten konnten, ſie ſeien gezwungen geweſen. Die erſten Forderungen des Landvolks waren nicht unbillig, und ſo läßt ſich hier ſchwer entſcheiden, was bei jener Theilnahme des Adels Zufall, wohlmeinende Abſicht oder weit ausſehender Ehrgeiz war. Bei der ſchrecklichen Wendung und

dem unglücklichen Ausgange, welchen das Ganze bald nahm, wurde dieß ohnehin vergessen und wie in solchen Fällen immer geschieht, durch den mißlungenen Versuch eine grade entgegengesetzte Wirkung hervor gebracht. Die Gewalt der Fürsten verstärkte sich nach dem unglücklichen Ausgang der ersten Freiheitsversuche im Allgemeinen, bei den Protestanten aber zwiefach durch die eingezogenen Bisthümer; und so ward der erste Keim gelegt zu dem Fürstenkriege, der nach den schnell verbrausenden Unruhen der ersten Zeit sich fast ein Menschenalter hindurch, drohend vorbereitete, ehe er zum Ausbruch kam.

Karl war als Schirmherr von Deutschland, als König von Spanien, Beherrscher beider Sicilien, am nächsten zum Kampfe gegen die Türken und den furchtbaren Soliman aufgefordert; zum rechtlichen Widerstande gegen die Neuerer hielt er sich als Kaiser verpflichtet. Jetzt kam noch der französische König als der dritte und gefährlichste Gegner hinzu. Franz der Erste hatte den Krieg, ohne doch ihn gleich in eignem Nahmen eingestehen zu wollen, auf die gehässigste Weise begonnen, indem er theils die Unruhen in Deutschland durch heimliche Anstiftungen unterhielt, theils den großen Volksaufstand in Spanien zu einem Einbruche in Navarra benutzte. Dieß Letzte brachte gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor. Schon der demokratische Charakter, welchen der Aufstand der spanischen Städte gleich anfangs annahm, hatte den Adel bewogen, die Parthei des Königs zu halten; der französische Angriff erweckte die ganze Nation, so daß diese selbst durch ihre eigne Kraft die Unruhen stillte, und zur Ordnung zurück kehrte. Karl wußte dieß Glück bei seiner Rückkehr in Spanien durch die Großmuth zu verdienen, welche er gegen die Theilnehmer an den Unruhen bewies: von dieser Zeit an scheint er die ganze Liebe der Spanier gewonnen zu haben, die ihm so ergeben blieben, wie selten eine Nation ihrem Könige gewesen ist. Er ist als der eigentliche Schöpfer der spanischen Größe zu betrachten, nicht bloß der äußern Macht, sondern der sittlichen Größe und innern Stärke, zu welcher die Nation unter ihm und durch ihn sich erhob; vorgearbeitet war ihm durch Isabella und Ximenes; wie wenig aber Verfassung und

Denkart ſchon ganz geſtaltet waren wie ſie es ſein ſollten, das bewieſen eben jene Unruhen. Wenn er für Deutſchland, für Italien, für Europa als Kaiſer nur der Vertheidiger des alten Glaubens, der alten Verfaſſung und der Gerechtigkeit war, ſo zeigte er als König von Spanien durch manche der vortrefflichſten, ganz auf den Geiſt der Nation gegründeten Einrichtungen, daß es ihm neben dem Muthe das Alte zu verfechten, auch nicht an der Kraft und dem Geiſte fehlte, Neues zu ſtiften und hervorzurufen, da wo er ungehinderter wirken konnte, bei einer Nation, die eines Sinnes und eines Herzens war mit ihm. Die Wendung, welche der Volksaufſtand in Spanien genommen hatte, brachte es von ſelbſt mit ſich, daß er den Adel fernerhin, man kann nicht ſo wohl ſagen, begünſtigte als vielmehr ehrte und liebte, und eben dadurch dem ſpaniſchen Adel jenen hohen ſittlichen Geiſt einflößte, der ſelbſt in den Zeiten des ſchon ſichtbaren Verfalls unter Phillipp dem Zweiten noch einen ſolchen Glanz über die ſpaniſche Monarchie verbreitete, daß kaum in dieſer Zeit eine andre Nation gegen den gerechten Stolz der ſpaniſchen in die Schranken treten durfte. — So weit war indeſſen Karl entfernt, bei der Begünſtigung des Adels den dritten Stand, die Städte, oder gar die freie Verfaſſung Spaniens zu unterdrücken, daß er vielmehr ſelbſt dieſe aufrecht erhielt, obgleich er einige Mahl Nachtheil davon empfand, und Spanien damahls in Rückſicht auf ſtändiſche Rechte für die freieſte Monarchie in Europa gelten konnte. — Unläugbar iſt es, daß Karl Spanien immer lieber gewann, und zuletzt am meiſten liebte; doch ward er Deutſchland darum nicht entfremdet, und noch in ſeinem letzten rührenden Abſchiede nannte er es ſein Vaterland, wiewohl es für ihn, wie von jeher für viele ſeiner Helden und große Männer, kein dankbares Vaterland geweſen war. Karl hatte bei dem großen Umfange ſeiner Pflichten, die er alle mit gleicher Gewiſſenhaftigkeit zu erfüllen ſtrebte, das Schickſal, daß er ganz entgegengeſetzte Vorwürfe über ſich ergehen laſſen mußte; während man ihn in Deutſchland als einen ſtolzen harten Spanier ſchilderte, klagte man in Spanien über ſeine Liebe für Deutſchland, und ſeine häufigen Reiſen dahin.

In dem erſten Kriege mit Frankreich begünſtigte Karln das

Glück ſo ſehr, daß zur ſelben Zeit, als ſein Reich jenſeits der Meere ſtets erweitert ward, und die Goldquellen der neuen Welt ſchon ſein waren, er durch ſeine Kriegshelden den franzöſiſchen König als ſeinen Gefangenen, und wenigſtens dem äußern Anſcheine nach ſich als Herrn von Europa ſah, dem fernerhin nichts zu widerſtehen vermöge; welchen äußern Anſchein ſeine Neider und Feinde nur all zu gut zu benutzen wußten. Zwar verdankte er jenen ruhmvollen Sieg nicht ſich ſelbſt, ſondern den Kriegshelden, deren er viele beſaß. Aber eben das muß ihm zum Ruhme angerechnet werden, wenn wir auf den ganzen Lauf ſeines Lebens ſehen, daß er überall, im Kriege wie in Staatsgeſchäften, zu Lande und zur See, von ſo großen Männern umgeben war, daß er ihren Werth zu erkennen, daß er ſie zu gebrauchen, ſie um ſich zu verſammeln, und an ſich zu ziehen wußte. Wie ganz anders König Franz, von dem ſelbſt ſeine Lobredner geſtehen müſſen, daß er unfähigen Günſtlingen oft ſein Ohr geliehen, ſeinen wahren Feldherrn aber den Sieg nicht gern gegönnt, ein kleinliches Mißbehagen dabei empfunden habe. Karl ehrte den großen Mann, er erkannte ihn für den, der er war, und dadurch zog er ihn an ſich, daß er dem Könige Franz in Bourbon den erſten ſeiner Vaſallen, zugleich einen der beſten Feldherrn der damahligen Zeit, und ſpäter den großen Doria abgewann, das war einer der ſchönſten Siege von allen, die er über ihn erhielt. Bourbons That, die durch gewaltſame Schritte gegen ihn faſt nothwendig gemacht, wo nicht ganz gerechtfertigt, doch entſchuldigt wird, darf übrigens nicht nach den Grundſätzen des ſpätern Staatsrechts, ſie muß nach dem damahligen Verhältniſſe großer Vaſallen beurtheilt werden; auf keinen Fall darf es Karln verübelt werden, jenen Umſtand benutzt zu haben, da Franz ſich gegen ihn noch ganz andrer, und überhaupt aller Mittel und Vortheile bedient hatte. Auch die deutſchen Fürſten waren damahls noch Vaſallen des Kaiſers, aber wenn ſie ſich mit dem franzöſiſchen Könige verbündeten, ſo konnte dieß wohl mit Recht als ein Beweis unvaterländiſcher Geſinnung, aber nicht als Staatsverbrechen angeſehen werden. Bei der Darſtellung und Beurtheilung des Königs Franz wird mei-

ſtens ein Fehler begangen, der nicht ungewöhnlich iſt in der Anſicht, die man ſich von berühmten Charakteren bildet. Man ſieht ſie zu ſehr als ſich ſelbſt in allen Epochen gleich bleibend an, man macht ſich ein Bild von dem Charakter nach derjenigen Epoche, welche die auffallendſte iſt, und ſieht dieß als den Charakter ſelbſt an, ohne auf die Veränderungen Rückſicht zu nehmen, welche derſelbe im Laufe ſeiner Entwicklung etwa erfahren hat. Allerdings giebt uns der jugendliche Held, der zuerſt die für unüberwindlich geachteten Schweizer beſiegte, und auf dem Schlachtfelde von ſeinem Bayard zum Ritter geſchlagen wurde, ein ſchönes Bild von dem jungen Könige und es geht vom Bayard und von den ritterlichen Tugenden, welche den franzöſiſchen Adel damahls überhaupt auszeichneten, noch mehr Glanz auch mit auf ihn über. Allein im fernern Laufe ſeines ſpätern Lebens hofft man vergebens dieſe glänzenden Züge wiederhohlt zu ſehen. Es gehörte Franz zu jenen nicht ſeltenen Charakteren, die nach einem ſchnellen Auflodern in der erſten Jugendblüthe nachher erlöſchen und die erregte Hoffnung täuſchen. Die Unthätigkeit ſeines ſpätern Lebens, die Auflöſung der innern Verwaltung; der Einfluß bald der Mutter, bald einer Geliebten oder eines Günſtlings in den Gang der Staatsgeſchäfte, ſo viele unſittliche Züge und ungerechte Handlungen im Einzelnen, der Geiſt der Unordnung im Ganzen, machen einen ſonderbaren Gegenſatz gegen die innere ſittliche Stärke und geſetzliche Ordnung des damahligen Spaniens, die raſtloſe Thätigkeit Karls, die ruhige Würde, welche in allem herrſchte, was ihn umgab. König Franz folgte dem Beiſpiele Karls des Achten und Ludwigs des Zwölften, welche auch die Größe ihres Reichs in fernen Eroberungen, nicht in der innern Vervollkommnung ſuchten, welcher letzteren Frankreich doch damahls am meiſten bedurft hätte, und durch deren ſtäte Vernachläſſigung Frankreich am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts ſo tief ſank, daß es ſeinem Untergange nahe kam. Die beſtändigen Kriege hatten das große an Hülfsmitteln ſo reiche Land erſchöpft, und doch vermochte König Franz durch alle dieſe Kriege Karln nichts abzugewinnen, ſondern nur das zu erreichen, daß er für alle die großen auf die Wohlfahrt aller Na-

Glück ſo ſehr, daß zur ſelben Zeit, als ſein Reich jenſeits der Meere ſtets erweitert ward, und die Goldquellen der neuen Welt ſchon ſein waren, er durch ſeine Kriegshelden den franzöſiſchen König als ſeinen Gefangenen, und wenigſtens dem äußern Anſcheine nach ſich als Herrn von Europa ſah, dem fernerhin nichts zu widerſtehen vermöge; welchen äußern Anſchein ſeine Neider und Feinde nur all zu gut zu benutzen wußten. Zwar verdankte er jenen ruhmvollen Sieg nicht ſich ſelbſt, ſondern den Kriegshelden, deren er viele beſaß. Aber eben das muß ihm zum Ruhme angerechnet werden, wenn wir auf den ganzen Lauf ſeines Lebens ſehen, daß er überall, im Kriege wie in Staatsgeſchäften, zu Lande und zur See, von ſo großen Männern umgeben war, daß er ihren Werth zu erkennen, daß er ſie zu gebrauchen, ſie um ſich zu verſammeln, und an ſich zu ziehen wußte. Wie ganz anders König Franz, von dem ſelbſt ſeine Lobredner geſtehen müſſen, daß er unfähigen Günſtlingen oft ſein Ohr geliehen, ſeinen wahren Feldherrn aber den Sieg nicht gern gegönnt, ein kleinliches Mißbehagen dabei empfunden habe. Karl ehrte den großen Mann, er erkannte ihn für den, der er war, und dadurch zog er ihn an ſich, daß er dem Könige Franz in Bourbon den erſten ſeiner Vaſallen, zugleich einen der beſten Feldherrn der damahligen Zeit, und ſpäter den großen Doria abgewann, das war einer der ſchönſten Siege von allen, die er über ihn erhielt. Bourbons That, die durch gewaltſame Schritte gegen ihn faſt nothwendig gemacht, wo nicht ganz gerechtfertigt, doch entſchuldigt wird, darf übrigens nicht nach den Grundſätzen des ſpätern Staatsrechts, ſie muß nach dem damahligen Verhältniſſe großer Vaſallen beurtheilt werden; auf keinen Fall darf es Karln verübelt werden, jenen Umſtand benutzt zu haben, da Franz ſich gegen ihn noch ganz andrer, und überhaupt aller Mittel und Vortheile bedient hatte. Auch die deutſchen Fürſten waren damahls noch Vaſallen des Kaiſers, aber wenn ſie ſich mit dem franzöſiſchen Könige verbündeten, ſo konnte dieß wohl mit Recht als ein Beweis unvaterländiſcher Geſinnung, aber nicht als Staatsverbrechen angeſehen werden. Bei der Darſtellung und Beurtheilung des Königs Franz wird mei-

ſtens ein Fehler begangen, der nicht ungewöhnlich iſt in der Anſicht, die man ſich von berühmten Charakteren bildet. Man ſieht ſie zu ſehr als ſich ſelbſt in allen Epochen gleich bleibend an, man macht ſich ein Bild von dem Charakter nach derjenigen Epoche, welche die auffallendſte iſt, und ſieht dieß als den Charakter ſelbſt an, ohne auf die Veränderungen Rückſicht zu nehmen, welche derſelbe im Laufe ſeiner Entwicklung etwa erfahren hat. Allerdings giebt uns der jugendliche Held, der zuerſt die für unüberwindlich geachteten Schweizer beſiegte, und auf dem Schlachtfelde von ſeinem Bayard zum Ritter geſchlagen wurde, ein ſchönes Bild von dem jungen Könige und es geht vom Bayard und von den ritterlichen Tugenden, welche den franzöſiſchen Adel damahls überhaupt auszeichneten, noch mehr Glanz auch mit auf ihn über. Allein im fernern Laufe ſeines ſpätern Lebens hofft man vergebens dieſe glänzenden Züge wiederhohlt zu ſehen. Es gehörte Franz zu jenen nicht ſeltenen Charakteren, die nach einem ſchnellen Auflodern in der erſten Jugendblüthe nachher erlöſchen und die erregte Hoffnung täuſchen. Die Unthätigkeit ſeines ſpätern Lebens, die Auflöſung der innern Verwaltung; der Einfluß bald der Mutter, bald einer Geliebten oder eines Günſtlings in den Gang der Staatsgeſchäfte, ſo viele unſittliche Züge und ungerechte Handlungen im Einzelnen, der Geiſt der Unordnung im Ganzen, machen einen ſonderbaren Gegenſatz gegen die innere ſittliche Stärke und geſetzliche Ordnung des damahligen Spaniens, die raſtloſe Thätigkeit Karls, die ruhige Würde, welche in allem herrſchte, was ihn umgab. König Franz folgte dem Beiſpiele Karls des Achten und Ludwigs des Zwölften, welche auch die Größe ihres Reichs in fernen Eroberungen, nicht in der innern Vervollkommnung ſuchten, welcher letzteren Frankreich doch damahls am meiſten bedurft hätte, und durch deren ſtäte Vernachläſſigung Frankreich am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts ſo tief ſank, daß es ſeinem Untergange nahe kam. Die beſtändigen Kriege hatten das große an Hülfsmitteln ſo reiche Land erſchöpft, und doch vermochte König Franz durch alle dieſe Kriege Karln nichts abzugewinnen, ſondern nur das zu erreichen, daß er für alle die großen auf die Wohlfahrt aller Na-

tionen Europa's zielenden Unternehmungen Karls, eine ſtäte Hemmung war. Das Betragen des Königs Franz bei dem Madrider Frieden, da er einen feierlichen Eid ablegte, und durch ſein ritterliches Ehrenwort beſtätigte, mit dem heimlichen Vorbehalt und Vorſatz, beide zu brechen, hat noch keiner ſeiner Lobredner als ruhmwürdig zu preiſen vermocht. Karln fällt dabei der Fehler zur Laſt, daß er den Mittelweg einſchlug in einem Falle, wo die Staatskunſt durchaus erfordert hätte, entweder das Eine oder das Andere ganz zu thun: entweder den König nicht aus der Gefangenſchaft zu entlaſſen, und ſich in der Verwirrung, welche dieß in Frankreich erregt haben würde, von dieſer Seite für immer vor aller Gefahr ſicher zu ſtellen, oder aber ſich Franzen durch unbegränzte Großmuth ganz zum Freunde zu machen; wozu in dem bisherigen Verhältniſſe wenig Hoffnung lag. Es war der größte Staatsfehler, den Karl je beging, und der für ſein ganzes Leben ſtörende Folgen hatte. Vergebens warnte ihn der treue einſichtsvolle Gattinara, und weigerte ſich, einen Frieden zu unterzeichnen, von dem er voraus ſah, daß er nicht würde gehalten werden. Karl ſcheint ganz auf Franzens ritterliches Ehrenwort gebaut, für die Zukunft aber auf die Verbindung des Königs mit Eleonoren gerechnet zu haben. Auch mochte er von der Gerechtigkeit ſeiner Forderungen ſelbſt in Rückſicht auf das Herzogthum Burgund überzeugt ſein. Karls des Achten, Ludwigs des Zwölften und Franz des Erſten Verfahren gegen Maximilian, Philipp und Karl war ſo ſehr eine fortgehende Kette von Verletzungen, willkührlich übertretenen Verträgen, und nicht erfüllten Verſprechungen, daß es nicht befremdend iſt, wenn Karl auf die urſprünglichen Rechte und Anſprüche zurück ging, wie es oft war vorbehalten worden. Hätte König Franz den Frieden halten und ſich mit Karl gegen die Türken verbinden wollen, ſo hätte er unſtreitig jedes Opfer von ihm erwarten dürfen. Was aber den König Franz zu immer erneuerten Kriegen antrieb, war ſeinem Charakter nach zu urtheilen weniger Habſucht oder Schmerz über einen Verluſt, als ſein auf's äußerſte gekränkter Ehrgeiz; denn, wenn ſeine eigne Lobredner eingeſtehen, daß er die Vortheile ſeiner Feldherrn nicht

ohne Neid betrachten konnte, ſo läßt ſich denken, wie ſehr jener tiefe Fall bei Pavia ihn kränken und erſchüttern mußte. Karl war an ſich und von Anfang ſo wenig geneigt zum Kriege mit Frankreich, daß man vielmehr ſagen kann, es war ein Familiengrundſatz des öſterreichiſch-burgundiſchen Hauſes, den Krieg mit Frankreich auf jede Weiſe zu vermeiden, durch Unterhandlung, Bündniſſe, und Familienverbindungen ein friedliches Einverſtändniß mit dem königlichen franzöſiſchen Hauſe zu erhalten. Nach dieſem Grundſatze hatten auch ſchon Maximilian und Philipp der Schöne gehandelt; ſo oft jene Verbindungen von franzöſiſcher Seite aufgelöſt waren, wurden ſie dennoch von öſterreichiſch-burgundiſcher Seite immer von neuem angeknüpft. Noch war es in nahem Andenken, wie Karl der Achte ſein Verlöbniß mit Margarethen getrennt hatte, als Philipp der Schöne, welcher dem franzöſiſchen Hauſe ganz beſonders geneigt war, ſchon wieder eine zwiefache Familienverbindung feſt ſetzte, um das Einverſtändniß zwiſchen dem franzöſiſchen und öſterreichiſch-burgundiſchen Hauſe feſt zu knüpfen, und als auch Claudia, die Karln verſprochen war, dem Franz von Angouleme, nachmahligem Könige zu Theil ward, wurde die Verbindung doch bald für die jüngere Schweſter Renata wieder angeknüpft. Auch Karl der Fünfte befolgte denſelben Grundſatz; denn indem er Franzen ſeine geliebte Schweſter Eleonore verband, hatte er ganz unſtreitig ein dauerndes Freundſchaftsbündniß im Sinne. Der Grund von jenem frühern friedlichen Syſteme lag eines Theils in dem Wunſche der Niederländer, welche die Folgen eines franzöſiſchen Kriegs allemahl zuerſt nachtheilig ſpüren mußten, und dann in der Anſicht, die beſonders Karl hatte, daß alle chriſtlichen Könige nur eine europäiſche Republik und Familie bilden ſollten, wo der Zwiſt rechtlich entſchieden, oder wenn Krieg unvermeidlich wäre, er doch mit Schonung und wie ein ritterlicher Zweikampf geführt, die ganze Kraft der europäiſchen Nationen aber allein zum ernſten Krieg gegen die Erbfeinde, die Mahomedaner, gerichtet werden müßte. Daher die faſt bei jedem Friedensſchluſſe wiederhohlte Bedingung, daß König Franz mit ihm gegen die Türken gemeine

Sache machen ſollte. Selbſt bei der berühmten Herausforderung, welche Karl an Franz erließ, muß dieſe Anſicht nicht vergeſſen werden; eine Herausforderung, welche nach den damahligen Sitten nicht ſo befremdlich war als nach den unſrigen. Es iſt ihm unſtreitig Ernſt damit geweſen; Karl war von Natur, und aus Grundſatz friedliebend, und ſchwer zu beleidigen, war er aber einmahl geweckt und gereizt, im Kampf dem aufgereizten Löwen gleich. Nur fortgeſetzte Beleidigungen, immer erneuerte Angriffe brachten Karln dahin, einigemahl andre Grundſätze anzunehmen und gegen das Innere von Frankreich ernſte Entwürfe zu machen, die nicht ohne Erfolg geblieben ſein würden, wenn England ſtatt des launenvollen, nur auf die innere Allgewalt gerichteten, zu großen Abſichten unfähigen Heinrich den Achten, einen kriegeriſchen Eduard oder Heinrich den Fünften gehabt hätte, und Karl nicht zwiſchen zu viele Feinde ſeine Macht hätte theilen müſſen.

Er gehörte zu den Charakteren, die man, weil ſie beſonnen ſind, und im Aeußern ruhig, für kalt hält, da es doch oft gerade das edlere tiefere Gefühl iſt, was ſich von der Oberfläche zurück zieht, und der Welt verbirgt, um in dem äußern Betragen nur den Verſtand, Mäßigung und Würde herrſchen zu laſſen. So heftig Karl auch ſein konnte, wenn er einmahl aus der ihm gewohnten Mäßigung durch ſtäte Angriffe heraus geriſſen war, ſo blieb er dennoch immer leicht verſöhnlich, wie er es in den wiederhohlten Friedensſchlüſſen mit König Franz bewährt hat. Welche Opfer er gern gebracht haben würde, wenn Franz ſich nur zu ſeinen übrigen großen Unternehmungen für die Sicherung und den Frieden von Europa hätte mit ihm vereinigen, ihn darin nicht hätte ſtören wollen; das kann man unter andern aus dem letzten Frieden ſehen, welchen er mit ihm ſchloß, wo er ihm, da er als Sieger zwei Tagreiſen weit von Paris ſtand, und dort alles flüchtete, die vortheilhafteſten Bedingungen machte, und einem ſeiner Söhne entweder einen beträchtlichen Theil der Niederlande, oder das lang beſtrittene Mailand abtreten wollte, damit nur der franzöſiſche König ihn in Deutſchland nicht weiter hinderte, Eintracht und Ruhe wieder herzuſtellen, und ſich einmahl aufrichtig mit ihm ver-

einte. Wohl möchte es nicht rathſam geweſen ſein, jene errungenen Fortſchritte allzuraſch zu verfolgen, aber Karl war doch entſchieden im Vortheile, und brauchte auf keinen Fall ſo große Opfer zu bringen. Der ſonderbarſte aller Vorwürfe, den man Karln gemacht hat, iſt wohl der, daß er ſich auf wiederhohlte Einladung des Königs und ſeiner Schweſter, ſo weit auf des Königs Ehre verließ, daß er durch deſſen Land zu reiſen wagte. Wundern muß man ſich vielmehr, daß am franzöſiſchen Hofe ſo laut an die Möglichkeit gedacht werden durfte, das Völkerrecht und das Wort des Königs zu verletzen, und daß Karl wirklich aller ſeiner ruhigen Faſſung bedurfte, um ſich, während er dort war, mancher unbeſcheidenen Zudringlichkeit zu erwehren. Wie viel Würde und Feinheit liegt nicht in der Antwort, welche er dem Könige gab, als dieſer ihm die Herzogin d'Eſtampes mit den Worten vorſtellte: „Seht, auch dieſe Dame räth mir, Euch zurück zu halten.“ — „„Wenn der Rath gut iſt, ſo muß man ihn befolgen,““ erwiederte Karl; und dieſer ſtille Vorwurf drückte gewiß ſchonend aber deutlich aus, was er bei der Aeußerung des Franzoſen fühlen mußte.

Der franzöſiſche König war ein Gegner für Karln, der ihn ermüdete, wenn gleich Karl im Kriege ſelbſt ſtets den Vortheil hatte, der ihn in allem ſtörte und hemmte, für ihn um ſo quälender, da er eigentlich den Frieden mit ihm wünſchte. Ein ganz anderer und furchtbarer Gegner war Soliman, von perſönlichen Eigenſchaften nicht unedel. Soliman hatte zur ſelben Zeit den Thron der Osmanen beſtiegen, da Karl in ſeinen erſten großen Reichsverhandlungen den Schauplatz der Weltgeſchichte betrat. Soliman war ganz von Ruhmbegier beſeelt, er las Cäſars Geſchichtsbücher in ſeiner Sprache überſetzt; er verweigerte Karln den Kaiſernahmen. Er als Herr der byzantiniſchen Hauptſtadt wollte römiſcher Kaiſer und Weltbeherrſcher ſein, dergleichen es wie einen Gott und eine Sonne am Himmel, auf Erden nur Einen geben könne. Er war Kenntniſſen und Künſten nicht abgeneigt, auch duldſam, und da man ihn einſt ermahnte, die Chriſten und Juden in ſeinem Reiche zu verfolgen und aus-

zurotten, zeigte er auf den blühenden Garten vor ihm, und fragte: ob der Garten nicht eben durch die Mannichfaltigkeit der Blumen und Gewächse, schön und herrlich sei? Dem ungeachtet konnte er doch durch Liebe, oder von andern Leidenschaften beherrscht, selbst gegen die Seinigen grausam sein, und was fruchtete es, wenn der Sultan für sich milder und edler dachte, während der Geist des türkischen Staats und Volks, damahls noch in dem Verhältnisse zu den Christen völlig fanatisch, ihre Weise den Krieg zu führen, und die eroberten Länder zu beherrschen, durchaus barbarisch blieb, so daß die Türken zu jener Zeit mit Recht als die allgemeinen Feinde der gesitteten europäischen Welt und der Menschheit zu betrachten waren. So dachten und urtheilten auch alle europäischen Nationen, und man hat sehr Unrecht, wenn man die spätern Verhältnisse, worin die Türken seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gegen das christliche Europa getreten sind, auf jene ältern Zeiten überträgt. Selbst der französische König fühlte dieß sowohl, daß er sein Bündniß mit den Türken kaum ganz offen zu gestehen wagte; es war nach dem damahligen Völkerrechte und den Zeitverhältnissen allerdings das, wofür es von dem ganzen Zeitalter gehalten wurde, ein Verrath der allgemeinen Sache und Wohlfahrt der europäischen Republik.

Soliman dachte bei seinen Ansprüchen auf das Kaiserthum ernstlich an die Eroberung nicht bloß von Wien, sondern von Deutschland. Diesen Anmaßungen wenigstens setzte Karl durch seinen großen Heereszug nach Ungarn einen Damm entgegen, wenn gleich es zu keiner entscheidenden Schlacht kam. Doch ließ der Rückzug des großen türkischen Heers den Vortheil so sehr auf Karls Seite, daß er entschlossen war, ihm nachzueilen und die günstigen Umstände zu benutzen, und nur ungern gab er den Vorstellungen der andern, mit der Natur des Landes und den Schwierigkeiten des Gelingens genauer bekannten Feldherrn nach. Karl war als Regent milde und behutsam, als Feldherr dennoch immer für die kühnsten, ja oft für die gefährlichsten Entschlüsse entschieden. Wenn Europa ruhig, wenn wenigstens Deutschland einig

gewesen wäre, so würde die Geschichte ein großes Schauspiel mehr aufzuweisen haben: Karln, im Kampfe mit einem seiner würdigen Gegner. Wenn auch die Hoffnungen eines seiner großen Feldherrn, des berühmten Marquis del Guasto überspannt sein mochten, der da meinte, man müsse den Türken alles wieder abnehmen, was seit Gottfried von Bouillon verloren gegangen sei; Ungarn wenigstens wäre gewiß befreit, Deutschland und Oesterreich gegen so manche zerstörende Einfälle der türkischen Macht im voraus gesichert worden. Der kürzeste Aufschluß darüber, warum von dieser Seite nicht mehr gewonnen werden konnte, spricht vielleicht aus folgendem Zuge. Als Karl vor dem abtrünnigen Moritz von Inspruck flüchten mußte, sagten ihm die deutschen Reiter, die seine Begleitung ausmachten, treuherzig: Wenn er doch nur in Rücksicht des Glaubens nachgeben wollte, so würden die Deutschen ihm ein Heer geben, mit dem er Constantinopel erobern könne. „Um diesen Preis," erwiederte Karl, „möge er ganz Europa nicht haben." Jene Aeußerung war keinesweges übertrieben, Deutschland war damahls so stark, daß es vereinigt, nicht nur jeder andern europäischen Kriegsmacht überlegen, sondern auch der türkischen vollkommen gewachsen gewesen sein würde.

Daß Karl zum großen Feldherrn geboren sei, erkannten seine Zeitgenossen einmüthig, er bewies es nicht nur durch die Unerschrockenheit in jeder Lage und Gefahr, sondern besonders auch durch die Gegenwart des Geistes, die klare Uebersicht des Ganzen, die er am Tage der Schlacht zeigte. In friedlichen Gewohnheiten und Staatsgeschäften aufgewachsen, schien er zur entscheidenden Stunde die Gefahr zu lieben, von dem großen Augenblicke begeistert zu sein; nie verlor er die ihm eigne klare Besonnenheit, doch immer geneigt, die kühnsten Maßregeln vorzuziehen. Das unterschied ihn am meisten von den großen Feldherrn, die ihn umgaben; dadurch war er es, der den großen Sieg bei Tunis erst recht vollkommen und glänzend machte, und als bei dem Unglücke vor Algier Sturm und Ungewitter seine Flotte vernichtet, die Waffen verderbt, sein Heer zerstreut hatte, da war er es wieder, der unter allen am unerschrockensten blieb, der Allen Muth einsprach, über-

all half, jede Noth, jede Entſagung mit dem gemeinſten Krieger theilend, keine Gefahr achtend, und faſt der letzte das Ufer der Barbaren verließ. Dieſe Unternehmung gegen Tunis und die afrikaniſchen Raubſtaaten war für das Bedürfniß der ſpaniſchen und italieniſchen Küſtenländer zunächſt erforderlich; auch für die Freiheit des geſammten Europa war es ſehr wichtig, der türkiſchen Seemacht vor allen Dingen ſich entgegen zu ſetzen. Hätten die Türken die Herrſchaft auf dem mittelländiſchen Meere ferner behauptet, ſo würde das ſüdliche Italien wahrſcheinlich in ihre Hände gefallen ſein. Karl hat die ſpaniſche Kriegsſeemacht auf die Stufe gebracht, durch welche es unter ſeinem Nachfolger möglich ward, den Türken in einer entſcheidenden Schlacht die Herrſchaft der Meere für immer zu entreißen. Dieß war für die Freiheit Europa's eben ſo weſentlich und nothwendig, als der Widerſtand zu Lande. Von der Wichtigkeit der afrikaniſchen Küſte für Spaniens Wohl, wie in gleicher Ueberzeugung ſchon Ximenes ganzer Eifer dahin ſich richtete, war Karl ſo durchdrungen, daß noch in ſeiner letzten Abgeſchiedenheit die Nachricht von einem daſelbſt erlittenen Verluſte der Spanier, ſein Gemüth ergriff, und ſeine Krankheit verſchlimmerte.

Herablaſſend und gütig, wie er überhaupt gegen alle war, wußte er auch die Liebe der Soldaten zu gewinnen; vertraulich miſchte er ſich unter ſie, legte mit Hand an die Arbeit, ward Vater von ihnen genannt und über alles geliebt, ungeachtet er die Kriegsgeſetze, wo es das Recht und die Nothwendigkeit forderte, ſtreng erfüllen ließ. Gränzenlos war die Ergebenheit ſeiner großen Feldherrn gegen ihn; und hierin war er ſehr glücklich. Pescara, Bourbon und Frondsberg in ſeiner frühern Zeit, Doria, Leyva, der Marquis del Guaſto, Alba vor allen, und ſo viele Andere bildeten einen Kreis von Helden um ihn her, dergleichen die Geſchichte aller Zeiten nur ſelten aufzuweiſen hat. Peru's und Mexico's Goldquellen waren ſein, in einer Zeit, wo kein Heerbann mehr galt, noch keine geſetzliche allgemeine Werbung eingeführt war, wo der freie Kriegsmann um den Sold diente, Geld allein nicht bloß ein Heer erhalten mußte, ſondern auch es nur erſt zu

verſammeln nothwendig war. Mit ſo großen Gaben und Vortheilen zum Feldherrn, ja zum Eroberer ausgerüſtet, hat er, den ſeine Feinde des Strebens nach der Univerſal-Monarchie beſchuldigen, hat Karl nur die ererbten Reiche erhalten, keine einzige ungerechte und überhaupt bedeutende Eroberung in Europa durch die Waffen gemacht. Es ſchien ihm der Ruhm, den eine chriſtliche Nation im Kriege mit der andern erreicht, nicht erwünſcht. Gern und mit ganzer Seele war er nur bei dem Kriege, wenn derſelbe gegen den Erbfeind der ſpaniſchen und der deutſchen Nation und überhaupt des chriſtlichen Europa gerichtet war. Als er zu Tunis zwei und zwanzig tauſend Chriſtenſklaven der Freiheit und ihrer Heimath wiederſchenkte, da ſagte er: dieß allein lohne den Feldzug, wenn er auch weiter nichts gewonnen hätte.

* * *

Nur in Spanien erreichte Karl der Fünfte ganz das, was er wollte. Der ſtäte Kampf mit Frankreich verhinderte, daß Europa damahls überhaupt den türkiſchen Angriffen wirkſamer entgegen treten konnte. In Deutſchland erwartete Karln der ſchwerſte von allen Kämpfen, die er zu beſtehen hatte, und wenn ſeine großen Anſtrengungen für dieſes Land auch nicht ohne wohlthätige Folgen blieben, ſo gelang wenigſtens das, was er ſelbſt gewollt hatte, hier nicht. In Italien erreichte er einiges Gute, wo nicht alles, doch das, was ſich unter den damahligen Umſtänden noch erreichen ließ.

Frankreich war, ſeit Phillipp der Schöne die Freiheit der Kirche unterdrückt hatte, ſeit ſtäte Annäherung zum vollkommenen Despotismus hier Grundſatz geworden war, ein gefährlicher Nachbar für Deutſchland, eine Störung und Quelle von Unruhe für Europa, und Urſache der Zerrüttung für Italien geweſen. Tadelhaft war demnach vielleicht das fortdauernde Friedensſyſtem des öſterreichiſch-burgundiſchen Hauſes, indem über dieſe Neigung zum Frieden oft die günſtigſten Gelegenheiten, das Uebel an der

Wurzel auszurotten, verſäumt, und der Keim künftiger Kriege und Zerrüttungen in jedem neuen Friedensvertrage übrig gelaſſen wurde. Es war ſeit Ludwig dem Eilften nicht ſchwer, das verderbliche franzöſiſche Syſtem, für das was es war, für die Quelle alles Uebels und alles Unglücks in Europa zu erkennen. Als ſolches ward es von mehreren Regenten richtig erkannt und beurtheilt, nur daß ſie zu oft den Weg einer milden und ſchonenden Gegenwirkung den entſcheidenden Mitteln vorzogen. Erſt dann würde es möglich geweſen ſein, das chriſtliche Europa kräftig nach außen zu vertheidigen und zu befeſtigen, wenn Ruhe und Eintracht zuvor im Innern begründet, hier die Quelle des Uebels vertilgt worden wäre. Es war dieſe Neigung zum Frieden mit Frankreich ſo ſehr Familiengrundſatz des öſterreichiſch-burgundiſchen Hauſes, daß ſelbſt mehrere der durch große Regenteneigenſchaften ausgezeichneten Fürſtinen dieſes Hauſes, wie die ältere Margaretha, auch Karls Schweſtern ſo dachten, und mit allem Eifer in dieſem Sinne zu wirken ſuchten. So ſehr man auch nach dem Erfolg dieſe unzeitige Friedensliebe des öſterreichiſch-burgundiſchen Hauſes zu tadeln geneigt ſein möchte, ſo darf man doch den edlen und großen Begriff, der dabei zum Grunde lag, nicht verkennen; der Begriff von einem chriſtlichen Staatenvereine, und einer durch Verträge und Ehrgefühl bedingten milden Schlichtung aller in ihm entſtandenen Zwiſtigkeiten, von einem, nur zu dieſem Ende immer enger zu knüpfenden Familienbande zwiſchen den großen herrſchenden Dynaſtien Europa's.

Das wird man leicht zugeben, wenn man die Geſchichte, die Charaktere und die Beſtrebungen jenes Zeitalters genauer kennt, daß ſich nicht leicht ein größeres Unglück für Europa hätte denken laſſen, als wenn die ſehr weit ausgreifenden und tief begründeten Plane des deſpotiſchen Ludwigs des Eilften, des eroberungsſüchtigen Karls des Achten, und der übrigen in Verträgen leicht veränderlichen, im Zwecke immer gleich geſinnten franzöſiſchen Könige wirklich ganz zur Ausführung gekommen wären. Aber, wird man ſagen, war denn Karls des Fünften weit verbreiteter Einfluß, war dieſe Art von Oberherrſchaft,

die er ungeachtet aller Widerſtrebungen dennoch über den größten Theil von Europa behauptete, der allgemeinen Freiheit und der Selbſtſtändigkeit der Nationen nicht auch entgegen geſetzt, und einem wahren Ideale eines auf Gerechtigkeit gegründeten chriſtlichen Staatenvereins der abendländiſchen Völker nicht eben ſo nachtheilig und widerſprechend, als es der Ehrgeiz der franzöſiſchen Könige nur immer hätte ſein können, wenn es ihnen gelungen wäre, ihren Zweck zu erreichen? —

Diejenigen, welche von der allgemeinen Idee des Staats, eines öffentlichen Lebens, und einer Nation ausgehen, ſind nur zu ſehr geneigt, ſich alles dieß als ein ganz abgeſondertes, für ſich allein beſtehendes Weſen zu denken. Aber weder ein Staat, noch eine Nation iſt je in dieſer Einzelnheit beſtanden; die Weltgeſchichte lehrt, und es bedarf nur einiges Nachdenken, um einzuſehen, daß in einem Syſteme von Staaten und Nationen, welche, wie die von Europa ſeit Jahrhunderten in einem ſo innigen, vielfachen, geographiſch und moraliſch unvermeidlichen und nothwendigen Verkehre ſtehen, ein Mittelpunkt nothwendig ſei, von irgendwo aus ein lenkender oberſter Einfluß über das Ganze ausgehen müſſen. Alſo nicht, daß ein ſolcher Einfluß, der immer war und immer ſein wird, vorhanden, ſondern von welcher Beſchaffenheit er ſei, von wem, und wie er ausgeübt werde, dieß iſt es, worauf es ankommt, woran die Freiheit des Ganzen hängt, und was jeder Anſtrengung der Edelſten werth iſt. Nicht das Kaiſerthum an und für ſich, wenn es erlaubt iſt in der Sprache des Mittelalters, jenen oberſten durch ſittliche und religiöſe Grundſätze und Zwecke beſtimmten und bedingten oberſten Einfluß im freien Vereine der chriſtlichen Staaten, ſo zu nennen; nicht das wahre Kaiſerthum in jenem Sinne des Mittelalters, iſt an und für ſich ſchon ein Eingriff in die allgemeine europäiſche Freiheit, und eine Form der Ungerechtigkeit. Wohl aber iſt das falſche Kaiſerthum, der nicht auf ſittliche und religiöſe Ideen, ſondern bloß auf egoiſtiſche Herrſchſucht, auf einen todten, allgemeinen Mechanismus ausgehende und gegründete oberſte Einfluß, das größte Unglück, welches die Menſchheit betreffen kann. Wäh-

rend der alten Zeit des chriſtlichen Kaiſerthums im Mittelalter war vielmehr dieſe Form der allgemeinen Freiheit äußerſt günſtig, und bei manchen Mängeln und Gebrechen kein Zeitalter der Entwicklung aller eigenthümlichen Kräfte ſo vortheilhaft, von jeder Art allgemeiner Alleinherrſchaft ſo entfernt geweſen, wie das damahlige. Deutſchland war es, welches den oberſten Einfluß beſaß und ausübte in dem europäiſchen Staatenvereine; aber nicht Deutſchland, nicht der Kaiſer allein, ſondern mit ihm Italien und das Oberhaupt der Kirche. Und eben dieſe Zwieſachheit der beiden oberſten, innigſt verknüpften, gegenſeitig auf einander ſich gründenden, durchaus beziehenden, und doch von einander unabhängigen Gewalten, war der allgemeinen Freiheit außerordentlich günſtig; hier waren zwar einzelne despotiſche Handlungen, wie deren beſonders die Hohenſtaufen ſich viele zu Schulden kommen laſſen, aber keine durchaus despotiſche Verfaſſung möglich; ſelbſt der gewaltthätigſte, herrſchſüchtigſte Kaiſer vermochte nicht das Oberhaupt der Kirche auf die Dauer zu unterjochen und niederzudrücken, eben weil deſſen Gewalt in einem ganz andern, ihm unerreichbaren, auf den Glauben und die öffentliche Meinung gegründeten Gebiethe lag, und ſonach ſchon durch dieſes ihr Verhältniß, von ſelbſt eine wohlthätige Schutzwehr der Freiheit wurde. Als nun jene Europa früher lenkende Form von ihrer Kraft und Bedeutung ſchon ſehr viel verloren hatte, da fühlte Europa und Deutſchland bei dem Andrange der türkiſchen Eroberer, daß Maximilian einen Nachfolger haben müſſe, der wieder Kaiſer ſein könnte, und Kaiſer wäre im alten Sinne des Worts. Es ſchwankte die Wage, bis die große Wahl endlich für Karln, für Deutſchland und Spanien entſchied. Ohne nun dieſe Entſcheidung, ob ſie die rechte war, nach bloß perſönlicher oder nationaler Vorliebe und Rückſicht beurtheilen zu wollen, kann ein ſehr einfacher, für alle Jahrhunderte geltender Grundſatz vielleicht am beſten dienen, dieß zu beſtimmen. Der lenkende europäiſche Einfluß, welchen eine unbeſchränkte oder despotiſche Monarchie beſitzt und ausübt, wird auch unbeſchränkt monarchiſch oder despotiſch ſein; der Einfluß, welchen eine Republik auf den europäiſchen Staaten-

verein ausübt, wird in dem Sinne republikaniſch ſein, daß er die kleinern und ſchwächern Staaten und Nationen gegen die ſtärkern zu begünſtigen und zu unterſtützen geneigt iſt; welches, wenn es gelingt, zu einer größern Theilung der Staaten und Nationen, wenn es mißlingt, grade zur völligen Unterjochung und Einverleibung der kleinern Staaten in die größern führt. Der Einfluß, welchen ein föderativer, ſtändiſch freier Staat hat, ein Staat, der ſelbſt ein Syſtem von verbündeten Nationen und Staaten iſt, wie Oeſterreich unter Karl dem Fünften es war, wird gleichfalls von föderativer Art ſein, d. h. an Verträge gebunden, ohne Gerechtigkeit gar nicht haltbar, von Natur und einzelne Ausnahmen abgerechnet, zum Frieden geneigt, und wo nicht perſönliche Gründe entgegen ſtehen, an ſich der Freiheit günſtig. Dieſer Grundſatz kann vielleicht am beſten dienen, den überwiegenden öſterreichiſchen, franzöſiſchen, engliſchen Einfluß der damahls und in den neuern Jahrhunderten miteinander kämpfte, und wechſelsweiſe die Oberhand hatte, nach ſeinem wahren Werthe für das Wohl von Europa zu würdigen. Wie ganz unpaſſend der von den Feinden gewählte Ausdruck einer Univerſal-Monarchie ſei, für jenen Einfluß, welchen Karl als Kaiſer, als König von Spanien, und Beſchützer von Italien allerdings auf Europa hatte, und zu behaupten geſonnen war, das bedarf wohl keiner Erwähnung. Nur diejenigen, welchen der Begriff des wahren Kaiſerthums, eines gerechten, milden, die Freiheit ſchützenden, und der Menſchheit wohlthätigen europäiſchen Einfluſſes ganz fremd war, weil ſie nichts kannten und wollten, als die eigennützige Politik des Truges und der Habſucht nach Außen, ſo wie den unbeſchränkten Despotismus im Innern, konnten jene hohe ſittliche Idee ſo entſtellen, indem ſie ihre eigene Unrechtlichkeit zum Maaßſtabe nahmen und auf jenes Verhältniß übertrugen. In wiefern aber und in welchem Sinne das ganze damahls unter Karl dem Fünften und Ferdinand dem Erſten ſtehende Oeſterreich ein föderativer Staat zu nennen war, und nach Karls Abſicht auch durch die Verbindung der ſpaniſchen und der deutſchen Linie immer bleiben ſollte, das wird aus Karls letztem Plane, ehe er die Welt verließ, am deutlichſten hervorgehen.

Jetzt wenden wir unſere Betrachtung auf das, was er in Italien zu Stande brachte, und was er in Deutſchland gewollt, aber nicht erreicht hat. Nach dem Siege bei Pavia, wo die Gefangennehmung des franzöſiſchen Königs die Welt in Erſtaunen ſetzte, hatte es den Anſchein, als ſei Karl nun unwiderſtehlicher Gebiether von Italien, ja von Europa; und eben dieſer Anſchein erregte ihm Neider und Feinde. Schon unter Julius dem Zweiten und Leo dem Zehnten war neben dem alten Lieblingswunſche einer vollkommnen italieniſchen National-Unabhängigkeit und National-Einheit, die Abneigung gegen die franzöſiſche Herrſchaft immer ungleich ſtärker geworden; ſie hatte ſich verhaßt gemacht, und man hatte gefühlt, von welcher Seite die ſchlimmſte Gefahr drohe. Jetzt, da Karls Uebergewicht entſchieden war, regte ſich wieder die alte zweideutige Politik der Italiener, die Franzoſen durch die Spanier und Deutſchen, die Deutſchen und Spanier durch die Franzoſen aus Italien zu vertreiben; eine Politik, deren nothwendige Folge war, daß Italien lange Zeit der Schauplatz verwüſtender Kriege wurde, deren natürlichſte Folge es geweſen ſein würde, Italien gerade in die härteſte fremde Abhängigkeit zu bringen. Clemens der Siebente war der Urheber dieſer Gegenwirkung, und als auch dießmahl Karls Feldherren den entſcheidendſten Sieg davon trugen, und er nun in der That als Herr und Schiedsrichter von Italien auftreten konnte, wie benutzte er ſeinen Sieg, als er zum zweitenmahle nach zehn Jahren Spanien verließ, um erſt Italien, und dann Deutſchland zu ordnen? Mit einer, für ſein Glück und ſein jugendliches, dem Ehrgeize am empfänglichſte Alter, ſeltnen Zurückhaltung und Schonung, mit einer Großmuth gegen Einzelne, gegen Clemens und Sforza, die man gar nicht erwartete, und die ihm auch, wo nicht alle, doch ſehr viele Herzen in Italien gewann. Ueberall den rechtlichen Beſitzſtand wieder herſtellend, die erblichen Anſprüche ehrend, die größeren Mächte ſchonend und vergleichend, gab er Italien die beſte Verfaſſung, deren es damahls noch fähig war, eine föderative Verfaſſung, die unabhängig genug war, daß er den Gedanken faſſen konnte, alle ſpaniſchen Kriegsheere wegzuziehen, und

die Unabhängigkeit des Landes der Vertheidigung eines italienischen Bundesheeres überlassen zu wollen. Selbst das eigennützige Venedig gewann er zuletzt einigermaaßen durch seine friedlichen Grundsätze. — Es konnte Italien damahls durchaus nichts anderes als ein föderativer Staat, und nur darüber die Frage sein, weil jedes föderative Staatensystem eines Mittelpunktes und eines das Ganze vorzüglich lenkenden Mitgliedes bedarf, welche der drei durch Geist, Würde, oder Ausdehnung bedeutendsten Mächte, Florenz, der Papst, oder Venedig diesen Vorrang haben sollte? Florenz war, obwohl im Geiste am gebildetsten, nicht stark genug, und im Innern zu gährend. Venedigs Macht war die größte; aber sein Uebergewicht würde für das übrige Italien drückend und zerstörend gewesen sein; denn als die erste See- und Handelsmacht würde Venedig, wenn es die Herrschaft über Italien erlangt hätte, nach der es allerdings sehr ernstlich strebte, dieselbe unfehlbar gebraucht haben, den Handel und die Seemacht der andern zu unterdrücken. Ein solcher Mißbrauch war nicht vom Papste zu befürchten, dessen obersten Einfluß sich die andern Staaten um so mehr gefallen lassen konnten, als diese Macht einer von allen andern verschiedenen Art und Würde, auch ihrer Natur nach im Friedensstande am gesichertsten war, wie es für den Mittelpunkt eines Bundesstaates erwünscht und zweckmäßig ist. Ein friedliches föderatives System, dessen erstes Mitglied, wo nicht förmlich als solches aufgestellt, doch durch stillschweigende Anerkennung der Papst wäre, war die passendste Verfassung für Italien; und wenn der Papst und die übrigen Staaten für sich nicht stark genug waren, dem französischen Angriffe zu widerstehen, so blieb nichts andres übrig, als daß der Beherrscher von Neapel und Mailand, die Gränzen und die Unabhängigkeit jenes friedlichen Staatenbundes sicherte. Eine solche Verfassung hat Karl Italien gegeben; dieser Verfassung und Karln verdankt Italien die glückliche Ruhe, welche es seit der völligen Vertreibung der Franzosen unter ihm und in den nächsten Zeiten nach ihm genoß, während die übrigen Länder von Europa durch Bürgerkriege zerrissen wurden; und nicht bloß Italien, sondern die Welt, den herrlichen Flor aller

Künſte, der ſich auch im ſechzehnten Jahrhunderte noch in Italien entfaltete. Denn wenn gleich in der Philoſophie und Gelehrſamkeit, in der Poeſie und ſelbſt in den bildenden Künſten, die Zeit der italieniſchen bürgerlichen Kriege, vor Karl dem Fünften und in der erſten Epoche ſeiner Regierung an Geiſtern und Erfindern der erſten Größe vielleicht noch reicher war, als die nachfolgende, ſo iſt doch nach dem erſten Aufſchwunge, den der Geiſt in der Zeit der Gährung oft am meiſten nimmt, zur weitern Entfaltung die Ruhe unumgänglich nothwendig, welche Karl Italien ſicherte, indem er mit derſelben Hand, welche den geliebten Dichter der Nation krönte, auch die Verfaſſung und den Frieden gründete, in deſſen Schatten Mahlerei und Baukunſt, Poeſie und Beredſamkeit ſich wetteifernd bildeten. In Spanien hatte Karl eine ganz neue Welt erſchaffen, auch in der Gelehrſamkeit, Bildung und Dichtkunſt, während vor ihm die Spanier noch ganz nur kriegeriſch waren, wetteiferten ſie unter ihm mit den Italienern in einem Reichthume an gelehrten Männern in allen ernſten Fächern. In der Geſchichte, Landesſprache und Dichtkunſt entfaltete ſich der Geiſt der ſpaniſchen Nation eben ſo reich und erfinderiſch, als ganz ihrer eigenthümlichen Gefühlsweiſe gemäß. So groß war der neue Aufſchwung des ſpaniſchen Geiſtes unter Karl in allen Zweigen der Erfindung und Bildung, daß ſelbſt die lange Regierung eines Philipp ihn nicht niederzudrücken vermochte. So herrlich war die Ausſaat unter Ximenes und Karl, daß die Früchte davon unaufhaltſam und unvertilgbar auch unter Philipp noch aufwuchſen, und erſt ſpät dieſe ganze glänzende Erſcheinung des ſpaniſchen Geiſtes, deren Brennpunkt und Seele Karl der Fünfte war, erloſchen und ermattet iſt. Italien aber gab Karl grade das einzige, was Italien ſich ſelbſt nicht zu geben vermochte, und was das Weſentlichſte war für die weitere Entwicklung des italieniſchen Geiſtes, der in allen Erfindungen ſchon ſo herrliche Beweiſe ſeiner Kraft gegeben hatte.

Die Oberherrſchaft, welche Karl über Italien allerdings hatte und behauptete, war ſo gemäßigt, war durch manche unabänderliche Rückſicht und nothwendige Schonung ſo bedingt und

beſchränkt, daß ſelbſt ſein Nachfolger Philipp, der ſie von ihm ererbte, keinen weſentlichen despotiſchen Mißbrauch, wozu er doch ſonſt ſo geneigt war, davon machen konnte. Die Wiedereinſetzung der Sforza in Mailand, der Mediciier in Florenz, ungeachtet der erſte von ihm abgetreten, Clemens der Siebente der Haupturheber des zweiten Krieges geweſen war, iſt der beſte Beweis von Karls ſchonendem Verfahren in Italien. Man könnte ihn eher darüber tadeln, daß er Mailand nicht lieber ſeinem Pescara gegeben, der ſo große Anſprüche auf eine Belohnung hatte. Pescara, kühn und erfinderiſch, war nicht nur der erſte Feldherr, ſondern der größte Mann ſeiner Nation, der das wahre Wohl und Heil derſelben hell überſah, und wohl die Fähigkeit gehabt hätte, als Eroberer ſelbſt eine Krone zu erſchwingen, Karls Dienſten aber mit unbeſchränktem Eifer ergeben war, weil er in ihm und ſeinem ſchützenden Einfluſſe das Heil ſeines Volkes ſah. Er war ihm ergeben, aber nicht knechtiſch, ſondern wie ein freier Mann, mit offenem Tadel, oder Unzufriedenheit, wo er Grund und Recht zu haben glaubte. Daß ſeine Treue und ſeine Abſicht zweideutig geweſen, aus Ehrgeiz etwa wie Wallenſtein, das iſt eine von den vielen Unrichtigkeiten in Karls des Fünften Geſchichte, mit denen üble Abſicht und Vernachläſſigung der Quellen ſie angefüllt haben. Daß Pescara'n jener verdiente Lohn nicht zu Theil ward, war gewiß nicht Mangel der Anerkennung von Karls Seite, ſondern das große Gewicht, welches erbliche Anſprüche, und ein irgend rechtlich gegründeter Beſitzſtand ſtets bei ihm hatten. Daß Karl den Florentinern die Freiheit nicht wiedergab, läßt ſich wohl rechtfertigen; denn wie lange hatten die Florentiner nun ſchon bewieſen, daß ſie die Freiheit zu ertragen unfähig ſeien, und wenn ſie nicht zu einer dauernden republikaniſchen Form wie Venedig, gelangen konnten, wenn ſie einen erblichen Beherrſcher haben mußten, wer hatte gegründetere Anſprüche darauf, als die Mediciier? — Wenn indeſſen etwas an Karls Verfahren in Italien Tadel verdient, ſo iſt es vielleicht, daß er gegen die beiden Päpſte, Clemens den Siebenten und Paul den Dritten in ihren italieniſchen Verhältniſſen und Privatbeſtreben

allzu nachgiebig war. Wenn früher am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, Päpſte mit allem Eifer darnach geſtrebt hatten, den Kirchenſtaat wieder herzuſtellen, alles was davon abgekommen war, wieder zu erlangen, ſo ließ es ſich rechtfertigen, weil dieſe ihre Sorge doch nicht auf ihre eigne Perſon, ſondern auf die Sicherheit, die Würde und Unabhängigkeit des römiſchen Stuhls gerichtet war. Unangenehme Betrachtungen aber erregt es, daß jene beiden Päpſte, Clemens der Siebente, und beſonders Paul der Dritte, deren lange Regierung gerade in eine für die Kirche und die Welt ſo gefährliche Zeit fiel, auf nichts ſo eifrig bedacht ſchienen, als ihrer Familie ein Fürſtenthum erblich zu ſichern. Wenn wir die vielen großen Männer betrachten, welche Karln in Italien und Spanien umgaben, und dann fragen, wer unter den deutſchen Großen, außer dem brüderlichen Ferdinand, Karls geiſtiger Stellvertreter und Mitwirker an ſeinen großen Zwecken war, ſo findet man hier wenig Antwort. Die Urſache war nicht, daß es damahls in Deutſchland an Männern von Geiſt und Kraft gefehlt hätte; aber es waren die vorhandenen Kräfte durch die allgemeine Gährung zerſtreut und meiſtens von dem Kaiſer abgewandt, wo nicht ihm entgegen wirkend. Unter allen deutſchen Fürſten war Pfalzgraf Friedrich Karln am ergebenſten. Auch ohne Churfürſt zu ſein, hatte er durch ſeine Thätigkeit auf Karls Wahl großen Einfluß gehabt. Ein treuer Diener ſchon ſeines Vaters Philipp des Schönen, war der Pfalzgraf von Jugend an ein Freund und Geſpiele Karls geweſen; weder eine den Verhältniſſen nicht angemeſſene Leidenſchaft für Karls Schweſter Eleonore, noch nachher die vergebliche Bewerbung um Marien, die verwitwete Königin von Ungarn, konnte je das gute Verhältniß ſtören. Einen großen Theil ſeines Lebens brachte der Pfalzgraf mit ähnlichen Bewerbungen hin; unermüdet war er, zwiſchen Spanien und Deutſchland hin und her zu reiten; mehr ein Fürſt von liebenswürdigen Eigenſchaften als von ausgezeichneter Kraft. Er war keiner der hitzigſten Anhänger der neuen Lehre, indeſſen folgte er dem Strome, und ſie war es, die ihn zuletzt von Karln entfernte. Wie tief auch bei dieſem die alte Freundſchaft gewurzelt hatte, zeigte ſich an

den Beweiſen der Rührung, die er bei der Ausſöhnung mit ihm gab, nach der Zerſtreuung des ſchmalkaldiſchen Bundesheers. Unter den jüngern Fürſten hatte keiner Karls Gunſt und Zutrauen ſo ganz zu gewinnen gewußt, wie Moritz von Sachſen, der ihn nachmahls verließ. Durch Verſtand und Thätigkeit war er ausgezeichnet, und als Feldherr von großer Anlage. Beſonders mochte die Beſonnenheit, die äußere Mäßigung und Würde Karls Neigung gewonnen haben, um ſo mehr, da bei vielen andern deutſchen Fürſten der damahligen Zeit mehr noch ein gewiſſer ritterlicher Ungeſtüm in den Sitten herrſchend war, als ein abgemeſſener feiner Anſtand. Karl liebte die beſonnenen, gehaltenen Charaktere, wie Wilhelm von Oranien und Moritz von Sachſen. Je länger Karl herrſchte, je mehr ſcheint es ihm zur Gewohnheit geworden zu ſein, ſein eignes Gefühl zu verläugnen, und zur feſten Ueberzeugung, daß die Welt nur durch den Verſtand beherrſcht werden könne. Aber die äußere Würde und beſonnene edle Zurückhaltung, die ſo viel verſpricht, und bei einigen wie bei Karln, im Innern ein tiefes Gefühl, große Zwecke und edle Geſinnungen verbirgt, kann auch einen gemeinen Eigennutz und der Ehrſucht zur Hülle dienen, und das eingeflößte Vertrauen auf das grauſamſte täuſchen, wie es Karln mit Moritz geſchah.

Was Karl in Deutſchland wollte, war wie ſchon erwähnt, nichts anders, als die zerſtörte Eintracht wieder herzuſtellen und die Kirchentrennung zu verhüten. Auch über dieſen Punkt hat er in damahliger Zeit die entgegengeſetzten Vorwürfe dulden müſſen, und während es in Rom hieß, er greife dem Papſte in ſein Amt, indem er ſich in die kirchlichen Angelegenheiten eigenmächtig einmiſche, wurde in Deutſchland ausgeſprengt, er wolle alle Lutheraner ausrotten. Dieß beſtätigt die Geſchichte nun ſo wenig, daß neuere Darſteller dagegen einen andern viel künſtlichern Vorwurf ausgeſonnen haben, nähmlich: er habe die Proteſtanten eigentlich heimlich begünſtigt, aber nur in der eigennützigen Abſicht, um dadurch den Papſt zu demüthigen. Dieſe Hypotheſe iſt daher entſprungen, weil dieſe Schriftſteller ſich zu wenig in Karls Geſinnung, und überhaupt in die Denkart damahliger Zeit haben ver-

ſetzen mögen; aus dem Geiſte unſrer Zeit, und ihrer eignen Denkart ſcheint es ihnen unbegreiflich, daß Karl als ein ſo kluger Monarch, für den ſie ihn doch halten, keinen andern Zweck gehabt haben ſollte, als den, welchen er wirklich hatte, daß er es nach ſeiner Denkart für die erſte und heiligſte ſeiner Pflichten, für den theuerſten ſeiner Wünſche, ja für den Zweck ſeines Lebens halten konnte, das Unglück einer Kirchentrennung zu verhüten. Der Vorwurf einer eigenmächtigen und gewaltthätigen Einmiſchung in Kirchenſachen, kann Karln nicht treffen. Zu tadeln war nur der erſte ſehr folgenreiche Schritt, Luthers Erſcheinung auf dem Reichstage, da deſſen eigenthümliche Meinungen vom Glauben, von der Gnade, und der Knechtſchaft des Willens keineswegs geeignet waren, an dieſem Orte von den verſammelten Fürſten und Churfürſten ausgemittelt zu werden; die Beſchwerden der deutſchen Nation gegen Rom, beſonders in Rückſicht des Geldes, welches häufig aus dem Lande ging, hätten, wie oft geſchehen war, auch ohne ihn ausgemittelt werden mögen. Nachdem die Proteſtanten aber keine Kirchenverſammlung, noch weniger Rom anerkennen, und ſich mit der geiſtlichen Gewalt in keine Art von Unterhandlung einlaſſen wollten, ſo blieb nichts anders übrig, als daß der Staat und des Staats Oberhaupt mit ihnen unterhandelte. Hätte Karl ſo ſehr geſtrebt, die Kirche und beſonders das Oberhaupt derſelben zu beſchränken, wie die neuern Schriftſteller es ſich ausgedacht haben, ſo würde er damit unſtreitig wohl in Spanien ſelbſt den Anfang gemacht haben, und man würde den damahligen Zuſtand von Spanien ſehr verkennen, wenn man glaubte, er hätte dieß wegen der Denkart der Nation nicht gedurft. Wie überhaupt die gegenſeitigen Gränzen der biſchöflichen und der päpſtlichen Gewalt oft ein Gegenſtand des Streits geweſen waren, ſo fehlte es auch den ſpaniſchen Biſchöfen, wie denen andrer Nationen, nicht an alten Beſchwerden, Anſprüchen und Streitigkeiten, die Karl zu ſolchen ehrgeizigen Abſichten hätte benutzen können, wenn er ſie gehabt hätte; um ſo mehr, da man aus allen damahligen ſpaniſchen Schriftſtellern erſieht, daß die beiden Päpſte, Clemens der Siebente, und Paul der Dritte, perſönlich bei der ſpaniſchen Nation äußerſt verhaßt

waren. Daß er die Protestanten begünstigt habe, kann nicht von Karln gesagt werden; nachgebend war er, so weit es seine Ueberzeugung litt, weil er nicht den Krieg mit ihnen, sondern den Frieden suchte, und immer von neuem die Hoffnung faßte, die Aussöhnung und Wiederherstellung sei noch möglich. Aus dieser Ueberzeugung entsprang die Langsamkeit seines Verfahrens. Er hoffte die Gährung der Gemüther würde von selbst, wo nicht aufhören, doch ruhiger werden; und wenn er übrigens den Augenblick, wo Deutschland von dem furchtbarsten türkischen Angriffe bedroht ward, nicht gerade dazu wählte, den Streit mit den Protestanten zur Entscheidung zu bringen, oder noch heftiger anzufachen, so kann er deswegen wohl nicht getadelt werden. Es war diese äußere Ruhe vor dem Ausbruche des deutschen Krieges nur ein täuschender Schein. Zu tief hatte schon die Spaltung in den Gemüthern Wurzel gefaßt. Gegen einen Karl, einen Melanchthon, gab es viele tausende, die in wilden Haß entflammt und gränzenlos erbittert waren, einzelne auch, die ehrgeizige Nebenzwecke im Auge hatten. Es trug sich in jener Zeit, wo die steigende Erbitterung schon den Bürgerkrieg voraussehen ließ, ein Ereigniß zu, das, wiewohl es nur Einzelne betraf, doch auf das ganze Zeitalter einen großen Eindruck machte. Von zwei spanischen Brüdern war der eine in Deutschland der neuen Lehre beigetreten; der andre hierüber in Unwillen, kam auch nach Deutschland, traf den Bruder; gegenseitige Erbitterung und Wuth führte bis zur Ermordung des einen durch den andern. So großen Eindruck machte dieser, obwohl einzelne Vorfall, daß kaum ein Schriftsteller jener Zeit gefunden wird, der ihn nicht mit Umständen erzählte, nicht mit einem eignen Schauder dieses Brudermords erwähnte. Es war wie ein unglückliches Vorgefühl von dem Fluche der Verblendung, der seit dem schrecklichen Zwiespalte des Glaubens auf der Menschheit ruhte, von allem dem Bruderblute, welches im Laufe von anderthalb Jahrhunderten in Frankreich und Spanien, in den Niederlanden, in England und Deutschland, auf Schlachtfeldern und Blutgerüsten vergossen werden sollte.

Mit einer unbeschreiblichen und ganz unermüdlichen Geduld,

arbeitete der Kaiſer in den letzten Jahren vor dem Ausbruche des Krieges, an dem Werke des Friedens und der Eintracht, unterſtützt von mehreren, durch Kenntniſſe, ſittliche Würde und Billigkeit am meiſten geachteten Gelehrten beider Partheien. Aber vergeblich; die entgegengeſetzten Verbindungen der proteſtantiſchen und der katholiſchen Fürſten, geriethen immer heftiger aneinander; immer mehr Thaten geſchahen, welche auch ohne Rückſicht auf den Glauben und auf die Kirche, kein Kaiſer, der es mehr als dem Nahmen nach ſein wollte, dulden durfte. In keiner andern Zeit hat Karl gleich wie in dieſer die ganze Stärke ſeines Charakters und ſeines Feldherrn-Talents entwickelt, als in dieſem ſchmalkaldiſchen Kriege. Ganz rettungslos ſchien ſeine Lage am Anfange desſelben, aber ſo wie ſein Zutrauen, man kann ſagen ſeine Heiterkeit mit der Gefahr ſelbſt ſtieg, wie er ſeine Krieger durch ſich, durch ſeine Liebe und herablaſſende Vertraulichkeit zu dem Unmöglichen zu begeiſtern wußte, ſo bemächtigte ſich eine unbegreifliche Verblendung und Verwirrung der Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes. Tapferkeit und Klugheit als Haupt der Seinigen hatte der Landgraf oft bewieſen; jetzt an dem entſcheidenden Tag der Gefahr täuſchte auch er das Zutrauen, das alle auf ihn allein geſetzt hatten. Es war Karls innigſtes Gefühl, als er nach der Schlacht bei Mühlberg, da die größte Gefahr, die ihn je bedroht hatte, unverhofft beſiegt war, mit Erinnerung an Cäſars berühmte Worte ſchrieb: Ich kam, ich ſah, und Gott ſiegte. Unglaublich war die Wirkung, die dieſer plötzliche unerwartete Umſchwung der Dinge in Deutſchland, wie außer Deutſchland hervorbrachte. In Deutſchland unterwarf ſich ihm alles, wie von einem wunderbaren Schrecken befallen, ohne Rückhalt und ohne Bedingung. Im übrigen Europa ſchien, daß er Deutſchland, welches man damahls noch für das erſte und mächtigſte aller Länder hielt, aus der gefährlichſten Lage, faſt ohne Hülfsmittel, als die ſein unerſchütterlicher Muth ihm gab, im Schlachtfelde, und auch geiſtig in Zeit von wenigen Monathen ganz beſiegt und bezwungen hatte, ſo groß, daß alle Nahmen des Ruhms auf ihn gehäuft, er dem Cäſar und Alexander an die Seite geſtellt wurde. Eine Geſandtſchaft des moskowitiſchen Zaars, des

Chans der Tartaren, wie ſchon der Kaiſer von Perſien ihm zu ſeiner Thronbeſteigung durch eine Geſandtſchaft Glück gewünſcht hatte, dienten ihm in den Augen der Menge um ſo mehr, als den erſten Monarchen Europa's zu verherrlichen. —

Er hätte im erſten Augenblick des Sieges in Deutſchland thun und gebiethen können, was er nur wollte, denn groß war ſein Anhang, und die Zahl ſeiner treuen Freunde und Diener, und ganz von Schrecken befallen die, welche ſeine Feinde geweſen waren. Es war die rechte Zeit, um die deutſche Verfaſſung aus dem Grunde zu ändern, wenn er das gewollt hätte; was er auch ohne Verletzung des Rechts thun konnte, denn welcher der kriegführenden Fürſten hatte nicht die Verfaſſung auf eine oder die andre Art zuerſt übertreten? Es war um ſo mehr alles alte Verhältniß aufgehoben, und ein ganz neuer Zuſtand der Dinge eingeleitet, da die kriegführenden Fürſten ihn gar nicht mehr als Kaiſer erkannt, ihn bloß Karln von Gent genannt hatten. Er bediente ſich ſeines Glücks und ſeines Siegs allein, um das Werk der Eintracht, an dem er ſo lange mit Eifer, aber mit unglücklichem Erfolg gearbeitet, nun deſto wirkſamer durchzuſetzen. Und mit welcher Billigkeit that er dieß! Daß es nicht gelingen konnte, weil er ſo weit über ſeine Zeitgenoſſen erhaben war, weil dieſe ſo weit entfernt waren von ſeiner großen milden Sinnesart, weil er mit dieſer Billigkeit in ſeinem Zeitalter ſo ganz einzeln und allein da ſtand, ſoll man ihm das zum Vorwurf machen? Mit ſorgfältiger Schonung hatte er es zu verhindern gewußt, daß der Krieg nicht eigentlich den Nahmen und den Charakter eines Religionskrieges erhielte. Und er war es auch nicht; nicht bloß weil ein proteſtantiſcher Fürſt es mit Karln hielt, andre proteſtantiſche wie katholiſche neutral blieben, ſondern ſelbſt die Art wie der Krieg geführt ward, welche Art freilich in der folgenden Zeit nicht mehr die nähmliche blieb, bewies es, daß er es nicht ſei. Jedes Große und Gute, wenn es auch dem äußern Scheine nach mißlingt, hat unausbleibliche und unvertilgbare Folgen. Daß in Deutſchland, nachdem die verſuchte Wiedervereinigung unmöglich ſchien, doch wenigſtens ein wahrer Frieden zwiſchen der katholiſchen und der

proteſtantiſchen Parthei ſogleich möglich war, daß er ein halbes Jahrhundert beſtehen konnte, während in Frankreich und England das Blut ſchon ſtromweiſe floß, wem anders verdankte dieß Deutſchland, als Karls unermüdlichen Friedensbeſtrebungen, wodurch nicht nur die Geſinnungen einiger wenigen Beſſern gemildert, ſondern auch die Formen eines ſolchen, den Menſchen noch ganz neuen Verhältniſſes und Glaubensfriedens mehr entwickelt wurden? Daß der Frieden nach einem halben Jahrhunderte dennoch brach, und der ſchrecklichſte Krieg ſich entflammte, darf nicht angeführt werden, um jene Wohlthat herabzuſetzen; wenn Karls Geiſt nur wirkſamer in Deutſchland geblieben wäre, wenn er nur mehr ähnliche Geſinnungen geweckt hätte, ſo wäre es nie zu einem dreißigjährigen Kriege gekommen. Nur einen großen Fehler der Staatskunſt beging er auch hier; daß er abermahls in einem Falle, wo nur die ganz entſchiedene Maaßregel, nur eines von den zwei entgegengeſetzten, vollkommne Strenge, oder unbedingte Milde, wirkſam zum Zwecke führen konnte, den Mittelweg einer ſich gegenſeitig bedingenden Gerechtigkeit und Schonung wählte. Dieß gilt von ſeinem Betragen gegen alle kriegführende Fürſten, am meiſten gegen den Churfürſten Johann Friedrich. Alba beſchwor ihn, wenn er, um den Vorwurf der Eroberungsſucht nicht auf ſich zu laden, ſeinen Bruder nicht mit Sachſen belehnen wolle, ſo ſolle er es zerſtückeln, die Städte zu freien Reichsſtädten erheben, die Länder unter die verſchiedenen kleinen Fürſten theilen; wenn er auch dieß nicht wolle, ſo ſolle er dann das Ganze ungetheilt dem Johann Friedrich wieder geben, der durch dieſe Großmuth vielleicht gewonnen werden könnte; nur Moritzen ſoll er es auf keinem Falle geben. Auch der treue Ferdinand war gegen Moritz; aber umſonſt, Karl hatte ſein Wort gegeben, er erfüllte es, und ward ſchrecklich getäuſcht. — Für den Churfürſten Johann Friedrich gewann Karl während ſeiner Gefangenſchaft ſelbſt Achtung, ja Freundſchaft. Er war anfangs auf ihn am meiſten erbittert, weil Johann Friedrich ſeinen Vereinigungsverſuchen immer unter allen den unbiegſamſten Widerſtand entgegengeſetzt hatte; auch in der

Gefangenſchaft wollte er, nachdem er für ſich und ſeine Nachkommen bedeutenden Ländern entſagt hatte, Karls Vereinigungsformel, das Interim, nicht unterſchreiben, weil er es gegen ſeinen Glauben und ſein Gewiſſen hielt; dagegen der Landgraf, wenn er auf dieſe Bedingung frei werden könnte, ſich gleich dazu bereit zeigte. Eben dieſe Unbiegſamkeit Johann Friedrichs war eine Folge, und ein Beweis, wo nicht eines umfaſſenden Verſtandes, doch eines biedern Herzens; und bei Karln mochte die Theilnahme für den rechtſchaffnen Fürſten wohl um ſo höher ſteigen, je mehr er ſich in ſeinem bisherigen Günſtlinge Moritz betrogen fühlte.

Als dieſer ſein Feldherr ſich gegen ihn wandte, ihn überfiel und zur Flucht nöthigte, da ſah Karl ein, daß ſeine Abſicht, die Kirchentrennung zu verhüten, unausführbar ſei; einen für dieſe Lage und die bleibende innere Trennung erträglichen Frieden zu ſchließen, wie überhaupt die deutſchen Angelegenheiten, überließ er von nun an ſeinem Bruder Ferdinand. Man würde irren, wenn man glaubte, er habe, weil er im erſten Augenblick der Ueberraſchung ohne Macht zum Widerſtande war, überhaupt keine Hülfsmittel mehr gehabt. In wenigen Monathen ſtand er durch die thätige Mitwirkung ſeiner Schweſter Maria, an der Spitze eines Heeres von mehr als fünfzig Tauſenden. Daß es ihm nicht ſchwer werden konnte, auch proteſtantiſche Fürſten auf ſeine Seite zu ziehen, ſieht man an dem Beiſpiele eines der unternehmendſten, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der in ſeine Dienſte trat. Immer war Karls Anhang noch ſehr groß in Deutſchland. Hätte er ſich nur an Moritz rächen, den Churfürſten Johann Friedrich wieder einſetzen, jenes große Heer in Deutſchland gebrauchen wollen, ſo würde er noch jetzt leicht die Oberhand gewonnen haben. Nur in Rückſicht des Glaubens hätte er nachgeben müſſen, ſo wäre ihm noch damahls ganz Deutſchland zugefallen. Aber das eben konnte und wollte er nicht, und ſeitdem er ſah, daß die erwünſchte Wiedervereinigung, an die er ſo viele Jahre der Anſtrengung verſchwendet hatte, bei dieſer herrſchenden Stimmung der Gemüther durchaus unausführbar ſei, ſo verlor

er alle Theilnahme an Deutſchland, und ſichtbar iſt an ihm ſeit dieſer Zeit eine entſchiedene Abneigung und Gleichgültigkeit gegen alle deutſchen Angelegenheiten.

Bei der Gefangenhaltung der beiden Fürſten Johann Friedrich und des Landgrafen, hatte Karl keinen andern Zweck, als den, dieſe beiden, wovon der eine durch ſeine unerſchütterliche Unbiegſamkeit, der andre durch ſeine unruhige Thätigkeit, der von Karln ſo ſehr gewünſchten Wiedervereinigung am meiſten im Wege ſtanden, ſo lange außer Einfluß zu ſetzen, bis die Wiedervereinigung durch ſich ſelbſt Feſtigkeit genug erlangt hätte. Bei dem Landgrafen hatte er ſich auch hierin ſo wenig verrechnet, daß derſelbe noch in der Gefangenſchaft erbötig war, das Interim anzunehmen, und als er wieder frei ward, gar nicht mehr derſelbe ſchien, die eigne Kraft, den Muth und alles Anſehen verloren hatte. Ueber die Gefangennehmung des Landgrafen hat man Karln unwürdige Vorwürfe gemacht, deren Ungrund jetzt völlig erwieſen iſt. Karl iſt hierin von allem Vorwurf ganz frei; die Unterhändler waren es, die dem Landgrafen mehr verſprochen haben, als Karl wußte und wollte. Tadel aber verdient Karls Verfahren von Seiten der Staatskunſt vielleicht, hier wie in mehreren andern Fällen, daß er in einem Zeitalter gewaltſamer Umwälzung und allgemeiner Spaltung nicht immer die entſchiedenſten Maaßregeln ergriff, zu oft den gemäßigten Mittelweg einſchlug. Im Ganzen jedoch mißlang die von Karln beabſichtigte Wiedervereinigung nicht wegen einer einzelnen falſchen Maaßregel, ſondern weil die Spaltung, die Gährung und Erbitterung der Gemüther zu allgemein war.

Moritz hatte ſich zum Retter der deutſchen Freiheit aufgeworfen, aber die Stimme des Volks war nicht für ihn. Das war auch nicht wohl möglich; ein doppeltes Betragen wird nie von der öffentlichen Stimme verziehen. In eben dem Sinne wie Moritz, nannte ſich der franzöſiſche König einen Beſchützer der deutſchen Freiheit, indem er einige wichtige Städte des Reichs an ſich riß, die ihm Moritz, als ob das Reich ſchon ſein wäre, in dem Bündniß mit ihm abgetreten hatte. Gegen dieſen Eingriff wandte nun

Karl ſein Kriegsheer, zum letztenmahle die Waffen führend für die Ehre und Unverletzlichkeit des Reichs und für die Sicherung ſeiner Niederlande. Er war auch hier nicht glücklich, und konnte Metz nicht wieder gewinnen. Doch erlebte er noch in ſeiner Einſamkeit den großen Sieg bei St. Quentin unter ſeinem Nachfolger; welcher Sieg von dieſer Seite gegen Frankreich volle Sicherheit, ja mehr als das zu gewähren ſchien.

Den Wunſch, welchen Karl ſchon lange gehegt hatte, ſein Leben in ruhiger Einſamkeit, und ſtiller Beſchäftigung mit ſeinem Innern zu beſchließen, führte er jetzt aus. Sein ganzes Leben war ein ununterbrochener Kampf geweſen; ſeine Herrſchaft hatte er von Anfang an als einen Beruf, eine große Pflicht und Bürde betrachtet, und gefühlt; ein Menſchenalter hindurch, hatte er die Laſt auf ſeinen Schultern getragen, das im Sturm der Zeit gewaltſam ſchwankende Europa mit feſtem Steuer gehalten. Er war ſo wenig ohne Gefühl, daß man eher einen Hang zur Schwermuth in ihm finden könnte; der große Eindruck, welchen der Tod ſeiner Mutter, die nach langem ſtillen Wahnſinn kurz vor ſeinem Ende ſtarb, auf ihn machte, iſt in dieſer Hinſicht bedeutend. Und doch hat auch dieſer Entſchluß, ſich in die Ruhe zurückzuziehen, zu den ſeltſamſten Auslegungen Anlaß geben müſſen; ein Entſchluß, von dem es bekannt iſt, daß er ihn ſchon ſehr frühe, auf dem Gipfel des Glücks, und in der Fülle der männlichen Kräfte gefaßt, und mehrmals geäußert hatte. Obwohl aber von ernſtem tiefen Gefühl in ſeinem Innern, war er im Aeußern heiter, geiſtvoll im geſellſchaftlichen Geſpräch, und für Freundſchaft äußerſt empfänglich. Viele und rührende Beweiſe ſind vorhanden, von dieſer gefühlvollen Anhänglichkeit an ſeine Geſchwiſter, beſonders die beiden Königinen Eleonora und Marie, die ihn bei ſeinem Abſchiede von der Welt nach Spanien begleiteten, überhaupt aber an alle, die ihm nahe waren, und einem ſolchen Gefühle nur irgend entſprechen konnten. Freundſchaftlich war ſein Verhältniß gegen ſeine großen Diener im Felde wie im Staate, herablaſſend war er gegen alle, und nicht zu zählen ſind die treffenden Antworten, die geiſtvollen Züge und bedeu-

tenden Ausſprüche, die ſein Zeitalter von ihm aufbewahrt hat. Wenn in einem ſolchen Fall einem großen Manne vielleicht auch manches nicht genau nacherzählt wird, ſo würde, wenn man nur die beſten und zuverläſſigſten Züge wählen wollte, ſich leicht ein Buch davon ſammeln laſſen, das in ſeiner Art zu den lehrreichſten gehörte.

So trat der Mann wieder aus der Welt zurück, der als König von Spanien ohne Vergleich der erſte und beſte war, von allen die vor ihm und nach ihm geweſen ſind, der Spanien zu dem gemacht hat, was es zwei Jahrhunderte hindurch war; der als Kaiſer den edelſten Zwecken in unermüdetem Kampfe nachgeſtrebt hatte; der Mann, welcher Europa und ſein Zeitalter, alle ſchwer zu löſende Verwirrungen, alle furchtbar drohende Schickſale desſelben in ſeiner Bruſt und ſeinem Geiſte umfaßte, trug und überſchaute. Bei ſeinem Tode wetteiferten die chriſtlichen Staaten in Trauerfeſten von beiſpielloſer Pracht, ſeinen Nahmen und ſeine Größe zu verherrlichen; ſelbſt in der Hauptſtadt des türkiſchen Reichs ehrte ein edler Feind durch eine öffentliche Todtenfeier das Andenken des großen Monarchen, der die Welt verlaſſen hatte. Europa ſchien es zu fühlen, daß der Held und Kämpfer des Zeitalters nicht mehr war, welches, nachdem auch dieſe letzte Kraft der Einheit verſchwunden war, einem Jahrhunderte von Krieg und Zerrüttung um ſo gewiſſer entgegen ging.

# Fünfzehnte und ſechzehnte Vorleſung.

Das Zeitalter, dem Europa nach Karls Tode entgegenging, war wohl geeignet, den, welcher es im Geiſte vorausſah, mit Schwermuth zu erfüllen. Lange bürgerliche Kriege waren die erſte und nothwendigſte Folge der Kirchentrennung. Sie zerrütteten Deutſchland, die Schweiz, Frankreich, die ſpaniſche Monarchie, und England, von dem Bauernkriege an zu rechnen bis auf die Verfolgung der Proteſtanten unter Ludwig dem Vierzehnten, während voller anderthalb Jahrhunderte, bis endlich zuerſt in Holland, dann ſeit der Königin Anna in England und Kaiſer Joſeph dem Erſten neue mildere Grundſätze in Europa herrſchend wurden. Nicht lange nachdem in Deutſchland durch Karl den Fünften und ſeinen Bruder Ferdinand, der erſte Religionsfrieden gegründet worden, brachen die innern Kriege in Frankreich und in den Niederlanden aus. Kaum war für Frankreich mit Heinrich dem Vierten ein ſchöneres Zeitalter angebrochen, und Hollands Freiheit nach langem Kampfe anerkannt, als in Deutſchland von neuem der lang zurückgehaltene Krieg mit verdoppelter Wuth ausbrach; als endlich nach dreißig Jahren der Zerrüttung und des Blutvergießens hier der Bund des Friedens eben unterzeichnet ward, mußte in England nach vielen andern grauſamen Hinrichtungen, der unglückliche König Karl ſelbſt das Blutgerüſt beſtei-

gen; und als ſchon in England aus dem Kampfe der ſtreitenden Elemente eine neue Form geſetzlicher Freiheit hervorzugehen begann, erging noch unter Ludwig dem Vierzehnten in Frankreich eine allgemeine Verfolgung gegen die Proteſtanten; nicht minder grauſam und ungerecht als alles, was Philipp den Zweiten bei der Nachwelt in den Ruf eines Tyrannen gebracht hat. Es waren jene Bürgerkriege eine unvermeidliche Folge der Kirchentrennung, nicht nur wegen der innigen Verknüpfung des Staates und der Kirche, ſondern auch weil die neue Lehre meiſtens nicht bloß im Glauben, ſondern auch in Beziehung auf den Staat eine eigne und neue Lehre und Parthei war. Zwar die erſten politiſchen Schwärmereien der Wiedertäufer in Deutſchland waren ſogleich allgemein von beiden Seiten verabſcheut, vertilgt und wieder vergeſſen worden. Eben daher hatte auch der Religions-Zwieſpalt in Deutſchland, in dem Zeitraume von Karl dem Fünften bis zum dreißigjährigen Kriege, weniger als in allen andern Ländern eine politiſche Richtung, in Frankreich aber war bei Calvins Anhängern, nicht in zügelloſen Schwärmereien wie bei jenem erſten Ausbruche der deutſchen Unruhen, ſondern in den durchdachteſten, und eben darum dauernder wirkenden Grundſätzen, dieſe politiſche Richtung ſehr ſichtbar; noch mehr bei den Puritanern in England. Dazu kam die Gelegenheit, die ſich einer unſittlichen Politik in dem vorhandenen Gährungsſtoffe von ſelbſt darbot, ſich der bürgerlichen Unruhen als eines Werkzeuges zu herrſchſüchtigen Abſichten zu bedienen. Die franzöſiſche Regierung hatte zuerſt angefangen, es als den Beweis einer vorurtheilsfreien Staatskunſt anzuſehen, wenn man die Proteſtanten in Paris folterte und hinrichten laſſe, in Deutſchland aber ſie unterſtütze. Aber auch ohne dieſen vortrefflichen Grundſatz eines neuen an die Stelle des alten ſich bildenden Völkerrechts, der bei den andern Nationen noch keine Nachfolge fand, brachte der natürliche und unvermeidliche Zuſammenhang jeder Glaubens-Parthei in den verſchiedenen Ländern allgemeine und vielfache Verletzungen der Gerechtigkeit mit ſich. Wenn die Königin Eliſabeth die Hugenotten in Frankreich unterſtützte, ſo war es auch nicht zu ver-

wundern, wenn die Freunde und Glaubensgenoſſen der unglücklichen Maria der Ankunft einer ſpaniſchen Flotte mit Sehnſucht entgegen ſahen. Eine ſolche Verknüpfung der Dinge mußte das gegenſeitige Verhältniß der Staaten nicht nur, ſondern auch der Regenten und des Volks im Staate im höchſten Maaße verſchlechtern, vergiften und unſittlich machen.

Mehr noch als ſelbſt die Bürgerkriege und das viele vergoſſene Blut, war der Verluſt und die allgemeine Beſchränkung ſowohl der bürgerlichen, als auch der Denkfreiheit zu beklagen, welche die Kirchenſpaltung zur nächſten Folge hatte. An jene umfaſſende und tiefe Geiſtesbildung, an jene wahrhafte und große Denkfreiheit die unter Lorenzo und Leo in Italien, unter Maximilian in Deutſchland geherrſcht hatte, und von da ihren wohlthätigen Einfluß über ganz Europa erſtreckte, war nun gar nicht mehr zu denken. Es mußte vor allem nur der Staat und ſein Daſein gerettet und geſichert werden, mochte auch noch ſo viel zu Grunde gehen, mochte es auch noch ſo große und blutige, oder für den Geiſt ſchmerzliche und der Bildung nachtheilige Opfer erheiſchen. Dieß war nicht bloß in der alten Kirche, ſondern eben ſo ſehr auch in dem Gebiethe der neuen Lehre der Fall. Es war in dem proteſtantiſchen Deutſchland nicht minder gefährlich von dem Augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſe abzuweichen, als es in dem katholiſchen Europa geweſen wäre, die tridentiniſche Kirchenverſammlung anzugreifen. Wurde doch ſelbſt in Sachſen, dem Vaterlande der Reformation, im Jahre 1574 ein Gelehrter wegen des ſogenannten Krypto-Calvinismus, der Beſchuldigung, ein heimlicher Anhänger von Calvins Parthei zu ſein, in peinliche Unterſuchung gezogen, ein angeſehener Staatsmann und Kanzler im Jahre 1601 aus der gleichen Urſache öffentlich enthauptet. Nicht bloß die Denkfreiheit, ſondern auch die bürgerliche hat in vielen Staaten Europa's durch die Kirchentrennung ſehr gelitten, beſonders in Deutſchland, wo der Bauernaufſtand, und die Gährung des Adels, die Veranlaſſung, die durch die eingezogenen geiſtlichen Güter und durch Verbündung vermehrte Gewalt der Fürſten die Urſache zu vielen Beſchränkungen der ehemahligen

Freiheit enthielten. In der ſpaniſchen Monarchie mußten die großen Volksaufſtände, je weniger die Regierung ſie überall zu beſiegen im Stande war, bei gereizter Erbitterung das Syſtem derſelben immer mißtrauiſcher und härter machen. Es iſt wahr, daß eben die ſteigende Beſchränkung gewaltſame Gegenwirkungen und dadurch Freiheit und republikaniſchen Geiſt veranlaßte; wahr, daß in einigen Staaten der Kampf der gährenden Elemente endlich in ein Gleichgewicht ſich ſetzte, welches wenigſtens eine Zeit lang blieb, wie dieß nebſt Holland am meiſten in England der Fall geweſen iſt, durch eine kunſtreiche Verknüpfung der alten Formen mit dem neuen Geiſte; ſo wie in Oeſterreich durch die mit der Aufrechthaltung des alten Syſtems verbundene Nachgiebigkeit gegen das neue. Im Ganzen der europäiſchen Geſchichte, wovon ſelbſt England nicht immer eine Ausnahme macht, blieb es in der Verfaſſung wie in der Geiſtes-Entwicklung bei eben dieſem Wechſel eines ſtarken Drucks und eben ſo gewaltſamer Ausbrüche der Freiheit. Kann aber der beſtändige Uebergang von einem Aeußerſten zum andern, der beſtändige Umſchwung und Wechſel von Despotismus und völliger Geſetzloſigkeit, der Haß gegen alle Philoſophie auf der einen, Verachtung der Religion auf der andern Seite in der Verfaſſung wie in der Denkart ſo ſicher zu einer wahrhaft geordneten und dauernden Freiheit und Bildung führen, als die gleichförmige innere Entwicklung der frühern Zeit? Zu dieſer war in dem Zeitalter vor der Reformation für den Geiſt und die Bildung ſchon die herrlichſte Anlage, für die europäiſchen Staaten aber wenigſtens die Möglichkeit eines glücklichen und rechtlichen Verhältniſſes vorhanden geweſen.

Der Charakter der neuern Nationen und Staaten in den letzten Jahrhunderten wird, wo nicht ausſchließend, doch vorzüglich beſtimmt durch die Form, welche die Reformation bei einer jeden angenommen, den Einfluß, welchen dieſe auf ſie hatte. Am glücklichſten war unter den wichtigſten Ländern Europa's in dem erſten Jahrhunderte nach der Reformation unſtreitig Italien, eben weil es außer der entfernten und mittelbaren Einwir-

kung der allgemeinen Veränderung von jenem Einfluß frei, von bürgerlichen Religionskriegen verschont blieb. Die öffentliche Ruhe erheischte hier kein andres Opfer, als etwa nur die Verfolgung oder Verbannung eines oder des andern Gelehrten, dessen Denkart und Lehre jetzt für die öffentliche Sicherheit gefährlich schien, da er zu andern Zeiten vielleicht den Ruhm Italiens vermehrt und verschönert haben würde. Es hatte Italien damahls nebst Spanien, weil auch da Einheit im Ganzen war, allein eine wahre Nationalbildung des Geistes, und eine diese darstellende Literatur. Weil aber die Philosophie aus Furcht vor dem Mißbrauche und den Neuerungen davon ausgeschlossen, oder auf eine todte kraftlose Form herabgesetzt, weil diese ganze Geistesbildung zu sehr nur auf die Fantasie beschränkt war, so trug diese in den Künsten, in der Poesie und Literatur so glänzende italienische und spanische Geistesbildung den Keim der innern Ermattung und Erschlaffung in sich; denn nur aus der harmonischen Entwicklung aller Kräfte kann wahre Bildung dauernd hervorgehen. In England und Deutschland gingen durch Erinnerung anderer Zeiten und alter Sagen auch in diesem Jahrhunderte noch manche einzelne Blumen nordischer Dichtkunst aus dem vaterländischen Boden hervor; zu einem fortgehenden Ganzen von Geisteswerken und Geistesbildung, zu einer Literatur wie in Spanien und Italien, konnte es nicht kommen. Der Sturm der Bürgerkriege riß alles, wie es aufgeblüht war, wieder in Vergessenheit dahin, und selbst die Sprache verwilderte in Deutschland, als auf ein volles Jahrhundert von Glaubensstreitigkeiten, die immer mit Erbitterung, oft mit Rohheit, meistens mit falscher Spitzfindigkeit, selten mit Geist und Tiefsinn geführt wurden, ein verwüstender allgemeiner Krieg folgte, dessen Ende viele als Männer und Greise erlebten, die seinen Anfang als Kinder und Jünglinge gesehen hatten. Auch in Frankreich war damahls alle Theilnahme und Kraft auf die bürgerlichen Unruhen und das Spiel der Partheien ausschließend gerichtet; erst als Richelieu die Einheit wieder hergestellt hatte, sollte die französische Geistesbildung ihr Zeitalter beginnen, die er anfangs auch nur zu politischen Zwecken hervor-

zurufen bemüht war. Nächſt Italien war in der letzten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts der Zuſtand von Deutſchland vom Religionsfrieden, bis da der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges herannahte, verhältnißmäßig noch am glücklichſten. Zwar war es ein falſcher Frieden, der den Zwieſpalt nicht aus dem Grunde hob, ja nicht einmahl die Gränzen der feindlichen Parthei ganz unzweifelhaft feſt ſetzte; aber auch ſo war es eine Wohlthat, verglichen mit den Gräueln ſelbiger Zeit in England und in Frankreich. Dieſen Vorzug, daß es zuerſt einen Religionsfrieden hatte, verdankte Deutſchland zunächſt den Vereinigungsverſuchen Karls des Fünften, und den dadurch wo nicht gemilderten Geſinnungen, doch hier früher entwickelten Eintrachtsformen und Bedingungen. Den obwohl im innern Weſen kraftloſen und ſchwankenden Frieden ſo lang in Dauer zu erhalten, dazu trug es weſentlich bei, daß beide Partheien in Deutſchland, wo nicht völlig gleich, doch beide groß und mächtig genug waren, um einander fürchten und ſchonen zu müſſen; nächſtdem das friedliebende nachgiebige Syſtem der erſten öſterreichiſchen Kaiſer aus der deutſchen Linie nach Karl dem Fünften; und der ſeit den Gräueln des Bauernkrieges und der Wiedertäufer zum Grundſatze gewordene Abſcheu der deutſchen Lutheraner vor allen bürgerlichen Unruhen, vor unrechtlichen Eingriffen oder gewaltſamer Umwälzung der alten Verfaſſung. Calvins Anhänger hingegen, deren Grundſätze und Geiſt überall und vom Anfange an mehr auch auf den Staat, auf bürgerliche Verhältniſſe und Veränderungen gerichtet waren, konnten, da ſie in den Religionsfrieden nicht eingeſchloſſen, von den Lutheranern ſelbſt verabſcheut waren, nur kaum und allmählig geduldet wurden, erſt ſpät in Deutſchland zu einigem Einfluſſe gelangen. Ganz anders in Frankreich und England, wo die Partheien nicht ungefähr gleich, wie in Deutſchland, ſondern in beiden Ländern, in Frankreich die katholiſche, in England die proteſtantiſche Parthei die herrſchende, und überwiegend genug waren, um die geringere oft nach Willkühr bedrücken zu können. Verſchwörungen waren in beiden Ländern an der Tagesordnung. In England erregen die Hinrichtungen würdiger und unſchuldiger Ver-

ſonen, von Thomas Morus bis auf die unglückliche Maria von Schottland, ſelbſt durch die gerichtliche Form der Grauſamkeit noch größern Unwillen, ſo wie der gewaltſame Wechſel der Grundſätze und des Glaubens, der nach der jedesmahligen Denkart despotiſcher Herrſcher blutig durchgeſetzt werden ſollte. In Frankreich iſt das Spiel der Partheien am Hofe unter den letzten Valois und überhaupt der verworfenſten Intrigue mit dem Heiligthume des Glaubens, mit der Wohlfahrt und dem Blute des Volks vorzüglich empörend. Von wie ſtarker und zerſtörender Natur der neue Gährungsſtoff ſei, der jetzt in die Welt gekommen war, zeigte ſich beſonders in England. Faſt noch heftiger und blutiger als der allgemeine Haß der Anhänger des alten und des neuen Glaubens, war der Haß der beiden Partheien, in welchen ſich der neue Glaube hier getheilt hatte, der Haß der biſchöflichen Proteſtanten und der Puritaner. In dieſer Beziehung war England Deutſchland am ähnlichſten; nur daß ſich in England ganz entwickelte, wozu in Deutſchland nur erſt der Keim vorhanden war. Wäre in Deutſchland die katholiſche Parthei ganz verdrängt worden, hätten die Reformirten etwas mehr Ausbreitung gewinnen können, ſo würde es wahrſcheinlich, nach der gegenſeitigen Geſinnung und Erbitterung zu ſchließen, auch in Deutſchland zu einem bürgerlichen Kriege zwiſchen den Anhängern Luthers und Calvins gekommen ſein.

In der ſpaniſchen Monarchie zeigte ſich die Kraft der neuen Lehre, und die Reaction der Freiheit in der gefährlichen Form großer Volksaufſtände. Holland erkämpfte die Freiheit, die Moriſken im ſüdlichen Spanien unterlagen und wurden ausgerottet. Wie ſehr eine despotiſche Regierung, die einen Volksaufſtand veranlaßt, durch eben dieſen in ihrer Strenge noch verhärtet wird, das beweiſt ein dritter, bloß politiſcher großer Volksaufſtand unter Philipp dem Zweiten in Arragonien. Eine andre Folge der Reformation war, daß die europäiſchen Staaten und Nationen ſich mehr vereinzelten, daß das allgemeine Band, welches ſie vorher verknüpft und umſchlungen hatte, loſer ward, oder gar verſchwand. Deutſchland war von ſeiner alten Größe beträchtlich herabgeſun-

ken, meiſtens auf ſich beſchränkt. England und Frankreich waren ganz nur in ſich und mit ihren innern Bürgerkriegen beſchäftigt. Nur Spanien behauptete fortdauernd die Oberherrſchaft über Italien, nebſt Portugall den faſt vollkommenen Alleinbeſitz des Welthandels und der neuentdeckten Länder, zu Zeiten ein fühlbares Uebergewicht über Frankreich und England, eine Art von vorherrſchendem Einfluſſe in dem ganzen weſtlichen Europa, bis die heller Sehenden bemerkten, daß die ſpaniſche Größe, deren Ruhm und Glanz von Karl dem Fünften her immer noch über ganz Europa ſich verbreitete, nicht mehr das ſei, was ſie geweſen war, und wofür ſie von der Menge noch gehalten ward, daß die große Monarchie unverkennbar und unaufhaltſam im Sinken ſei.

Ehe wir die Geſchichte Philipps des Zweiten, dieſes ſeinem Vater ſo wenig ähnlichen Nachfolgers des großen Karl, die fernern Schickſale ſowohl des ſpaniſchen, als die Grundſätze des deutſchen öſterreichiſchen Hauſes betrachten, iſt es nöthig, noch einiges zu erwähnen von Karls Abſichten und Grundſätzen für ſein Haus und ſeine Nachkommen, für die öſterreichiſche Dynaſtie in Spanien wie in Deutſchland. Einer ſeiner letzten Plane war bekanntlich der, daß Philipp römiſcher König werden ſollte. Keine von Karls Maaßregeln ſcheint ſo ſehr dem Tadel ausgeſetzt als dieſe, wenn man nicht nach der Abſicht, ſondern nach dem Erfolge urtheilt, und von Karln verlangt, daß er den Charakter ſeines Sohnes ganz ſo vorausgeſehen haben ſollte, wie wir ihn beurtheilen, nachdem ſich dieſer Charakter in einer zwei und vierzigjährigen Regierung der Nachwelt entfaltet, auch während dieſer langen Zeit immer mehr verhärtet und verſchlimmert hat. Zwar ſcheint der bloße Gedanke, was aus Europa geworden ſein würde, wenn Philipps des Zweiten Gemahlin, Maria von England länger gelebt hätte, ihre Ehe fruchtbar geweſen, er im langen Beſitze der Mitregentſchaft wirklicher Beherrſcher von England, und als König von Spanien, von Neapel, Herr der neuen Welt, nun auch noch deutſcher Kaiſer geworden wäre. Aber nur aus ſeinem perſönlichen Charakter würde die Gefahr hervorgegangen ſein, nicht aus der Vereinigung dieſer Reiche, welche

vielmehr durch ihre nicht zu ändernde Verschiedenheit und Entfernung sich eine sichere gegenseitige Gewährleistung ihrer Freiheit gegeben haben würden. In Italien konnte Philipp auch so, obwohl durch keine äußere Macht gehindert, nicht Despot sein; noch weniger würde er es in England haben sein können, wenn er auch bei längern Leben Maria's, bei der damahligen Stärke der katholischen Parthei sich behauptet, ja die Gemüther für sich zu gewinnen gewußt hätte. In Spanien würde er ganz ohne Zweifel weit weniger unumschränkt gewesen sein, als er es wirklich war, wenn er zugleich deutscher Kaiser gewesen wäre. Am wenigsten hätte er in Deutschland je unumschränkt werden mögen; gerade hier hätte er nachgiebigere Grundsätze annehmen müssen, oder wenn er unbiegsam streng geblieben wäre, würde der einzige Erfolg der gewesen sein, daß der Krieg, der späterhin doch ausbrach, schon früher sich entflammt hätte, und vielleicht ein halbes Jahrhundert früher durch einen westphälischen Frieden beschlossen worden wäre. Eine gänzliche Unterdrückung der einen Parthei war hier nicht zu besorgen, dazu waren beide zu stark. Ganz anders als die Vereinigung so verschiedener Reiche, und weit Gefahr drohender wird die Wirkung da sein, wo ein großer Staat in sich abgeschlossen und in seinen Gränzen abgerundet, von Nachbarn umgeben wird, deren jedem er einzeln genommen an Stärke überlegen ist. Denn hier werden die Gelegenheiten zur regelmäßigen Erweiterung in der Folge der Zeit nie fehlen, die Erweiterung eines solchen Staats aber nicht nach dem bündischen Grundsatze einer bloßen Verknüpfung geschehen, sondern mit Einverleibung in das Hauptland, Verschmelzung in die allgemeine Masse, mit deren Ausdehnung nothwendig auch die Allgewalt im Innern immer höher steigen, immer unbeschränkter werden muß. Wie dem aber auch sei, und wie viel glücklicher und erwünschter für Deutschland auch die milden Regierungsgrundsätze der ersten österreichischen Kaiser aus der Deutschen Linie waren, als jenes Ereigniß gewesen sein würde; in Karls Absicht lag so wenig der Gedanke, alle Kronen auf ein Haupt zusammen zu häufen, oder gar alle Staaten und Nationen in einen Staat und eine

Nation zu verſchmelzen, daß wir gewiß ſein dürfen, wenn er einen zweiten rechtmäßigen Sohn gehabt hätte, ſo würde er wahrſcheinlich eine der Kronen abgeſondert, ihm Neapel oder die Niederlande zum Erbe gegeben haben. Dieß geht auch aus ſeinem brüderlichen Verhältniſſe mit Ferdinand hervor. Nicht Mißtrauen gegen dieſen, oder Abneigung war es, was bei Karln jenen Gedanken erzeugte, ſondern einzig und allein die natürliche Betrachtung, wie ſchwer, ja unmöglich es Ferdinanden ſein würde, bei der mäßigen Macht, die er übrigens beſaß, die kaiſerlichen Rechte und Pflichten mit Nachdruck zu behaupten und mit Wirkſamkeit zu erfüllen. Den beſten Aufſchluß über die Abſicht, welche dabei zum Grunde lag, kann uns die Form des Plans geben, in welcher die beiden Brüder zuletzt über denſelben einſtimmig geworden zu ſein ſcheinen. Philipp ſollte römiſcher König werden, und dann Ferdinanden in der Kaiſerwürde folgen; Maximilian aber, Ferdinands Sohn, wieder als römiſcher König Philippen zur Seite ſtehen, wie ſein Vater Karls Stelle ſo oft in Deutſchland vertreten hatte. Der allgemeine Widerſtand, welchen dieſer Plan in Deutſchland erregte, war natürlich in Rückſicht auf Philipps ſchon damahls nicht beliebten Charakter; weniger gegründet war der Vorwurf, man wolle die Kaiſerwürde erblich machen. Es war in den kraftvollſten Zeiten der deutſchen Verfaſſung, unter den ſächſiſchen, fränkiſchen, ſchwäbiſchen Kaiſern Herkommen geweſen, nicht ohne große Urſache von dem Herrſcherhauſe abzugehen, wohl aber die Freiheit der Wahl, in dem Vorzuge einer Perſon vor der andern in demſelben Hauſe und Geſchlechte zu behaupten. Es fühlten die deutſchen Fürſten nachher ſelbſt, ſogar während ſie zum Theile uneinig, ja im Kriege mit dem öſterreichiſchen Hauſe waren, daß bei dieſem Hauſe zu bleiben, eine Art von Erblichkeit nicht zwar als Grundſatz, aber doch durch die That einzuführen, das einzige Mittel ſei, der ſo ſchwer geſchwächten Kaiſerwürde noch einige Kraft zu erhalten; was für die Erhaltung der innern Ordnung ſowohl, als für die Vertheidigung gegen die Türken alle wünſchten und als wünſchenswerth anerkennen mußten. — Nach Karls Meinung ſollte wohl nicht bloß die Kaiſerwürde beiden Linien

ſeines Hauſes gemeinſchaftlich, ſondern es ſollten überhaupt dieſe beiden Linien innigſt verbunden ſein, das geſammte öſterreichiſche Haus eine Familie, und die verſchiedenen öſterreichiſchen Nationen und Staaten eine einzige verbündete Macht bilden, wie auch er und Ferdinand, obwohl ſehr entfernte Länder beherrſchend, im Kriege wie im Frieden zuſammen doch nur eine Macht, einen öſterreichiſchen Bundesſtaat ausgemacht und gebildet hatten. Mehrere andere ſolcher Anſtalten verrathen dieſen ſeinen Gedanken, und den Wunſch einer allgemeinen öſterreichiſchen Familien-Einheit, und engen Verknüpfung der beiden Linien. Maximilian, mit Philipps Schweſter vermählt, ward von ihm während ſeiner letzten Abweſenheit zum Statthalter in Spanien angeordnet, wobei er ſich die allgemeine Liebe der ſpaniſchen Nation zu erwerben wußte. Von eben dieſem Maximilian und ſeiner Gemahlin, ließ der Kaiſer ſeinen geliebten Enkel, den unglücklichen Karlos erziehen. Karls Geiſt, ſeine Geſinnung hätte erblich bleiben müſſen in ſeinem Hauſe, um jene Einheit wirklich zu erhalten. Aber ſo wenig als es dem guten Kaiſer in Deutſchland gelungen war, die in Haß entbrannten und verwilderten Gemüther zur Eintracht zurück zu führen, und wieder zu vereinigen, eben ſo wenig gelang es ihm, jene gewünſchte Verbindung und Einheit bei ſeinen Nachkommen zu erhalten, ja die Mittel ſelbſt, die er gewählt hatte, um beide Linien zu verknüpfen, wurden durch den gehäſſigen Charakter Philipps gerade die Veranlaſſung der noch größern Entfernung, welche nach Karls Tode zwiſchen beiden Linien eintrat, und erſt ſpäter wieder ausgeglichen ward. Philipps in Vorſchlag gebrachte, aber nicht durchgeſetzte Königswahl in Deutſchland, hat, wo nicht einige Erkaltung zwiſchen beiden Brüdern ſelbſt verurſacht, doch gewiß eine entſchiedene Entfernung und Abneigung zwiſchen Ferdinand und Philipp erweckt. Daß Maximilian als Statthalter in Spanien die Liebe der Nation ſo ganz gewonnen hatte, konnte bei der übrigen großen Verſchiedenheit ihrer Denkart, und bei Philipps Gemüthsart die Abneigung zwiſchen ihm und jenem leicht noch vermehrt haben. Und gewiß waren die freieren Grundſätze, welche der junge Karlos in der

Erziehung Maximilians eingesogen hatte, bei dem ungebändigten und aufbrausenden Charakter des Jünglings, und bei dem argwöhnischen hassenden Gemüthe des Vaters, die erste Veranlassung von der Zwietracht zwischen dem Vater und dem Sohne, und von Karlos unglücklichem Schicksale.

So unveränderlich die Weltgeschichte ihr Urtheil über Philipp den Zweiten ausgesprochen hat, so darf man doch in der Auffassung seines Charakters nicht vergessen, daß er, wie der römische Tiberius, welchem er in der argwöhnischen und hassenden Gemüthsart ähnlich scheinen kann, dennoch neben dieser auch große Eigenschaften besaß: tiefen Verstand, Kraft und Thätigkeit in vollem Maaße. Auch war er keinesweges von Anfang schon ganz so, wie er erst allmählig geworden ist, und sich immer mehr verhärtet hat. Das ist das Schlimmste bei einer strengen, argwöhnischen, hassenden Gemüthsart, daß dieses Uebel mit der Zeit immer tiefer wurzelt. Der Anfang zu Philipps despotischen Grundsätzen war wohl die Ueberzeugung, daß er, bei dem allgemeinen Tadel, welcher über die zu große Nachgiebigkeit und Milde Karls, besonders in Rücksicht des Glaubens erging, den Fehler zu verbessern meinte, wenn er, wie oft geschieht, zu dem andern Entgegengesetzten der äußersten Strenge überging. In vielen Fällen und Lagen sind die ganz entschlossenen und äußersten Maaßregeln die einzigen, die helfen und retten können; aber gefährlich ist es, sie zu ergreifen, denn es liegt eine Kraft in ihnen, die oft der Hand Meister wird, welche sie lenken will. Diese äußersten und entschlossenen Mittel und Schritte, welche in der Ausführung so leicht grausam werden, mögen sie nun von den Grundsätzen der Einheit und Herrschaft, oder von dem Gedanken der Freiheit ausgehen, haben das Eigene, daß sie nicht zurückgenommen werden können, daß die einmahl aufgeregte und in Wirksamkeit gesetzte Grausamkeit wie eine selbstständige Kraft alsdann ihren Gang für sich fortwälzt, und es von dem Tyrannen selbst endlich gar nicht mehr abhängt, ob er ferner ein Tyrann sein will, oder nicht, sondern er wie von einem eisernen Schicksale, von jener unsichtbaren Kraft mit fortgerissen wird.

Die erſte Zeit der Regierung Philipps des Zweiten war glänzend; der Krieg gegen Frankreich, zu welchem dieſes ſelbſt von Rom, aus Haß gegen Karls Nachgiebigkeit und vermeinte Einmiſchung in Glaubensſachen angereizt worden war, dieſer Krieg war ruhmvoll und ſiegreich wie nur je einer geweſen war. Die türkiſche Seemacht ward gebrochen zu einer Zeit, da ſich die Folgen des niederländiſchen Aufſtandes noch nicht ahnen ließen. Zwei große Eigenſchaften hatte Philipp von ſeinem Vater ererbt: die Würde und Hoheit des äußern Anſtandes, und dann die Kunſt große Männer um ſich zu verſammeln, ſie zu erkennen, zu ehren und zu gebrauchen. Groß war noch von Karl her der ſpaniſche Nahme in ganz Europa, und ſehr wirkſam das Gewicht dieſes Ruhms in der öffentlichen Meinung. Alles was Spanien damahls unternahm, hatte ein gewiſſes Gepräge von Würde und Größe. Die Fortdauer des alten Glanzes verdankte die Monarchie beſonders dem ſpaniſchen Adel, welcher durch Karl zum erſten von Europa erhoben worden war. Man könnte ihn und dieſe neue Form desſelben zur Unterſcheidung von allen den ältern Formen und Epochen, in welchen der Adel ſeit der germaniſchen Zeit im Mittelalter ſich entwickelt hatte, den königlichen Adel nennen; denn gränzenloſe Ergebenheit, Treue und Aufopferung im Dienſte des Königs, war die Seele und der erſte Grundſatz desſelben. Der Lehensadel war ausgegangen von der Waffenfreundſchaft; durch die Belohnungen, anfangs nur im Gefühle der Großmuth und edler Dankbarkeit gegeben und genommen, war bald Eigennutz an die Stelle der begeiſterten Ruhmbegier und uneigennütziger Waffenfreundſchaft getreten, und mit dem Eigennutze waren eine Menge verwickelter, dem Staate auf alle Weiſe durchſchneidender und hemmender Eigenthumsverhältniſſe entſtanden. Durch den Rittergeiſt ward dann im Mittelalter der Adel von neuem geläutert und verklärt; anſtatt des Eigennutzes ward der Sinn auf hohe Zwecke allgemeiner Wohlfahrt hingelenkt, und die brüderliche Liebe edler Waffenfreunde und Kriegsgefährten, durch jenes gemeinſame Band hoher Gelübde und Geſinnungen noch feſter verknüpft. Aber das Ritterthum blieb unvollendet, ward nie allge-

mein herrſchend, und in der Verwirrung, die aus der Auflöſung der alten großen politiſchen Formen entſprang, nahm der Adel die ſchlimmſte aller Formen, die eines gewaltthätigen Fauſtrechts und Fehdegeiſtes an. Der Adel ward ſeiner urſprünglichen kriegeriſchen Beſtimmung zum Theile beraubt und entſetzt, als neben der adelichen Reiterei, die bisher die Grundkraft des Krieges geweſen war, ein unbezwingliches Fußvolk aus dem ſtarken Menſchenſchlage freier Gebirge ſich bildete, und nebſt den Schweizern durch die deutſchen Lanzknechte bald allgemeines Bedürfniß jedes Kriegsheers wurde; die gewaffneten Bürger unabhängiger Städte aber, in der kunſtreichen Bearbeitung und Behandlung des Geſchützes, leicht am geſchickteſten waren. Die Fehde, welche der Adel im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte gegen das freigeſinnte Landvolk und gegen die Städte führte, war ein Kampf einer neu entſtehenden Kriegskunſt gegen die alte, in welchem Kampfe die neue ihre Stelle behauptete. Der ausſchließende Beſitz des Kriegsdienſtes und der Kriegsehre konnte nun nicht mehr das Weſentliche des Adels ſein; die alten verwickelten Lehns- und beſondern Eigenthums-Verhältniſſe verloren ſich je mehr und mehr bei der ſteigenden königlichen Gewalt. Aber eben durch dieſe erſt jetzt ſich ganz entwickelnde königliche Gewalt erhielt der Adel eine ganz neue Beſtimmung, die nähmlich, ein Mittelglied zu ſein zwiſchen dem Könige und dem Volke. Nicht als ob der König, wenn er das iſt, was er ſein ſoll, der lebendige Mittelpunkt ſeines Volks, eines künſtlichen Stützwerkes zu ſeiner Erhaltung bedürfte; auch nicht um ein die Volksfreiheit unterdrückendes Streben nach unumſchränkter Allgewalt mitwirkend zu theilen, ſondern um die Einheit des Ganzen zu vollenden, und das lebendige Band zwiſchen dem Könige und dem Volke deſto vielfacher zu verknüpfen. Was iſt der König im Volke ſeinem urſprünglichen Begriffe nach anders als das lebendige Geſetz, die ſichtbare Gerechtigkeit? Ein Adel, der in demſelben ſittlichen Geiſte denkt und handelt, der dieſe königliche Kraft der geſetzlichen Ordnung und ſittlichen Würde gleichſam vervielfacht, der in der Aufopferung für den König, in den

Grundſätzen einer ſtrengen Gerechtigkeit und Sittlichkeit, in den Ruhm und Glanz ſeines Volks die eigne Ehre ſetzt, der entſpricht jenem hohen Begriffe, welchen ſich Karl der Fünfte von der Beſtimmung des Adels gemacht hatte; und man darf ſagen, daß durch Nachwirkung ſeines Geiſtes und durch die ſittliche Würde der Nation ſelbſt der ſpaniſche Adel damahliger Zeit dieſem hohen Maßſtabe vor dem ganzen übrigen Europa wohl am meiſten entſprach, dem Ziele am meiſten ſich näherte.

Unter den großen Männern, welche Philipp noch von ſeinem Vater erbte, nimmt Alba die erſte Stelle ein. Auch dieſen Charakter, der in ſeinem langen Lebenslauf drei ganz verſchiedene Epochen unterſcheiden läßt, beurtheilt man einſeitig bloß nach der ſpäteſten und ungünſtigſten. Ein treuer Diener und Freund des großen Karl, acht Jahre jünger als er, war Alba ſchon in früher Jugend zu hohem Ruhme gelangt. Was damahls der Inbegriff des Lebens für jeden edlen Spanier ſchien, Liebe, ritterliche Spiele und Dichtkunſt, kriegeriſche Thaten und kriegeriſcher Ruhm, das erfüllte auch Alba's Jugend; er galt für die Zierde des ſpaniſchen Adels, er war das Vorbild aller ruhmbegierigen Jünglinge, der Liebling ſeiner Nation. Es erregt ein trauriges Gefühl, wenn wir dieſes ſchöne Bild von Alba's Jugend mit der Grauſamkeit vergleichen, die er als Greis in den Niederlanden ausübte, von der ſchrecklichen Einwirkung und Veränderung, welche ein halbes Jahrhundert, in bürgerlichen Unruhen und in Religionskriegen verlebt, auch in einem urſprünglich edlen Charakter hervorzubringen vermag. In der mittleren Zeit ſeines Lebens, da er Karln in Deutſchland als großer Feldherr zur Seite ſtand, war er noch ſo wenig ganz der, als den man ihn gewöhnlich ſchildert, daß die Rathſchläge und Warnungen die er Karln gab, beſonders in Rückſicht des Churfürſten Johann Friedrich ſogar für die Schonung, überhaupt aber ſehr weiſe waren, und eine große Sachkenntniß der deutſchen Staats- und Fürſten-Verhältniſſe zeigen. Die Würde des öſterreichiſchen Hauſes, die Erhaltung des katholiſchen Glaubens, die Ehre Spaniens, dieß waren die Zwecke ſeines Lebens, dieß war das einzige was Werth hatte in ſeinen Augen, wofür begeiſtert er als Krieger und

Staatsmann kämpfte, und wofür er ſelbſt auch jedes Opfer zu bringen bereit war. Seine Grauſamkeit in den Niederlanden iſt unleugbar; daß er aber von der vollkommenen Gerechtigkeit ſeiner Sache überzeugt war, und daß er nur die äußerſten und gewaltſamſten Maaßregeln für wirkſam hielt, das hat er mit vielen gemein, deren Leben in das unglückliche Zeitalter bürgerlicher Kriege gefallen iſt; auch erhielt er von Philippen, der das Gehäſſige von ſich auf ihn wälzen wollte, ſtets geſchärfte Befehle zur Strenge. Wenn man einem Sulla, einem Pompejus und Cicero, Cato und Brutus nicht alle großen Eigenſchaften abſpricht, weil ſie theils in Leidenſchaft, theils aus Grundſatz und um der Meinung willen Bürgerblut vergoſſen, oder Antheil an ſolchen Handlungen genommen haben, ſo ſoll man auch Alba nicht aus der Reihe der großen Männer auslöſchen.

Der Abfall und die nachmahls erkämpfte Unabhängigkeit der Niederlande waren in ihren Folgen eine der wichtigſten Weltbegebenheiten. Wollte man die erſten Forderungen und Schritte der Unzufriedenen einzeln durchgehen, ſo würden nicht alle gegründet und gerecht, auch die Häupter und Anführer nach ihren beſondern und geheimen Abſichten keinesweges ganz in dem vortheilhaften Lichte erſcheinen, in welches der Ruhm des glücklichen Erfolgs, und die Dankbarkeit der Nachwelt ſie geſtellt hat. Sieht man aber auf den ganzen Gang und Geiſt der Regierung Philipps des Zweiten, ſo kann man den Aufſtand der Völker nicht anders als natürlich finden. Das Verlangen, welches eine bedeutende Parthei in den Niederlanden äußerte, unter der Herrſchaft eines öſterreichiſchen Erzherzogs von der deutſchen Linie zu ſtehen, bringt auf den Gedanken, daß es wohl glücklicher geweſen wäre, wenn Karl der Fünfte ſeine Niederlande der deutſchen Linie zugetheilt hätte. Bei den milden Grundſätzen der erſten Kaiſer dieſes Hauſes würde der damahlige Krieg wahrſcheinlich verhütet, auch Holland kein eigner Staat geworden ſein; was für ganz Europa nachmahls von den wichtigſten, wohlthätigſten Folgen, mehrmahls von dem entſchiedenſten Einfluß für das Ganze der Weltbegebenheiten geweſen iſt. Nebſt dem Abfall der Niederlande, iſt die Eroberung Portugalls das wich-

tigſte Ereigniß in der Regierung Philipps des Zweiten. Mit dem Tode Sebaſtians war die kurze Blüthezeit der portugieſiſchen Macht und Größe erloſchen. Dieſer Enkel Karls des Fünften, nicht minder unglücklich als der andre Enkel, der ſpaniſche Don Karlos, ſcheint durch das ruhmvolle Vorbild ſeines Großvaters am meiſten zu ſeiner großen afrikaniſchen Unternehmung entflammt worden zu ſein. An ſich thöricht kann man dieſe Unternehmung nicht nennen, da ſchon nach Ximenes und Karls des Fünften Ueberzeugung für den innern Flor der pyrenäiſchen Halbinſel nichts ſo wichtig und ſo weſentlich ſein mußte, und auch für die Folge geblieben ſein würde, als ein dauernder Einfluß auf der afrikaniſchen Küſte, feſte Beſitzungen, unter deren Schutz vielleicht allmählig hier blühende, chriſtliche Colonien aufgeſtiegen, und jenes mit Europa weſentlich verknüpfte Küſtenland wieder wie ehedem von geſitteten Nationen bewohnt, und mit der pyrenäiſchen Halbinſel eng verbunden worden wäre, ſtatt daß jetzt die feindliche afrikaniſche Küſte den ſüdlichen europäiſchen Ländern oft Verderben gebracht, ihrem höhern Flor ein unüberwindliches Hinderniß entgegen geſtellt hat. Wäre Sebaſtians Unternehmung gelungen, ſo würde man ihn den größten Siegern und Helden gleichſtellen; es urtheilt die Welt meiſtens nach dem Erfolge. Für Sebaſtian ſpricht die ſchwärmeriſche Liebe ſeines Volks zu ihm, die ſich nicht bloß nach dem Unglücke und wegen des traurigen Zuſtandes nach ihm, ſondern noch vorher kund gab. Er hatte die ganze Nation für ſich und ſein Unternehmen zu begeiſtern gewußt, was nicht geringe Fähigkeiten verräth. Daß aber Sebaſtian, trunken von jugendlicher Ruhmbegier, ſo zu ſagen die Macht ſeiner Nation mit einemmahl auf's Spiel ſetzte, das hatte, da er das gewagte Spiel verlor, die traurige Folge, daß mit ihm auch ſeine Nation unterging. Wohlmeinend und mit Eifer hatte ihn Alba gewarnt, kalt und mit ungewiſſen Aeußerungen ſein Onkel Philipp ihn entlaſſen, welcher ſich jetzt des Reichs bemächtigte, ſcheinbar dadurch ſeine Macht vermehrte, im Grunde aber durch die ungerechte Eroberung Spaniens Verfall vorbereitete. Denn eben dieſe gegen die Neigung und Ueberzeugung der meiſten Portugieſen gewaltſam durchgeſetzte Beſitzergreifung Portugalls, die ohnehin

bald eine neue Umwälzung veranlaßte, machte es den Holländern möglich, eine große Seemacht zu werden, indem ſie einen anſehnlichen Theil des portugieſiſchen Welthandels und der portugieſiſchen Beſitzungen in Indien an ſich riſſen. Wie ganz anders war auch hierin Philipps Verfahren und Denkart, und die ſeines Vaters Karl! Mit der größten Sorgfalt hatte Karl die Eintracht der beiden Nationen und Reiche begründet und ſtets geſchont; da es einem eroberungsſüchtigen Könige von Spanien leicht geweſen ſein würde, des zu Lande ſchwächern Portugalls ſich zu bemächtigen. Schon unter Iſabella war der alte Nachbarshaß mehr und mehr in dauernde Eintracht verwandelt worden, wozu die berühmte Scheidungslinie, vermittelſt welcher der Papſt die neue Welt zwiſchen beiden Nationen theilte, auch das ihrige beitrug. Sie verdient als der letzte wichtige Act von ſchiedsrichterlicher Gewalt des Papſtes zwiſchen europäiſchen Mächten eine Stelle in der Geſchichte, und iſt oft auch zum Gegenſtande der Spötterei gemacht worden. Gern kann man zugeben, daß dem Papſte die neue Welt ſo wenig als das Meer zu eigen gehörte; wenn aber ohne ſeine Theilungslinie ein zerſtörender Krieg wie bei allen durch Handelseiferſucht entflammten Völkern, zwiſchen den Spaniern und Portugieſen unvermeidlich geweſen wäre, ſo war wenigſtens die Wirkung wohlthätig, und möchte man bei manchen Handels- und Seekriegen des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wohl gewünſcht haben, daß es noch eine Macht gäbe, welche ohne andre Gewalt als die der Ueberzeugung eine ſolche Friedenslinie auf dem Globus zu ziehen die Kraft gehabt hätte. Die Einheit und Verbindung der pyrenäiſchen Halbinſel zu einem Ganzen mochte an ſich natürlich und wünſchenswerth ſcheinen! Iſabellens und Karls Weisheit bereitete ſie vor auf dem gelinden Wege der Familieneintracht und Verbindung, wo ſie in der Folge der Zeit von ſelbſt erfolgt ſein würde. Philipps übereilte und gewaltſame Beſitznahme brachte grade das Gegentheil hervor; eine Empörung und ewige Trennung. Mit Sebaſtian ſank die Kraft der Nation ganz darnieder. Ob unter den mehreren angeblichen Sebaſtianen der letzte, der in Venedig zuerſt auftrat, und der in einem ſpaniſchen Gefängniſſe ſein Leben endete, nicht der wahre geweſen

ſei, iſt noch zweifelhaft. Iſt dem ſo, dann würde die Anzahl der verborgenen Grauſamkeiten Philipps in ſeinem Hauſe, dadurch vermehrt werden.

Merkwürdig iſt die furchtbare Reue, welche nach dem Zeugniß und der ausführlichen Darſtellung ſpaniſcher Geſchichtſchreiber den alten Philipp in den letzten Jahren ſeines Lebens ergriff und marterte. Keine Vorſtellung von Philipp würde unrichtiger ſein, als wenn man ſich ihn als bloß eigennützigen Unterdrücker ohne Gefühl, ja vielleicht auch ohne eigenen Glauben dächte. Eine ſolche Reue, wie die, welche er fühlte, beweiſt, daß die Erinnerung erhabener Ideen in ſeiner Bruſt nicht erloſchen war. Weniger gewiß iſt es, auf welche Gegenſtände dieſe Reue eigentlich ging. Schwerlich auf das, was die Nachwelt Philippen am meiſten zum Vorwurf und zum Verbrechen gemacht hat: die Unterdrückung der Freiheit, und die Grauſamkeiten wegen des Glaubens; hierin war ſeine Ueberzeugung zu feſt, um zu wanken. Hat er ſich vielleicht diejenigen Fehler am meiſten zum Verbrechen angerechnet, die er ſtets ſo ſorgfältig zu verbergen bemüht war, und welche die Nachwelt ihm am leichteſten verziehen haben würde, wenn er ſonſt den Wünſchen der Menſchheit entſprochen hätte? Oder war es manches, was er im eignen Hauſe, und ſeiner nächſten Umgebung im Verborgenen gethan und thun laſſen? Waren es die Geiſter des unglücklichen Karlos, des Don Juan, vielleicht auch des Sebaſtian, die ihm hier erſchienen?

* * *

In dem nächſten Zeitraume nach dem Tode Karls des Fünften war es, als ſeien nicht bloß die Staaten und Nationen der bis dahin vereinigten öſterreichiſchen Macht unter die zwei Linien ſeines Hauſes getheilt worden, ſondern auch ſeine Geſinnungen und Eigenſchaften ſchienen mit getrennt und getheilt zu ſein, indem das ſpaniſche, wie das deutſche Oeſterreich, beide nur eine Seite ſeiner umfaſſenden Denkart ergriffen, und als Richtſchnur befolgten. Karl hatte unermüdliche Geduld und Nachgiebigkeit, wo irgend noch

Frieden zu hoffen, unerschütterlichen Heldenmuth aber, wenn Kampf und Krieg unvermeidlich war, gleich sehr bewiesen. In dem spanischen Oesterreich hielt man sich einzig an jene strenge Anhänglichkeit, an den alten Glauben und an die alte Verfassung, die seine eignen Gesinnungen beseelte und die er nur in Spanien befriedigen konnte, übertrieb die Strenge weit hinaus über die Gränze, die solch' eine Gesinnung, wie Karl sie hegte, irgend billigen konnte. Im deutschen Oesterreich dagegen ward nach dem Vorgange von Karls gemäßigtem Verfahren in Deutschland mit einer immer weiter gehenden Milde und Nachgiebigkeit gegen die neuern Grundsätze es dahin gebracht, daß die Erhaltung des Hauses, so wie der angestammten Staaten nur durch den an das Wunderbare gränzenden Heldenmuth eines unerschütterlichen Kaisers von ganz andern Grundsätzen verhütet, und dem reißenden Strome des empörten verwilderten Zeitgeistes wenigstens noch Ein fester Damm entgegengesetzt werden konnte.

Es war diese so weit gehende Nachgiebigkeit der ersten österreichischen Kaiser des deutschen Hauses nach Karl eine, aber nicht die einzige Ursache des dreißigjährigen Krieges, in welchen Deutschland mehr oder minder ganz Europa hineinreißend, nach einem Zeitraume von täuschendem innern Frieden, und sichtbarer äußerer Ohnmacht wieder seinen alten Rang behauptete, dasjenige Land in Europa zu sein, von dessen Zustand und Schicksal mehr oder minder der Zustand des Ganzen, das Schicksal der übrigen Länder und Nationen Europa's abhängt, und immer abhängen wird.

Ehe ich aber diesen großen Krieg, mit dem eine neue Epoche in der Weltgeschichte beginnt, zum Gegenstande meiner Betrachtung mache, ist es nöthig, noch einen Blick zu werfen auf die frühern bürgerlichen Glaubenskriege in andern Ländern, auf den Zustand Europa's, während die spanische Macht, gesondert von dem deutschen Oesterreich, einen bedeutenden Einfluß über alle westlichen Länder erstreckte, bald aber auch unzweideutige Merkmahle den herannahenden Verfall verriethen.

So wie die neue Glaubenspartei in England und in Frankreich von Anfang an, am meisten eine politische Richtung gehabt hatte, so hat sie auch hier diesen Charakter am längsten, ja bis

auf die Kämpfe der neueſten Zeit erhalten, die uns zu den Reformationskriegen und Partheien als zu ihrer erſten Quelle hinleiten, ſo oft wir den Gang der Begebenheiten aus der Vergangenheit uns zu erklären verſuchen. Ich habe die Verfolgung der Proteſtanten unter Ludwig dem Vierzehnten als die letzte große Begebenheit bezeichnet, unter allen durch die Reformation veranlaßten Religionsunruhen, Bürgerkriegen, Volksaufſtänden oder Volksbedrückungen; weil ſeitdem, beſonders ſeit der Verbündung Englands und Oeſterreichs im Zeitalter der Königin Anna, Eugens und Kaiſer Joſephs des Erſten, durch eben dieſe Verbündung, dem Europa die Wohlthat allgemeiner Glaubensduldung mehr als allen andern Urſachen verdankt, mildere Grundſätze wenigſtens im Ganzen in Europa herrſchend, durch die öffentliche Meinung ſeit dieſem Zeitraum immer mehr als die beſſern anerkannt wurden. Nur in Rückſicht auf dieſe beſſern Grundſätze und ihre allmählich ſich ausbreitende Herrſchaft, nur in Rückſicht auf die herrſchende öffentliche Meinung, kann jene Epoche als das Ende der Religionskriege betrachtet werden; denn wollte man auf einzelne Begebenheiten ſehen, die noch ſpäter eine Ausnahme machen, ſo darf ich nicht erſt daran erinnern, welche bedeutende Bewegungen und Unruhen die drückenden Verhältniſſe der Katholiken in Großbritannien, beſonders in Irland, noch in ſehr neuen Zeiten erregt haben. So ſehr iſt die Reformation, und die beſondere Form, welche ſie in jedem Lande angenommen, die vorherrſchende Kraft in der neuen Geſchichte, noch über den indiſchen und amerikaniſchen Welthandel, daß ſelbſt das beſondere Verhältniß Englands und ſeiner amerikaniſchen Colonien vorzüglich dadurch beſtimmt, die Unabhängigkeit der letztern dadurch vorbereitet worden iſt. Die heftigſten, oder doch von dem im Mutterlande herrſchenden Syſtem am meiſten abweichenden proteſtantiſchen Secten waren es, die ſtets aus dem Mutterlande vorzüglich auswanderten, wo man oft froh war, ſich des Gefahr drohenden Feuerſtoffs auf dieſem milden Wege zu entladen, und die eben dadurch in der Bevölkerung und in dem Geiſte der Colonien ein entſchiedenes Uebergewicht erhielten. Zwar haben ſich im Laufe der Zeiten die Verhält-

niſſe ſo vielfach verſchlungen, ſo mannigfach geſtaltet, daß es zu allgemein ſein würde, zu ſagen: Großbrittannien ſei ein proteſtantiſches Königreich, nach den Grundſätzen der gemäßigten, die biſchöfliche Hierarchie und alte ſtändiſche Verfaſſung beibehaltenden Proteſtanten; das engliſche Amerika eine Republik von Puritanern. Doch wird man die Grundzüge der brittiſchen und der nordamerikaniſchen Verfaſſung, die große Verſchiedenheit des nordamerikaniſchen und des brittiſchen Geiſtes nie befriedigend zu erklären im Stande ſein, wenn man nicht auf dieſe ihre erſte Quelle, auf die Reformation, die Reformations-Partheien und Kriege zurückgeht. So wie in der Zeit dieſer erſten Unruhen, der Kampf und der Haß zwiſchen den beiden Zweigen, in welche die neue Parthei ſich theilte, zwiſchen den gemäßigten und den ſtrengen Proteſtanten, den die biſchöfliche und königliche Gewalt behauptenden, und den mehr für Freiheit und Gleichheit geneigten Secten faſt noch heftiger und erbitterter war, als zwiſchen den Anhängern des alten und des neuen Glaubens überhaupt, ſo war auch in Frankreich er Kampf zwiſchen den ſtrengen und gemäßigten Katholiken, den Guiſen und ihrer Gegenparthei nicht minder erbittert. Es iſt leicht zu bemerken, daß in England jene alten Partheien, der für die biſchöfliche und königliche Gewalt geneigten, und der republikaniſchen Proteſtanten, der Episcopalen und der Puritaner, nur unter veränderten Nahmen als Tories und Whigs, bis auf die neueſten Zeiten geherrſcht haben; in Frankreich aber an die Stelle der gemäßigten und der eifrigen Katholiken, die ſo heftig gegen einander kämpften und Krieg führten, mit einiger Modification des alten Zwiſtes, der Kampf zweier Partheien trat, die ebenfalls beide katholiſch waren, der Kampf der Jeſuiten und Janſeniſten; welcher für Frankreichs Schickſal ſo entſcheidend gewordene Zwieſpalt ſich ungefähr bis an die Zeit erſtreckte, da ſchon die Vorbothen des letzten Umſchwungs aller Dinge ſichtbar wurden. So iſt der aus dem Glaubenszwieſpalt entſtandene innere Krieg in England und Frankreich bis auf die neueſten Zeiten, wiewohl unter verändertem Nahmen mit ſtarker Erbitterung und mit den entſcheidendſten Folgen für Staat und Volk fortgeführt worden; ja die Elemente dieſes Zwie-

ſpalts ſind noch gegenwärtig nicht in wahre Eintracht verſetzt. Anders aber war der Einfluß, welchen die Reformation auf Spanien hatte, der Gang, den ſie in Deutſchland nahm. In England und in Frankreich war die geringere Parthei dort die katholiſche eines, die puritaniſche andern Theils, in Frankreich die der Proteſtanten zwar ſchwach genug, um gedrückt und verfolgt werden zu können, aber auch ſtark genug, um alle Vernichtungsverſuche durch gefährliche Reaction zu erwiedern. In Spanien und in Deutſchland hingegen erfolgte Frieden, aber auf verſchiedene Art; in Spanien dadurch, daß aller Einfluß der Reformation niedergedrückt und vernichtet, das einzige Land, wo dieß nicht gelang, von der Monarchie abgeſondert wurde. Die Strenge, zu welcher der Staat durch die ſtäten Volksaufſtände bewogen, und in dieſer Strenge und Ueberſpannung beſtärkt ward, enthielt den Keim der Erſtarrung und des Todes, welcher dem Frieden und der Einheit, die hier erreicht und erhalten wurde, unter dem anfangs täuſchenden Scheine des äußern Glanzes die innere Lebenskraft nahm. In Deutſchland ward auch Frieden, nicht wie in Spanien durch den Sieg des Einen, ſondern gerade durch das gleiche Gewicht der Beiden; durch die Unmöglichkeit, daß Eines ganz ſiegen konnte. Daß die katholiſche und die proteſtantiſche Macht in Deutſchland beide ſo ſtark waren, das ſchob den Kampf ſo lange hinaus, es machte ihn deſto fürchterlicher und dauernder, nachdem er einmahl entbrannt war, und es führte einen Frieden herbei, der nur aus der Ermüdung der kriegführenden Mächte hervorgegangen, den Zwieſpalt nicht hob, außer durch gegenſeitige Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, den andern Theil zu überwältigen, die darauf gegründete Anerkennung eines gegenſeitigen Beſitzſtandes, und feſte und genaue Gränzbeſtimmung beider Theile auf ewige Zeiten. Spanien hatte einen Frieden und Einheit mit Aufopferung der Freiheit errungen und erkauft. Der Frieden, welchen Deutſchland am Ende der Glaubenskriege erhielt, war nur ein feſtgehaltener Zwieſpalt, was die äußern Verhältniſſe betrifft. Die Geſinnung und die Leidenſchaft des Zwieſpalts, welche in Frankreich und in England immer noch ſich rege zeigte, erloſch hier durch die von beiden gefühlte Un-

möglichkeit des Gelingens; die Gährung, die in jenen Ländern fortdauerte, hörte in Deutſchland auf, es ward Frieden in der Denkart. So wenigſtens ſchien es, vielleicht hätte es auch wirklich werden können. Was aber ward, war keine wahre Einheit, ſondern nur Gleichgültigkeit, die bei jener Verfaſſung, welche die beiden entgegenſtehenden Theile und Kräfte nicht wahrhaft verband, ſondern nur in einer nach gerechtem Gleichgewichte abgemeſſenen Entfernung auseinander hielt, zur völligen Auflöſung des Ganzen früher oder ſpäter nothwendig führen mußte. Luthers Erſcheinung auf dem Reichstage zu Worms war die erſte Urſache, welche die Auflöſung des deutſchen Reichs und die Trennung der deutſchen Nation in der Folge der Zeiten herbeiführen mußte.

Ich nannte die Partheien, die in England und Frankreich ſo blutig kämpften, gemäßigte und ſtrenge Proteſtanten, gemäßigte und eifrige Katholiken. Allein dieſes bedarf einer Erklärung, und iſt das Beiwort der gemäßigten Parthei nur zur Unterſcheidung von der andern gewählt, nicht in dem eigentlichen Sinne zu verſtehen. Die Anhänger der anglikaniſchen Kirche waren allerdings in vielen Stücken der katholiſchen Anſicht näher als die Puritaner, die ihnen eben dieſe Annäherung oft vorwarfen, und ſie desfalls haßten, und inſofern waren ſie gemäßigt zu nennen; die Art aber, wie jene oft ihre Begriffe von der unbedingten königlichen Allgewalt in Ausübung ſetzten, ſo wenig milde als ihre Verfügungen gegen die minderen Partheien. Noch weniger verdient diejenige katholiſche Parthei, welche der ſtrengen in Frankreich entgegengeſetzt war, das Lob der wahren Mäßigung. Zwar war dieſe Hofparthei unter den letzten Valois weit eher geneigt, ſich mit den Proteſtanten in Verbindungen einzulaſſen, was die eifrige Parthei der Guiſen durchaus verabſcheute; aber jene Verbindungen entſprangen nicht aus wahrer Friedensliebe oder gar aus einem Grundſatze von Geiſtesfreiheit, ſondern es lag dabei einzig die unſittliche Denkart zum Grunde, die Religion bloß als ein Werkzeug, die furchtbare allgemeine Gährung als einen Spielraum der eigennützigen Politik zu betrachten. Weit weniger der blinde Eifer derer, die nach einem oder dem andern Glauben

leidenſchaftlich, oder auch nach Grundſätzen ſtreng und grauſam handelten, als jenes ſchrecklich leichtſinnige Intriguen-Spiel mit dem Glauben und den Leidenſchaften des Volks war es, was zu allgemeinem Blutvergießen oder zu einzelnen Unthaten führte, und man wird in der ſittlichen Beurtheilung ſchwerlich umhin können, den Guiſen im Vergleiche mit der gränzenloſen Entartung des Hofes unter den letzten Valois den Vorzug zu geben. Was ſie bei großen Eigenſchaften und feſten Grundſätzen für Frankreich gefährlich machte, war, daß ſie als die ſtreng Katholiſchen, in ihren Beſtrebungen um den Thron auch eine ſpaniſche Parthei waren. So weit war alſo das große Frankreich, das unter Franz dem Erſten, Karls des Fünften Macht entgegen zu treten vermochte, durch innern Zwieſpalt gekommen, daß es eine ausländiſche, eine ſpaniſche Parthei im Reiche gab und mehr als ein Mahl der Augenblick nahe ſchien, wo Frankreich ganz unter ſpaniſchen Einfluß und in ſpaniſche Abhängigkeit gerathen würde.

So wie in Frankreich, ſo hatte ſich auch in England der Glaubenszwieſpalt und Partheigeiſt nebſt dem Volke, auch des Throns und der herrſchenden Dynaſtie bemeiſtert. Wenn man die Regierungsgeſchichte der Tudors und der Stuarts betrachtet, ſo ſollte man denken, daß gewiſſe Eigenſchaften, ein beſtimmter Charakter in Familien erblich ſein, durch mehrere Menſchenalter hindurch ſich gleich bleiben könne. Alle diejenigen Tudors, welche ihre Denkart in einer langen Regierung Zeit genug hatten zu entfalten und zu offenbaren, ſehen wir unverrückt nach einem und demſelben Ziele despotiſcher Allgewalt ſtreben. Daß dieß ſchon bei Heinrich dem Siebenten der Fall ſei, iſt aufmerkſamen Geſchichtsforſchern nicht entgangen. In Heinrich dem Achten zeigt ſich dieſe Geſinnung mit unverhohlener Grauſamkeit; im Innern hatte ſeine Tochter Eliſabeth wohl die gleiche Denkart vom Vater ererbt, nur im Aeußern war ihr Betragen abgemeſſener. Kalt und undurchdringlich verſchloſſen, Meiſterin in der Verſtellungskunſt wie Wilhelm von Oranien, glich ſie dieſem auch in der unermüdlichen Beharrlichkeit, nur auf einen Endzweck gerichtet. Viel hat ſie durch dieſe Eigenſchaft nicht bloß für die Sache

der Protestanten, sondern auch für England gethan, weßhalb ihr großes Lob zu Theil geworden ist. Wollte man ihren persönlichen Charakter ganz wie er ist, in ihrer Geschichte zum Hauptaugenmerk machen, so würde ihr Herz schwerlich in einem viel günstigern Lichte erscheinen, als das ihres mächtigen Gegners, Philipps des Zweiten. Bei den Kriegen, welche dieser gegen sie führte, kann außer dem Glaubenszwiespalte auch noch persönliche Erbitterung einiges beigetragen haben. Als Philipp der Zweite mit seiner Gemahlin, der Königin Maria von England, daselbst war, befand sich Elisabeth in Folge der Unruhen, welche Maria's Thronbesteigung vorangingen, im Gefängnisse, und nur Philipps Vorbitte verdankte sie die Freiheit und die Erhaltung des Lebens. Dieses mochte Philipp der Elisabeth schwerlich vergessen können, welche ihm nachher durch Unterstützung der Niederländer so empfindliche Schmach zufügte. Daß er England durch seine berühmte Armada, welche der Sturm besiegte, habe erobern wollen, ist kaum glaublich; denn das Recht der Stuarte an den Thron war zu klar, und eben der Gedanke, die unglückliche Maria, die wegen des Glaubens leiden müsse, zu retten, war es, was die Spanier zu diesem Kriege begeisterte, denselben bei der Nation beliebt machte. Allerdings aber konnte bei glücklichem Erfolge ein allgemeiner Aufstand der Katholiken möglich scheinen, der Elisabeth wohl den Thron gekostet haben würde, und in diesem Falle würde, wenn die Stuarte ihn bestiegen hätten, der spanische Einfluß in England sehr groß und fühlbar geworden sein. Von der unglücklichen Maria bis zur Königin Anna, der letzten, welche aus dieser Dynastie in England geherrscht hat, wird man fast bei allen Stuarts Geist, Kenntnisse, Fantasie, Bildung, liebenswürdige Eigenschaften im vollen Maaße finden; nur die abgemessene Zurückhaltung, die Kälte, die kluge Beharrlichkeit der Tudors fehlte ihnen oft zu ihrem Unglücke. Bei jenen Eigenschaften und Sitten, konnten sie ohnehin dem Sinne der strengern protestantischen Parthei in England nie ganz entsprechen, wenn auch nicht mehrere unter ihnen dem katholischen Glauben in der That geneigter gewesen wären. Daß sie bei dieser Neigung und ihren

frühern Familienverbindungen gemäß dem Auslande anhingen, erst in spanischen Verbindungen, späterhin unter französischem Einflusse standen, das hat ihnen, wie die gleiche Ursache den Guisen in Frankreich Verderben gebracht. In Frankreich wie in England war das Gefühl der Nationaleinheit immer so stark, daß jede oft vielleicht nur scheinbare Verletzung derselben hart bestraft ward. Nur in Deutschland konnten seit Moritz von Sachsen Partheien und Partheihäupter ungestraft unter ausländischem Einflusse stehen.

In Frankreich schien Heinrich der Vierte nach geendigtem Bürgerkriege ein neues goldnes Zeitalter zu versprechen. Außer allen dem, was er als Feldherr, durch Geist und persönliche Liebenswürdigkeit war, hatte er im langen Kampfe der Partheien, fern vom Throne und der Hoffnung dazu aufgewachsen, auch gelernt, sich den Umständen zu fügen, auf die Gemüther gerade so zu wirken, wie es seine Absicht forderte. Er war bei aller natürlichen Offenheit sehr klug, gewann die Herzen gleich sehr durch das, was er war und was er schien. Vor ihm war eine schreckliche Zeit gewesen, man fand nach ihm oft genug Ursache, ihn zurück zu wünschen; dieß mußte den Glanz seiner Eigenschaften in der Bewunderung und Liebe seines Volks erhöhen. Auch alles was Sully gethan, gewollt und gedacht hat, geht in den Augen der Nachwelt zum Theile mit Recht auf Heinrich über, macht seine kurze Geschichte noch ruhmvoller und bedeutender.

Seine politischen Gesinnungen und Grundsätze in Beziehung auf Europa überhaupt, waren nur dem bessern Anscheine nach, nicht im Wesen, von der Politik der übrigen französischen Könige verschieden. Die meiste Aufmerksamkeit verdient hier seine Idee von einer allgemeinen christlichen Republik, nach welcher Europa in mehrere Erb- und Wahlkönigreiche und Freistaaten eingetheilt, und ungefähr wie in dem deutschen Staaten-Systeme auf der deutschen Reichsversammlung und in Reichsgerichten die innern Streitigkeiten geschlichtet wurden, so auch da vor einem allgemeinen europäischen Parlamente die Streitigkeiten der Mächte entschieden werden sollten. Daß Frankreich dabei nicht vergessen

war, und wer, wenn das Ganze ausgeführt worden wäre, dabei den Vorsitz geführt, und den herrschenden Einfluß gehabt haben würde, läßt sich leicht denken. Bei diesem berühmten Plane einer christlichen europäischen Republik ist es zuerst nur ein auffallender und trauriger Beweis, wie sehr durch die Glaubenskriege alle reinern Grundsätze und Ideen der frühern Zeit vergessen, wie tief Europa durch diese Erschütterungen in der politischen Sittlichkeit herabgesunken war, daß jetzt der Gedanke von einem sittlichen Bande und Vereine aller christlichen Staaten und Völker, nachdem er Jahrhunderte lang in Deutschland und in Italien allen öffentlichen Verhältnissen und Handlungen zum Grunde gelegen hatte, dessen vollkommnere Ausführung am meisten nur durch die eigennützige Politik der französischen Könige verhindert worden war, jetzt nichts desto weniger als eine neue französische Erfindung aufgestellt wurde, die nur zu vortrefflich sei, um ausgeführt werden zu können, daher man es sich auch vorbehielt, in der Anwendung andere Grundsätze zu befolgen. Unausführbar mochte der Plan freilich sein, so wie er für das Einzelne schon in Gedanken ausgemahlt war, weil die Macht, über ganz Europa nach Belieben zu schalten, doch noch nicht erreicht war. Ueberall leuchtet aus den Zügen dieses Gemähldes nichts anders hervor, als die alten, aus der frühern französischen Geschichte schon hinreichend bekannten Vergrößerungsplane, nebst der Feindschaft gegen das österreichische Haus. Ein Krieg Frankreichs gegen Spanien konnte gerecht gefunden werden; Spanien hatte einen starken Einfluß und vielen Anhang in Frankreich gehabt. Spanien hatte sich in Frankreichs innere Unruhen gemischt, und so konnte hier wenigstens das Recht der Vergeltung angeführt werden. Welche Gefahr aber konnte wohl damahls das französische Reich von Deutschland oder von Oesterreich besorgen? Es war hier auch nicht die entfernteste Veranlassung zu einem gerechten Kriege gegeben. Daß er die unterdrückte Glaubensfreiheit in Deutschland vertheidigen wolle, konnte Heinrich nicht einmahl zum Vorwande nehmen, außer etwa auf die Art wie sein Vorfahr, Heinrich der Zweite, sich den Beschützer der deutschen Freiheit

nannte, indem er einige Stücke des Reichs an ſich riß. Die Glaubensfreiheit war ſo wenig unterdrückt, die Macht beider Glaubenspartheien in Deutſchland ſo groß, daß wenn ja an wirklicher Macht auf einer Seite einiges Uebergewicht, dieſes auf Seiten der Proteſtanten war. Auch war in Deutſchland ſchon lange Frieden zwiſchen beiden Partheien, ihr gegenſeitiges Verhältniß rechtlich und geſetzlich beſtimmt und entwickelt, mehr als damahls noch in Frankreich oder überhaupt in irgend einem andern Lande Europa's Statt fand. Daß Heinrich alles that, was er vermochte, um dieſen Frieden aufzulöſen, um den ſchrecklichſten Bürgerkrieg über Deutſchland herbei zu führen, das läßt ſich ſchwerlich rechtfertigen als nach derſelben unſittlichen Politik, welche die franzöſiſchen Könige ſchon früher befolgt hatten, indem ſie die Proteſtanten in Paris hinrichten ließen, in Deutſchland aber zum Kriege gegen den Kaiſer aufreizten, und überhaupt den Glauben und die Glaubenskriege als ein Spiel und Werkzeug zu eroberungsſüchtigen Abſichten gebrauchten. Heinrich iſt unter allen am meiſten der heimliche Anſtifter des dreißigjährigen Kriegs geweſen, er hat jene ſchreckliche Flammen angefacht, und in dieſer Beziehung nach keinen andern Grundſätzen gehandelt als die, durch welche Richelieu nach ihm der Urheber von ſo vielem Unglücke für Deutſchland geweſen iſt; nur daß Heinrich, wenn er länger gelebt hätte, bei ſeinen glänzenden Eigenſchaften als Feldherr und König, Deutſchland noch ungleich mehr Verderben gebracht haben würde, als es Richelieu vermochte.

Einen weit wirkſamern Einfluß als Heinrichs Projekt, um die Idee einer chriſtlichen europäiſchen Republik, eines rechtlichen und ſittlichen Verhältniſſes aller Staaten und Völker von neuem zu beleben, hat ein Staat gehabt, der erſt jetzt zu bilden ſich anfing. Holland, ein Staat von geringem Umfange, der aber im ſiebzehnten und der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine der wichtigſten Stellen in der Weltgeſchichte behauptete, ſo daß von ihm ſpäterhin ein ganz neues europäiſches Staatenſyſtem, eine neue Epoche in der Geſchichte ausgegangen iſt. Zu dem Kampfe, welchen die Niederländer erſt für die Erhaltung der alten Rechte,

dann für die völlige Unabhängigkeit beſtanden, waren Katholiſche und Proteſtanten gleich anfangs verbunden geweſen. Allerdings hatte dieſe Verſchiedenheit auch die Folge, daß das Ganze ſich trennte, die brabantiſchen Niederlande ſich mit Spanien wieder vereinten, Holland ſich ganz losriß. Es blieben die Wirkungen der Vereinigung aller verſchieden Glaubenden zur gemeinſchaftlichen Selbſterhaltung und Vaterlandsliebe ſehr groß. In Holland zuerſt entwickelten ſich Grundſätze der Duldung und eine Eintracht, die nicht wie in England und Frankreich mit Niederdrückung des einen Theils und bloß zu Staatszwecken beabſichtigt, noch auch wie in Deutſchland, zwar ein Frieden mit gegenſeitiger rechtlicher Anerkennung, aber mit bleibender Zwietracht, eigentlich alſo nur eine Friſt, nur ein langer Waffenſtillſtand, ſondern eine wirkliche Eintracht war, auf innere Ueberzeugung und ein ſittliches Band gegründet. Die vortheilhafte Wirkung davon zeigte ſich ſogleich in der wiſſenſchaftlichen und geiſtigen Cultur, worin Holland allen den Ländern, welche an der allgemeinen Erſchütterung Antheil genommen hatten, bald ſehr zuvoreilte. Seit Europa getrennt war, hatte ſich auch die Literatur und die wiſſenſchaftliche Bildung eines jeden Landes und jeder Nation mehr auf ſich beſchränkt, der literariſche Verkehr und Verein, der ſonſt Statt hatte, war verſchwunden oder loſer geworden. Holland beſaß zuerſt ſeit der Kirchentrennung im Hugo Grotius wieder einen europäiſchen Gelehrten, wie ſie vor der Reformation und früher gebildet, auch noch in den erſten Jahren derſelben vorhanden geweſen war; einen Gelehrten, der den größten Einfluß auf ſein Zeitalter, auf ganz Europa, man kann ſagen auf die Weltgeſchichte hatte. Sein großer Antheil an der Ausbildung des neuen Völkerrechts kann dieß allein ſchon bewähren; und wie ſehr er durch umfaſſende Kenntniß und Geſinnung über ſein Zeitalter der Streitſucht erhaben war, erhellt ſchon daraus, daß er, der ohne Vergleich der erſte proteſtantiſche Gelehrte war, von der alten Kirche gleichwohl ſo geehrt ward, daß dieſe ihn faſt für einen der ihrigen hielt. Es entging Hugo Grotius ſelbſt in Holland nicht aller Verfolgung der beſchränkter Denkenden; damahls hätte in einem

der andern Länder ein Geist wie der seinige kaum entstehen, sich schwerlich zu dieser Mäßigung und Höhe der Ansicht ausbilden können. Wenn Holland nicht ganz ohne Gährung blieb, so kam es doch nie zu so schrecklichen Ausbrüchen wie in Frankreich und England, was bei der nicht großen Ausdehnung und der gefährlichen Lage dieses Staats schon durch die stets nothwendige Sorge für die Selbsterhaltung begünstigt ward.

Nach der Kirchentrennung hatten sich die Länder und Nationen sehr vereinzelt, der allgemeine Zusammenhang Europa's hatte fast aufgehört. Nur das westliche Europa blieb unter Spaniens noch immer überwiegendem Einfluß in lebhafter Verbindung. Seit dem Zeitalter Karls des Fünften war der dreißigjährige Krieg, an dem fast alle Mächte Antheil nahmen, und aus denen sich ein neues Staatenverhältniß, eine neue Gestalt für Europa entwickelte, wieder die erste europäische Weltbegebenheit. Die Erklärung desselben erfordert also noch einen Blick auch auf die übrigen Länder Europa's und auf die eigenthümliche Gestalt, welche die Reformation bei ihnen annahm. Zunächst auf die nordischen Reiche, besonders Schweden, das bald eine so große Stelle im Schauplatz der Weltgeschichte einnehmen sollte. Selbst die Art, wie die neue Lehre in diese Länder eingeführt ward, ist merkwürdig und eigenthümlich. In das angränzende Dänemark hatte sich dieselbe zwar gleich mit dem ersten Strome von Deutschland aus verbreitet, aber in dem äußersten Norden fand die neue Lehre wenig Anhang. In Norwegen, in Island, mußte man sie einzuführen fast Gewalt brauchen. In Schweden war die Stimmung des Volks für die neue Lehre durchaus ungünstig, die Anhänglichkeit an den alten Glauben so stark, daß Gustav Wasa, außer dem Glanze und der Liebe, die er noch als Jüngling durch die Befreiung des Vaterlandes sich erworben hatte, alle der nachgiebig standhaften, unermüdlich beharrlichen Klugheit bedurfte, woran er dem Wilhelm von Oranien und der Elisabeth von England nichts nachgab, um das, was er fast zum einzigen Geschäfte seiner langen Regierung machte, durchzusetzen, und endlich zu bewirken, daß Schweden lutherisch wurde. So wie bei dem Hirtenvolke in dem gebirgichten Theile der Schweiz, so

mochte auch bei jenen Söhnen des Nordens, welche den Alpenbewohnern in ſo vielem ähnlich ſind, außer der ſolchen Völkern immer eigenen Anhänglichkeit an das Alte, die neue Lehre, welche zunächſt den Verſtand in Anſpruch nahm, weniger verführeriſch ſein, um ſo mehr, da vielleicht manches Verderbniß, welches der alten Kirche, manche Unſittlichkeit, welche ihren Mitgliedern vorgeworfen ward, von ihrer Sitteneinfalt entfernt, ihnen unbekannt geblieben war. Daß der Norden lutheriſch ward, Zwingli's und Calvins Lehre hier keinen Eingang fand, begründete für die Folgezeit Schwedens großen Einfluß in Deutſchland, wo die lutheriſche Parthei bei weitem die überwiegende war; und eben dieſem Umſtande verdankt der Norden vielleicht noch eine andere glückliche Eigenthümlichkeit, wodurch er ſich von den andern Ländern auszeichnete, welche an der neuen Bewegung Antheil genommen; den innern Frieden nähmlich, und daß es hier nicht zu Bürgerkriegen gekommen iſt. So gering oft der Unterſchied zwiſchen Luthers und Calvins Lehre geſchienen hat, ſo iſt er gleichwohl für die Weltgeſchichte von ſo großen Folgen geweſen, daß wir in allen Ländern, wo nebſt Luthers Lehre die des Calvin Einfluß gewann, viele neue politiſche Ideen ſich entwickeln, aber auch große politiſche Gährungen entſtehen ſehen. Wie ſehr Luthers Lehre ſeit der Unterdrückung der erſten Volksgährungen der Fürſtengewalt in Deutſchland günſtig war, iſt ſchon erwähnt; noch mehr mußte dieſe Wirkung im Norden eintreten, wo die neue Lehre nicht durch den Strom einer unwiderſtehlichen Volksbewegung ſich verbreitet hatte, ſondern vorzüglich in Schweden allein durch den Willen des Herrſchers eingeführt worden war. Leicht begreiflich wohl iſt, daß eine Lehre von Zwingli und Calvin, in der Schweiz veranlaßt und geſtiftet, ausgebildet in Holland, und von da aus, wie aus einem ſichern Schutzhafen über Frankreich und andere Länder verbreitet, eine ungleich mehr republikaniſche Richtung haben mußte, welche ihren höchſten Gipfel bei der proteſtantiſchen Oppoſitionsparthei der Puritaner in England erreichte. Dieſer ſo ganz verſchiedene politiſche Geiſt der beiden Hauptzweige der neuen Parthei iſt bis auf Nord-Amerika und die

neueſte Zeit herab von ſo großen welthiſtoriſchen Folgen geweſen, daß es unzureichend ſein würde, bei jener bloß äußern Veranlaſſung ſtehen zu bleiben, und erforderlich ſcheint, auch auf den innern Grund dieſer merkwürdigen Verſchiedenheit in wenigen Worten hinzudeuten. Man hat von der Lehre der Proteſtanten geſagt, ſie ſei ein reiner Verſtandesglauben; einige haben es als einen Vorzug geprieſen, daß Einbildungskraft und Sinnlichkeit hier durch Erkenntniß und Sittlichkeit aufs ſtrengſte beherrſcht, andre es als nachtheilig getadelt, daß das freie Leben der Einbildungskraft dadurch zu ſehr beſchränkt werde, und daß dieß auch inſonderheit der Entwicklung der ſchönen Künſte ungünſtig ſei. In dieſer Hinſicht nun waren die beiden proteſtantiſchen Hauptpartheien, im erſten Zeitalter der Reformation im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte ganz verſchieden, und aus eben dieſer Verſchiedenheit erklärt ſich auch ihre ſo ganz entgegengeſetzte politiſche Richtung, da die eine der Monarchie günſtig, die andre mehr republikaniſch war. Der Grund der Verſchiedenheit liegt gerade in dem Unterſcheidenden der Lehre, ſo wenig dieſes nach der oberflächlichen Anſicht unſeres Zeitalters dem erſten Anblicke weſentlich ſcheinen mag. Das, wodurch das Chriſtenthum ſich von jedem andern, gleichfalls auf die Lehre von einer allmächtigen Gottheit und einer vergeltenden Unſterblichkeit gegründeten Glauben unterſcheidet, iſt, daß die chriſtliche Lehre von der Gottheit nicht bloß einen reinen Vernunftbegriff aufſtellt, wie es in der natürlichen Religion der Philoſophen, oder auch in Mahomets Lehre geſchieht. Weit entfernt, anzunehmen, daß die Fülle der Gottheit durch die Vernunft erſchöpft werden könne, ſtellt die chriſtliche Lehre das Weſen der Gottheit vielmehr als ein der Vernunft unbegreifliches Geheimniß dar; daher gleich die erſte Verſchiedenheit in der Anſicht von der Gottheit zwiſchen Mahomets Lehre und dem Chriſtenthume. In dieſem wurde außer dem Weſen der Gottheit, auch die Art, wie Gott ſich dem Menſchen offenbart und mittheilt, und die Art, wie der Menſch ſich mit ihm wieder verbinden, ſich ihm wieder annähern kann, als ein Geheimniß aufgefaßt und dargeſtellt, was der Verſtand gar nicht ganz begreifen und faſſen kann, und

was eben ſo ſehr auch auf das Herz und auf die Einbildungskraft wirken ſoll. In der Anerkennung dieſes Geheimnißvollen nun, waren die erſten Lutheraner ganz mit den Katholiken einverſtanden; eben daher erklärt es ſich, daß ſo viele vorurtheilsfreie Männer von beiden Seiten in der erſten Zeit eine Wiedervereinigung für möglich halten konnten, denn man war mit jener gemeinſchaftlichen Anerkennung des Geheimnißvollen wirklich eins in den erſten und weſentlichſten Grundſätzen, gerade in dem, was einem in der Schule der Philoſophen gebildeten Geiſte am Chriſtenthume am ſchwerſten zuzugeſtehen und in die eigne Denkart aufzunehmen ſein muß. Dagegen Zwingli's und Calvins Lehre durch die Ableugnung des Geheimniſſes in dem weſentlichſten von allem was äußerlich ſchien, den innerſten Grund des alten Glaubens berührte und erſchütterte. Es zeigte ſich die große Verſchiedenheit auch gleich im Aeußern ſehr auffallend. Wie der Glaube an das Unbegreifliche, eben weil es das, weil es für den Verſtand allein nicht zu faſſen iſt, zu einer bildlichen Darſtellung und Andeutung führt, ſo hatte auch die alte Kirche mehrere äußere Mittel, Zeichen und Gebräuche nicht nur für weſentlich gehalten, ſondern auch ſinnbildliche Darſtellungen aller Art geduldet, ja befördert, die ſchönen Künſte zur Verherrlichung des Glaubens gebrauchend. Alles dieß bildliche Aeußere verwarf nun die reformirte Parthei ohne alle Schonung, ja mit Haß als ganz ſchädlich, und zeigte ſich damit als eine Lehre des reinen Verſtandes-Glaubens. Dieß konnte aber keineswegs auf die ältern Lutheraner angewandt werden, weil ſie doch das Princip aller jener äußern Bildlichkeit, das weſentliche Geheimniß ſelbſt anerkannten. Daher behielten ſie auch ungleich mehr von den äußern Gebräuchen bei, und würden, da ohnehin nicht alles Aeußere von der alten Kirche ſelbſt für gleich alt, weſentlich oder bedeutend gehalten wurde, wohl noch mehr, ja das meiſte davon angenommen haben und annehmen können, wenn nur ſonſt Friede und Wiedervereinigung möglich geweſen wäre. Eine andere merkwürdige Verſchiedenheit der beiden proteſtantiſchen Partheien liegt darin, daß alle fernern und neuern Secten dergleichen viele noch in der neueſten Zeit, wenigſtens für England und Amerika nicht ohne großen

politiſchen Einfluß geweſen ſind, aus der reformirten hervorgegangen. Es war in ihr urſprünglich ein Princip immer fortgehender Veränderung und fernerer Neuerung, wie alles worin der Verſtand herrſcht, nothwendig von ſtets in neuen Gegenſätzen fortſchreitender Natur iſt. Daher übertraf auch die reformirte Lehre in der erſten Zeit die lutheriſche ſehr bald an intellectueller Ausbildung; in dem Principe der immer fortſchreitenden Entwicklungen und immer neuen Veränderungen liegt der Keim zu ſtäter Gährung. In der lutheriſchen Parthei iſt es zwar viel ſpäter hie und da zu einer Art von innern Auflöſung, wie auch in einem bedeutenden Theil der katholiſchen Kirche gekommen, neue Secten aber, an denen die reformirte Parthei immer ſo fruchtbar war, hat ſie faſt keine erzeugt; ja ſie ſtimmte urſprünglich darin mit der alten Kirche überein, daß in dem Glauben an den wahren Gott, ſo wie er nun einmahl offenbart ſei, im Weſentlichen keine Veränderung ſtatt finden könne. Am wichtigſten aber iſt der Einfluß, welchen die eine Grundverſchiedenheit auf die politiſche Denkart haben mußte. So wie im Gebiethe des Glaubens die unbegreifliche, auch auf Herz und Einbildung wirkende Idee ſich zur reinen Verſtandeserkenntniß von Gott verhält; gerade ſo auch im Staate der Könige, der lebendige ſichtbare Stellvertreter der Gerechtigkeit, der nicht bloß dem Verſtande und dem Willen, was Pflicht und Rechtens iſt, vorzeichnet, ſondern auch das Herz und die Liebe des Volks in Anſpruch nimmt, und ſelbſt auf die Einbildungskraft durch den Glanz der äußern Erſcheinung wirkt, gegen das todte Geſetz, welches der Verſtand im Staat fordert. Wo der Verſtand, die Anſicht und der Glaube des Verſtandes allein herrſchen, da wird man die alleinige Herrſchaft des Geſetzes als das Weſen des Staats betrachten, welches jede fremde Zuthat nur verunſtalte, wird den lebendigen Stellvertreter des Geſetzes höchſtens als eine ſolche an ſich unweſentliche Zugabe, als einen für die nicht rein verſtändige Menge zur Zeit noch erforderlichen Nothbehelf anſehen und dulden. Aber es ſind außer dem Verſtande noch andre Kräfte im Menſchen, welche der königlichen Würde eine ganz andre Bedeutung und Würde geben, und ſie nicht als eine mit den Fort-

ſchritten der Bildung verſchwindende Unvollkommenheit des Staats, ſondern als das rechte Weſen desſelben anſehen lehren. Nicht alſo zufällig, ſondern weſentlich iſt die Verſchiedenheit, daß die alte Kirche, worin die ältern Lutheraner mit ihr einſtimmen, mehr monarchiſch, die Gemeinde der Reformirten nach Zwingli und Calvin in der Schweiz, in Holland, England und Nord-Amerika mehr republikaniſch geſinnt war. Nicht zum Tadel iſt dieß geſagt, ſondern zur Entwicklung des innern Grundes von dem, was wirklich geſchehen iſt; denn wer wollte läugnen, daß jener rupublikaniſche Geiſt neben der vorübergehenden Gährung auch ſehr wohlthätige, der Menſchheit ruhmvolle und große Erſcheinungen in den genannten Ländern hervorgebracht habe!

# Siebzehnte und achtzehnte Vorlesung.

So wie die Schweiz gleich nach dem ersten gelungenen Kampfe der Unabhängigkeit eine ansehnliche, ja eine große kriegerische Macht wurde, so auch Schweden, nachdem es sich von Dänemark frei gemacht hatte. Ueberhaupt haben in Europa Mächte von dem Anscheine nach geringer Größe gewöhnlich den entscheidenden Umschwung herbeigeführt, oder doch seinen Gang am meisten bestimmt. So Venedig zur Zeit der Kreuzzüge, die Schweiz in den burgundischen und italienischen Kriegen, und wie Holland am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Europa eine neue Gestalt gegeben, so hat Schweden im siebzehnten Jahrhunderte geherrscht, in der ersten Hälfte desselben das große Frankreich an Glanz übertroffen. Aehnlich an kriegerischem Muthe, Sitteneinfalt und der ganzen Stammesart war die Schweiz und Schweden. Gleichwohl fand ein großer Unterschied Statt. In der Schweiz waren von frühern Zeiten an zwei ganz verschiedene Hauptbestandtheile; Bern, kriegsmuthig wie alle Schweizer, auch eroberungslustig zu den weitaussehendsten Entwürfen; dann die Alpenvölker, die eigentlich nur die Freiheit wollten auf ihren Bergen, jenen weitaussehenden Entwürfen dann und wann überredet, doch nicht von Herzen folgten, oft auch nicht; dazwischen Zürch, verschieden noch in seinen Grundsätzen von jenen, fester in den deutschen Zusam-

menhang verflochten, ſo mancher andern Verſchiedenheiten und fremdartigen Beſtandtheile nicht zu erwähnen. Hätten jene kühnen Entwürfe obgeſiegt, ſo wäre wohl, wie es mehr als einmahl möglich ſchien, ein Theil von Schwaben, Elſaß, Tirol, Savoyen, Mailand mit vereint, an den Ufern des mittelländiſchen Meers für den Handel des Freiſtaats eine günſtig gelegene Gränze erreicht, und das kriegeriſche Bern etwa ſo mächtig geworden, wie Rom vor dem zweiten puniſchen Kriege. Aber es wirkte die große Kraft nie ganz vereint, wie ſie es bei gleichem Kriegsmuthe in Schweden war, unter einem Könige, dem geliebten Könige ſeines Volks aus Guſtav Waſa's, des Befreiers Stamme. Doch ſchien es unter Guſtav Waſa's erſten Nachkommen, als würde durch die neue Dynaſtie ſelbſt der katholiſche Glauben über den neuen proteſtantiſchen wieder obſiegen, was bei der Art, wie der letzte durch Guſtav Waſa hier eingeführt worden, nicht Wunder nehmen kann. Auch war die erſte Unternehmung des freigewordenen, kriegeriſchen, eroberungsluſtigen Volks und ſeines Königs zunächſt auf die Herrſchaft im baltiſchen Meere und an ſeinen Küſten, gegen die ſtreitigen Küſtenländer des deutſchen Ritter-Ordens gegen Pohlen und Preußen gerichtet. Der proteſtantiſche Glaube ſiegte, und der Kampf gegen Pohlen ſtählte nicht nur die Kraft, ſondern ward ſelbſt die Veranlaſſung zur Einmiſchung Schwedens in die deutſchen Kriege. Pohlen, obwohl ſeit der Verbindung mit Litthauen eine bedeutende Macht, hatte bloß mit ſich und ſeinen Nachbarn, den Preußen, Ruſſen und Türken beſchäftigt, keinen Antheil genommen an den großen Kämpfen Europa's unter Karl dem Fünften. Erſt jetzt, nachdem der alte jagelloniſche Stamm erloſchen war, ward es eben dadurch mit verflochten in die allgemeinen Verhältniſſe und Streitigkeiten. Denn es ſchien vermuthlich, um den Streit zwiſchen den gleich Mächtigen unter den Einheimiſchen zu vermeiden, rathſamer, einen Auswärtigen zu wählen; auch konnten unter ſolcher Herrſchaft alle, die ſtark genug waren, es zu wünſchen und den Wunſch zu behaupten, völlige Freiheit deſto eher erwarten, als unter einem Gebiether aus ihrer eigenen Mitte. Der erſte Verſuch mit einem

franzöſiſchen Könige, dem nachmahligen Heinrich den Dritten, endigte ſchnell mit gegenſeitigem Ueberdruße und mit der heimlichen Flucht des Fremdlings. Daß ein Fürſt von Siebenbürgen zugleich König von Pohlen ſei, konnte ſchon wegen des gemeinſchaftlichen Kampfes gegen die Türken vortheilhaft ſcheinen. Sollte ein ausländiſcher König bei der beſtehenden Verfaſſung nicht ganz bloß ein Schattenbild ohne Kraft und Anſehen bleiben, ſo mußte er aus einem nicht zu entfernten Nachbarsreiche ſein; ja wenn er ſelbſt auch Beſitzer und Beherrſcher eines ſolchen Reiches war, konnte die Freiheit dadurch noch nicht gefährdet ſcheinen, eben weil dieſe anderweitige Macht eine entfernte fremde, keine einheimiſche war. Gedanken dieſer Art müſſen die Mächtigſten der Nation wohl geleitet haben, da wir bei allem Wechſel fortgehend zwei Partheien im Reiche finden, eine ſchwediſche und eine öſterreichiſche, die zu verſchiedenen Zeiten, mehrere aber nicht zur Ausführung gekommene Wahlen öſterreichiſcher Fürſten veranlaßte. Von öſterreichiſcher Seite ward dieſe Wahl ſo wenig geſucht, daß ſie das erſte Mahl ganz unerwartet kam; es waren jene allgemeinen ſchon angeführten Gründe der Partheien, welche ihr Verfahren beſtimmten. Für Oeſterreich ſprach das alte Verhältniß mit Ungarn, das Band der gemeinſchaftlichen Vertheidigung gegen die Türken, und die Gleichheit der herrſchenden Religion. Das ſchwediſche Haus behielt dennoch die Oberhand; weil aber Siegmund katholiſch war, verlor er Schwedens Krone, und ſchloß ſich auch durch die Bande der Verwandtſchaft an das kaiſerliche Haus von Oeſterreich; nur daß er im Kampfe gegen Guſtav Adolph eher Hülfe von dieſem erwartete, als daß er mit ſo vielen andern nachbarlichen Kämpfen beſchäftigt, ſie ihm hätte gewähren können. In größere Erſchütterungen gerieth Rußland, welches in Maximilian des Erſten Zeitalter nach den mongoliſchen Verwüſtungen unter Waſſiliewitſch dem Großen ſich ſchon zum Range einer der erſten Mächte erhoben hatte, jetzt von neuem durch das Erlöſchen des alten Herrſcherſtammes. Pohlen und Schweden rangen um den Preis der ruſſiſchen Krone, beide drangen tief in das Innere des Reichs. Endlich ermannte ſich die Nation unter einer neuen

einheimiſchen Dynaſtie, und erhielt ihre Selbſtſtändigkeit, wenn gleich mit dem Verluſte einiger Provinzen. Geſchieden war Rußland noch immer von dem übrigen Europa, nicht ſowohl durch die Entfernung als dadurch, daß es der griechiſchen Kirche angehörte. Auf dieſe hatte die Lehre der Proteſtanten ungeachtet mehrerer Verſuche nicht den mindeſten Einfluß. So weit aber die katholiſche Kirche ihr Gebieth, ſo weit erſtreckte der neue Glauben ſeinen Einfluß, auch auf Pohlen und Ungarn ſehr bedeutend. Der Unterſchied von der Einwirkung auf andre europäiſche Länder war hier zunächſt nur der, daß nebſt den in Deutſchland und allen nordiſchen Ländern anerkannten Proteſtanten auch ſolche Secten, die in Deutſchland und ſelbſt im übrigen Europa gar nicht geduldet wurden, ſich nach Pohlen und Siebenbürgen wandten. Duldung der verſchieden Glaubenden war hier ſchon lange eingeführt durch die Nothwendigkeit, da ein ſo großer Theil des Volks der getrennten griechiſchen Kirche angehörte; und wenn es auch nicht reiflich durchdachter, anerkannter Staatsgrundſatz geweſen wäre, ſo war hier Schutz für die anderwärts nicht geduldeten leichter zu finden, ſchon wegen der nach Art orientaliſcher Reiche weniger ſtrengen innern Einrichtung und Verwaltung; in Ungarn und Siebenbürgen um ſo mehr, da jenes zwiſchen öſterreichiſcher und türkiſcher Herrſchaft getheilt war, dieſes zwiſchen beiden wechſelnd ſchwebte. Es hatte der Einfluß der Reformation, der wegen der innigen Verbindung mit Deutſchland in Ungarn beſonders ſtark war, in dieſem Reiche zunächſt nur die Folge, die Verſchiedenartigkeit der Beſtandtheile, aus denen dieſe Reiche ſelbſt in Rückſicht der Abſtammung und der Sprache zuſammengeſetzt ſind, noch zu vermehren. Ob dieſe Verſchiedenartigkeit der innern Beſtandtheile dereinſt zu deſto allgemeinern Grundſätzen der Glaubensduldung, wie ſie ſelbſt in Holland und Deutſchland nicht Statt fanden, führen; ob die Verſchiedenartigkeit ſelbſt zu einer deſto reichern Geſtaltung des Ganzen verknüpft werden, oder zur innern Uneinigkeit und Auflöſung führen ſollte, das blieb noch der Zukunft, dem Geiſte, der ſie beſeelen, den Helden, die ſie herbeiführen würde, überlaſſen. Mehr als einen großen Geſetzgeber und Volksbildner

hatte Ungarn unter ſeinen Königen gezählt; nur daß, was ſie gewirkt, nebſt den Früchten deutſcher und italieniſcher Bildung in der türkiſchen Verwüſtung großentheils wieder zu Grunde ging. Pohlen, von dieſem Unglücke zwar verſchont, hatte unter vielen durch kriegeriſchen Ruhm ausgezeichneten Königen gleichwohl keinen beſeſſen, den großen Ludwig ausgenommen, welcher beide Reiche beherrſchte, der als großer Geſetzgeber, Stifter, Volksbildner, das für Pohlen geweſen wäre, was Stephan im Mittelalter, Mathias Corvin in der Zeit aufblühender Wiſſenſchaften für Ungarn waren. Die nächſte Wirkung der ſich hier ausbreitenden Reformation mußte bei der damahls herrſchenden Erbitterung der Gemüther die ſein, daß für das Haus Oeſterreich dieſer Theil ſeiner Macht viel unwirkſamer ward. Außerdem war in Ungarn unter Kaiſer Maximilian dem Zweiten gegen die Türken wieder einiges gewonnen worden; unter Kaiſer Rudolph dem Zweiten ließ es ſich auf das günſtigſte an, daß nebſt Siebenbürgen ſogar die ganze Wallachei, welche durch eigne Kraft unter einem muthvollen Fürſten ſich vom türkiſchen Joche frei gemacht hatte, unter kaiſerliche Hoheit und Schutzherrſchaft kommen würde. Allein durch den Einfluß der Glaubenstrennung und der daher entſtandenen Zwietracht und Kriege ſchwand jene Hoffnung bald wieder, und ſelbſt Ungarn im Glauben getheilt, vermehrte weniger die Macht als die Gefahren des kaiſerlichen Hauſes zu der Zeit, da Ferdinand der Zweite es vom gänzlichen Umſturze rettete.

Schon unter Ferdinand dem Erſten zeigte ſich die große innere Gährung, welche durch die Ausbreitung der neuen Lehre veranlaßt, in Rudolphs des Zweiten letzten Jahren eine ſo furchtbare Höhe erreichte. Gegen die, welche im ſchmalkaldiſchen Kriege in Böhmen ſich ihm abtrünnig gezeigt hatten, glaubte der ſonſt gewiß weder harte noch herrſchſüchtige Ferdinand Strenge zeigen zu müſſen. Wie duldſam er übrigens in Glaubensſachen handelte und geſinnt war, iſt bekannt. Noch mehr als er, Karls geliebter Maximilian der Zweite; lobenswerth zwar an ſich, vielleicht aber zu nachgiebig für jene Zeiten. Wo einmahl zwei Partheien im entſchiedenen Kampfe gegen einander ſtehen, da darf bei dem,

der zum Haupte und Führer der einen Parthei berufen iſt, die Mäßigung gegen die andere nicht ſo weit gehen, daß die eigne Parthei das Zutrauen zu ihrem Führer verliert, oder gar viele, die eigne Fahne verlaſſend, zu den Grundſätzen und Meinungen der andern übergehen. Nicht die Abgeneigtheit des römiſchen Hofes, welcher den erſten öſterreichiſchen Kaiſern der deutſchen Linie ſo vieles zum Vorwurfe machte, was zu verhüthen oder zu verändern leider gar nicht in ihrer Macht geſtanden hatte; nicht des Churfürſten von der Pfalz Erwartung und öffentliche Aufforderung an Kaiſer Maximilian den Zweiten ſich für die Proteſtanten zu erklären; wohl aber die Ungewißheit des öffentlichen Urtheils über ſeine wahre Meinung bei Katholiſchen, ſo wie bei Proteſtanten, und die Wirkungen, welche dieſe Ungewißheit nothwendig haben mußte, leiten uns darauf hin, die erſte Urſache von der großen innern Gährung, die am Ende von Rudolphs Regierung in den öſterreichiſchen Staaten ausbrach, in Maximilians zu große Nachgiebigkeit und Milde zu ſuchen. Daß er dabei ganz uneigennützig, daß er für ſich ſelbſt auch nichts weniger als ſchwankend, daß es nur Duldſamkeit war, die jenem Betragen zum Grunde lag, das kann ihn hinreichend rechtfertigen für den ſchönen Fehler, daß ſeine Geſinnung zu weit von der ſeines Zeitalters entfernt war, als daß er ihr ohne Gefahr für die Zukunft hätte folgen dürfen. Mag alſo auch wahr ſein, daß er durch ſeine Nachgiebigkeit eben jene heftigen Ausbrüche, die er vermeiden wollte, nur deſto mehr vorbereiten helfen, ſeine Abſicht darf deshalb nicht verkannt werden. Auch würde er, hätte er länger gelebt und geherrſcht, wahrſcheinlich die Nothwendigkeit eingeſehen haben, Feſtigkeit mit der Milde zu verbinden, und dann die großen Erwartungen, die man als Kaiſer von ihm hatte, ganz erfüllt haben. Ausgezeichnete Eigenſchaften des Geiſtes wie des Herzens, beſaß er im vollen Maaße, auch von Tapferkeit und kriegeriſcher Fähigkeit hatte er unzweideutige Beweiſe gegeben. Die im Schatten jener Milde angewachſene Gährung wieder zu beruhigen, war Rudolph der Zweite nicht geeignet, obwohl er an Geiſt und Kenntniſſen den meiſten Zeitgenoſſen weit überlegen

war. Seine Gedanken waren selten auf der Erde daheim: wie mußte die damahlige Zeit mit ihren erbitterten Leidenschaften, oft kleinlich eigennützigen Streitigkeiten dem erscheinen, der gewohnt war, und nichts mehr liebte, als sich einzig mit Tycho Brahe und Keppler am gestirnten Himmel mit dem Anblicke der ewigen Ordnung und Eintracht zu erfüllen! Es war jene Neigung nicht eine müßige Liebhaberei; er folgte nicht bloß den großen Männern in ihren Gedanken und Betrachtungen; er war selbst Forscher, Kenner in mehr als einem Fache der Naturkunde. Um so weniger freilich konnte er das sein und das leisten, was an seiner Stelle in jenem Andrange drohender Verhältnisse und herannahender Gefahr von ihm erwartet und gefordert ward. Doch war seine bei dieser Sinnesart sehr begreifliche Abneigung vor den Geschäften nicht Gleichgültigkeit gegen das allgemeine Wohl. Selbst in seinem letzten Zustande, da er ganz in sich gekehrt war und krank im Gemüthe schien, arbeitete er an Entwürfen des allgemeinen Friedens. Aber wo sollte der Frieden, der in der Betrachtung und der Liebe der Natur dem Herzen zu Theil wird, damahls Eingang finden in die erbitterten Gemüther des kämpfenden Zeitalters? — Diese unglückliche Geistesrichtung und endliche Geisteskrankheit Rudolphs, nebst der ungeduldigen Heftigkeit des ehrgeizigen Mathias, welchen erst die Uebereinkunft der Fürsten des Hauses, und sodann Deutschland berief, das schwankende Steuer der Herrschaft an Rudolph's Statt zu ergreifen, erregte nun in dem herrschenden Hause selbst eine Zwietracht und Gährung, wodurch die des Volks und des Staats erst recht gefahrvoll ward. Schon in der Jugend hatte Mathias, nach den Niederlanden während den ersten Unruhen berufen, gezeigt, daß es ihm an kluger Mäßigung fehle. Er wenigstens durfte sich nicht mit Oranien verbinden und Don Juan gewaltsam vertreiben; auch verfehlte er dadurch ganz den großen und schönen Zweck zu dem er berufen war, ein Erhalter der Niederlande, Vermittler und Friedensstifter zwischen ihnen und Spanien zu sein, und vermehrte nur das Mißtrauen und die Entfernung, die ohnehin schon zwischen dem spanischen und dem deutschen Oesterreich

obwaltete. An des verdrängten Bruders Stelle getreten, entwickelte Mathias nicht die glänzend großen und wohlthätigen Eigenſchaften, die allein ehrgeizige Schritte vergeſſen machen können. Wie ganz anders, da der unvermeidliche Drang der Umſtände ihm ein gleiches Schickſal zu drohen ſchien, als das, welches er ſeinem Bruder bereitet hatte, mit welcher Würde und Mäßigung betrug ſich Ferdinand, an die gefahrvolle Stelle tretend, die er, wie alle fühlten, mit Ruhm zu behaupten, allein den Muth und die Kraft beſaß. Wie einſt Karl durch die entſcheidende Wahl auf den großen Schauplatz der Weltgeſchichte berufen worden, ſo waren auch jetzt aller Augen auf Ferdinand gerichtet, auch er war zu einem nicht minder großen und wichtigen, aber ſchweren und gefahrvollen Kampf berufen. — Schon erhob ſich von allen Seiten der wilde Sturm jenes Krieges, der lange drohend über Deutſchland geſtanden, wie ein ſchweres Ungewitter, das ſich zu entfernen ſcheint, dann wiederkehrend, nun mit verdoppelter Wuth ausbricht.

Die Anlage dazu war lange vorhanden. Der Friede ſelbſt, den, als Karl Deutſchland verlaſſen hatte nach Moritzens Abfall, ſein Bruder Ferdinand ſchloß zwiſchen den Anhängern des alten und des neuen Glaubens, war nur ein Waffenſtillſtand, und zwar kein durchaus beſtimmter. Nur die Friedensliebe der Kaiſer, und nach Moritzens Tode auch die der vornehmſten lutheriſchen Fürſten erhielten ihn. Als Moritz von Sachſen durch einen frühzeitigen Tod ſeinen ehrgeizigen Entwürfen entriſſen ward, da ging wohl die erſte und größte Gefahr vorüber. Bei ſeiner durchdringenden Klugheit und Verſtellungskunſt hätte ſein Ehrgeiz leicht, wo nicht die Herrſchaft über Deutſchland erreicht, denn dazu fehlte ihm der Glaube und das Vertrauen des Volks, welches Guſtav Adolf ſo ſehr an ſich zu feſſeln wußte; gewiß aber doch lange Kriege veranlaßt. Schon zu dieſer Zeit hatte der Markgraf von Brandenburg das Geheimniß entdeckt, welches der Schlüſſel war zu allen Unternehmungen der Helden des dreißigjährigen Krieges; das Geheimniß, ſich durch den Krieg ſelbſt die Mittel zur Fortſetzung des Krieges zu verſchaffen. Wie der Graf von Mannsfeld, und Chriſtian von Halberſtadt im Anfang des dreißigjährigen Krieges, ſo

machte auch der Markgraf Albrecht ſchon ſechzig Jahre früher die wehrloſen geiſtlichen Staaten zum vorzüglichen Schauplatz ſeiner verheerenden Streifzüge. In der deutſchen Verfaſſung, in dieſer Menge von kleinen, den Krieg zu führen, zu ſchwachen, gleichwohl den Krieg zu nähren hinreichend reichen und ergiebigen Staaten, welche, ſeitdem die kaiſerliche Macht wirkſam zu ſein aufgehört, ſo loſe zuſammenhingen; darin, und in dem allgemeinen Wohlſtande bei einer ſo wenig zuſammenhängenden und zum Theil wehrloſen Verfaſſung lag die Möglichkeit, daß Deutſchland dreißig Jahre der Schauplatz eines Krieges ſein konnte, welcher nun, nachdem er einmahl entzündet war, wie eine verheerende Flamme ſich ſelbſt ernährend fortbrannte. Die einzelnen Streitſachen hätten bei der Friedensliebe der Kaiſer und auch der vornehmſten lutheriſchen Mächte, beſonders Sachſens, alle wieder ausgeglichen werden mögen, wie ſelbſt Gebhards, des Churfürſten von Cöln Verſuch, ſein Land, nachdem er Proteſtant geworden war, als weltlicher Fürſt zu behaupten, und die daraus entſtandene Fehde, die Ruhe nicht lange ſtörte. Auch der Erbſtreit über das erledigte Herzogthum Jülich und Cleve, hatte zu keinen allgemeinen Krieg geführt, obwohl es vielleicht geſchehen ſein würde, wenn Frankreich nicht nach Heinrichs des Vierten Tode von neuem in innere Unruhen verſunken, und dadurch von der Anſtiftung des Krieges abgezogen worden wäre. Es lag aber in dem allgemeinen Verhältniß der Katholiſchen und der Proteſtanten etwas, das mehr und mehr beide Theile zum Krieg ſtimmen mußte. Dem Anſcheine nach war beider Macht ungefähr gleich, im Weſentlichen fand eine große Verſchiedenheit Statt. Die Katholiſchen hatten mehr das Anſehen, da ſelbſt proteſtantiſche Churfürſten nicht ſelten ſich an den Kaiſer ſchloſſen, ſie hatten die alte Verfaſſung, die Formen, meiſtens auch die Mehrheit in den verfaſſungsmäßigen Verſammlungen und Gerichten für ſich, die Proteſtanten hingegen, die Stimme des Volks, und den Schwung des Zeitgeiſtes. Ein gefährliches Verhältniß, bei welchem der Vortheil meiſtens nur zu ſehr auf Seiten der Proteſtanten war. Man hat oft erinnert, daß die eingezogenen geiſtlichen Güter größtentheils zu guten Zwecken des öffentlichen Wohls

verwandt ſeien; dieß kann hinreichend ſein für die kleinern mittelbaren. Hat man aber zu allen Zeiten die eigenmächtige Beſitznahme einer, wenn gleich nicht beträchtlichen freien Reichsſtadt, ſo lange noch die deutſche Verfaſſung beſtand, als einen Bruch derſelben, ja als einen hinreichenden Grund zum gerechten Kriege einmüthig angeſehen, wie viel mehr ward ſelbſt das Gleichgewicht der Macht unter den erſten Fürſtenhäuſern verändert, durch die Einziehung ganzer fürſtlicher Bisthümer, welche ſelbſt bedeutende Glieder und Theile des Reichs geweſen waren! Daß eine ſolche Veränderung wenigſtens nur, wenn ſie nicht einſeitig, ſondern nach einem einſtimmigen Beſchluß des ganzen Reichs und Reichsoberhauptes geſchehen wäre, rechtlich hätte genannt werden können, das iſt wohl eben ſo einleuchtend, als daß ein lebenslänglicher Wahlfürſt, wie der deutſche Hochmeiſter und jeder geiſtliche Churfürſt es war, wenn er der erſten Bedingung ſeiner Wahl und ſeines Amtes öffentlich entſagte, auch an die mit dieſer Bedingung verknüpfte Würde und Herrſchaft weiter keinen Anſpruch zu machen berechtigt ſein konnte. Man ſollte kaum glauben, daß es für dieſen ſo einfachen Rechtsgrundſatz noch eines ausdrücklichen geiſtlichen Vorbehalts bedurft hätte. Gleichwohl wollten die Proteſtanten dieſen nicht anerkennen, und groß war allerdings die Verſuchung, wenn ſich ihnen eine günſtige Gelegenheit zeigte, die Macht ihrer Parthei anſehnlich zu verſtärken und ihre Lehre zu verbreiten. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn auch von der andern Seite Einige anfingen den Frieden ſelbſt, da er doch keine Sicherheit gewährte und immer wiederhohlte Eingriffe erfolgten, für ein Uebel zu halten, vielleicht im Stillen zu wünſchen, daß der Drang der Umſtände ihn nie herbeigeführt hätte, zu bereuen, daß man ſo viel nachgegeben hatte, wie denn allerdings in dem Kampfe gegen eine neu anwachſende, der alten Verfaſſung entgegenſtrebende Macht durch die erſte rechtliche Anerkennung mehr eingeräumt wird, als irgend ein Kriegsglück, das noch ſo glänzend immer noch dem Zufall unterworfen bleibt, je gewähren kann. Natürlich auf der andern Seite, ja unvermeidlich ſcheint der lebhafte Antheil, welchen proteſtantiſche Fürſten an dem Schickſal ihrer Glaubensgenoſſen unter

katholiſchen Herren nahmen. Und doch war eben dieſer Antheil von den gefährlichſten Folgen für das gegenſeitige Verhältniß des Volks und der Fürſten. Wie leicht konnte der Schutz, welchen die anders Glaubenden bei einer ausländiſchen Macht ſuchten, die unvorſichtige Menge über die Gränze des Erlaubten hinüberführen, üble Abſichten Einiger ſie zu eigentlich ſtrafbaren Verbindungen mißleiten? Man darf überhaupt die jetzigen Verhältniſſe gar nicht auf die damahlige Zeit übertragen. Wenn bei dem erſten Ausbruche der niederländiſchen Unruhen in drei Tagen vierhundert Kirchen zerſtört, wenn noch vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Kriegs proteſtantiſche Unterthanen eines katholiſchen Fürſten die entflammten Reden ihrer Lehrer mit der laut geäußerten Ueberzeugung verließen: daß es doch noch beſſer ſei, unter türkiſcher Herrſchaft zu ſtehen, als unter einer katholiſchen, ſo war gewiß nicht von einer bloßen Verſchiedenheit der Denkart die Rede, ſondern der Staat ſelbſt unmittelbar gefährdet. Jetzt nachdem die Leidenſchaften längſt erloſchen ſind, wird es dem Staate leicht, jeden Mitbürger ſeiner Ueberzeugung ruhig folgen zu laſſen. Damahls würde der größte Duldungslehrer aus unſerm Jahrhunderte, vorthin und auf den mächtigſten Thron verſetzt, nicht vermocht haben, den Geiſt der herrſchend war, die Menſchen und die Verhältniſſe der Staaten mit einem Mahle zu ändern, und durch den bloßen Willen das wirklich zu machen, was erſt die allmählige Frucht der Zeit ſein konnte. Zu frühzeitige Milde und die Friedensliebe eines wiſſenſchaftlichen Geiſtes, auf die gefahrvollen Verhältniſſe des Staats übertragen, wie es von Maximilian und Rudolph geſchah, konnten ſogar den Ausbruch noch beſchleunigen, oder eher gefährlicher machen als verhüthen. Wir haben auch in neueren Zeiten geſehen, wie gewaltig Meinungen, die wenn gleich nicht unmittelbar den Glauben betreffend, doch nicht ohne Beziehung auf ihn und von verwandter Natur ſind, in den Staat und in das Schickſal der Völker eingreifen können. Damahls waren die Meinungen noch tiefer vielleicht eingewurzelt, die Leidenſchaften heftiger entflammt, ungleich verwickelter die Verhältniſſe wegen der innigen Verflechtung auch des äußern Kirchenvereins mit dem Staate, deren Band ſich

in neuen Zeiten immer mehr von einander getrennt und aufgelöst hat. Die Reformation hatte es herbeigeführt, daß die Fürsten sich einer großen Gewalt in Glaubenssachen gebrauchten, wenn gleich in Deutschland nie ein solches Supremat gelehrt ward, wie es in England eingeführt war. Denn da die protestantischen Fürsten hierin keinen Richter über sich erkannten, so geschah, was sie darin wollten, oft nicht ohne Willkühr und Gewaltsamkeit im Verfahren. Es war die Pfalz nach dem Willen seiner Beherrscher den Glauben in kurzer Zeit mehrmals zu ändern genöthigt; in kurzer Zeit erst calvinisch, dann lutherisch, dann wieder calvinisch geworden, wobei mehrere tausend Lehrer und Beamte, die sich der Veränderung nicht fügen wollten, das Land verlassen mußten. Was so viele Katholische von ihren protestantischen Fürsten sich hatten müssen gefallen lassen, was sich eine protestantische Parthei gegen die andere erlaubt hielt, war es zu tadeln, wann katholische Fürsten gegen protestantische Unterhanen das Gleiche für Recht hielten? Doch geschah dieß in Oesterreich erst dann, als sichtbar kein anderes Mittel mehr blieb, den Staat zu retten. Versetzen wir uns also in die Verhältnisse der damahligen Zeit, so werden wir uns überzeugen müssen, daß, wenn nicht etwa eine Parthei ganz obsiegen, sondern Katholiken und Protestanten ferner in Deutschland zu gleichen Theilen leben sollten, keine andere Maaßregel möglich blieb als der Grundsatz, welcher Ferdinands des Zweiten Verfahren im Allgemeinen zum Grunde lag, den Protestanten nähmlich vollkommen freien Abzug zu gestatten. Hart war es allerdings nach unserer Ansicht, besser aber doch, als wenn mit bleibendem Mißtrauen zwischen Fürsten und Volk, stets erneuerte Aufstände und Unruhen grausame Bestrafungen und harte Gesetze nach sich zogen. Weniger hart auch war diese Maaßregel als der Ausweg, welchen in England die siegende königlich gesinnte protestantische Parthei der unterliegenden republikanischen mindern Parthei offen ließ, sich nähmlich neue Wohnsitze in einem andern Welttheile zu suchen. In Deutschland konnten dagegen, bei der Menge und Verschiedenheit größerer und kleinerer katholischer und protestantischer Staaten, die Ausgewanderten fast gewiß sein, irgendwo in einem nahen deut-

ſchen Lande bei Glaubensgenoſſen Schutz, gute Aufnahme, und eine neue Heimath zu finden. — Ein Verluſt für den Staat war allerdings die Auswanderung ſo vieler arbeitſamen Mitglieder, auch war dieſe einfachſte aller Bemerkungen den damahligen Staatsmännern wohl nicht ſo ganz verborgen als man vorausſetzt; aber man hatte noch nicht gelernt, die Freiheit der Menſchen dem Geldertrage ihrer Anzahl unterzuordnen. Einer beträchtlich ſpätern in vielen Beziehungen cultivirtern Zeit, Ludwig dem Vierzehnten war die Maaßregel vorbehalten, indem er die Einheit des Glaubens in ſeinem Reiche durch Gewalt erzwingen und doch auch der Schatzkammer den empfindlichen Verluſt erſparen wollte, die Proteſtanten zu gleicher Zeit durch militäriſche Gewalt zu bekehren, und ihnen die Auswanderung zu verbiethen. — So wie nach bürgerlichen Kriegen jederzeit eine Amneſtie eintreten muß, ſo ſollte auch die Geſchichte jener Zeiten in einem ſolchen Geiſte der Amneſtie betrachtet werden. Wenn man Guſtav Adolphen, der mehr als das halbe Deutſchland für ſeine Ueberzeugung verwüſtete, der auch gegen ſeine deutſche Glaubensgenoſſen Schritte that, die wohl ſchwerlich anders als aus dem Rechte der Waffen abgeleitet werden können, große Geiſteseigenſchaften nicht abſpricht, ſo ſollte auch Kaiſer Ferdinand der Zweite eben ſo beurtheilt werden, deſſen unerſchütterlichen Heldenmuth ſelbſt ſeine Feinde ihm nie abgeſprochen, und daß er aufrichtig nach feſter Ueberzeugung handelte, nie bezweifelt haben. Nur da, wo ſichtbar Habſucht und böſe Abſicht, nicht Ueberzeugung und Begeiſterung für ſeine Sache die alleinige Triebfeder iſt, wie bei Richelieu, ſoll das Urtheil der Nachwelt und der Geſchichte ohne Schonung verdammen.

So groß die Anzahl der Feldherrn und Staatsmänner iſt, welche in dem langen Kriege mitgewirkt und ſich einen Nahmen gemacht haben, ſo ſind es gleichwohl nur vier Männer, durch deren Willen und Charakter dieſe Begebenheit beſtimmt ward, und welche auf den Gang derſelben und auf den Geiſt ihres Zeitalters mächtig und ſelbſtſtändig gewirkt haben. Ferdinand der Zweite, Wallenſtein, Guſtav Adolph und Richelieu; vier Männer von dem verſchiedenſten Geiſt und Glauben, gaben jeder dem Kriege auch

einen andern Zweck und eine andere Richtung. Alle andere Helden des dreißigjährigen Krieges waren entweder nur Werkzeuge und Gehülfen der Genannten, oder solche, die gegen das Ende des Krieges, da die Begebenheit, die nun schon in sich vollendet ihren ferneren Lauf von selbst nahm, die Erfolge desselben benutzten. Von Kaiser Ferdinand darf nur der falsche Schein hinweggeräumt werden, so zeigt sich die einfache Seelenstärke dieses Charakters von selbst in ihrem wahren Licht. Es hat Ferdinand der Zweite den österreichischen Staat unläugbar errettet, für seine Glaubensgenossen, da sie ohne seine Standhaftigkeit gewiß unterlegen wären, wenigstens das erkämpft, was sich unter solchen Umständen erkämpfen ließ, Gleichheit der Rechte, Erhaltung eines gesetzlichen Besitzstandes. Daß Pflichtgefühl und feste Ueberzeugung allein ihn mit Heldenmuth beseelte, der ihn nie verließ während des schweren Kampfes, zu welchem er sich berufen glaubte, berufen fühlte, das wird nicht bezweifelt, wo man irgend nach den Thatsachen urtheilt. Daß er die Gerechtigkeit zu ehren wußte, hat er mehrmals auch in der Hitze dieses erbitterten Kampfes bewiesen. Die sanftern Gefühle, für die er bei der Strenge seiner Sitten nicht unempfänglich war, die Treue und zärtliche Liebe, besonders für seine erste Gemahlin, beweisen, daß er selbst, obwohl in einem Zeitalter des Hasses und der Zwietracht lebend, nicht von hassendem Gemüthe war. Ein Heldenmuth, wie der seinige, kann auch nicht von andern erlernt oder eingeflößt werden. Der Vorwurf, daß die Jesuiten zu vielen Einfluß bei ihm gehabt, ist um so sonderbarer, da die damahls so innige Verbindung der Glaubens- und Kirchensachen mit dem Staate, geistliche Rathgeber für einen Fürsten nothwendig machte, was selbst bei Protestanten der Fall war. Unter den so unbedingt verdammten Geistlichen, welche unter Ferdinand in Oesterreich großen Einfluß hatten, waren gleichwohl ein Fürst Cardinal Dietrichstein, welcher als Staathalter von Mähren der anerkannte Wohlthäter des Landes war; ein Cardinal Pazmany, der in der Geschichte von Ungarns Cultur nie vergessen werden wird.

In Wallensteins sonderbarem Charakter war sein astrologischer Wahn wohl das, woraus alles erklärt werden muß. Daher der

gränzenloſe Stolz, die Verachtung aller andern Menſchen, als Weſen geringerer Art. Mehr als durch ſeine letzten zweideutigen Anſchläge, die ſeinen Sturz veranlaßten, hat er dadurch verſchuldet und Unglück über Deutſchland gebracht, daß ſein Ehrgeiz es vorzüglich mit war, welcher den Krieg ſo groß machte und durch die kundgegebene Abſicht eine Herrſchaft auf der Oſtſee an ſich zu reißen, den König der Schweden, welcher durch den Beiſtand, den der Kaiſer ſeinem Schwager Sigmund gegeben hatte, ſchon gereizt war, ſelbſt nach Deutſchland herbeilockte. Jener in ſich gekehrte Stolz und ſein Wahn bei der innern Gluth der Leidenſchaften könnte Wallenſteins großen Verſtand in ſich ſelbſt verwirrt haben, und ſo die Erklärung derjenigen rechtfertigen, die einiges in ſeinem letzten Betragen weniger auf Verrath als auf dieſe Verwirrung ſeines Gemüths deuten. Was ihn in die Zahl der erſten Männer ſeiner Zeit ſetzt, wenn ihn auch an eigentlicher Feldherrnkunſt andere übertroffen haben, oder ihm gleichgekommen ſind, das iſt nicht bloß ſein erfinderiſcher Geiſt, ſondern jene Gewalt, welche er über die Gemüther ausübte. Was würde wohl aus Deutſchland geworden ſein, wenn der ſonderbare aſtrologiſche Held ſeine Entwürfe ausgeführt, wenn er wirklich obgeſiegt hätte? So viel iſt gewiß, wenn Oeſterreich von einer herrſchſüchtigen und eigennützigen Politik beſeelt, zur rechten Zeit mit den Schweden hätte theilen wollen, ſo wäre nichts leichter geweſen, als mit dieſer vereinten Macht Frankreichs Einfluß von Deutſchland abzuhalten, und es in ſeine Gränzen zurückzuweiſen; die Beute aber groß genug, um auch für Wallenſtein ein Königreich abzuwerfen. Dazu aber war Oeſterreichs und auch Schwedens Denkart viel zu aufrichtig.

Als Wallenſtein ein Gebiether der Oſtſee zu ſein wähnte, dann bald Guſtav Adolph einen großen Theil von Deutſchland ſo ſchnell als ſiegreich durchzog, als Augsburg dem ſchwediſchen Könige huldigte, da ward ein ganz neuer Umſchwung der Dinge erwartet, da erinnerte man ſich in Italien an die Zeit der Völkerwanderung, und an die alten Heereszüge der ehemahligen Gothen; nach der Eroberung von Deutſchland, von Pohlen und Ungarn, ſchien ſelbſt ein Zug der ſiegreichen Schweden nach Spanien nicht unmöglich.

Guſtav Adolphs Sinnesart war in anderer Weiſe eben ſo einfach, als die Ferdinands. Neben der durchdringenden Klugheit, die mehrere Helden ſeiner Parthei auszeichnete, beſaß er von ſeinem Ahnherrn Guſtav Waſa auch die Gabe, durch glänzende Thaten die Liebe ſeines Volks zu begeiſtern; eine Gewalt, wie er ſie auf die Gemüther und auf das Volk hatte, war ſeit Luther von Niemand der Seinigen ausgeübt; das Vertrauen, der Glaube, den er auf ſich ſelbſt hatte, flößte auch andern denſelben unerſchütterlichen Glauben ein. Daß Ehrſucht und Eroberungsſucht bei ihm mit der Ueberzeugung für die gute Sache zu kämpfen, verbunden und verwebt geweſen, darf kaum erinnert werden.

Nach Guſtavs, Wallenſteins und Ferdinands Tode, war das Große aus dem Kriege verſchwunden. Nur Richelieu lenkte jetzt noch mit einem einzigen zerſtörenden Zwecke im Auge, die verwüſtende Flamme, ſie zu erhalten unabläſſig bemüht. Die alten franzöſiſchen Entwürfe gegen Spanien und Deutſchland verfolgend, nur behutſamer und mit deſto ſichererm Erfolge, im Innern aber Ludwigs des Eilften Grundſätze vollſtändig auszuführen, nur gewaltſamer und entſchloſſener, das war der Geiſt von Richelieu's Herrſchaft; Despotismus im Innern, Anarchie in allen andern Staaten rund umher zur eigenen Vergrößerung. Wenn Guſtav Adolph und Ferdinand für ihren Glauben aufrichtig kämpften, Wallenſtein mit ſeinem großen Verſtande dem aſtrologiſchen Wahne nachhing, ſo kann jenes Syſtem der Ungerechtigkeit und der Unſittlichkeit, wenn man auch noch auf die Mittel ſieht, welche Richelieu ſich erlaubte, deren keins ihm zu ſchrecklich oder zu ſchlecht war, jene abſichtliche Mißhandlung, jene Nichtachtung und Verletzung alles Heiligen und Guten, wohl als der wahre politiſche Atheismus betrachtet werden.

Der weſtphäliſche Frieden, der den langen Kriegsleiden Deutſchlands endlich ein Ziel ſetzte, war ſchon früh gehofft, und mehrmahls und vielfältig verſucht, mißlungen, wieder mühſam bearbeitet, bis er zuletzt dennoch zu Stande kam. Keiner hatte beim Anfange gleich die ganze Dauer dieſes Kriegs vorausſehen können, der nicht ſo wohl ein einzelner Krieg war, als eine fort-

laufende Reihe mehrerer verſchiedener ſich an einander kettenden Kriege des pfälziſch-böhmiſchen, des däniſchen, des ſchwediſchen, an den ſich zuletzt noch ein franzöſiſcher ſchloß. Als der Churfürſt von der Pfalz aus Böhmen vertrieben, er ſelbſt aus ſeinem Lande verbannt, in die Acht erklärt war, ſchien der Krieg geendet. Aber es war ein täuſchender Schein. Nicht ohne ſpaniſche Hülfsvölker hatte Ferdinand jenen Krieg beenden können; die Einmiſchung einer auswärtigen Macht führte auch die der andern herbei; es machten die proteſtantiſchen Mächte gemeinſchaftliche Sache, und zufällige Umſtände beſtimmten es, daß nicht Schweden, ſondern Dänemark zuerſt als Kämpfer auftrat. Die deutſchen Fürſten, beſonders die proteſtantiſchen ſelbſt hätten dieſe gefährliche Einmiſchung der fremden Mächte, durch die der Krieg ſo Unglück bringend für Deutſchland wurde, am beſten verhüten können; wenn ſich mehrere, gleich Sachſen, aber auch dieſes mit mehr entſchiedener Kraft an den Kaiſer angeſchloſſen, und gemeine Sache mit ihm gegen den Churfürſten von der Pfalz gemacht, deſſen Unternehmung ſie ohnehin nicht billigten, dagegen alle auswärtigen Mächte vom Reiche ausgeſchloſſen hätten. Weit entfernt, die Sache ihrer Glaubensgenoſſen dadurch zu verlaſſen, würden ſie vielmehr gerade als Bundesgenoſſen es am beſten in der Hand gehabt haben, die Rechte der Ihrigen zu ſichern. Den auswärtigen Einfluß abzuwehren, die Streitigkeiten bloß durch die inneren eigenen Kräfte zu ſchlichten, das muß das erſte Geſetz ſein in jedem Bundesſtaate, der beſtehen ſoll. Als Ferdinand auch in dieſem zweiten Kriege den entſcheidendſten Sieg davon trug, trat Schweden an die Stelle, und jetzt ward der Krieg am furchtbarſten und gefahrvollſten. Das war der große Stoß, welchen Richelieu den Kaiſerlichen beibrachte, daß er es durch ſeine Anſtiftung bei den katholiſchen Fürſten, beſonders bei Baiern dahin brachte, daß Ferdinand, den allgemeinen Klagen nachgebend, Wallenſtein verabſchiedete. Die Klagen mochten an ſich gerecht ſein, nur war die Frage, ob Wallenſteins Bedrückungen und Art, den Krieg zu führen, nicht in der Nothwendigkeit und der Lage der Sache gegründet ſei. Leichter würde es immer für Deutſchland

geweſen ſein, jene Bedrückung noch eine kurze Zeit zu ertragen, als achtzehn Jahre lang die verwüſtenden ſchwediſchen Kriegsheere mit eigenen Kräften gegen ſich ſelbſt zu nähren und zu waffnen. So waren es Ferdinands eigene Bundsgenoſſen und Werkzeuge ſelbſt, die ihn oft am meiſten mitten im ſchönſten Gelingen hemmten. Nicht leicht hat wohl überhaupt ein andrer Fürſt mit ſo geringen Hülfsmitteln, von Gefahren und Feinden aller Art umringt, ſelbſt in denen, die mit ihm und für ihn kämpften, und die er zu brauchen nicht umhin konnte, oft neue und die größten Hinderniſſe findend, dennoch mit ſo immer gleichem Muthe und freudiger Kraft ſeinem Ziele nachgeſtrebt. Wie große Opfer hatte er nicht bereitwillig gebracht, um ſich Baiern als Bundesgenoſſen, Sachſen in Frieden zu erhalten; wie viele Rückſichten mußten nicht ſtets auf Spanien genommen werden; wie viel verdarb nicht Wallenſtein, noch mehr aber, daß die Häupter des katholiſchen Fürſtenbundes, nichts Arges ahnend, den franzöſiſchen Eingebungen ſo zugänglich waren. Was Ferdinand als Kaiſer für ſich und ſeine ſiegreichen Feldherren gethan, und man ihm vielfältig vorgeworfen hat, das findet ſeine beſte Rechtfertigung, wenn man es vergleicht mit den Gewaltſchritten und Forderungen der Schweden, als ſie Sieger waren. Allerdings hat die Zurückforderung der geiſtlichen Güter viel beigetragen zum ſchnellen Ausbruche zu bringen, was in der franzöſiſchen Abſicht und der ſchwediſchen Eroberungsſucht ſchon lange vorbereitet lag; aber an ſich ungerecht kann man nicht finden, daß Ferdinand einen Frieden als entſcheidenden Maaßſtab des rechtlichen Beſitzſtandes zum Grunde legen, auf einen Frieden zurückgehen wollte, der ſeinen Vorfahren von der ſiegenden Gegenparthei eigentlich war abgenöthigt worden. Karl der Fünfte, die Lage der Dinge und die Welt wohl kennend, war auch als Sieger in Rückſicht der geiſtlichen Güter nachgiebiger; beſſer wäre es vielleicht geweſen, Ferdinand hätte gleich zugeſtanden, was er nachher doch bewilligen mußte; daß aber nicht der gewöhnliche Eigennutz des Siegers, ſondern Geſinnungen ganz anderer Art ſein Beweggrund bei dieſem Schritte geweſen, iſt hinreichend bekannt. Wallenſtein, der,

was der Graf von Mannsfeld und Christian von Halberstadt im Kleinen gethan, im Großen nach Grundsätzen übte, und eben dadurch die nothwendige und einzige Art des Gelingens in diesem Kriege zeigte, konnte und mußte in einem Kriege dieser Art eine große Belohnung erhalten; daß sie ihm nicht Belohnung, sondern nur Zunder seines unbegränzten Ehrgeizes ward, das lag in ihm selber. Nach seinem, und noch mehr nach des Kaisers Hintritte, ward der Krieg wieder wie er begonnen hatte. Einzelne Abentheurer und Heerführer auf dem großen Kriegsfelde, die Verwüstung mit Blitzesschnelle bald hier, bald dorthin leitend, zeigten mehr das Schauspiel einer zerstörenden Naturbegebenheit, eines einmahl entflammten nun gesetzlos sich verbreitenden Feuers, als einen großen Entwurf, den Gedanken eines großen Mannes. Der Zweck des Krieges ward im Kriege selbst vergessen, die Erbitterung des Glaubenshasses erlosch in der Wuth des Glaubenskrieges selbst; ja schon in Wallensteins Heere, vorzüglich während seines zweiten oberfeldherrlichen Laufes war nicht die Begeisterung für den einen oder den andern Glauben herrschend, und die beseelende Kraft des Ganzen, sondern ein eigenthümlicher, gegen die Glaubensmeinung eher gleichgültiger, von ihr ganz unabhängiger Soldaten-Geist. — Epoche machte der endlich durch die Nothwendigkeit herbeigeführte Frieden für Europa, eben als Glaubensfrieden als anerkannte Unmöglichkeit, den Kampf zwischen dem alten Glauben und der neuen Lehre durch die Waffen zu schlichten, und Feststellung eines rechtlichen Verhältnisses zwischen den Anhängern des einen wie der andern.

* * *

Man kann alle die Unruhen und einzelnen Kriege, welche nach der Glaubenstrennung die Niederlande, Frankreich und Deutschland mit Blutvergießen erfüllten, an denen Spanien, England, Dänemark und Schweden Antheil nahmen, wegen dieses Antheils fast aller Nationen, des innern Zusammenhangs und der Verflech-

tung der Begebenheiten, als einen allgemeinen europäiſchen Krieg betrachten, welcher von dem erſten Ausbruche der niederländiſchen Unruhen bis zum weſtphäliſchen Frieden volle achtzig Jahre gedauert, während dieſer Jahre die meiſten Länder Europa's betroffen, einige der wohlhabendſten verwüſtet und zu Grunde gerichtet hat. Wenn man dieſen achtzigjährigen Krieg der katholiſchen und der proteſtantiſchen Parthei als einen zuſammenhängenden, fortgehenden Kampf betrachtet, ſo könnte es mit Rückſicht auf das Ganze ſonderbar ſcheinen, daß die katholiſche Parthei, bei einer dem Anſcheine nach ſo großen Uebermacht in Europa, nicht die Oberhand behalten, und einen vollkommenen Sieg davon getragen habe. Mit Rückſicht auf einzelne Epochen des achtzigjährigen Kampfs, möchte man eher die Frage aufwerfen, weßhalb die Proteſtanten einmahl ſo weit gekommen, nicht noch weiter ihr Glück verfolgt haben, und ganz Sieger geworden ſeien. Die geſammten katholiſchen Mächte als eine der kriegführenden Partheien betrachtet, ſo lag die Urſache ihrer geringen Wirkſamkeit bei ſcheinbarer Größe nicht ſowohl in Spaniens Verfall; denn nach der kraftloſen Regierung Philipps des Dritten erhob ſich das Reich unter Philipp dem Vierten doch wieder mit neuem Glanze und neuer Thätigkeit; ſondern in dem Mangel an Einheit unter den verſchiedenen Mächten. Selten war Eintracht unter den beiden Linien des öſterreichiſchen Hauſes; ungeachtet der häufigen Familien-Verbindungen beider Häuſer hatte die mißtrauiſche Entfremdung unter Philipp dem Zweiten zu tief und zu lang gewirkt, als daß ſie ſo leicht wieder gehoben werden konnte; ja auch, als durch die Bemühung eines großen Staatsmanns, zwiſchen Philipps des Vierten regerer Thätigkeit und Ferdinands des Zweiten großen Zwecken eine Verbindung zu Stande kam, war die Eintracht dennoch nicht immer vollkommen, ſo wie ſie hätte ſein ſollen, die Verſchiedenheit der Grundſätze und der Abſichten oft noch von fühlbaren und nachtheiligen Folgen für die gemeinſchaftliche Wirkſamkeit. Dem römiſchen Hofe hätte es eigentlich obgelegen, das Band zu ſein zwiſchen den beiden Mächten, die Eintracht zwiſchen ihnen ununterbrochen feſt zu knüpfen; er hätte als Vermittler zwiſchen ih-

nen, das Gleichgewicht des Ganzen erhalten und auf die wohlthätigste neue Weise abermahls die Würde eines Schiedsrichters der europäischen Angelegenheiten behaupten mögen. Einigemahl hat allerdings der römische Hof diese Obliegenheit erfüllt, und ist das gemeinschaftliche Band der katholischen Mächte gewesen, aber bei weitem nicht wirksam, nicht fortdauernd genug. Nichts erlischt leichter, als der lebendige Geist eines Bundes; ein halbes Jahrhundert der Eintracht und des vereinten Wirkens kann oft nicht wieder ersetzen, was in einem ungleich kürzern Zeitraume gegenseitigen Mißtrauens, eigennütziger Vereinzelung der Zwecke versäumt ward, und verloren ging. Wenn der römische Hof gegen die österreichischen Kaiser anerkannter Maaßen oft nicht nachgebend genug war, von ihnen zu fordern schien, was die deutschen Verhältnisse jenen zu leisten und zu erreichen schlechterdings unmöglich machten, so muß man es ihnen noch ungleich mehr zum Vorwurfe machen, den wahren Sitz des Uebels nicht erkannt, gegen Frankreich fast immer zu nachgiebig gewesen zu sein. Denn darin lag die eigentliche Schwäche der katholischen Macht in Europa, daß Frankreich nur dem Scheine nach, und selbst nach diesem nicht immer zur katholischen Parthei gehörte, in der That durch seine durchaus eigennützige Politik eine eigene Parthei für sich bildete. In Rom hätte man es einsehen und voraussehen müssen, daß ein Gustav Adolph an der Spitze eines siegreichen protestantischen Heeres der Kirche lange nicht so gefährlich sei, als der bloß politische Schein-Katholicismus der letzten Valois, in der starken Hand eines Richelieu. In ihrem Schooße hat von jeher die Kirche ihre größten Feinde und Verderber gehabt, mehr zu fürchten, als alle äußern Gegner. — Wer diese innere Schwäche der katholischen Parthei allein im Auge hat, möchte sich fast wundern, daß sie nicht ganz unterlegen sei, daß die Protestanten nicht vollkommen obgesiegt haben. Aber in Holland und England durchkreuzten sich die politischen und religiösen Grundsätze und Zwecke der verschiedenen politischen und religiösen Partheien viel zu sehr, als daß auch nur in England die katholische Parthei ganz hätte unterdrückt werden, geschweige denn wie

in Schweden der Geiſt auf Eroberungen ſich hätte lenken können; was Hollands gefahrvolle Lage und geringe Ausdehnung ohnehin von ſeiner Geſinnung entfernte. Hier war ein hartnäckig unbezwinglicher Widerſtand und erkämpfte Unabhängigkeit das einzige, was die Proteſtanten beabſichtigen und erreichen konnten. Deutſchland war das einzige Land, wo der Sieg vollkommen, wo der Proteſtantismus erobernd werden, und dann freilich, wenn er einmahl hier geſiegt hatte, ſein Uebergewicht auch auf das ganze übrige Europa erſtrecken konnte. In Deutſchland allein war der neue Glauben durch eine wahre Volksbewegung verbreitet worden, deren Kraft auch nach dem erſten gewaltſamen Umſchwunge nicht ganz erloſchen war, bis zum weſtphäliſchen Frieden. Dieſe in dem großen, volkreichen, damahls ſo ganz kriegeriſchen Lande alle Berechnung überſteigende Volkskraft des ganzen Deutſchlands ſtand mehr als ein Mahl jedem ſiegreichen Fürſten der Parthei, der ſie zu brauchen gewußt hätte, zum vollen Gebrauche und zu den kühnſten Entwürfen frei. Aber eben an einem ſolchen Fürſten, an einem großen Helden, den einzigen ſeiner Laufbahn früh entriſſenen Guſtav Adolph ausgenommen, fehlte es, ſonſt würde Deutſchland ohne Zweifel ganz proteſtantiſch, würde mit dem einen Sieger zugleich unter Einen Herrn gekommen, und nach Aufhebung aller geiſtlichen Fürſtenthümer bei der damahligen Bevölkerung wieder wie im Mittelalter der erſte aller europäiſchen Staaten, ja wahrſcheinlich eine erobernde Macht geworden ſein. Dem Schwedenkönige, ſo gewiß er als Herr von ganz Deutſchland dieß, und nicht Schweden als das Hauptland ſeines Reichs hätte behandeln müſſen, würde doch in der öffentlichen Meinung das immer geſchadet haben, daß er ein Ausländer war, wenn er auch länger gelebt, und fortdauernd geſiegt hätte; der einzige deutſche Fürſt, der vor Guſtav Adolph gleich große Entwürfe auszuführen vermocht haben würde, Moritz von Sachſen, hätte wegen ſeiner zu kundbar gewordenen Zweideutigkeit nie die gleiche Gewalt auf die Gemüther des Volks erlangen können, wäre ihm auch nicht ein eben ſo frühes Todesloos gefallen, wie dem ſchwediſchen Helden.

Wenn man die wichtigsten Ereignisse der Weltgeschichte aufmerksam betrachtet, so wird man leicht gewahr, daß die wenigsten ganz das geworden sind, was sie anfangs zu werden bestimmt schienen. Die größten Entwürfe der Helden und Herrscher sind bei dem vollendetsten äußern Gelingen, dennoch durch die Einwirkung der Nebenumstände anders gewendet und nur unvollkommen ausgeführt worden; die größten Bewegungen der Zeit und der Völker haben meistens einen ganz andern Ausgang genommen, als der ihnen anfänglich bestimmt schien, sich weit entfernt von dem Ziele, auf welches sie zunächst gerichtet waren. Es ist daher keine müssige Grübelei, in der Geschichte zu fragen, was unter gewissen Umständen hätte geschehen mögen, zu bemerken, an wie wenigem es oft lag, daß der Ausgang nicht ein ganz anderer war als der er wirklich geworden ist. Das wirft oft am meisten Licht auf die Begebenheiten, auf ihren wahren Gang und Geist, wenn man sich bei der Beurtheilung zurückversetzt in die Mitte derselben, da sie noch unentschieden waren, um den verschiedenen möglichen Ausgang nebst seinen Folgen zu überdenken. Was würde wohl die Folge gewesen sein, welche Gestalt würde Europa wohl gewonnen haben, wenn die katholischen Mächte in jenem langen Kampfe ganz obgesiegt hätten, wenn auch in Frankreich die Parthei der Guisen und der spanische Einfluß, wenn mit Hülfe eben desselben in England die katholische Parthei die Oberhand behalten, in Schweden die ganze Dynastie wie einige der Mitglieder zu denselben zurückgekehrt, in Deutschland der alte Glauben wenigstens der herrschende geworden wäre? Die Beantwortung dieser Frage ist nicht unwichtig, selbst für die Richtigkeit mancher Grundsätze und Ansichten über Verfassung der Staaten und Bildung der Menschen. Spanien und Oesterreich hätten alsdann, wie man nach Kaiser Ferdinand des Zweiten erstem Siege allgemein zu fürchten schien, das entschiedenste Uebergewicht in ganz Europa erhalten. Aber eben der Theilung wegen hätte dieß der Freiheit nicht nachtheilig werden, noch weniger die gefürchtete Universal-Monarchie herbei führen können, um so mehr, da der römische Hof als natürliches Band und unabhängiger Einheitspunkt zwischen

beiden das Gleichgewicht und die Freiheit zu erhalten, durch alle Beweggründe aufgefordert gewesen sein würde. Für die Denkfreiheit, für die Entwicklung des Geistes würden die Folgen schwerlich so nachtheilig gewesen sein, als man nach dem ersten Scheine voraussetzen möchte. Denn die Beschränkung der Freiheit war ja bloß durch die Gährung und die Trennung herbeigeführt, mit dem Siege würde der Zwang von selber nachgelassen haben; mit der wieder hergestellten Einheit würde auch die Freiheit und gleichförmige Geistesentwicklung zurückgekehrt sein, welche vor der Trennung in ununterbrochenem Wirken Statt fand. Nur mit einem wichtigen Unterschiede: so wie die neuere europäische Bildung, in welcher der protestantische Geist das Uebergewicht erhalten hat, mehr von der einseitigen Entwicklung des Verstandes ausgegangen ist, dieser immer das entschiedenste Uebergewicht darin behauptet hat, so würde in jenem Falle die Bildung mehr von der Fantasie ausgegangen sein, wie dieß in Spanien und in Italien der Fall war, bis etwa bei nachlassendem Zwange die gleichförmige Thätigkeit und Harmonie aller Kräfte sich wieder hergestellt hätte. In welchem Falle glücklicher, das zu entscheiden, gehört kaum noch der Geschichte an; nicht bloß eine andre Geistesbildung, sondern auch eine andre Weltgeschichte würden die letzten anderthalb Jahrhunderte alsdann aufzuweisen haben. Denn daß die größten Bewegungen derselben in den Grundsätzen und derjenigen Richtung der öffentlichen Meinung ihren Grund haben, die aus jenerherrschend gewordenen, einseitigen Verstandesbildung hervorgegangen sind, und hervorgehen mußten, das ist wohl einleuchtend.

Wenn auf der andern Seite ganz Deutschland protestantisch geworden, unter einen Sieger und Herrn gekommen, und wieder ein durchaus kriegerischer, vielleicht erobernder Staat geworden wäre, welches würden die Folgen gewesen sein? Glänzend vielleicht für die politische Macht und die Entwicklung der Nationalkraft. Schwerlich für die Geistesfreiheit im Anfange so günstig als man vorauszusetzen geneigt ist. Daß die ältern Lutheraner in Rücksicht der unabänderlichen Glaubensbestimmung nicht minder

ſtreng geweſen, als die alte Kirche, iſt ſchon erinnert worden. Ja es war die Norm des Glaubens in der alten Kirche eigentlich einfacher, bloß die Idee und die Thatſache enthaltend, welche alle chriſtliche Partheien als Grundlage des Chriſtenthums anerkennen, nebſt einigen negativen Beſtimmungen gegen die abweichenden neuen Lehren gerichtet; wobei der Philoſophie übrigens ſehr freier Spielraum blieb, wie die Geſchichte der Zeit vor der Glaubenstrennung zur Genüge beweiſt. Bei den ältern Lutheranern war aber die Norm des Glaubens in den ſymboliſchen Büchern ein ganzes ausführliches Syſtem, der Geiſt inſofern ungleich mehr beſchränkt. Es würde auch in der ſiegenden lutheriſchen Kirche die Freiheit nur erſt dann ſich haben entwickeln können, wenn der Zwang, der im Grunde von beiden Seiten vorzüglich nur durch den Kampf veranlaßt und auf den Kampf berechnet war, mit dem vollendeten Siege und Kampfe weggefallen wäre. Sehr verſchieden aber würde der Gang der europäiſchen Bildung in dieſem Falle des in ganz Deutſchland und von da wohl auch in einem großen Theile Europa's ſiegenden Proteſtantismus geweſen ſein, als der er nach feſtgeſetztem Gleichgewichte beider Partheien geworden iſt. Alle jene Wirkungen, die wir in der Geſchichte der neuern Jahrhunderte einer einſeitigen Verſtandesherrſchaft als ihrer innern Urſache zuſchreiben können, würden dann um ſo viel ſchneller und allgemeiner ſich entwickelt haben. Daß es zu innern Unruhen und Kriegen unter den Proteſtanten ſelbſt gekommen ſein würde, läßt ſich leicht vermuthen. Außer dem Johann von Leiden hätte vielleicht auch Deutſchland dann einen Cromwell und andre ſeltſam fürchterliche Erſcheinungen geſehen. Der Uebergang von einer einſeitigen Verſtandesherrſchaft zur Schwärmerei iſt nicht ſchwer; jede unterdrückte Kraft rächt ſich gern durch einen verdoppelten Ausbruch. In Deutſchland war die mit dem erſten Ausbruche der Glaubenstrennung zu gleicher Zeit frei gewordene Schwärmerei zwar nicht öffentlich ſichtbar und politiſch wirkſam; aber weit verbreitet war ihre Kraft im Verborgenen. Meinungen der Art wie jene, denen der ſeltſam außerordentliche Wallenſtein nachhing, waren überall ver-

breitet, und nicht ohne gegenseitigen Zusammenhang. Vielleicht daß selbst Wallensteins schnelles Emporkommen, ein Theil von seinen außerordentlichen Mitteln aus solchen geheimen Verbindungen seine Erklärung findet. Gewiß würde, wenn er alle seine Entwürfe hätte ausführen können, eine ganz eigenthümliche von der neuen Lehre eben so sehr als von der alten Kirche verschiedene Gestalt des öffentlichen Lebens und der Meinung zum Vorschein gekommen und herrschend geworden sein.

Keiner von diesen äußersten Fällen sollte eintreten, weder die alte Kirche noch die neue Lehre sollte einen vollkommenen Sieg davon tragen; vielmehr war das an dem Frieden, der den langen Kampf endlich beschloß, das wichtigste; es war die ausgesprochene Entscheidung der Weltgeschichte, daß jener Kampf durch Gewalt nicht ausgemacht und gelöst werden könne. Hätte die alte Kirche in jenem Kampf ganz gesiegt, so würde, weil er durch solchen Kampf errungen, der Sieg doch nur eine Frucht der Gewalt geschienen haben; wäre die neue Lehre ganz die herrschende geworden, so würde mit der alten Kirche auch unermeßlich viel von der alten Bildung und Verfassung unwiederbringlich mit zerstört worden sein, was in spätern ruhigern Zeiten erkannt worden ist und genutzt. In so fern muß die damahls bleibende Trennung als ein Gut, oder doch als das mindere Uebel von beiden Partheien anerkannt und betrachtet werden. Außerdem hat die Trennung in einigen Fällen vielleicht gedient, gegenseitig die Geisteskraft durch den Kampf zu schärfen und zu erhöhen. Oefter war jedoch die Folge der Trennung die, daß der zerstörende Geist der Streitsucht wie ein fressendes Gift alles immer mehr ergriff, und die lange Anspannung mit Erschlaffung und gegenseitiger Auflösung endete. Nicht durch den Geist der Trennung wird die wahre Bildung befördert, sondern durch den Geist der Eintracht, durch harmonische Thätigkeit und Entwicklung aller Kräfte. — Das also waren die politischen Folgen der Glaubenstrennung; nach einem schwankenden wogenden Zustand, bevor man die neue Erscheinung erst ganz fassen lernte, welcher Zustand fünfzig Jahre währte, und die ersten einzelnen Kriege in Deutschland und der Schweiz umfaßte, folgte

ein achtzigjähriger allgemeiner Glaubenskrieg. Als endlich dann im Frieden die Unmöglichkeit einer gewaltſamen Entſcheidung auf ewige Zeiten anerkannt ward, ſo erfolgte durch die feſtgehaltene Trennung allmählig eine innere Auflöſung aller, das Leben lenkenden, beſtimmenden, beherrſchenden Grundſätze und öffentlichen Meinungen; unter dem täuſchendſten Schein von Mäßigung und Frieden führte auch dieſe große innere Veränderung endlich zu gewaltſamen Ausbrüchen und Umwälzungen, die nicht minder heftig und groß waren, als jene frühern, und immer deutlicher bewährte ſich's, daß der Geiſt, daß der Gedanke die bewegende Kraft der Weltgeſchichte ſei.

Als europäiſcher Glaubensfrieden; das war er wenigſtens ſeinem Zuſammenhange und ſeiner entferntern Wirkung nach, obgleich einzelne Thatſachen noch ſpäter an die frühere Zeit der erbitterten Glaubenskriege, beſonders in England erinnert haben; als europäiſcher Glaubensfrieden, war der weſtphäliſche Frieden wenigſtens das Ende eines großen und langen Uebels. Für Deutſchland waren ſeine Folgen, ſo wie die des vorangegangenen Krieges durchaus nachtheilig. Jetzt war der Einfluß fremder Mächte ſo anerkannt, ſo verfaſſungsmäßig feſtgeſetzt, daß ſich im Frieden ſelbſt der deutliche Keim zu fernern Unruhen, Eingriffen, weitern Kriegen, wie es alles erfolgte, ja zur völligen Trennung und Auflöſung leicht erkennen ließ, und nur etwa die längere oder kürzere Friſt, in welcher die verſchiedene Art und Weiſe wie dieſe Auflöſung erfolgen würde, zweifelhaft ſein konnte. Seit dieſer Zeit iſt auch die Macht des bürgerlichen Standes in Deutſchland allmählig wieder in Abnahme gekommen; zwar blieben noch die unabhängigen Reichsſtädte zum Andenken der ehemahligen Freiheit, und in mehreren Ländern behielten die von Fürſtengewalt abhängigen Städte dennoch einen Antheil an den landſtändiſchen Rechten; allein bei der ganz veränderten Kriegskunſt und der immer ſteigenden Fürſtengewalt, war es mehr ein äußerer Schein als eine wahre große Macht, wie vor der Glaubenstrennung die der Städte im ſüdlichen und rheiniſchen Deutſchland, den Fürſten wie dem Adel ſelbſt im Krieg gewachſen, oder zur Zeit der blühenden Hanſe

bis auf den dreißigjährigen Krieg. Dieſer Krieg war es, der den alten Wohlſtand und großen Reichthum Deutſchlands vernichtete. Zwar hatte Deutſchland ſchon durch die Entdeckung der neuen Welt gelitten, gegen deren Gold- und Silbererguß die alten vaterländiſchen Quellen edler Metalle zu ſehr zurückſtanden; auch war die alte Richtung des morgenländiſchen Handels über Italien, und dann über Deutſchland dem letztern vortheilhafter. Doch war dieſer Verluſt noch nicht für den Wohlſtand tödtlich geweſen; ja bis auf den dreißigjährigen Krieg war Deutſchland zwar nicht ſo glänzend reich wie Portugall und Spanien, übertraf aber an wahrem Wohlſtande und lebendigem innern Reichthume vielleicht alle durch die neue Welt zu plötzlichem Glück gelangten Länder. Die Quelle des deutſchen Reichthums lag darin, worin ein großer Theil der Reichthümer Englands im achtzehnten Jahrhundert, in den Manufakturen; denn in dieſen behauptete damahls durchaus durch die Menge, in einigen Fächern auch durch die Vortrefflichkeit, Deutſchland den Vorzug vor allen andern europäiſchen Ländern, wie England in neuerer Zeit. Und dieſe wurden im dreißigjährigen Kriege zerſtört; zahlloſe Schaaren von Arbeitern wanderten aus, ergriffen das Kriegsleben, verarmten, kamen um. In jeder ausführlichen Geſchichte des dreißigjährigen Krieges findet man erſtaunenswerthe Beiſpiele von einzelnen deutſchen Städten, wo vor dem Kriege die Anzahl der Arbeiter eines Gewerbes nach Tauſenden gezählt, nach dem Kriege nur noch wenige Einzelne gefunden wurden. Planmäßig benutzten England, Holland und Dänemark, Deutſchlands nachtheilige Lage, um den eignen Handel empor zu bringen. Die verminderte Bevölkerung vollendete den Verluſt und machte ihn dauernd. Lehrreich würde die Unterſuchung ſein, den wie vielten Theil ſeiner Bevölkerung Deutſchland in dieſem Kriege eingebüßt habe, ob die Hälfte derſelben, oder ob etwa bis an zwei Drittheile, denn wenige Kriege in der Weltgeſchichte kommen in den verwüſtenden Folgen dieſem gleich.

Nicht bloß die Zahl, auch der Geiſt des übrig bleibenden Geſchlechts war verändert, und wurde es dauernd durch den Frieden. In allen Zeiten waren die Deutſchen eine kriegeriſche Nation ge-

weſen, lange Zeit hindurch auch getheilt, vereint immer die erſte in Europa; ſelbſt in den Jahrhunderten, als Handel und Gewerbe einen großen Theil des Volks beſchäftigte, waren nebſt dem Adel auch die Städte von kriegeriſchem Geiſte und Muth beſeelt geblieben. Jetzt wurde der größte Theil des deutſchen Reichs, die ganze Maſſe der kleinern Staaten in einen ewigen Friedensſtand verſetzt, denn nur einige wenige der größern Fürſten waren etwa noch mächtig genug zu bedeutenden kriegeriſchen Unternehmungen, die auch ihnen ſchwer gemacht wurden durch die künſtliche Verflechtung der Verhältniſſe, und den Weiſeſten in der neuen Ordnung der Dinge ſelten rathſam ſcheinen konnten. Gut und heilſam möchte dieß genannt werden in Beziehung auf die innere Ruhe; bei der geringen äußern Sicherheit, welche der Frieden übrigens verſprach, hieß es nichts anders als Deutſchland der Zukunft und ſeinem kaum vermeidlichen Schickſale wehr- und waffenlos überliefern.

Als der Friede endlich in Deutſchland ſchon geſchloſſen war, dauerte gleichwohl dieſelbe Kriegsflamme, die ſich hier entzündet hatte, an den entgegengeſetzten Enden von Europa noch geraume Zeit fort. Nur eine Fortſetzung des allgemeinen Krieges war der noch zehn Jahre fortdauernde Kampf zwiſchen Spanien und Frankreich. Im Norden ſchien die einmahl rege gewordene Eroberungsluſt Schwedens unter dem raſtloſen kühnen Karl Guſtav alle benachbarten Staaten jetzt noch mehr zu bedrohen, als ſelbſt unter Guſtav Adolph. Wäre es Karl Guſtav gelungen, die Eroberung von Dänemark zu vollenden, ſo hätte er alsdann ſein Reich auf lange als das erſte im Norden gründen mögen. So waren ſeine Eroberungen, wie ſpäterhin die Karls des Zwölften mehr glänzend und ſchreckend, wie ein vorübergehendes Meteor, als für die Dauer begründet. Es zeigte ſich an Schweden, daß ein Eroberer in Europa wenigſtens, und ganz ſeltne Fälle ausgenommen, an geographiſche Geſetze gebunden ſei. Ungleich ſicherer daher als Schwedens glänzende Epoche, war der langſame aber ſtarke Anwachs der ruſſiſchen Macht unter der Herrſchaft des Romanow'ſchen Hauſes. In dem pyrenäiſchen Frieden, welcher zehn Jahre nach dem weſtphäliſchen, den Kampf zwiſchen Frankreich und Spanien beſchloß, war nun

endlich ganz entſchieden dargelegt, was bisher immer noch zweifelhaft hätte ſcheinen können, Frankreichs Uebergewicht und Spaniens Verfall. Wohl war ſchon unter Philipp dem Zweiten der Grund dazu gelegt worden, durch ſeine unbiegſame Strenge und Ueberſpannung aller Kräfte, am meiſten durch die gewaltſame Beſitznahme von Portugall und durch die, aus der Erbitterung der Glaubensſtreitigkeit auch im Innern hervorgegangene Unterdrückung der Volksfreiheit. Zwar hat weder Philipp der Zweite, noch haben ſeine Nachfolger die ſpaniſche Verfaſſung weſentlich in ihrem Grunde angetaſtet, oder gar umſtoßen wollen; allein daß die Könige nach Sitte morgenländiſcher Sultane meiſtens in der Verborgenheit ihres Pallaſtes zurückgezogen lebten, konnte nicht ohne große Wirkung bleiben auf den Geiſt, auf das Leben des Staats und der Verwaltung. Was vielleicht mehr als alles andere zum Verfall Spaniens beitrug, war, daß man verabſäumte die Nationalkraft durch Verſammlung der allgemeinen Cortes von Zeit zu Zeit mit neuem Schwung zu beleben. Gleichwohl war unter Philipp dem Zweiten die Kraft des Staats, und vorzüglich der Nation immer noch ſehr groß; es konnte noch viel auf Rechnung der alten Größe geſündigt werden, ehe ſie ganz vernichtet war. Wie ſehr auch Philipp der Zweite noch gewußt, das Ganze mit ſtarker Hand zuſammen zu halten, und ſelbſt zu herrſchen, das zeigte ſich am meiſten unter ſeinen Nachfolgern. Philipp der Dritte war mit der ängſtlichſten Sorge dahin erzogen, daß nur ja ſein Gemüth nicht in unzeitigem Ehrgeize ſo leidenſchaftlich aufbrauſend werde, als es mit dem unglücklichen Don Karlos der Fall geweſen war, wie denn überhaupt die Menſchen einen Fehler meiſtens dadurch gut zu machen glauben, daß ſie zu dem entgegengeſetzten übergehen. Daher vermochte Philipp der Dritte bei vielen guten Eigenſchaften nicht den Mißbrauch der Gewalt durch große Staatsdiener, ſeine erſten Stellvertreter und Statthalter zu verhüthen. Sehr nachtheilig wirkte dieſer Mangel an Disciplin im Staate auch in Italien, da einzelne ſpaniſche Große, wie in der bekannten Verſchwörung des Marquis von Bedmar zu Venedig, durch den Mißbrauch der Gewalt dem ſpaniſchen Ruhme und Einfluſſe in der öffentlichen Mei-

nung einen unglaublichen und nicht zu berechnenden Schaden zufügten. Daher entstanden heftige Gegenwirkungen, Venedigs nicht unwichtige Feindschaft, und dadurch ward es Richelieu'n möglich, der spanischen Größe in Italien den ersten großen Stoß beizubringen. Die Vertreibung der Morisken unter Philipp dem Dritten, muß vielleicht, wie die Revolution Portugalls unter Philipp dem Vierten, den ersten Gewaltschritten Philipps des Zweiten, die nicht wieder gut gemacht werden konnten, als unvermeidliche Folge seiner Fehler zugeschrieben werden. Unter Philipp dem Vierten erhob sich übrigens die spanische Monarchie in vieler Hinsicht noch einmahl mit neuem Glanze; vielleicht war nur das der Fehler, daß man zuviel auf einmahl wollte, daß man alle begonnene Kämpfe wieder erneuerte; auch traten erst jetzt manche Nachwirkungen der frühern Staatsfehler als unvermeidliche Folgen derselben hervor. Daher war Spanien seinen Feinden nicht mehr gewachsen; die Minderjährigkeit nach Philipps des Vierten Tode führte einen neuen Verfall herbei, der unter Karlos des Zweiten Herrschaft nur immer weiter sich entwickelte; der Kampf um die Erbschaft des Reichs nach seinem Tode war für Spanien zerstörend, und verloren blieb unter den französischen Beherrschern der alte spanische Ruhm und Einfluß auf Europa.

So war also Richelieu's Wunsch gelungen, Deutschland in einen dauernden Zustand von Ohnmacht zu versetzen, Spaniens Macht zu untergraben. Es war in dieser Rücksicht Ludwig dem Vierzehnten mit starker Hand vorgearbeitet. Dieses kann indessen nicht dienen, seinen Ruhm zu schmälern; jede glanzvolle Epoche der Geschichte ist, ehe sie sich ganz entwickelte, schon früher vorbereitet, und im Keime oft lange vorhanden gewesen, ehe sie äußerlich erscheint und die Welt mit Ruhm und Erstaunen erfüllt. So war auch Karl dem Großen, und Karl dem Fünften vorgearbeitet worden. Wie Karl der Fünfte war auch Ludwig der Vierzehnte von vielen großen Männern im Felde und Staate, wie in den Wissenschaften und in der Geistesbildung umgeben. Dieses kann ihm selbst nicht zum Nachtheil gereichen, vielmehr ist die erste und wesentlichste Eigenschaft für den Beherrscher einer großen Monarchie

eben dieſe königliche Kunſt, mit großen Männern umzugehen, das Verdienſt, das Genie zu erkennen, es zu gebrauchen und um ſich zu verſammeln. Das hat Ludwigs Ruhm groß gemacht; auch die Kunſt beſaß der franzöſiſche Monarch, welche Philipp dem Zweiten in ſo hohem Maaße noch eigen geweſen war, allem was ihn umgab und was er that, ein Gepräge von Würde zu verleihen. Gleichwohl findet, wenn wir Ludwigen mit Karl dem Fünften vergleichen, ein großer Unterſchied Statt; denn nicht leicht wird man z. B. von Karl dem Fünften anführen können, daß neben den großen Männern auch minder fähige und würdige ſo großen Einfluß bei ihm gehabt haben, wie dieß bei Ludwig oft der Fall war, wo beſonders in der letzten Zeit ſeiner Regierung die großen Talente im Felde und im Staate durch untaugliche erſetzt wurden. Wenn die glänzende Epoche Frankreichs unter Ludwig dem Vierzehnten am meiſten der innern Nationalkraft ſelbſt, nach endlich wieder hergeſtellter innerer Ruhe zugeſchrieben werden muß, ſo hat Ludwigs Zeitalter dieß mit allen glänzenden und großen Epochen der Geſchichte gemein. Fragen wir nach dem Gebrauch, den er von dieſen herrlichen Mitteln gemacht, nach den Zwecken und Planen, die er vorzüglich gehabt, ob ſie in der Anlage groß und ruhmvoll waren, und würdig in der Ausführung, ſo iſt die Antwort, welche die Geſchichte auf dieſe Frage giebt, weniger günſtig als Ludwig von den Lobrednern ſeiner Nation dargeſtellt zu werden pflegt. Er wollte Holland erobern, und ward gerade dadurch der Begründer der Macht Englands, welches faſt ſchon abhängig von ihm war. Daß König Wilhelm mit unbedeutender Macht, ſelbſt in Holland mit Hinderniſſen und Hemmungen umringt, auch als Feldherr keiner der Erſten ſeiner Zeit, bloß durch beſonnenen Muth und ausdauernde Klugheit, worin er ſeinem Vorfahr Wilhelm von Oranien glich, im Stande geweſen iſt, Holland in unabhängiger Freiheit und Kraft zu erhalten, England wieder zu einem der mächtigſten und kraftvollſten Staaten umzuſchaffen, Europa aber eine neue Geſtalt zu geben; das iſt eines der erhebendſten Beiſpiele, welche die Geſchichte aufſtellt von dem was Einſicht und ſtandhafte Beharrlichkeit auch gegen die größte Uebermacht

vermögen. — Das deutſche Oeſterreich wollte Ludwig durch die türkiſche Macht vollends vernichten. Aber ſo wenig gelang dieſe Abſicht, daß gerade die mißglückte türkiſche Unternehmung es war, welche Oeſterreichs kriegeriſchen Geiſt nach dem Zuſtande von Schwäche der auf den dreißigjährigen Krieg folgen mußte, von neuem weckte, und hier im Oſten einen großen Umſchwung der Dinge herbeiführte, ſo daß nach vollendeter Befreiung Ungarns, ſchon eher Eugen Oberfeldherr ward, an die Wiedereroberung auch der ungariſchen Nebenlande gedacht werden konnte. — Wenn es Ludwigen endlich doch noch gelang, ſein Haus auf dem ſpaniſchen Throne zu erhalten, ſo iſt bekannt, daß er dieß nur dem Zufalle und den Fehlern des Gegentheils, einer von jenen plötzlichen Veränderungen verdankte, welche in Englands Verfaſſung liegen, und Urſache ſind, daß dieſe Macht glückliche Kriege ſelten durch einen vortheilhaften Frieden zu benutzen wußte. Gelungen ſind Ludwigen ſeine Vergrößerungsabſichten außerdem vorzüglich nur gegen die Gränze des in verfaſſungsmäßige Ohnmacht verſetzten deutſchen Reichs; auf eine Weiſe betrieben, die ſelbſt ſeine Lobredner kaum ganz zu entſchuldigen vermögen. Nicht bloß als an ſich ungerecht, ſondern auch weil man eine Habſucht dieſer Art mehr an einem Staate von minderer, oder von der zweiten Größe erwarten und verzeihen würde; für einen großen Staat iſt auch unter der Vorausſetzung einer ganz eigennützigen Politik, wenigſtens der Schein der Großmuth und der Würde für die Dauer unentbehrlich, und ſelbſt für die wahre Kraft oft wichtiger als eine geringe Erweiterung. — Daß Ludwig des Vierzehnten ſtäte Kriege Frankreichs Kräfte erſchöpft, der Zuſtand von Schwäche in welchen es nach ihm abermahls zu ſinken drohte, alſo nicht bloß ſeinen Nachfolgern zuzuſchreiben, ſondern die erſte Quelle davon in ſeinem unausgeſetzten Ehrgeize zu ſuchen ſei, das iſt oft bemerkt worden. Die größte und gefährlichſte Wunde aber ſchlug er Frankreich wohl durch die Verfolgung der Proteſtanten, und überhaupt durch die gewaltſame Einmiſchung in Kirchen- und Glaubensſachen; eben dadurch veranlaßte er eine innere Gährung und geiſtige Gegenwirkung, welche ſo ſtark war, daß ſie ſpäterhin ganz Frankreich erſchüttert hat.

Dieſer unzeitige Verfolgungsgeiſt war es, welcher jenen Charakter der heftigſten und leidenſchaftlichſten Oppoſition vorbereitete, welcher die franzöſiſche Literatur und Philoſophie im achtzehnten Jahrhunderte ſo ſehr auszeichnete, und ſie zu einer großen gefährlichen Staatskraft machte. Jene geiſtige Oppoſition hatte ſchon im ſiebzehnten Jahrhunderte einen ſichern Zufluchtsort und einen feſten Wirkungspunkt vorzüglich in Holland, oder auch in der Schweiz. Was von da aus, um nur einen aus vielen zu nennen, Voltaire's Vorgänger und Quelle, Bayle, auf Frankreich wirkte, das war in ſeinen Folgen vielleicht wichtiger, als was Kriegsheere und Feldherrn vermocht hätten.

An der franzöſiſchen Literatur, deren glänzende Epoche Ludwigs Zeitalter mit dem bleibendſten Ruhme umgeben hat, iſt in dem Anfange jener Epoche unter Richelieu, und bei den frühern Schriftſtellern derſelben, der noch ſehr ſichtbare ſpaniſche Anſtrich und Geſchmack, auch in politiſcher Hinſicht merkwürdig, als ein Beweis, wie mächtig und wirkſam der ſpaniſche Einfluß in Frankreich ſelbſt auf den Geiſt geweſen war. Richelieu's nächſter Zweck, eine franzöſiſche Literatur zu bilden, war unſtreitig der, durch den Glanz dieſer neuen Erſcheinung die Aufmerkſamkeit von ſo manchen drückenden Gefühlen des Elends, oder empörenden Anblicken ungerechter Allgewalt abzulenken, nebſt dem aber den Hof und den Thron zum Mittelpunkte aller geiſtigen Kräfte der Nation, und eben dadurch deſto ſicherer zum Beherrſcher auch über den Geiſt und die Meinung zu machen. — Die innere Vortrefflichkeit der franzöſiſchen Literatur unter Ludwig für Frankreich ſelbſt, in dem was die Grundlage und der wahre Maaßſtab aller Nationalbildung iſt, dem Anbau nähmlich der Landesſprache, erhellt am beſten, wenn man die Sprachvollkommenheit der erſten Schriftſteller aus Ludwigs Zeit auf der einen Seite, mit dem theils verworrnen, theils ungebildeten Ausdrucke der frühern franzöſiſchen Schriftſteller vergleicht, auf der andern Seite aber in Erwägung zieht, wie wenig es ausgezeichneten

Talenten der nachfolgenden Zeit gelungen iſt, in dieſer Beziehung die einmahl erreichte Vollkommenheit und Sprache auf neuem Wege zu übertreffen. In Rückſicht auf Kunſt und Geſchmack, wurden im Ganzen die Grundſätze in der franzöſiſchen Literatur herrſchend, die in der ſpätern Zeit auch in Italien immer mehr geltend geworden waren; in allen Fächern der Kunſt und der Darſtellung ward die Nachahmung der Alten als die Grundlage der Vortrefflichkeit anerkannt; eine Nachahmung der Alten, welche weder dem Geiſte und den Sitten des neuen Europa ganz angemeſſen, noch auch mit einer richtigen Kenntniß des Alterthums verbunden war. In einer Hinſicht nahm der franzöſiſche Geſchmack eine ganz andere, von der italieniſchen Kunſtart ſehr abweichende Richtung. Dort war ſeit der Glaubenstrennung die Philoſophie ausgeſchloſſen oder unwirkſam und kraftlos geweſen, eben dadurch aber die ganze Bildung, Kunſt und Literatur Italiens und Spaniens, mehr eine Cultur der Einbildungskraft als des Verſtandes geworden, welche einſeitige Herrſchaft der Fantaſie im ſiebzehnten Jahrhunderte ſchon in allen Arten der Kunſt und Literatur die nachtheiligen Folgen der geſtörten Harmonie in manchen Erſcheinungen verrieth. Das Gefühl dieſer Fehler veranlaßte in der franzöſiſchen Literatur und Kunſt eine Gegenwirkung, woran vielleicht nur das zu tadeln iſt, daß mit dem Mißbrauche der Fantaſie, zugleich dieſe ſelbſt durchaus gefeſſelt oder ausgetilgt worden. Doch dieſe Betrachtungen gehören mehr der Literatur an; wichtiger in ſeiner hiſtoriſchen und politiſchen Folge iſt es, daß auch in der franzöſiſchen Literatur wie in der gallikaniſchen Kirche die Trennung der Philoſophie und Religion zum großen Nachtheile beider, immer mehr anerkannt und als Grundſatz aufgeſtellt wurde. Dadurch ward die Sache des alten Glaubens, welche zugleich auch die der alten Verfaſſung war, von der gefährlichſten Seite wehrlos gelaſſen, und den Angriffen der immer leidenſchaftlicher und gefährlicher anwachſenden Oppoſition im voraus Preis gegeben. Je verſchiedenartiger die Elemente dieſer Oppoſition waren, welche von der reformirten Parthei zuerſt gebildet,

durch die Streitigkeiten der Janseniſten genährt, und in philoſophiſcher Zweifelſucht vollends entwickelt worden, in Frankreich erzeugt, in Holland gepflegt, von da auf Frankreich und auf das ganze übrige Europa zurück wirkten; je mehr Kraft hatte ſie, eine allgemeine Auflöſung aller alten Grundſätze und Meinungen zu bewirken.

# Neunzehnte, zwanzigſte und ein und zwanzigſte Vorleſung.

Mit einem freudigen und erhebenden Gefühle, oft auch mit einer gemiſchten Empfindung der Wehmuth und Rührung verweilen wir bei dem Bilde der alten Zeiten, wo unter einer ſchlichteren und ſtrengeren Außenſeite die Kraft im Herzen deſto lebendiger und reiner wirkte, und den beſchränkteren Wirkungskreis der Glaube an alles Göttliche verſchönte. Ganz anders, ernſter und herber iſt das Gefühl, mit dem wir die Geſchichte der lezten Jahrhunderte in ihrer Verkettung bis auf die Begebenheiten unſerer eigenen Zeit begleiten. Wie wenn trübe Wolken plözlich den heitern Himmel verdunkeln, oder wie bei der drohenden Stille vor dem Ungewitter, ſo erfüllt ſich die Bruſt mit ängſtlicher Erwartung, wenn wir ſehen, wie die alten Bande immer mehr ſich löſen, und unter dem täuſchenden Scheine von einer neuen Bildung und Freiheit, von Schonung und Frieden, im Innern etwas Furchtbares ſich vorbereitet, alle Begebenheiten in unſichtbarer Verkettung immer mehr ſich einem großen, gefahrvollen und unvermeidlichen Verhängniſſe entgegendrängen, welches unaufhaltſam alles in ſeinem Schwunge mit ſich fortreißt. Wenn auch einzelne große Menſchen oder Thaten uns mit einem Gefühle der Bewunderung erfüllen, wenn jenes dem Menſchengeſchlechte herannahende Ver-

hängniß ſelbſt uns mit erhabenem Staunen erfüllt; ſo iſt es doch mehr nur eine Belebung des Muthes zum ſchweren Kampfe, ein ſtarkes Gefühl von dem, was Pflicht, was die große Beſtimmung eines verhängnißvollen Zeitalters iſt, als reine ungetrübte Freude.

Schaudervoll iſt der Blick auf die Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges; aber noch trauriger und quälender für das Gefühl jener lange Zuſtand von Ohnmacht, von Erniedrigung und Schwäche, der auf den verwüſtenden Krieg folgte. Zwar erhohlte ſich Deutſchland zu neuem Wohlſtande, Oeſterreich durch die Fülle ſeiner nie verſiegenden Kraft hob ſich wieder zu der alten Würde empor. Eine neue Sonne von Glück ging auf über Europa, als Oeſterreich im höchſten Glanze des kriegeriſchen Ruhms ſtrahlte, England die hohe Stufe der Macht, welche es noch jetzt behauptet, plötzlich erſtieg; und beide vereint als der Mittelpunkt eines großen Staatenbundes, Europa nach ſo vielen Stürmen endlich eine allgemeine Herrſchaft, wo nicht der ſtrengen Gerechtigkeit, doch der gegenſeitigen Ausgleichung und Schonung, ein fortdauernd mildes Verfahren nach Gefühlen und Grundſätzen der Billigkeit zu verheißen ſchienen. Aber es zeigten ſich nach dem kurzen Genuſſe dieſes täuſchenden Zeitraums von äußerer Mäßigung und anſcheinender Friedensliebe nur zu bald die Vorbothen und Anfänge jener allgemeinen Erſchütterung, welche alles verſchlungen hat.

Der Zuſtand von Schwäche, in welchen nicht nur Deutſchland, ſondern auch Oeſterreich nach dem dreißigjährigen Kriege verſank, war von der Art, daß Kaiſer Ferdinand der Dritte, der nebſt manchen andern ruhmvollen Eigenſchaften auch kriegeriſchen Geiſt, als Sieger in der wichtigen Schlacht bei Nördlingen noch als römiſcher König erprobt hatte, von allen Tugenden, zu denen er Hoffnung gab, faſt nur die eine der ſtandhaften Geduld zu üben Gelegenheit fand. Nur durch dieſe, und durch die Unermüdlichkeit des Grafen Trauttmansdorff kam der von den zermalmten Völkern heiß erſehnte, von dem ſich durchkreuzenden Eigennutze der Staatskunſt vielfach gehemmte und gehinderte Frieden endlich

dennoch zu Stande. Derſelbe Zuſtand der Dinge dauerte fort, in der erſten Hälfte der Herrſchaft Kaiſer Leopolds des Erſten, Ludwigs anfangs an Macht ſo ungleichen, am Ende ſeines Lebens unerwartet ſiegreichen Gegners. Mit den rechtlichſten und beſten Geſinnungen und mannichfaltigen Kenntniſſen aller Art, verband dieſer Monarch eine Standhaftigkeit ſelbſt im äußerſten ganz verzweifelten Unglücke, welche Ferdinand des Zweiten nicht unwürdig geweſen wäre. Gleichwohl war der große Umſchwung der Dinge, und Oeſterreichs hoher Glanz in den letzten Jahren der Herrſchaft Kaiſer Leopolds nicht zunächſt ihm ſelbſt, noch auch allein dem großen Eugen, ſondern der wieder auflebenden Kraft der geſammten Nation und der allgemeinen Veränderung des Zeitalters und aller Verhältniſſe zu verdanken. Wie vieler Zeit und langſamen Anſtrengungen es bedurfte, ehe Oeſterreichs Kraft nach dem tiefen Falle des allverwüſtenden Krieges und des noch unglücklicheren Friedens, ſich wieder erheben konnte, das geht am anſchaulichſten hervor aus Montecuccoli's Art und Verfahrungsweiſe; jenes Helden, der als Gelehrter, Forſcher und Erfinder in der Kriegskunſt nicht minder Epoche gemacht hat, als er durch ſein behutſames Zaudern und Zögern, wie es den geſchwächten und ſparſamen Kräften ganz angemeſſen war, berühmt geworden iſt. Ein nur auf das Große ſinnender, kühner, raſcher Feldherr wäre für dieſe erſte Stufe der wieder auflebenden öſterreichiſchen Macht noch gar nicht an ſeiner Stelle geweſen.

Um die Geſchichte und die Verhältniſſe jener Zeit unter Leopold in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts überhaupt richtig zu beurtheilen, muß noch eine Wirkung in Erwägung gezogen werden, welche der weſtphäliſche Frieden für alle deutſche Staaten in ihrem innern Zuſtande hatte; der ſichtbare Einfluß desſelben auf den eigenthümlichen Charakter, durch welchen ſeit jener Epoche die deutſchen Staatsbeamten ſich auszeichnen. Es iſt überhaupt der in verſchiedenen Zeiten und Umſtänden ſehr verſchiedene Geiſt der Staatsbeamten als eines abgeſonderten Standes, einer der wichtigſten Gegenſtände der geſchichtlichen Beobachtung. Im Allgemeinen läßt ſich als ein faſt unvermeidliches Ereigniß

das feſtſetzen: je mehr die Staaten altern, um ſo mehr nimmt auch die Zahl der Staatsbeamten zu. Nicht immer, nicht nothwendig wird der Geiſt dieſes Standes auch ein ſich ſelbſt und ſeinen Vortheil von dem Staate abſondernder, dem öffentlichen Wohle mithin verderblicher Geiſt; oft aber geſchieht es allerdings, daß die allgemeine Entartung, ſich auch in dieſem weſentlichſten Beſtandtheile des Ganzen zunächſt und am auffallendſten kund giebt, ſo daß der Staat am Ende nur um der Staatsbeamten willen vorhanden zu ſein ſcheint. Nur geſchieht dieß meiſtens in verſchiedenen Staaten auf ganz verſchiedenem Wege. In Frankreich ging der Geiſt der unbeſchränkten Herrſchaft von dem Mittelpunkte der Allgewalt natürlich auch auf die Maſſe der Staatsdiener über. Nur in einem Punkte iſt doch ſelbſt die ſcheinbare Allgewalt unbeſchränkter Alleinherrſcher meiſtens abhängig, in Rückſicht des Geldes nähmlich, und der Finanzen. Dieß bewährte ſich vor allem in Frankreich. In keinem andern Staate Europa's wird man ſeit Ludwig dem Vierzehnten, die Zahl und den Einfluß der Finanz-Staatsdiener ſo groß wie hier, dieſen Geiſt in der ganzen Maſſe ſo herrſchend finden. In England entwickelte die Freiheit und der alte Streit der republikaniſchen und der königlichen Grundſätze, der Whigs und der Tories ausgezeichnete Kräfte und einen edlen Ehrgeiz bei den höhern Staatsbeamten, aber mit dieſen auch den leidenſchaftlichen Partheigeiſt, welcher die großen Talente oft zu nachtheiligen oder unwürdigen Schritten verleitet hat. Den Charakter der deutſchen Staatsbeamten beſtimmte vorzüglich der weſtphäliſche Frieden. Schon früher machte die Verbindung der römiſchen und der verſchiedenen deutſchen Rechte die Geſchäfte verwickelt. Noch nie aber war ein Frieden geſchloſſen worden wie der weſtphäliſche, die ſtreitigen Rechtsverhältniſſe nach allen Förmlichkeiten bis in das Geringfügige genau beſtimmend. Dieſes Syſtem von rechtlichen Förmlichkeiten ward nun Grundlage wie des geſammten deutſchen Staates, ſo auch für die Einrichtung der einzelnen Länder und für den Geiſt der Beamten. Aber nicht bloß dieſer, nicht bloß der Gang der eigentlichen Staatsgeſchäfte, ſondern mit

ihnen zugleich auch alles, was geſchah im Kriege und Frieden, der Gang der Begebenheiten ſelbſt nahm dieſe Richtung und dieſen Charakter einer ſchwerfällig langſamen aber rechtlichen Förmlichkeit an.

Dieſer Gang aller Staatsgeſchäfte und Geiſt der Staatsbeamten, hatte auch auf den beſondern Charakter des deutſchen Adels ſeine Wirkung, weniger auf den von Oeſterreich. Diejenige neue Form des Adelsſtandes, welche nach Aufhebung des Fauſtrechts entſtanden war; jene Form desſelben, da der Adel als die wahre Stütze und Grundlage des Throns, als ein unentbehrliches verbindendes Mittelglied zwiſchen dem Volke und dem Könige, und die ſtrengſte und höchſte Aufopferung im Dienſte des letzteren als die höchſte Beſtimmung des Adels betrachtet wird, hatte in Spanien zuerſt die vollkommenſte Ausbildung und den höchſten Glanz erhalten; nächſtdem in Frankreich. In Spanien wirkte der Geiſt dieſes Adels noch lange fort in lebendiger Kraft, als dieſe Kraft auf dem Throne ſelbſt ſchon erloſchen war; mehr und mehr aber mußte der deſpotiſche Schlummer, welcher im Mittelpunkte herrſchend ward, ſich auch über die ganze Maſſe verbreiten. In Frankreich konnte die Unſittlichkeit, welche unmittelbar nach Ludwig am Hofe Ton ward, da ſchon Ludwig ſelbſt bei aller Würde, die ihn umgab, manche perſönliche Neigungen und Schwächen öffentlicher hatte kund werden laſſen, als es der königlichen Würde ziemt und zuträglich iſt, nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf einen Theil des Adels bleiben, mit den alten ſtrengen Sitten auch die Grundſätze auflöſend. In England führte die eigne Verfaſſung, noch mehr aber der Welthandel einen ganz neuen, großen Einfluß des Geldes und des Reichthums auf alle übrigen Verhältniſſe und auch auf den Adel herbei. Alles dieſes fand in Deutſchland entweder gar nicht, oder doch nur in geringem, ungleich minder wirkſamen Maaße Statt. Mit der Trennung Deutſchlands in mehrere kleine Fürſtenſtaaten, ſo wie der weſtphäliſche Frieden ſie feſtſetzte, ging das Nationalgefühl verloren, welches in einer großen Monarchie den Adel ſtets mit edler Ruhmbegier beſeelt; und weil die meiſten kleineren Staaten in der innern

Einrichtung ein Nachbild des gesammten Reichskörpers mit allen seinen Förmlichkeiten werden wollten, so trat oft an die Stelle des wahrhaft königlichen von hohem Nationalgefühle beseelten, in der ruhmvollen Aufopferung für den König seine Bestimmung suchenden Adels, ein mehr nur für die äußere Form allein berechneter, und in dieser glänzender Hof- und Staats-Adel. In Oesterreich und Ungarn jedoch erlosch der kriegerische Geist nie, auch in dem Zustande von Schwäche, welcher auf den dreißigjährigen Krieg folgte. Es war nicht der Geist eines Einzigen, sondern die gesammte Nationalkraft, welche den großen Umschwung der Dinge gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts bewirkte, und eine neue Epoche des glänzender als je wieder auflebenden Oesterreichs unter Montecuccoli, den beiden Starhembergen und dem großen Eugen herbei führte. Und wie viele andere Nahmen sind nicht noch neben diesen den Jahrbüchern der Geschichte jenes glorreichen Zeitraums eingegraben! Alles was der spanische oder auch der französische Adel immer zu der blühendsten Zeit jener Königreiche für Beweise von kriegerischem Geiste und vaterländischem Ehrgefühle gegeben hatte, das ward in Oesterreich und Ungarn erreicht oder übertroffen in jenem Zeitraume der Befreiung Wiens und Ungarns von der drohenden türkischen Uebermacht bis da Maria Thereſia die Erhaltung des Reiches ihrer eigenen Standhaftigkeit, und der von Ehrgefühl und Liebe zu ihr begeisterten Tapferkeit ihrer treuen Völker verdankte.

Schon hatte sich noch vor dem türkischen Angriffe auf Wien unter Montecuccoli die österreichische Kriegsmacht zwar langsam, aber desto sicherer wieder erhoben; da war es eben die Erschütterung eines gewaltigen Angriffs und die drohende große Gefahr, was die schlummernde Kraft ganz weckte, und dem mißlungenen Unternehmen der Türken gegen die Kaiserstadt die Befreiung von Ungarn zur glorreichen Folge gab. Dadurch trat Oesterreich wieder ein auf die Stufe einer Macht von der ersten Größe, und damit war der eine Grundstein der europäischen Freiheit im achtzehnten Jahrhunderte gelegt, und der feste Tragepunkt eines rechtlichen und sittlichen Gleichgewichtes der Staaten gefunden.

Die innere Urſache von den großen Veränderungen der öſtlichen Reiche und Nationen Europa's am Ende des ſiebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert lag in dem Verfall der aſiatiſchen Mächte. Früher ſchon hatte der Untergang der mogoliſchen Herrſchaft im nordweſtlichen Aſien den Grund zu Rußlands Größe gelegt; auch Perſiens innere Erſchütterungen blieben nicht ohne Einfluß auf das öſtliche Europa. Am meiſten wirkte das ſchon am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts entſchiedene Sinken des türkiſchen Reichs. Es hätte dasſelbe in ſeiner ſonderbaren Zuſammenſetzung aus ſo vielen unterjochten Nationen, welche zahlreicher als die herrſchende waren, nur durch eine andere Behandlung und Verfaſſung in ſeiner geographiſchen Lage aber nur als große Seemacht, und durch die Herrſchaft im mittelländiſchen Meere vollkommene Feſtigkeit und Einheit gewinnen mögen. Um eine zum Theil auf ſo künſtlichem Grunde beruhende Macht von ſehr zuſammengeſetzter Art in fortdauernd geſunder Kraft zu erhalten, hätte es daher einer Geiſtesbildung, einer ſtrengen Staatseinrichtung und regen Thätigkeit bedurft, wozu die natürliche Beſchaffenheit der Nation, noch mehr aber der Glaube derſelben es nicht ſo leicht kommen ließ. Unaufhaltſam ſank daher die türkiſche Macht, ungeachtet der kriegeriſche Muth der Nation immer derſelbe blieb; und mehr als einmahl verdankte das Reich ſeine Erhaltung nur der Uneinigkeit oder den ſich durchkreuzenden Zwecken der verbündeten europäiſchen Mächte.

Drei Verhältniſſe ſind es vorzüglich, welche den Gang und den Charakter der europäiſchen Staaten und Nationen in den letzten Jahrhunderten beſtimmt haben. In den weſtlichen Ländern war es der Welthandel, welcher ſeinen herrſchenden Einfluß auf alles erſtreckte und allem andern ſeine Richtung gab. Er hatte die Wirkung, daß diejenigen Länder, welche mit Amerika, oder mit Indien verbunden waren, wie Spanien und England, ſich im Laufe der Zeiten immer mehr von dem übrigen Europa abſonderten; entweder durch eine geringere Theilnahme an den europäiſchen Begebenheiten und Verhältniſſen, wie es früher ſchon mit Portugall, und im achtzehnten Jahrhundert auch mit Spanien der Fall war;

oder aber dadurch, daß die außereuropäiſchen Beſitzungen, Verhältniſſe und Vortheile, wie in Holland und England, immer größeren Einfluß auch auf die Entſcheidung und Richtung der europäiſchen Angelegenheiten erhielten. In den mittleren Ländern Europa's hingegen, in Frankreich und in Deutſchland ſind die Entwickelung, die Veränderungen und Erſchütterungen der öffentlichen Meinung von der Reformation bis zur Revolution dasjenige geweſen, was die Geſchichte der Staaten und die Schickſale der Nationen am meiſten beſtimmt und entſchieden hat. Zwar hat auch England Antheil genommen an dieſen Bewegungen, ſo wie Frankreich an dem Welthandel. Aber was hat in England den Streit der öffentlichen Meinungen eigentlich ſtets geſchlichtet, was hat das innere Gleichgewicht und Ruhe unter den ſtreitenden Kräften wieder hergeſtellt, als der große Welthandel, das erſte Ziel, Bedürfniß oder Geſetz der Nation? Wenn Frankreich hingegen am Welthandel, an Indien und Amerika einigen nicht unbedeutenden Antheil nahm ſo war dieſer doch weder an ſich ſo groß, wie in Spanien oder England, noch war auch der Einfluß auf das Mutterland ſo ſtark und alles entſcheidend, wie in jenen Ländern. Geringeren und nur entfernten Einfluß hatte der Welthandel auf die öſtlichen Reiche und Nationen; und wenn auch hier die Erſchütterungen und Trennungen des Glaubens und der öffentlichen Meinung nicht unwirkſam blieben, ſo waren es doch nur Nachwirkungen von jenen Bewegungen, welche in den mittleren Ländern, in Deutſchland oder Frankreich zuerſt entſtanden und von da ausgegangen waren; ſo wie auch für die Fortſchritte der Bildung mehr oder weniger das weſtliche Europa dem öſtlichen als Beiſpiel und Quelle diente. Das wichtigſte Verhältniß für dieſe öſtlichen Reiche und Nationen blieben die orientaliſchen Begebenheiten. Wie einſt die plötzlich anwachſende Größe und herannahende Eroberung der türkiſchen Macht es war, was ſie alle erſchütterte, zerſtörend oder auch neue Kräfte in ihnen entwickelnd, ſo war es jetzt wieder der Verfall derſelben türkiſchen Macht, welcher in der Geſchichte der öſtlichen Reiche eine neue Epoche machte. So unabhängig ſich Europa wähnt, ſo ſehr es ſelbſt nicht bloß der Mittelpunct, ſondern der Inbegriff der gan-

zen Menschheit zu sein glaubt, so herrschend im achtzehnten Jahrhundert der europäische Einfluß nebst Amerika auch in Asien geworden ist, mehr fast, als unter Alexanders Nachfolgern oder Roms Cäsaren; so ist dennoch Europa eben durch diese Herrschaft, durch diese außereuropäische Macht vielfach gebunden, und die erste Quelle der Veränderungen, welche hier vorgehen, meistens in den Bewegungen und Erschütterungen entfernter Welttheile zu suchen. Seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts war der Antheil, welchen jedes der östlichen Reiche an dem Verfall der türkischen Macht nahm, der Vortheil, welchen es davon nicht bloß durch äußere Erweiterung, sondern besonders auch durch innere Benutzung zog, von alles entscheidendem Einflusse. Rußland und Ungarn nehmen in dieser Hinsicht die erste Stelle ein. Zwar nahm auch Pohlen unter dem ruhmvollen Nationalkönig Sobieski, einen glorreichen Antheil an den gemeinschaftlichen Kriegsthaten und an der Befreiung des zum letztenmahle von der türkischen Uebermacht bedrohten Oesterreich wie des eignen Vaterlandes; denn es war Oesterreich von dieser Seite wie Deutschlands, so unstreitig auch Pohlens Vormauer, welches nach der Besiegung jener Länder um so gewisser gefallen sein würde. Auf diesem Wege fortwandelnd, hätte Pohlen, um groß zu werden und zu bleiben, dann nur noch eines Gesetzgebers bedurft, wie ihn Rußland in Peter dem Großen fand. Aber der Geist der Partheien und der ausländische Einfluß behielt wieder die Oberhand; und so ward Schwedens letzte erobernde Kraft unter Karl dem Zwölften nur angewandt, um Pohlen zu zerstören; denn seit der Eroberung Pohlens durch Karl und dem Gebrauche, welchen er von dieser Eroberung machte, ward die Saat der Anarchie noch allgemeiner über die Nation verbreitet, und faßte tiefer Wurzel als je zuvor. Schweden zerstörte zugleich sich selbst in dem unverhältnißmäßigen Kampf, und mit Schwedens Fall war auch Rußlands Uebermacht und Größe entschieden. Daß sie dauernd ward, ist Peters des Großen Werk. Einzig, wie der Sieger Eugen, der Wiederhersteller Oesterreichs und der europäischen Freiheit, in der Zeitgeschichte der südlichen und westlichen Staaten erscheint, deren Verhältnisse er mit so hellem Blick überschaute und

ordnete, in der wahren Staatskunſt nicht minder groß, als im Kriege, eben ſo trat auch Peter der Große auf, als Schöpfer und Stifter eines neuen Reichs, als Wohlthäter des Nordens. Die Geſchichte jenes Zeitraums iſt reich und voll von Leben, weil nicht einer allein Alles war, ſondern mehrere Männer der erſten Größe von verſchiedenen Seiten her gleichzeitig zuſammen wirkten, um die herrliche Erſcheinung des neuen gebildeten Europa hervorzurufen. Man kann alles, was an Peter dem Großen getadelt wird, in dem Einen Geſtändniß zuſammen faſſen, daß er ein Despot war. Es läßt ſich aber mit Recht fragen, ob in einem Reiche, wo eine nicht geregelte, despotiſche Adelsherrſchaft, wie in mehreren ſlawiſchen Ländern des Nordens, die einzige beſtehende Verfaſſung war, um zu innerer Stärke, Einheit, und einer zweckmäßig wirkſamen Einrichtung zu gelangen, etwas anderes zunächſt an die Stelle treten konnte, als eine Monarchie, welche für den Anfang auch despotiſch ſein mußte. Es hat ein ſolcher Despotismus, der mehr auf einen Zuſtand von Barbarei berechnet und angemeſſen erfunden worden iſt, den Vorzug, daß in der Folgezeit, wie die ſpätere ruſſiſche Geſchichte es beweiſt, wenigſtens Milderungen der anfänglichen Härte möglich bleiben. Dieß iſt nicht der Fall, wenn der Despotismus nicht auf Barbarei gegründet, ſondern aus der Anarchie, aus der allgemeinen Auflöſung aller Geſetze, Sitten und Grundſätze hervorgegangen iſt, wie bei den Tyrannen des entarteten Rom. Hier iſt, ſobald die despotiſche Gewalt nachläßt, nicht Milderung zu hoffen, ſondern nur neue Erſchütterungen und Umwälzungen.

Erſt durch die innere Benutzung ward der Zuwachs der äußern Erweiterung für Rußland wahrhaft ergiebig und dauernd, und weil dieß Peters erſtes Ziel war, wird er der Große genannt. Wohlthätig für Rußland war es beſonders, daß Holland und England zunächſt ſeine Vorbilder in der Cultur, für das Seeweſen, für Schifffahrt und Handel wurden; daß nicht bloß nach ſchnellem äußern Glanze geſtrebt, ſondern dieſer durch die ſichere Grundlage nützlicher Künſte am beſten für die Zukunft vorbereitet ward. Ferner, daß mit der höheren franzöſiſchen Bildung in ſpä-

teren Zeiten auch die deutſche, weit allgemeiner auf alle Stände wirkende, Eingang und Einfluß gewann; da hingegen die franzöſiſche ganz vom Thron und von der Hauptſtadt ausgegangene Bildung mehr nur den höheren Ständen angemeſſen bleibt, und wo ſie allein herrſcht, leicht nur eine für den Staat nicht minder als für den Geiſt, nachtheilige gänzliche Trennung veranlaßt, zwiſchen einem durchaus rohen und barbariſchem Volke, und einer geringen Anzahl von Mächtigen, welche in aller Schwelgerei einer ausländiſchen Bildung verweichlicht, ſich ſelbſt fremd fühlen unter ihrer Nation.

Ein ganz anderer Weg als der, auf welchem Rußland gegründet ward, mußte es ſein, auf welchem Ungarn von alten Zeiten her durch deutſche und italieniſche Cultur bereichert, nach allem was unter der türkiſchen Herrſchaft verloren und verwüſtet worden war, zu der ehemahligen Größe wieder hergeſtellt werden ſollte. Es wäre dem Reichthume der innern Kräfte nach wohl leicht geweſen, wenn nur nicht hier, wie in Deutſchland der Zwieſpalt des Glaubens, die dadurch genährten Partheiungen, und das herrſchende Mißtrauen, dem Guten und dem Fortgange der Bildung im Wege geſtanden hätten. Daher erntete das reiche Land die Früchte von Eugens Siegen erſt ſpäter, am meiſten unter der milden raſtlos verbeſſernden und wohlthätigen Herrſchaft Karls des Sechſten. Man hat an Leopold dem Erſten getadelt, daß er durch die Strenge, zu welcher ihn die feſte Anhänglichkeit an den alten Glauben führte, jenen innern Zwieſpalt und die Hinderniſſe nur vermehrt habe, welche Urſache waren, daß, was ſo glorreich wieder erobert worden, nicht auch ſogleich dem Ganzen in dem Maaße zu Gute kam, wie ſich nach der innern Stärke und dem neuen Schwunge der Thätigkeit ſonſt wohl hoffen ließ. Nicht ganz ungegründet im Allgemeinen iſt jener Tadel. Denn wenn gleich die Geſinnungen durch die äußern Umſtände unverändert, in allen Zeiten dieſelben bleiben ſollen, ſo müſſen allerdings doch die Grundſätze der Anwendung und Ausführung mit den Verhältniſſen und Zeiten ſich ändern. Wenn daher Ferdinands des Zweiten Standhaftigkeit mitten in der Hitze des ſchrecklichen Kampfs mit Recht bewundert wird, ſo kann

dennoch eine ähnliche Strenge in ſpätern Zeiten nicht angemeſſen gefunden werden. Andere Tugenden werden entwickelt am Tage der Schlacht, andere, wenn die ſtreitenden Mächte die Hand der Verſöhnung ſich wieder gereicht haben. Was würde aus Europa, aus Deutſchland, aus Oeſterreich geworden ſein, wenn dem Eroberer Guſtav Adolph, dem Andrange der im Gemüth verwilderten und empörten Völker, dem unruhigen aufgeregten Ehrgeize, ſo vieler einzelnen Fürſten und Heerführer ein minder entſchloſſener Kaiſer entgegen geſtanden hätte, als Ferdinand der Zweite? Nachgiebigkeit und unzeitige Milde würden in ſeiner Lage das Uebel nur ärger gemacht und alles verdorben haben. Anders aber, nachdem ein ewiger Glaubensfriede geſchloſſen und von ganz Europa anerkannt war; jetzt war es an der Zeit, die Gemüther mehr und mehr zu beruhigen, die gegenſeitigen Verhältniſſe zu ſchonen, und Grundſätze der Duldung zu entwickeln. Wollte man gleichwohl nicht bei dieſer allgemeinen Anſicht ſtehen bleiben, ſondern im Einzelnen prüfen, ſo würde man den Kaiſer im Ganzen vollkommen gerechtfertigt, und die erſte Urſache von dem, was unter Leopold in Ungarn Bedauernswerthes geſchah, meiſtens in dem Betragen des Gegentheils finden. Denn auch hier nahm die Gegenparthei den gefährlichen, der wahren Nationalwürde, Einheit und Wohlfahrt gewiß eben ſo ſehr als dem Hofe entgegengeſetzten und widerſtreitenden Charakter einer Verbindung mit den ausländiſchen Mächten, mit Frankreich und den Türken an. Glücklich alſo, daß bald andere Grundſätze herrſchend, und die Eintracht zwiſchen dem Könige und der Nation beſonders durch Karl den Sechſten dauernd wieder hergeſtellt wurde. Ihm und dem wohlthätigen Einfluſſe ſeiner innern Verwaltung auf die Gemüther wie auf den äußern Wohlſtand, gebührt ein großer Antheil an jener Liebe der Nation für die Erbin Maria Thereſia, an jener glorreichen Entwicklung der Nationalkraft, welche damahls, als Thereſia von Feinden umringt war, und von Allen verlaſſen ſchien, den alten Kaiſerthron gerettet hat.

Die neuaufleben de Macht Oeſterreichs war der eine Grundpfeiler der europäiſchen Freiheit, den andern gründete König Wil-

helm, welcher mit geringen Mitteln durch ſtandhafte Klugheit Ludwigs Uebermacht allein beſiegte, in dem von ihm geretteten und wieder hergeſtellten England. Es hatte der Glaubenseifer der Proteſtanten einen ſehr weſentlichen Antheil an Wilhelms Unternehmen und Gelingen, nicht nur Holland unabhängig zu erhalten, ſondern auch England durch eine große Gegenwirkung frei zu machen von dem franzöſiſchen Einfluſſe, welchen es unter den letzten Stuarten erlitten hatte. Auch war das Verhältniß der Katholiſchen in England im Ganzen, es waren manche einzelne Begebenheiten während der Gegenwirkung und Revolution keineswegs einer vollkommnen Gerechtigkeit oder auch nur einer gegenſeitigen Schonung und Duldung gemäß. Aber es war doch nicht die Sache des Glaubens allein; dieſe war nur mitwirkende Kraft, die Hauptbeziehung blieb immer der Widerſtand gegen Ludwigs nach allen Seiten um ſich greifende Erweiterungen. Mit Recht alſo verbündete ſich Oeſterreich, obwohl es nie nach Frankreichs Beiſpiel im Innern desſelben die Hugenotten zu unterſtützen oder anzuſtiften auch nur den Willen gehabt hatte, jetzt ohne Rückſicht auf den Glauben mit der erſten proteſtantiſchen Macht für die Erhaltung der europäiſchen Freiheit. Und eben dieſe neue Verbündung der freieſten proteſtantiſchen und der rechtlichſten katholiſchen Macht hat am meiſten dazu beigetragen, Grundſätze der Duldung zu entwickeln und einen Geiſt der ſittlichen Schonung über alle Staatenverhältniſſe in ganz Europa zu verbreiten. Selbſt in der geſitteteren Art den Krieg zu führen, zeigte ſich der wohlthätige Einfluß dieſer neuen Bildung. Wie ſehr ſticht nicht gegen die Grauſamkeiten, gegen die Erbitterung und die Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges, das gegenſeitig herrſchende feinere Ehrgefühl, die Anerkennung ſittlicher Grundſätze und Verhältniſſe im ſpaniſchen Erbfolgekriege ab! Leider muß man bemerken, daß dieſe noch an den Einfluß des ehemahligen Rittergeiſtes erinnernde, auf feineres Ehrgefühl gegründete Mäßigung faſt in jedem der nachfolgenden Kriege des achtzehnten Jahrhunderts wieder mehr abnahm und dem Kriegsungeheuer auch dieſer letzte wohlthätige Schleier des äußern Anſtandes endlich entriſſen ward.

Nicht die vollkommene Gerechtigkeit war die feste Grundlage, aber eine ſolche wenigſtens mehr als bisher anerkannte und herrſchend werdende Billigkeit war der herrſchende Geiſt der europäiſchen Staatenverhältniſſe und Friedensverhandlungen im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Der in den Friedensſchlüſſen meiſtens angenommene und befolgte Grundſatz, die gemeinſchaftliche Ausgleichung durch die gemäßigte Befriedigung Aller zu ſuchen, nur mit äußerſter Vermeidung einer jeden für das Gleichgewicht gefährlichen Uebermacht mußte doch nothwendig zur Auflöſung eben dieſes Gleichgewichts führen. Denn es ließ ſich bei dieſer Behandlung der europäiſchen Angelegenheiten und Verhältniſſe leicht vorausſehen, daß die kleineren Staaten immer mehr zur Befriedigung der mächtigern aufgeopfert, Europa alſo, wenn auch nicht dem Nahmen, doch der That nach, unter wenige große Staaten getheilt werden würde, oder wenn man die Gewichte in der Wagſchale allzu oft veränderte und hin und her legte, der Zufall auch plötzlich einmal dazwiſchen treten, die Wagſchale auf eine Seite umſchlagen und das Kunſtwerk des Gleichgewichtes für immer vernichten könnte.

Obwohl nun dieſe dem Anſcheine nach gemäßigte Politik des Gleichgewichts der Billigkeit und ſchonenden Formen den Keim ihrer innern Auflöſung ſchon in ſich trug, ſo wollen wir doch gern anerkennen, daß nächſt der vollkommnen Gerechtigkeit als dem höchſten, dem Menſchen aber ſchwer zu erreichenden Gute, nur zu oft die Billigkeit, wenn wir ſie ſchmerzlich vermiſſen, als das zweite nach ihr, und oft ſchon das als ein hohes Gut erkannt wird, wenn nur ſchonende Formen in den menſchlichen Angelegenheiten beobachtet und geehrt werden; und daß unſtreitig viel gewonnen ſei, wenn nur jede entſchiedne Ungerechtigkeit in den allgemeinen Verhältniſſen, ſo wie damahls öffentlichen Widerſpruch findet. Nach dieſer Anſicht wird der Zuſtand der europäiſchen Staaten von der Wiederherſtellung Oeſterreichs, der Befreiung Wiens und dem Umſchwunge der Dinge unter König Wilhelm in England bis auf Maria Thereſia immer als eine der beſſern Epochen

in der Geſchichte erſcheinen, am meiſten, wenn man ſie mit derjenigen vergleicht, welche unmittelbar vorherging oder bald darauf folgte.

Für Europa wurde dieſe Epoche wohlthätig, für Oeſterreich war und iſt ſie die ruhmvollſte. Durch Eugen, den Großen und den ihm ganz gleichgeſinnten hochanſtrebenden Kaiſer Joſeph den Erſten, ward der hohe alte Begriff von Oeſterreich der Welt wieder im vollſten Glanze dargeſtellt; in Rückſicht der geographiſchen Lage und Verhältniſſe, vielleicht in dieſem neueren nach Eugens Sinn gebildeten Umriſſe noch glücklicher und günſtiger als ſelbſt unter Karl dem Fünften; der Begriff von Oeſterreich, als derjenigen Macht, welche mit allen andern Mächten innig verknüpft, und fern von den beſchränkten Grundſätzen einer kleinlichen politiſchen Selbſtſucht vielmehr auf das Große und Ganze gerichtet, der Mittelpunkt der geſitteten europäiſchen Staaten zu ſein, die alte Würde und Verfaſſung Deutſchlands und Italiens zu ſchützen, überhaupt aber die allgemeine Gerechtigkeit in Europa aufrecht zu erhalten, vor allen andern berufen ſei.

Nachdem ſo manche große Erwerbungen, auf das Recht gegründet, durch ſiegreiche Waffen behauptet waren; Erwerbungen, die aber im politiſchen Sinne erſt urbar gemacht, und durch den weitern Anbau zu ihrer vollen Blüthe gebracht werden mußten; da war eine vorzüglich nur auf die innere Verwaltung und Wohlfahrt gerichtete Regierung, wie die, Kaiſer Karls des Sechſten unſtreitig die wünſchenswertheſte und die wohlthätigſte. Dieſem Zwecke und Geſchäfte widmete er ſich ganz, ſo lang er herrſchte, er, der als Jüngling in Spanien und Barcellona die raſcheſte Thätigkeit und einen unerſchütterlich ſtandhaften Muth genugſam bewährt hatte. Wenn ihn nur nicht die vielfachen, nach jener Berechnung des Gleichgewichts der Staaten ſich immer mehr verwickelnden und verſchlingenden äußern Verhältniſſe von dieſem ſeinem liebſten Ziele oft wieder abgezogen hätten! Am meiſten trug jedoch zu den weniger glücklichen Ereigniſſen am Ende ſeiner Regierung der eine Fehler bei, welchen mehrere Beherrſcher dieſes Hauſes begangen haben; der Fehler, daß er auf Verträge, feier-

lich angenommen, beſtätigt und beſchworen von den andern Mächten, viel feſter baute und ſich verließ, als dem klugen Eugen rathſam ſchien, und als der Erfolg wünſchen ließ. — Die erſten blühenden Zeiten Eugens müſſen überhaupt als das goldene Zeitalter der neuern Geſchichte betrachtet werden. Die Verbindung der Seemächte mit Oeſterreich bildete damahls, was eigentlich immer die Verfaſſung von Europa ſein ſollte, eine wahrhaft europäiſche Eidgenoſſenſchaft, zum Schutze der allgemeinen Freiheit und Gerechtigkeit. Nur zu bald aber zeigte ſichs, daß dieſer hohe Begriff nur von wenigen verſtanden ward. Schon unter Walpole's Einfluß und in Karls des Sechſten letzten Zeiten, trat das Schwankende eines todten Gleichgewichts an die Stelle jener hohen Bundestugenden und Begeiſterung für europäiſche Freiheit und Bildung. Das gefahrvolle Spielwerk der immer von neuem nach Willkühr veränderten Bündniſſe, wie ſie damahls dem öſterreichiſchen Erbfolgekriege vorangingen, bezeichnet die erſte Stufe der allgemeinen Auflöſung Europa's und aller beſtehenden Verhältniſſe.

Wie groß und wie allgemein unter dem täuſchenden Schleier eines herrſchenden ſittlichen Ceremoniells im Innern dennoch der Verfall der Ehre und aller Grundſätze in ganz Europa war, davon giebt das Betragen der Regierungen, vorzüglich aber der deutſchen Fürſten bei Karls des Sechſten Tode ſolche Beweiſe, welche der Nachdenkende auch jetzt noch nicht ohne Schmerz und Unwillen betrachten kann. Von der glorreichen Standhaftigkeit, durch welche Maria Thereſia alle Gefahren dennoch überwunden, und die Würde des alten Throns behauptet hat, iſt das Andenken den Herzen der Gutgeſinnten zu lebendig und gegenwärtig, als daß es einer erneuerten Darſtellung bedürfte. Unter allen königlichen Frauen, welche in alten oder neuern Zeiten einen Thron mit Ruhm und Würde behauptet haben, wird man außer Iſabellen von Caſtilien nicht leicht eine finden, welche ihr in allen weiblichen und fürſtlichen Tugenden als Königin und Mutter ihres Volks an die Seite geſtellt werden könnte. Ihre Thaten haben das ſaliſche Geſetz, welches die Frauen vom Throne ausſchließen will, am

beſten widerlegt. Das Geſetz lebendig darzuſtellen als die ſichtbare Gerechtigkeit, die Einheit des Volks in ſich zu tragen, das iſt der göttliche Beruf der Könige. Aber ſo wie uns ſelbſt die Natur in rührenden Beiſpielen lehrt, daß nichts die Gewalt der Mutterliebe überſteige, um die Ihrigen zu retten und zu erhalten; ſo zeigt uns auch die Geſchichte Zeiten und Lagen, wo jene göttliche Gerechtigkeit, durch die Stärke weiblicher Tugend, durch die treuen und liebevollen Gefühle einer Mutter, vereint mit den Geſinnungen und Grundſätzen einer fürſtlichen Sinnesart am beſten erhalten und wirkſam gemacht werden konnte.

Das ganze Europa, die Welt mit allen ihren Verhältniſſen im Blicke zu umfaſſen, wie Karl der Fünfte; dieſen Beruf eines wahren Kaiſers vermochte die Fürſtin nicht zu erfüllen. Wohl aber verdiente ſie ein König, wie der treue Ungar ſie nannte, zu heißen, auch durch männliche Standhaftigkeit; als Mutter ihrer Völker wird noch das ſpäteſte Andenken derſelben ſie ehren.

Wenden wir jetzt den Blick von dem allgemeinen Zuſtande Europa's und von Oeſterreich, das abermahls der Mittelpunkt desſelben geworden war, auf den innern Zuſtand von Deutſchland und einige Erſcheinungen der Geiſtesbildung, die von wichtigem Einfluſſe auf die ſittlichen Verhältniſſe waren.

Ungeachtet des Zuſtandes von Ohnmacht, in welchem Deutſchland ſeit dem weſtphäliſchen Frieden während der ganzen letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts verſetzt blieb, erhohlte es ſich durch den Reichthum ſeiner innern Hülfsmittel dennoch bald. Noch am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, als alle Fürſten herbei eilten zu der Rettung von Wien, zeigte ſich der deutſche Nationalgeiſt mit einer Kraft und Würde, die man kaum in jenem Zeitraume hätte erwarten ſollen. Die Stelle, welche Deutſchland im achtzehnten Jahrhunderte in Europa einnahm, war ſehr bedeutend und in mancher Beziehung die wichtigſte. So groß war die innere Kraft, daß, obwohl die meiſten der kleinern Reichsſtaaten verfaſſungsmäßig in einen fortdauernd friedlichen und wehrloſen Stand verſetzt waren, mehr als die Hälfte alſo der deutſchen Macht unangewandt und unentwickelt blieb, dennoch unter den

vier kriegeriſchen Hauptmächten Europa's, zwei Deutſchland angehörten. Bei vielen andern üblen hatte der öſterreichiſche Erbfolgekrieg und der ſiebenjährige wenigſtens die eine gute Folge, daß Oeſterreichs und Preußens Kriegsmacht durch den gegenſeitigen Kampf auf eine ſo hohe Stufe der Kraft und der Vervollkommnung getrieben wurden, daß ſie einzeln genommen, jeder andern gewachſen, beide vereint allen überlegen geweſen ſein würden. Wenn Deutſchland ſchon in dieſer Hinſicht im achtzehnten Jahrhunderte wieder wie ehemahls, als der mächtigſte Staat von Europa erſchien, ſo wurde der äußere Glanz und Einfluß wenigſtens dem Anſcheine nach noch dadurch vermehrt, daß deutſche Fürſtenhäuſer in ſo manchen der umgebenden Reiche zur Herrſchaft gelangten. Auf einem der erſten Throne Europa's, in England, herrſchte mit ununterbrochener Sicherheit ein uraltes deutſches Fürſtenhaus; in Pohlen, obwohl nicht ohne Wechſel, doch glänzend das ſächſiſche. Auch in Schweden gelangte, wie ſchon früher in Dänemark ein deutſches Haus auf den Thron; in Rußland iſt nachmahls die herrſchende Dynaſtie durch vielfache Familienverbindungen, obwohl noch den alten Nahmen tragend, der Wahrheit nach eine deutſche geworden. Aber nicht bloß die Dynaſtie betraf es; auch deutſche Denkart, Sprache und Bildung hatte in Rußland und Dänemark durch den Beſitz deutſcher Länder ſtarken Einfluß, und fand in England aus der gleichen Urſache wenigſtens einen Punkt des Anhalts und Eingangs. Wie groß, wie wohlthätig hätte nicht der deutſche Einfluß auf Europa werden können, wenn dieß alles benutzt, wenn ausgeführt worden wäre, was durch dieſe Vortheile im Keime ſchon vorhanden und gegeben war! In Deutſchlands Mitte ſelbſt ſchwang ſich eins der erſten Fürſtenhäuſer, Preußen, durch behutſame Benutzung der äußern Verhältniſſe, und angeſtrengte Anwendung der innern Hülfsmittel zur königlichen Würde, und bald auch zur königlichen Macht empor. Weniger glücklich ſtrebte ſeit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, Baiern bald nach der Krone von Spanien, bald nach dem Kaiſerthume. Auch durch ausgezeichnete Geiſteskraft glänzten mehrere der deutſchen Fürſten und Könige.

Gleichwohl war jener äußere Glanz nicht mit wahrem Vortheile und wohlthätigem Einflusse verbunden; der Ehrgeiz der Fürstenhäuser war dem Vaterlande nicht heilsam. Englands Verbindung mit Hannover war nicht diejenige, welche für England die wünschenswertheste, und für Europa in ihren Folgen wahrhaft wohlthätig sein konnte. Die damahlige Herrschaft des sächsischen Hauses in Pohlen, diente nur den Stoff des Zwiespalts und des Mißtrauens in Europa und auch in Deutschland zu vermehren. Wie Preußen, nachdem es selbst die alte Verfassung Deutschlands vollends aufzulösen am meisten beigetragen, daß eine neue bessere an die Stelle treten konnte, durch seine schwankende Politik stets gehindert; wie Baierns Ehrgeiz mehr als einmahl Unglück über Deutschland gebracht hat, das lehrt die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts nur allzudeutlich. Schon Preußens Größe an und für sich war für ein bloßes Mitglied des Reichs zu übermächtig; noch mehr aber war durch die Art, wie es zu dieser Größe gelangte, die deutsche Verfassung in ihrem innersten Grunde erschüttert worden. Als das gesammte nördliche Deutschland unter Preußens und Englands Einfluß im siebenjährigen Kriege sich vom Reiche und vom Kaiser absonderte, da war diese Verfassung eigentlich aufgelöst und vernichtet; eine völlige Trennung schien kaum zu vermeiden. Nur daß dieselbe Macht, welche die große Trennung zuerst verursachte, durch ihr nie schlummerndes Mißtrauen und durch Zweifel im entscheidenden Augenblicke gehindert hat, daß die Trennung nicht vollkommen wurde, was vielleicht in mehr als einer Rücksicht das Heilsamste gewesen sein möchte.

Auch für den Charakter und den Geist der Nation war das ehrgeizige Streben der deutschen Fürstenhäuser nicht vortheilhaft, um so mehr, da dieselben ihren Vortheil und ihren Ruhm so oft nur in der ausländischen Abhängigkeit suchten. Seit dem westphälischen Frieden war dem deutschen Geiste seine Laufbahn unwandelbar vorgezeichnet. Die alte kriegerische Macht der Nation, welche sie in den vorigen Zeiten gehabt hatte, ward durch unzählige Bande gehemmt und gefesselt; der größte Theil der innern Kräfte war

unwirksam gemacht worden. Ob je wieder ein großer Gebrauch davon gemacht werden sollte, das hing von dem guten oder üblen Willen der Fürsten und davon ab, ob sie von edler Ruhmbegier, oder von gemeinem Ehrgeize beseelt und geleitet wurden. Auch möchte man wohl fragen, ob denn die ausschließende Richtung auf kriegerischen Ruhm und Einfluß auch die wünschenswertheste für das Vaterland, die wohlthätigste für Europa sei oder gewesen sein möchte. Welthandel und Seeherrschaft hatten eine andre Richtung genommen, der Kunstfleiß der Deutschen war immer noch derselbe, im Einzelnen bewundernswerth; wann es aber möglich sein würde, was auswärtige Länder in dieser Hinsicht von Deutschlands Unglück für Vortheil gezogen hatten, wieder zu ersetzen, das mußte im achtzehnten Jahrhunderte wie auch noch jetzt sehr zweifelhaft erscheinen. Derjenigen Eigenschaft, welche noch keiner ihrer Feinde der deutschen Nation abgesprochen hat, der rastlosen und unermüdlichen Thätigkeit blieb, nachdem die kriegerische Macht gehemmt, der Handel weggeleitet, der Kunstfleiß dadurch gelähmt war, kaum ein andrer Spielraum frei, als der innere der Erkenntniß. Nach Erkenntniß mit unermüdlicher Treue zu forschen, Erkenntnisse aller Art in sich aufzunehmen, das ward jetzt unterscheidendes Streben, Ziel und Beruf des deutschen Geistes. Schon von dem westphälischen Frieden an war diese Richtung merklich; nur, daß die Nachwirkungen des verwüstenden Krieges nicht bloß die äußere Wohlfahrt, sondern auch den Geist lähmen mußten. Schädlicher noch wirkte später, als die Kräfte sich wieder erhohlt hatten, der stets auf das Ausland gerichtete Ehrgeiz der größern Fürstenhäuser, und dann der neue Bürgerkrieg, welcher Deutschland in dem langen Kampfe zwischen Oesterreich und Preußen spaltete. Dennoch aber hat sich der deutsche Geist in dieser Richtung mehr als bei andern Nationen wirksam gezeigt, und es ist selbst nach der Auflösung der äußern Nationaleinheit die deutsche Bildung in Wissenschaften und Künsten eine europäische Weltkraft geblieben, die, wenn gleich keiner der großen deutschen Herrscher bis jetzt sie angewandt und benutzt hat, wie sie sich hätte anwenden und benutzen lassen, ihre Wirkungen noch in ferne Zeiten erstrecken wird.

Das raſtlos unermüdliche Streben nach Erkenntniß iſt der unterſcheidende Vorzug dieſer deutſchen Geiſtesbildung; und ſo wenig als die innere Vortrefflichkeit der franzöſiſchen Literatur in dem, worin ſie vollkommen iſt, in der Sprachbildung und im darſtellenden Ausdrucke, durch die einſeitigen Grundſätze Einiger oder durch den übermüthigen Mißbrauch Anderer aufgehoben wird, eben ſo wenig wird die Mannichfaltigkeit und Gründlichkeit der Kenntniſſe, welche den wiſſenſchaftlichen Unterricht und den gelehrten Stand in Deutſchland vor allen Ländern Europa's auszeichnen, durch den oft fühlbaren Mangel an Einheit oder auch dadurch aufgehoben, daß nicht alles von dieſer Erkenntniß ſogleich brauchbar erſcheint und unmittelbar in's Leben eingreifen kann. Dieſe Fehler der deutſchen Geiſtesbildung lagen bis jetzt mehr in den Staatsverhältniſſen als in dem Geiſte ſelbſt. Die Spaltung des Glaubens und der Staaten mußte natürlich auch auf die Geiſtesbildung ihren Einfluß haben; und die Ohnmacht, die Unbedeutendheit, in welcher ein großer Theil der kleineren deutſchen Staaten ſich befand, konnte keine andere Folge hervorbringen, als eine völlige Gleichgültigkeit, ja eine gewiſſe Geringſchätzung gegen alles, was den Staat und das öffentliche Leben betraf. Daher jene ausſchließend wiſſenſchaftliche Richtung des deutſchen Geiſtes, die Neigung ſich mit den allerentfernteſten Gegenſtänden angelegentlich zu beſchäftigen, während die nächſten oft ſo dringend einer Hülfe zu bedürfen und die ganze Aufmerkſamkeit zu erfordern ſchienen.

War es zu verwundern, wenn bei ſo kleinlichen Verhältniſſen der Staatsverfaſſung und des öffentlichen Lebens der gleiche Geiſt anfangs auch in den Wiſſenſchaften die Oberhand gewann? Daß es aber nur in den Verhältniſſen, nicht in der Natur lag, zeigte manche Erſcheinung. Selbſt in dem erſten Zeitraume der Ohnmacht nach dem unglücklichen Frieden, hatte Deutſchland in Leibnitz einen Mann aufzuweiſen, deſſen ſich ſchwerlich damahls ein anderes Land rühmen durfte. Er war wieder, wie früher Hugo Grotius, ein europäiſcher Gelehrter, durch den Umfang ſeiner Verhältniſſe wie ſeiner Kenntniſſe und durch den Einfluß,

welchen er hatte. Obwohl er nach alter Sitte meiſtens lateiniſch, Gelegenheitsſchriften, auch franzöſiſch ſchrieb, und nur einmahl gezeigt, wie vortrefflich er, wenn er gewollt, er die deutſche Sprache zu gebrauchen wiſſe; ſo gehört er dennoch nicht bloß Europa, ſondern auch Deutſchland insbeſondere an, durch den Einfluß, welchen er vorzüglich hier gehabt, durch die ganze Natur und Art ſeines Geiſtes, und auch durch die Epoche, in welche er fällt, und der er ſeine Bildung verdankt; jene glänzende und glückliche Epoche, Eugens Zeitalter, da durch die Verbindung zwiſchen Oeſterreich und England die allgemeine Freiheit erhalten, eine neue Duldung verbreitet und beſonders in Deutſchland auch der Geiſt von neuem geweckt und erregt wurde. Groß war Leibnitz durch den Umfang ſeiner Kenntniſſe, noch mehr aber durch die Richtung derſelben, durch den Gebrauch, welchen er davon machte. Er war es, der vorzüglich, ja faſt allein jener ſchon damahls ſich bildenden falſchen Philoſophie und geiſtigen Oppoſition, welche zuerſt den Glauben, dann alle Grundſätze, Sitten und Verfaſſungen untergraben hat, entgegen arbeitete, um die Religion zu vertheidigen, und die wahre Philoſophie wieder herzuſtellen. Dieſes war eben dasjenige, deſſen das Zeitalter am meiſten bedurfte. Wenn Leibnitz allein nicht vermocht hat, den hereinbrechenden Strom des Unglaubens und der geiſtigen Verwirrung und Verwüſtung ganz abzuwehren, ſo darf ſein großes Verdienſt darum nicht verkannt werden. Es hat ihm vielleicht nur das gefehlt, was überhaupt der deutſchen Geiſtesbildung nach ihm; die zu große Vielſeitigkeit ſeiner Wißbegier, die zu große Mannichfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe und gelehrten Beſchäftigungen hat der Kraft und der Einheit geſchadet. Sein Charakter, der Gebrauch, welchen er von ſeinem Geiſte und ſeiner Erkenntniß machte, läßt ſich vielleicht durch ein Gleichniß aus der Geſchichte der Zeit, welcher er angehört, erklären. Wenn es erlaubt iſt, ſo verſchiedenartige Thätigkeiten mit einander zu vergleichen, und den Denker neben jene beide berühmten öſterreichiſchen Feldherren zu ſtellen, welche den Geiſt ihrer Zeit und die Stufe der ſich allmählig wieder erhebenden deutſchen Kraft ſo vortrefflich bezeichnen;

ſo hatte Leibnitz als Gelehrter und Philoſoph weit mehr von der behutſamen Kunſt des Montecuccoli als von der kühnen Größe ſeines erhabenen Freundes und Gönners Eugen.

Dichter und Redner gehören ihrer Sprache und ihrem Vaterlande an; die meiſten Gelehrten nur der Wiſſenſchaft. Einige aber, durch den großen Einfluß auf ihr Zeitalter, oder als Bild und Inbegriff ſeiner Denkart, nicht bloß ihrem Volke, ſondern der Welt und dem ganzen Menſchengeſchlechte. Solche in die Weltgeſchichte eingreifende Denker und Gelehrte waren im Alterthume Plato und Ariſtoteles; Albertus Magnus im deutſchen Mittelalter. Von Geſchichtſchreibern und Lehrern der Staatskunſt Tacitus bei den Römern; Macchiavelli, durch kühnen Geiſt nicht minder ausgezeichnet als durch nachtheilige Wirkungen, in der Zeit der blühenden italieniſchen Bildung. Nach der Glaubenstrennung waren Hugo Grotius und Leibnitz die größten und die erſten, welche ſich über die Verwirrungen der Streitſucht hinweg wieder zu einer umfaſſendern und reineren Philoſophie des Lebens, des Rechts und des Glaubens erhoben haben.

Nicht minder gehören der Weltgeſchichte, obgleich nicht im wohlthätigen Sinne, die Nahmen einiger franzöſiſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts an; jene anfangs bloß wiſſenſchaftliche Oppoſitions-Parthei, welche nun allmählig zur Reife und endlich zum Ausbruche kam. Wohin das Ganze ziele, konnte wohl nicht mehr undeutlich ſein, nachdem Helvetius den ſinnlichen Eigennutz zu allgemeinem Beifalle als die einzige vernünftige Denkart, alles übrige als bloßes Vorurtheil darſtellte; Diderot, als der Anſtifter und Mittelpunkt einer Geſellſchaft von mehreren, zum Theile anonym wirkenden Schriftſtellern, unverhohlnen Atheismus predigte, nicht bloß die chriſtliche oder überhaupt die geoffenbarte, ſondern ſelbſt die natürliche Religion angreifend, mit einem ſonderbar leidenſchaftlichen Haß, aber ſyſtematiſch und nicht ohne einen täuſchenden Anſchein von hiſtoriſcher Gelehrſamkeit. Schädlicher noch als jene beiden wirkten vielleicht Rouſſeau und Voltaire, gerade durch ihre beſſern Eigenſchaften und größern Talente. Die hinreißende Beredſamkeit des erſten war ganz geeignet,

auch das Herz der Edleren zu ergreifen. Der Witz, die Dichtergaben, die Mannichfaltigkeit literariſcher Formen und Kenntniſſe des Letztern trugen um ſo mehr dazu bei, die neue zerſtörende Denkart auch unter den höhern Ständen der Geſellſchaft zu verbreiten, da ſich dieſelbe durch ihn wenigſtens in den Formen noch an die ältere der Nation ſo werthe franzöſiſche Geiſtesbildung anſchloß. Gemein war ihnen bei ſonſtiger großen Verſchiedenheit der Anſicht die zerſtörende, den Glauben, die Sitten und alle geſellſchaftlichen Grundſätze, wie den Staat auflöſende Richtung und Denkart. Und wie groß war nicht außer den genannten wichtigſten Schriftſtellern, die Zahl derjenigen, welche in jeder Art des Vortrags die neue Lehre zu verbreiten ſuchten! Seitdem bei der gebildetſten Nation des Alterthums mit einem Mahle eine Schaar von Sophiſten auftrat, welche durch glänzende Beredſamkeit, Witz und neue Wendungen des Scharfſinnes nicht bloß den Glauben und die Gebräuche des Volks, ſondern auch die reinere Erkenntniß der Philoſophen, ja überhaupt alle Sittlichkeit und Gerechtigkeit verſpotteten und lächerlich machten, ſo daß in kurzer Zeit die Erziehung und die Denkart, ja die ganze Lebenseinrichtung der Griechen verändert ward, worauf der Untergang der freien Staaten folgte; ſeit dieſer Zeit war noch kaum ein ähnliches Schauſpiel geſehen worden.

Der politiſche Einfluß der franzöſiſchen Geiſtesbildung im achtzehnten Jahrhunderte, die Richtung, welche die öffentliche Meinung hier nahm, wurden alſo mehr und mehr die allergefährlichſten. Ganz anders war es in England. Ungeachtet mancher Uebereinſtimmung in den erſten Grundſätzen, ja obgleich die engliſchen Schriftſteller nicht ſelten die Quelle waren, aus welcher die franzöſiſche der Religion und dem Staate entgegenarbeitende Parthei ihre Gedanken ſchöpfte; ſo nahm hier doch dieſelbe Erſcheinung eine durchaus andere Wendung. Wie im Staate ſelbſt, ſo iſt auch in der Geiſtesbildung, in der Literatur und Philoſophie Englands eine Art von geſetzlicher Verfaſſung, eine gewiſſe conſtitutionsmäßige Beſchränkung eingeführt, indem durch das allgemein verbreitete Gefühl von der Nationalwohlfahrt und von den Grundſätzen,

welche zu ihrer Erhaltung nothwendig ſind, die ſtreitenden Kräfte auch in dieſem geiſtigen, dem Scheine nach ganz freien Gebiethe, ſtets in ein feſtes Gleichgewicht geſetzt, darin erhalten und gefährliche Ausbrüche einer allgemein ſchädlichen und zerſtörenden Denkart abgewehrt wurden. Nie hat es daher in England zu einer ſo allgemeinen ſittlichen Auflöſung kommen können, wie in Frankreich. Wo nur immer die ſteigende Zweifelſucht den erſten Stützen der geſellſchaftlichen Verfaſſung, den Grundſätzen der Sittlichkeit und Gerechtigkeit Gefahr zu drohen ſchien, da war man patriotiſch bemüht, wenn auch nicht durch tiefere Erkenntniß das Uebel in der Wurzel zu heben, ſo doch wenigſtens die wankende Grundlage der ſittlich nothwendigen Meinungen durch irgend eine Wahrſcheinlichkeit oder Annahme äußerlich zu ſtützen und aufrecht zu erhalten, damit das Gebäude des geſellſchaftlichen Lebens nicht umſtürze.

Was die Mehrheit der Denker und Gelehrten oder vielmehr der Nationalgeiſt ſelbſt in England bewirkt hat, das wollte für Deutſchland Kant allein zu Stande bringen; der wiſſenſchaftlichen Denkart nähmlich eine dauernde Geſtalt und Verfaſſung zu geben; ſo wie ſie der allgemeinen Wohlfahrt in allem was die höchſte Erkenntniß, das Leben und den Menſchen betrifft, gemäß wäre; ein Verſuch, welcher in Deutſchland durchaus nicht gelingen konnte. Indeſſen hat Kants Philoſophie wenigſtens das Gute gehabt, daß ſie dem unverhohlen atheiſtiſchen Geiſte und Einfluß der neuern franzöſiſchen Literatur entgegenarbeitete, auf Leibnitz und überhaupt auf die ältere, beſſere Philoſophie zurückzugehen veranlaßte. In vielen Stücken war dennoch die Lehre der deutſchen Philoſophen den auflöſenden Grundſätzen des Zeitalters nicht ungünſtig. Es wird dieß Niemanden befremden, der ſie genauer durchforſcht, weil ſich dann zeigt, daß ungeachtet aller ſcheinbaren Ehrfurcht vor der Erfahrungswiſſenſchaft und dem Glauben an das Ueberſinnliche der innere Geiſt dieſer Philoſophie unter einer etwas andern Form dennoch kein anderer iſt, als eben jener Vernunftſchwindel, welcher ſich als die allgemeine Krankheit des achtzehnten Jahrhunderts offenbart hat. Nur daß dieſes Uebel

bei dem deutſchen Philoſophen viel tiefer aus der Wurzel hervorgeht, und ſich zu einer ungleich vollkommneren wiſſenſchaftlichen Geſtalt entwickelte. Zwar wollte der Stifter ſelbſt dieſer Vernunftſchwärmerei noch einigermaßen Bande anlegen und gewiſſe conſtitutionsmäßige Schranken ſetzen. Aber vergeblich war dieſer Verſuch. Bei dem paſſiven Zuſtande des größten Theils von Deutſchland, bei dem Mangel einer zuſammenhaltenden Staatsverfaſſung und ſtark wirkenden Nationaleinheit, konnte nichts entfernter ſein von dem Charakter der deutſchen Geiſtesbildung und öffentlichen Meinung, als jene conſtitutionsmäßigen Schranken, welche die Litteratur und Philoſophie der Engländer durch das Gefühl des Gemeinnützigen und für die öffentliche Wohlfahrt Erforderlichen in einem erträglichen Gleichgewichte erhalten. Dagegen hatte es in Deutſchland, wenn ſelbſt die ſchädlichſten Lehren der franzöſiſchen Philoſophie einzelne Anhänger fanden, hier nie den unmittelbaren praktiſchen Schaden. Vielmehr verbreitete ſich bei der durchaus nicht politiſchen Wendung der deutſchen Geiſtesbildung und Denkart eine gewiſſe Gleichgültigkeit gegen alles Aeußere, eine Vielſeitigkeit der Anſicht, an der ſchon das ſehr gefährlich war, daß man ſich dabei ſo leicht in alles finden und alles gefallen laſſen konnte, wenn man nur die Freiheit behielt, es ſich auf ſeine eigene Weiſe zu geſtalten; daß man einer gebietheriſchen Meinung, welche durch äußere Verhältniſſe oder Gewalt aufgedrungen werden ſollte, keinen feſten innern Widerhalt entgegenzuſtellen vermochte. Es konnte in Deutſchland nie aus der Vernunftſchwärmerei jene leidenſchaftliche Zerſtörungsſucht entſtehen, wie in Frankreich; ſondern höchſtens nur die Auflöſung, welche ohnedieß in den Verhältniſſen des Zeitalters lag, auch in der Denkart immer allgemeiner verbreitet und beſchleunigt werden. Wiſſenſchaftliche Schwelgerei ward das unterſcheidend Eigenthümliche der deutſchen Geiſtesbildung; wobei es nicht an einer ſittlichen Stimmung und an Gemüth fehlt, wohl aber an Kraft und an Einheit, wenn nicht veränderte Umſtände in der Folgezeit bei erwecktem Gefühle deſſen, was uns fehlte, es eben dadurch herbeiführen.

Die wiſſenſchaftliche Denkart hat im achtzehnten Jahrhunderte einen ſo großen und allgemein ſichtbaren Einfluß ſelbſt auf die

äußere Geſchichte, auf den Gang und das Schickſal der Staaten und der Völker gehabt, daß dieſe kurze Erwähnung hier nicht an der unrechten Stelle ſcheinen wird.

In der öffentlichen Meinung lag der eine tiefe, und nachdem das Uebel eine gewiſſe Höhe erreicht hatte, kaum mehr abzuwendende Grund zu einer allgemeinen Erſchütterung Europa's. Der andere lag in den veränderten Staatsgrundſätzen Frankreichs und in den neuen Verhältniſſen Deutſchlands, deſſen Macht nicht minder groß als der Zwieſpalt derſelben gefährlich war. Die erſten Vorbothen des herannahenden Ausbruchs waren die Aufhebung der Geſellſchaft der Jeſuiten, die Theilung von Pohlen und der nordamerikaniſche Krieg, bis dann in den Niederlanden und in Holland, in eben dem Lande, wo das Staatsſyſtem des achtzehnten Jahrhunderts ſeinen Urſprung genommen hatte und begründet worden war, das Feuer zuerſt aufging. Der Mittelpunkt aller großen Ereigniſſe des achtzehnten Jahrhunderts iſt die bekannte Veränderung der Staatsgrundſätze von Oeſterreich, da ſtatt der alten Verbindung mit England, welche das glänzende Zeitalter Eugens begründet hatte, nach des Fürſten Kaunitz Plan das Bündniß mit Frankreich geſchloſſen ward. Von dieſem wichtigen Ereigniſſe erhalten alle nachfolgenden Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts ihr Licht, ja ſelbſt bei den frühern muß man den durch jenes Ereigniß erfolgten Umſchwung der Dinge ſchon im Auge haben, um ſie auch in ihrem Einfluſſe und in ihren Wirkungen zu verſtehen.

Wollte man nach den Folgen urtheilen, ſo dürfte jenes Syſtem des Fürſten Kaunitz in mancher Hinſicht als nachtheilig erſcheinen. Wie ſehr es aber aus der ganzen damahligen Lage von Europa hervorging, das erfordert nur einen Blick auf die übrigen europäiſchen Mächte. Es war in Frankreich das Staatsſyſtem gleichfalls ganz verändert worden. Viele franzöſiſche Schriftſteller ſind geneigt, das achtzehnte Jahrhundert bis auf die Revolution durchaus als eine Epoche des fortgehenden Verfalls der franzöſiſchen Macht anzuſehen. Mit Recht in Hinſicht auf das Verderbniß der öffentlichen Meinung; manches mag auch für

jenes Urtheil ſprechen, wenn man die Stärke der kriegeriſchen Landmacht zum einzigen Maaßſtabe nimmt; ja auch an den Intriguen des Hofes; welche in Frankreich immer ſo öffentlich bekannt wurden, mochte ſich manches Zeichen der Schwäche wahrnehmen laſſen. Ganz anders aber fällt das Urtheil aus, wenn man weniger auf den äußern Kriegsruhm, als auf die innere Wohlfahrt und den blühenden Gewerbfleiß ſieht. Wenn indeſſen der Verfall auch in der letzteren Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ſich in mehr als einem Zweige der Staatsmacht deutlich kund gab, ſo lag die Urſache doch keinesweges in dem neuen Staatsſyſteme ſelbſt, ſondern nur darin, daß es nicht vollkommen glücklich ausgeführt ward, daß es eigentlich mißlang. Die beſtändigen Eroberungskriege Ludwigs des Vierzehnten hatten den innern Wohlſtand durchaus zerrüttet; daher die Neigung zu friedlicheren Grundſätzen. Es war nicht ſchwer einzuſehen und die ältere franzöſiſche Geſchichte enthielt ſogar genug Belege dazu, daß die Eroberung und die Beherrſchung der angränzenden Länder Frankreich ſelbſt nur wenig wahren Vortheil gewähren könnten, daß Frankreich nie blühend in ſeinem innern Wohlſtande werden würde, als wenn es eine Seemacht, Colonien und einen bedeutenden Antheil am Welthandel erhielte. Dahin ging immer mehr das franzöſiſche Streben im achtzehnten Jahrhundert. Daß Frankreich bei dieſem Streben ungleich friedlichere Grundſätze in Europa annehmen, daß es aufhören mußte, ein erobernder Staat zu ſein, wie unter Ludwig dem Vierzehnten, das lag in der Natur der Sache. Für den innern Wohlſtand von Frankreich war es unſtreitig das Beſte, und ſehr wahrſcheinlich würde es auch für die Ruhe von Europa wohlthätig geweſen ſein, wenn dieſes Streben gelungen, wenn dieſes Syſtem herrſchend geblieben wäre. Aber es mißlang vollkommen. England ward als Vorbild nachgeahmt und zugleich als Nebenbuhler bekämpft, da hier keine glückliche Gränzlinie die Beſitzungen der beiden Nationen in den andern Welttheilen, wie einſt zwiſchen Portugall und Spanien ſchied, ſondern vielmehr die geographiſche Verflechtung der franzöſiſchen und der engliſchen Colonien in Weſt-Indien, in Nord-Amerika und Oſt-Indien zu ſtäten Streitigkeiten den Stoff und Anlaß

enthielt. Um ſich greifende Unternehmungen Frankreichs, welche keine andere Abſicht zu haben ſchienen, als die, ganz Nord-Amerika an ſich zu reißen, veranlaßten zunächſt den ſiebenjährigen Krieg, welcher zur See und zu Lande ein gedoppelter war. Zur See war er entſcheidend unglücklich für Frankreich, ſiegreich für England; für Europa hatte er keine andre Folgen, als daß Preußen von Rußland und Oeſterreich, als eine der Hauptmächte Europa's anerkannt wurde, und es deren ſtatt drei nun vier gab.

Frankreichs Streben nach Seeherrſchaft und Welthandel mißlang nicht bloß durch Englands Uebergewicht an Hülfsmitteln in dieſem Gebiethe; ſondern auch weil die neue Handelsrichtung dem franzöſiſchen Geiſte von Natur nicht ſehr entſprach. Man darf nur die Geſchichte der franzöſiſchen Colonien nach ihren eigenen Schriftſtellern durchgehen, ſo wird man leicht in der dieſer Nation, ſobald ſie ſich ſelbſt überlaſſen wird, eignen Veränderlichkeit den Grund finden, warum ihr Handel und ihre Colonien ſich oft ſchnell wieder zum Verfall neigten, oder wenigſtens nie das große und ſichere Wachsthum erreichten, welches beharrliche Geduld und ausdauernde Feſtigkeit dem Welthandel und den Colonien der Spanier, der Holländer und der Engländer gaben. Auch das war unſchwer vorauszuſehen, daß dieſe für den Wohlſtand von Frankreich allerdings angemeſſene und vielleicht nothwendige Richtung auf Seeherrſchaft und Welthandel, wie die äußere ſo auch die innere Politik weſentlich verändern mußte. Was gäbe es wohl in einem Staate, worauf der Welthandel, wenn er ſtarken Antheil daran nimmt, und Colonien nicht Einfluß hätten? Vielleicht war bei einem ſo großen Welthandel, als Frankreich ihn wünſchte, eine Veränderung der Verfaſſung ſelbſt nicht ganz zu vermeiden. Aber es war nicht hinreichend, daß die Regierung nach loſen Grundſätzen eine unbeſtimmte Freiheit ließ. Sie ſelbſt hätte mit ſtarker Hand das Steuer ergreifen und den National-Charakter, ſo weit als dieſe neue Richtung der Dinge es forderte, umbilden müſſen; dagegen aber, gleichwie in England bei großer Freiheit manche Strenge der alten Formen deſto unerbittlicher beibehalten wird, ſo auch die öffentliche Meinung mit Kraft lenken, die gefährliche Oppoſition niederſchla-

gen, und ſelbſt eine durchgreifende Reformation einleiten ſollen, damit eine Revolution vermieden würde. Dazu war die Regierung zu ſchwach, das neue Handelsſyſtem der Wohlfahrt der Nation zwar am angemeſſenſten, aber nicht ſo ihren Eigenſchaften. Der Verſuch, ein welthandelndes Volk zu werden, hatte keinen glücklichen Erfolg, der mißlungene Verſuch war eine der nächſten Veranlaſſungen der Revolution, und die ganze Kraft warf ſich nach den innern Erſchütterungen auf den Eroberungskrieg zurück.

Das ließ ſich nicht vorausſehen. Und wer hätte ſich nicht gern der Hoffnung hingegeben, daß in Frankreich und eben damit auch in Europa, nicht durch Geſinnung oder Laune eines Herrſchers allein, ſondern durch eine neue Richtung der Nationalkraft ein friedliches und gerechtes Syſtem endlich herrſchend werden würde?

Sehen wir auf England, ſo finden ſich auch hier Gründe genug, um Oeſterreichs neues Syſtem zu erklären. Allerdings war die Verbindung zwiſchen Oeſterreich und England in Eugens Zeitalter als eine natürliche, ja für die Freiheit und Erhaltung von Europa nothwendige Verbindung anzuſehen! Aber hatte wohl auch England ſie immer ſo betrachtet; oder hatte es hohen ſittlichen Grundſätzen der allgemeinen Gerechtigkeit und Staatenfreiheit nicht allzu oft bloß mechaniſche Begriffe vom Gegen- und Gleichgewichte untergeſchoben? Wie ſehr enthüllte ſich dieſe verderbliche Anſicht nicht gleich in dem erſten auf Marlboroughs und Eugens ruhmvolle Siege gegründeten Frieden! Wie viel hatte nicht England verſchuldet, ehe Maria Thereſia ſich entſchloß, in jene neuen Grundſätze einzugehen! Das ganze Verhältniß geſtaltete ſich nach einem ruhmvollen Anfange durchaus nicht ſo wie es hätte ſein ſollen. Wäre damahls, wie es in jener Epoche auch mit Schonung der alten Formen leicht geſchehen konnte, England mit Holland Eine Macht, ja Ein Staat geworden und geblieben, ſo würde ſein Einfluß auf Europa ungleich wohlthätiger geworden ſein. England bedurfte eines Beſitzes auf dem feſten Lande; Hannover aber konnte dieſen Zweck nicht angemeſſen erfüllen. Weit entfernt, durch jene Verbindung übermächtig zu

werden, hätte Frankreich vielmehr alsdann in Hollands abhängiger Lage die Mittel gefunden, ſich die Freiheit und Gleichheit auf den Meeren und im Welthandel zu erringen, wornach es in ſeinem neuen Syſteme ſtrebte. Hollands Verfall war die unmittelbarſte Folge davon, daß jener Verein nicht zu Stande gekommen iſt, und ſeine Bedrückung die erſte Schuld, welche England beigemeſſen werden konnte. Daß England nach einem durchaus ſiegreichen Kriege, Spanien in franzöſiſche Abhängigkeit gerathen ließ, konnte durch einen Zuſammenfluß unglücklicher Zufälle und Umſtände einigermaßen entſchuldigt werden. Daß England in dem öſterreichiſchen Erbfolgekriege ſo wenig that, daß es die Beraubung der Monarchie zuließ, an deren ungetheilter Aufrechterhaltung ihm alles gelegen ſein mußte, das enthüllt die Gebrechen ſeiner ſonſt ſo ſiegreichen und glänzenden Staatskunſt.

Würde es aber nicht beſſer geweſen ſein, wenn Oeſterreich, ſtatt ſein Syſtem ganz zu verändern, mit den beiden großen Continental-Mächten friedliche und freundſchaftliche Verhältniſſe zu erhalten geſucht, in dem Kampfe gegen Preußen aber ſich ganz allein auf ſeine eignen Kräfte verlaſſen hätte? So dürften jetzt wohl die Meiſten urtheilen, nachdem die neuere Zeitgeſchichte es immer mehr bewährt hat, daß Oeſterreich nie ſtärker war, als wenn es nur auf ſich ſelbſt trauend, die eignen Hülfsmittel ganz zu benutzen wußte. Indeſſen war der König von Preußen an der Spitze ſeiner Kriegsheere ein in der That furchtbarer Gegner; zu einer Zeit, da Oeſterreich noch die Nachwirkungen von manchem Verluſte zu empfinden hatte, und ſeine Kraft bei weitem noch nicht ſo angeſpannt und vollkommen entwickelt war, wie dieß ſpäterhin geſchah. Und würde nicht die eine jener beiden großen Mächte, wenn ſie nicht mit Oeſterreich geweſen wäre, unfehlbar wider daſſelbe in den Kampfplatz getreten ſein?

Dieſes alles iſt wohl mehr als hinreichend, die Kaiſerin gegen die oft gemachten Vorwürfe desfalls zu rechtfertigen, daß ſie einem Syſteme beitrat, zu welchem der erſte Gedanke gewiß nicht von ihr kam; ſo wie ſie auch nur zögernd zu der Aufhebung der Jeſuiten, ungern zu der Theilung von Pohlen ihre Einwilli-

gung gab. Das erſte Ereigniß konnte, ja es mußte die weſentlichſten Veränderungen in der innern Verfaſſung aller katholiſchen Staaten zur Folge haben, durch das zweite wurde eine neue Politik der allgemeinen europäiſchen Verhältniſſe aufgeſtellt, welche für die Unabhängigkeit und Sicherheit aller kleineren und ſchwächeren Staaten große Beſorgniſſe erregte. Es war das Zeitalter der alleinherrſchenden und alles entſcheidenden ſtrengen Kriegsgewalt gekommen; ein Syſtem, welches auf die Anſprüche und Rechte der minder Mächtigen oft wenig Rückſicht nahm, und auch im Innern nicht ohne Härte und mannichfachen Druck zur Vollkommenheit gebracht werden konnte. Preußen hatte dasſelbe zuerſt entwickelt und vornehmlich herbeigeführt. Es iſt als die zweite Stufe zu betrachten, der ſich jetzt immer ſchneller entwickelnden Auflöſung von Europa im achtzehnten Jahrhunderte. Als erſte Stufe derſelben bezeichneten wir früher den Zeitpunkt, wo der Begriff eines todten künſtlichen Gleichgewichts an die Stelle der wahren europäiſchen Eidgenoſſenſchaft für allgemeine Gerechtigkeit und Staatenfreiheit trat, und ſich durch den ſchnellen Wechſel willkührlich geknüpfter und gelöſter Bündniſſe ankündigte.

Es ſchien ſich wieder eine glücklichere Epoche zu nahen. In den letzten Zeiten der Kaiſerin Maria Thereſia, als der von neuem entflammte Seekrieg zwiſchen Frankreich und England die Ruhe des Continents dennoch nicht zu ſtören vermochte; als ſelbſt die über Baiern wieder erwachte Eiferſucht und Kampfluſt Preußens gegen Oeſterreich noch friedlich ausgeglichen ward; als der letzte König in Frankreich mit einer in dieſem Reiche nie geſehenen Milde herrſchte, in Preußen eine Denkfreiheit, ganz wie der Zeitgeiſt ſie wünſchte, begünſtigt ward; von Amerika über ferne Meere die Nachricht von einem dort in Freiheit aufblühenden neuen Staate, die bewunderten Nahmen eines Franklin und Waſhington nach Europa herüber erſchollen, die in langem Frieden angewachsne Kraft des gebildeten Europa in allgemeinem Wohlſtande ſich kund gab; als nach Thereſia's geſegneter Regierung Kaiſer Joſephs des Zweiten kühne Verbeſſerungen und Veränderungen in den erſten Jahren ſeiner Regierung noch weitere Ausſichten eröffneten: da

überließen ſich alle Gemüther den unbegränzteſten Hoffnungen von allgemeinem Menſchenglücke, von neuen herrlichen Zeiten der herrſchenden Vernunft und einer unaufhaltſam ſteigenden Vervollkommnung und Aufklärung, vor welcher alle bisher noch erduldeten Kriegs- und Staatsübel bald auf immer würden weichen müſſen. Gleichwohl war es nur eine täuſchende Hoffnung und der damahls ſcheinbar glückliche Zuſtand Europa's nur jene gefährliche Stille, welche dem Ausbruche eines furchtbaren Ungewitters oftmahl vorangeht. Noch in die letzten Jahre Kaiſer Joſephs des Zweiten fielen die erſten Anzeichen, daß die Auflöſung von Europa nunmehr die dritte und gefährlichſte Stufe erreicht habe; die der Anarchie nähmlich, und des Aufruhrs der Völker.

Kein anderer Monarch von Europa war durch ſeine Verhältniſſe und Lage, die Macht und angeborne Geiſteskraft ſo ganz dazu berufen, den großen Kampf des Zeitalters zu beſtehen, und die kaum noch ganz abzuwendende Veränderung mit ſtarker Hand zur allgemeinen Wohlfahrt zu lenken, als Kaiſer Joſeph der Zweite. Gleichwohl bringt ſich zu allen Betrachtungen, zu welchen die Geſchichte ſeines thatenvollen Lebens den Stoff darbiethet, keine dem Nachdenkenden ſo ſehr auf als die Frage, warum ſo ſelten ein glücklicher Erfolg Kaiſer Joſephs Abſichten, ſeine angelegentlichſten Wünſche und angeſtrengteſten Beſtrebungen gekrönt hat?

Ehe wir es aber verſuchen, uns dieſe Frage, ſo weit die Geſchichte es vermag, zu beantworten, ſei es erlaubt, einige Augenblicke bei dem Gefühle zu verweilen, mit welchem der Anblick der herannahenden Kataſtrophe uns erfüllt.

Wandelbar und vergänglich iſt die Weltherrſchaft. Aus ihrem uralten Sitze, an den großen Strömen Aſiens, in Perſiens reichen Thälern und Höhen kam ſie an das kunſtgebildete, frohgeſinnte Volk der Griechen; dann an das ernſte Rom, in des ſchönen Italiens Mitte; ſpäter je mehr und mehr in den Norden, an die Deutſchen, an Oeſterreich und Spanien, an Frankreich, England und Rußland. Staaten verſchwinden, die mächtigſten Reiche tragen oft in ihrem Entſtehen ſchon den Keim ihres Unter-

ganges in ſich. Selbſt die Völker, obwohl die Zeit vorüber iſt, da noch ganz neue entſtehen, ſelbſt dieſe verändern ſich; nur das Leben des Menſchen bleibt dasſelbe, ſo wie es auch von Anfang war; das wahre Leben nähmlich, das Leben des innern Gefühls. Noch jetzt wie vor Jahrtauſenden iſt die unbewußte Schönheit des Kindes das Bild eines reineren Daſeins als das irdiſche; noch fühlt ſich die Jugend ergriffen von einem wehmüthig ſüßen Gefühle unverſtandner Liebe und ahnungsvoller Erwartung. Es bemeiſtert ſich der Bruſt des Mannes, wenn die vergängliche Blüthe erſtorben iſt, ein unermeßnes Streben, raſtlos zu wirken; nicht aus eitler Ruhmbegier um des bloßen Nahmens willen, ſondern im vollen Gefühle der Kraft und aus dem Bedürfniſſe, ſie zu üben und zu gebrauchen. Die Verhältniſſe der Welt hemmen, der Zufall durchſchneidet die größten Entwürfe; Unglück ermüdet endlich die Kraft auch des Standhaften, der Tod oder Zwieſpalt der Geſinnungen trennt die Befreundeten. Das Beſte, was dem Geiſte des Menſchen übrig bleibt, wenn er den Reichthum der Natur bis zur Sättigung genoſſen, wenn er ſich im Kampfe mit der Welt hinreichend geübt und bewährt hat, iſt am Abende des Lebens zur Erkenntniß zu gelangen; das nun klar zu ſehen, was ihn als dunkles Gefühl im Sehnen der Jugend, als erhebender Glauben im thätigen Handeln ſtärkte und leitete. Das allein, die Entwicklung der innern Geiſteskraft iſt das Leben; um ſo kraftvoller, und im Gefühle verdoppelter, wo viele gemeinſchaftlich in ſolchem Leben zuſammenwirken und Eins ſind, und dieſe geiſtige Wirkſamkeit nicht bloß die eines Einzelnen, ſondern eines ganzen Geſchlechts und umfaſſenden Vereins iſt. Dieſes Leben iſt nicht um des Staats und der künſtlichen Staatseinrichtung willen und bloß als ein Stoff und Werkzeug für dieſelbe vorhanden, ſondern vielmehr der Staat ſelbſt iſt vorzüglich um der Entwicklung jenes geiſtigen Lebens willen als gut und nützlich zu preiſen. In ihr und nicht in ſich ſelbſt hat der Staat ſeinen Zweck. Wollte man nur bei dem nächſten Ziele des Staats ſtehen bleiben, ſo iſt dieſes Zweifels ohne die Gerechtigkeit. Gleichwohl wenn man in Beziehung auf dieſes Ziel allein den Zuſtand der Freiheit, nicht

wie ihn einige erträumt haben, ſondern wie er noch jetzt in einigen Ländern Aſiens vorhanden iſt, ehedem in dem größten Theile Europa's wirklich war; den Zuſtand, da jeder als ſein eigner Herr nach dem Gefühle der Ehre, nach geheiligter Sitte der väterlichen Gewalt, der Gaſtfreundſchaft und der Blutrache ſelber ſein Recht übt, vergleicht mit der Lage der Dinge in künſtlichen Staaten; ſo könnte es ſehr zweifelhaft ſcheinen, welcher Zuſtand vorzuziehen ſei für die Gerechtigkeit und für das unmittelbare Gefühl und Wohl des Einzelnen: ob das Leben im Stande der Freiheit oder aber die künſtlichen Staaten, welche ihren Endzweck meiſtens ſo unvollkommen erreichen, die kleineren Uebel der einzelnen Ungerechtigkeiten zwar verhindern oder ſtreng beſtrafen, deſto drückendere und verheerendere Uebel dagegen im Großen herbeiführen. Was aber dieſe Uebel dennoch alle aufwiegt, und die künſtlichen großen Staaten als heilſam für die Menſchheit betrachten läßt, das iſt ihre Nothwendigkeit für die höhere Bildung. Wo wäre dieſe möglich ohne jene Gemeinſchaft der früheren und der ſpäteren Zeitalter, der verſchiedenen Völker, der entfernten Länder, durch welche die Menſchheit erſt ein zuſammenhängendes Ganzes wird! — Dieſes bewirken die großen künſtlichen Staaten, und dadurch vergüten ſie die andern Uebel, welche ſie mit ſich führen; was irgend ſonſt gut und groß iſt, jeder Genuß, und jedes Gefühl des Lebens, iſt möglich auch im Stande der Freiheit, nur nicht die Erkenntniß, welche immer zunimmt. Keines Menſchen Geiſt iſt je fähig geweſen, für ſich allein und abgeſondert die Wahrheit zu erfinden! Auf jeden, der einmahl in den Bezirk der Erkenntniß eintritt, wirkt, wenn gleich ihm unbewußt, die ganze Vorwelt, und ein großer Theil der Mitwelt ein. Alſo nicht in dem, worauf ſie zunächſt auszugehen ſcheinen, ſondern in einer entfernteren Wirkung liegt die Nothwendigkeit und die Heilſamkeit der Staaten; ſie dienen einem höhern unſichtbaren Zwecke geiſtiger Gemeinſchaft, deren Fäden ſich vom Anbeginne der Weltgeſchichte durch alle Zuſtände und Zeitalter hindurch bis zur letzten Auflöſung des menſchlichen Geſchlechts erſtrecken. Es iſt mit dem Menſchen im Ganzen wie im Einzelnen, mit der Weltgeſchichte wie mit dem Leben; Anfang und Ende

ſind dunkel, nur die Mitte iſt klar. So wenig jemand des erſten Erwachens ſeines Bewußtſeins ſich zu erinnern vermag; ſo wie der Augenblick der endlichen Auflöſung, wie oft wir ihn auch an Andern betrachtet haben mögen, wie er bei einigen furchtbar, bei andern mühſelig, wie ihr Leben war, bei einigen erhaben, wie eine ſichtbare Verklärung erſcheint, bei jedem faſt eine andere Geſtalt annimmt, für uns ſelbſt doch immer ein Geheimniß bleibt; eben ſo wenig vermag auch das menſchliche Auge hindurch zu dringen bis zum Anbeginne der Geſchichte, oder bis in die entferntere Zukunft derſelben. Gleichwohl darf man den Blick über die Zeitalter, welche uns zunächſt umgeben, nur etwas ausdehnen nach jener nicht ganz erreichbaren Ferne hin, um inne zu werden, wie alle Werke und Einrichtungen des Menſchen ihrem Weſen nach nicht anders ſein können, als vergänglich, vorübergehend, nur für eine beſtimmte Zeit, für eine Stufe der Entwicklung ſeines Geiſtes beſtimmt.

Dieſes gilt auch von den künſtlichen Staatsanſtalten und einzelnen Einrichtungen. Es iſt der Staat nicht die einzige größere Verbindung, welche unter dem Menſchengeſchlechte Statt findet. Weniger ſtreng im Aeußern geſchloſſen, aber deſto umfaſſender, iſt die Geſellſchaft der Kirche und die Verbindung des Welthandels. So wie jede andere Kunſt, ſo hat auch die Staatskunſt ihre unüberſteiglichen Gränzen, und nur allzuoft hat das achtzehnte Jahrhundert Aufgaben für die Menſchheit herbeigeführt, welche der eigentlich ſo zu nennenden Staatskunſt auch der umfaſſendſten und vollendetſten allein zu löſen unmöglich fiel. Die Beſchränktheit der gewöhnlichen Staatskunſt aber zeigt ſich am auffallendſten, wenn ſie dieſe beiden großen Weltkräfte, die Kirche und den Handel, nicht als ſolche, als von ſich unabhängig anerkennen, und nur ihrer Einwirkung auf den Staat gewiſſe Gränzen ſetzen, ſondern vielmehr ſie ſelbſt ganz unterwerfen und ſich einverleiben will, zum eignen empfindlichen Schaden des Staats.

Zu Betrachtungen dieſer Art über das, was in den Einrichtungen und Kraftäußerungen der Menſchen vergänglich und gebrechlich oder von dauerndem Werthe iſt, giebt die Geſchichte der

letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts manche Veranlassung, in welchem kurzen Zeitraume fast alle Staaten so bedeutende Veränderungen und Erschütterungen erlitten haben. Außer den einzelnen Veranlassungen zu diesen Staatsveränderungen gab es noch eine allgemeine. Es war ein innerer Zwiespalt, nicht bloß in der Staatskunst, sondern auch in der Staatskraft und Richtung vorhanden, welcher sich bald als Kampf des Alten und des Neuen, bald als Streit zwei verschiedener Systeme der Staatsverwaltung ankündigte. Am richtigsten könnte man ihn dadurch bezeichnen, wenn man sagte, der Geist und der Körper des Staats sei mit einander uneins, oder vielmehr ihr richtiges gegenseitiges Verhältniß verkehrt worden. Die ältere Staatseinrichtung und Staatskunst beruhte mehr oder minder auf den Grundfesten der Religion, auf Nationalsitten, kurz auf moralischen Triebfedern. Mit dem achtzehnten Jahrhunderte kam eine neue Staatskunst auf, welche nicht auf die unbestimmte Wirkung sittlicher Triebfedern, sondern zunächst alles auf die Entwicklung der materiellen Staatskräfte berechnete, durch diese Berechnung und die sorgfältigste Benutzung derselben, die Mechanik der künstlichen Staatseinrichtung am sichersten zur Vollkommenheit zu bringen glaubte. Diese berechnende und mechanische Staatskunst hatte ihre nächste Ursache in dem Welthandel, dessen Einfluß und Früchte erst jetzt anfingen, in vollem Maaße auf Europa zu wirken, und die materiellen Staatskräfte, Verhältnisse und Bedürfnisse unverhältnißmäßig zu vermehren und zu vermannichfaltigen; demnächst aber darin, daß Europa unter vier große Landmächte getheilt war, welche, wenn auch nicht ganz gleich, dennoch mächtig genug waren, um jede den ersten Rang behaupten zu wollen. Der gegenseitige Wetteifer dieser großen Mächte ließ es das erste Ziel der neuen Staatskunst sein, die materiellen Staatskräfte auf das Aeußerste zu spannen, und mit der angestrengtesten Gewalt auf den höchsten Gipfel zu treiben. Die kleineren Staaten folgten diesem Beispiele. Nicht bloß die innere, auch die äußere Politik ward dadurch ganz verändert. Durchgehende Gleichförmigkeit, wo auch Gewohnheit und Recht, Sitten und sittliche Beziehungen und Schranken, welche in

anderer Hinsicht vielleicht sehr wohlthätig wirkten, im Wege standen; dieß war das Ziel im Innern. Für die Abrundung und Absonderung nach außen wurde keine der Aufopferungen und Anstrengungen zu groß geachtet, welche man sonst in ältern Zeiten für die Ehre und für die Gerechtigkeit, um der öffentlichen Meinung, des Glaubens oder einer andern sittlichen Triebfeder willen leichter als für irgend eine geringe Gränzerwerbung gemacht haben würde. Daß die äußerste Anstrengung der Kräfte zur Erschlaffung führe, das zeigte sich mehrmahls in den großen Landkriegen des achtzehnten Jahrhunderts, da es an Geld fehlte, um die so gewaltsam zusammengezwungenen Kräfte zu gebrauchen, der Krieg von den Finanzen und Subsidien so ganz abhängig wurde, wie er es in dem Grade doch sonst nicht gewesen war. Wie sehr aber das bloße Berechnen, wo es am Ende doch auf Muth, Geist und Willen, auf sittliche Kraft ankommt, fehlschlagen müsse, das zeigte sich unter andern auch darin, daß selbst die Finanzen, während sie in vielen Staaten immer mehr das alles entscheidende Ziel und Princip des Ganzen wurden, je mehr man einzig und allein sie zum Augenmerke der Staatskunst machte, nichts desto weniger in den meisten Staaten in größere Unordnung als je zuvor geriethen. Einige Schriftsteller haben daher diese neue Berechnungsweise der materiellen Staatskräfte, die Statistik, und die auf die Grundsätze und Tabellen der Statistik gerichtete und gegründete Staatsverwaltung, als eine durchaus verderbliche Wissenschaft, ja als die Hauptquelle der Uebel, die über Europa gekommen sind, schildern wollen. Dieses heißt aber wohl die Sache selbst mit dem Mißbrauche verwechseln. Es ist als wollte man den Grund von der atheistischen Denkart des achtzehnten Jahrhunderts in den bewundernswürdigen Fortschritten der Physik suchen, welche manchmahl freilich, obwohl sehr unverschuldet, eine oberflächliche Freidenkerei veranlaßt oder befördert haben.

Nicht in der künstlichen Berechnung und Benutzung der materiellen Staatskräfte lag das Uebel, sondern darin, daß man die Ordnung der Dinge umkehrte, die moralischen Staatskräfte den materiellen unterordnete, oder ganz aufopferte, daß der Geist der

Staaten immer mehr erloſch, während man den Körper derſelben, auch nicht als lebendigen Körper, ſondern als todte Maſchine immer vollkommner zu machen ſuchte. Herrlich und groß iſt der Reichthum phyſiſcher Kräfte, wenn ſie dem Geiſte dienen; verderblich, wenn in dieſem Reichthume der Geiſt erſtickt und vergeſſen wird. Nicht im Welthandel und nicht im Luxus an und für ſich, auch nicht in den ſtehenden Heeren, den ſteigenden Abgaben, nicht in der politiſchen Oekonomie und Statiſtik lag das Uebel, ſondern darin, daß die moraliſchen Triebfedern, ſo wie jene neuen Künſte ſich vervollkommneten und ſteigenden Einfluß erlangten, immer mehr erloſchen; von welcher Erſchlaffung die erſte Urſache in der Gleichgültigkeit und in der falſchen Weisheit lag, welche aus der Glaubenstrennung hervorgegangen war. Daß die mathematiſche Staatsanſicht und Staatskunſt allerdings aber nach Alleinherrſchaft ſtrebend, das alte ſittliche Gebäude der menſchlichen Geſellſchaft und Bildung wankend zu machen geeignet war daß eine ſolche ausſchließend mathematiſche und bloß materielle; Anſicht im Gegenſatze der moraliſchen das eigentliche Weſen und der innre Geiſt des neuen Syſtems und aller daraus erfolgten Revolutionen, der lockende Nahme der Freiheit nur die täuſchende äußre Hülle geweſen ſei, das iſt wohl einleuchtend.

Unter allen Staaten Europa's, welche die Erſchütterung zuerſt erlitten, ſind gleichwohl die Revolutionen in Pohlen, Schweden, Holland, die weniger merkwürdigen, weil ſie nicht ganz aus dem eignen Innern hervorgingen, und größtentheils durch ausländiſchen Einfluß geleitet wurden. England und Rußland verdanken ihre große Stärke im achtzehnten Jahrhunderte zum Theil auch dem Umſtande, daß ſie ihre Revolution ſchon früher gehabt hatten, und eben dadurch gegen die neuen Erſchütterungen geſichert waren. England hatte, nach überſtandenem Kampfe, ein glückliches Gleichgewicht zwiſchen den alten Formen und ſittlichen Grundfeſten und den neuen materiellen Reichthümern und den daraus hervorgehenden Verhältniſſen zu finden gewußt; ein Gleichgewicht, welches als bloßes Kunſtwerk nicht von Dauer geweſen ſein würde, wenn nicht der Nationalgeiſt es fortdauernd gehalten und getragen hätte

In Rußland aber waren die materiellen Staatskräfte und die moralischen wenigstens ganz in eine Hand gebracht, somit jeder bedeutende Zwiespalt gehoben und wenigstens eine Form des Staats gefunden, welche nach Außen mächtig, im Innern sicher, wenn auch an sich nicht unbedingt zu loben, doch dem Geiste und dem Zustande angemessen war.

Es war die Erschütterung überhaupt eine durchaus allgemeine. Nicht bloß die Völker sondern auch die Regierungen wurden von dem herschenden Vernunftschwindel befallen. Wenn es in vielen Ländern den Anhängern des neuen Systems des politischen Materialismus allerdings gelang, das Volk zur schwärmerischen Theilnahme fortzureißen an dem, was doch eigentlich seinen innersten Gefühlen und altem Glauben widersprach; so verursachte in andern Ländern die Abneigung gegen das neue mechanische Verfahren, und die Anhänglichkeit an das alte moralische, den Nationalsitten angemessene Gebäude, bedeutende Volksbewegungen und allgemeinen Widerstand. Zum Beweise, wie sehr zu solcher Erschütterung die allgemeinen Gründe nicht bloß bei dieser oder jener Nation allein, sondern in dem Zeitalter und in den Verhältnissen derselben vorhanden waren, mußten selbst bei derjenigen Nation, die zu neuen Staatsideen am wenigsten geeignet war, im türkischen Reiche, durch die Einführung eines neuen Kriegssystems, welches mechanisch vollkommner, und bei dem allgemeinen Wetteifer der gebildeten Staaten nothwendig schien, in unsern Tagen nicht unbedeutende Bewegungen und Katastrophen entstehen.

Ganz frei von der allgemeinen Erschütterung Europa's blieben vor's erste nur zwei der größern protestantischen Staaten, in welchen mit der alten Einrichtung der Dinge auch die ständische Verfassung schon früherhin ganz vernichtet, wo also nichts mehr vorhanden war, was dem neuen Systeme noch wesentlich im Wege gestanden hätte, und noch zu zerstören gewesen wäre. Ungleich größer mußte die Erschütterung in den größern katholischen Staaten sein; am größten in Frankreich und Oesterreich. Spanien war durch die Ausschließung alles Frembartigen, durch seine innere Einfachheit für den Anfang wenigstens mehr gesichert. Italien und die

kleineren deutſchen Staaten hingen ab von Oeſterreich oder von Frankreich. Der Keim zu der Staatsveränderung in Frankreich lag zunächſt in dem Schwanken zwiſchen dem Kriegs- und dem Handelsſyſteme, was ſelbſt in den Finanzen die zweifachen Syſteme und Partheien der Manufaktur und des Ackerbaues zur Folge hatte. Gleichwohl nahm die europäiſche Revolution nicht hier, ſondern in einem andern Staate zuerſt ihren Anfang. In Oeſterreich lag die Veranlaſſung zu manchen Reformen und weſentlichen Neuerungen in der Verſchiedenartigkeit der Theile der Monarchie ſelbſt; ſchleunig herbeigeführt und hervorgerufen wurden ſie durch Kaiſer Joſephs gewaltigen Geiſt, der ganz von dem Streben und Glauben ſeines Zeitalters ergriffen und durchdrungen war.

Wer ſchien mehr dazu berufen, als Kaiſer Joſeph der Zweite, nicht von ſeinem Zeitalter fortgeriſſen zu werden, ſondern es ſelbſt zu beherrſchen und mit ſichrer Hand die große Bewegung zu lenken? Denn wer war, außer der Kraft und dem Verſtande, welche dazu erfordert wurden, ſo feſt überzeugt, daß er das Rechte wolle, und wer wollte, was er wollte, ſo entſchloſſen und ſo ausdauernd? Warum dieſe großen Hoffnungen gleichwohl nicht ganz erfüllt worden, warum Kaiſer Joſephs erlauchter Nachfolger den Ruhm ausgezeichneter Weisheit zum Theil darin ſuchen müſſen, daß er mit einer ſeltnen Abgemeſſenheit und Verbindung von Standhaftigkeit und Nachgiebigkeit, einen Theil der Entwürfe und Anfänge Kaiſer Joſephs wieder zurücknahm; dieſe Frage iſt ſchon früher aufgeworfen worden. Mit ihrer Beantwortung, ſo weit die Geſchichte dieſelbe darbiethet, beſchließe ich die gegenwärtigen Betrachtungen. Ich beſchränke mich dabei bloß auf dieſen allgemeinen Geſichtspunkt; das Einzelne der Plane, Grundſätze und Entwürfe Kaiſer Joſephs, wie ſie theils, obwohl die wenigſten ganz ausgeführt, theils zurückgenommen worden, theils aber unvollendet und in der Hälfte der Ausführung ſtehen geblieben, iſt für jetzt noch mehr ein Gegenſtand der lebhafteſten unmittelbaren Theilnahme und Unterſuchung nach allen Gründen dafür und dawider, als der Geſchichte und ihrer ruhigen Betrachtung.

Die meiſten Schriftſteller ſuchen den allgemeinen Grund von

dem unvollkommenen Gelingen der Josephinischen Entwürfe allein darin, daß der Kaiser zu rasch verfahren sei, daß er die Früchte gleich nach der Aussaat habe erndten wollen und dem stillen Wachsthume keine Zeit gelassen habe. So erklärbar auch diese Erscheinung aus Josephs Lage, Erziehung, Schicksalen und Charakter, so richtig die Bemerkung daher im Allgemeinen sein mag, so ist sie gleichwohl nicht auf alles anwendbar. Nicht alle nützlichen Verbesserungen kommen einem Staate, wenn man nur die Zeit erwarten wollte, ohne sein Zuthun und wie von selbst. Manche Veränderungen, wenn sie einmahl als heilsam und gut sind anerkannt worden, können nur mit einem Mahle oder gar nicht ausgeführt werden; wo denn auch die schonenden Formen nicht immer beobachtet werden können.

Mir scheint, was Kaiser Josephs Entwürfen entgegenstand und ihr Gelingen oftmahls hinderte, am meisten darin zu liegen, daß er es zu sehr vernachlässigte, die öffentliche Meinung zu gewinnen und zu lenken.

Welche große Hindernisse und oft unübersteigliche Schwierigkeiten ihm dieses Versäumniß in den Weg legte, in den Niederlanden und in Ungarn, in der katholischen Kirche und bei protestantischen Mächten, in seinem eignen Reiche und in Europa überhaupt, das bedarf keiner weitern Auseinandersetzung.

Die Gegner wußten Vortheil davon zu ziehen. So geschah es, als derjenige, welcher die alte Form und das Recht zuerst in Deutschland vernichtet hatte, unter dem schönlautenden Nahmen eines Fürstenbundes sich zum Beschützer der deutschen Freiheit aufwarf, in demselben Sinne, wie dieses auch in ältern Zeiten von andern Feinden des Reichs und des deutschen Nahmens geschehen war; daß dieses schon oft benutzte, ärgerlich ernsthafte Possenspiel bei der allzugutmüthigen und leichtgläubigen Nation abermahls Glauben fand, und der Feind die öffentliche Stimme entschieden für sich gewann.

Auch in Rücksicht der Religion ward Kaiser Josephs Absicht durchaus verkannt und unrichtig beurtheilt. Die Gesellschaft der Jesuiten war nun einmahl durch einen im Verborgenen vorbereite-

ten Schlag geſtürzt worden, wozu die Eiferſucht der übrigen Orden mitwirkte; dieſe Geſellſchaft, welche, nachdem andre geiſtliche Inſtitute längſt in gänzliche Unthätigkeit verſunken waren, für das Beſte der Kirche in Europa und in den andern Welttheilen ſtets thätig und unter allen am wirkſamſten blieb, und welche durch ihre Verdienſte um Wiſſenſchaften und Erziehung den Bedürfniſſen des Zeitgeiſtes am meiſten entſprach. Welcher andre Orden konnte jetzt noch mit Recht hoffen, daß er durchaus unverändert beſtehen, daß für ihn allein eine Ausnahme gemacht werden würde, und welche Veränderung in der kirchlichen Verfaſſung konnte jetzt noch unausführbar oder auch nur ſehr ſchwierig ſcheinen, nachdem jener große Schlag den Gegnern einmahl gelungen war?

So unvermeidlich gewiſſe Reformen waren, ſo heilſam hätten ſie auch werden können, wenn man nicht bloß das Alte zerſtört und weggeräumt, ſondern auch Neues geſtiftet, das viele Gute in dem Beſtehenden nur richtig erkannt und verſtanden; alles Entartete und Erſchlaffte aber auf ſeine urſprüngliche Beſtimmung zurückgeführt, die Thätigkeit kräftig angeſpornt, den Geiſt belebt, das Ganze nach den veränderten Umſtänden der Zeit überall zweckmäßiger eingerichtet hätte. Dieſes heißt wahrhaft reformiren, und iſt allerdings ein ſchweres, mühevolles Werk; der Zeitgeiſt neigte ſich meiſtens zu dem, was das Leichtere iſt, dem bloßen Hinwegnehmen, ohne etwas andres an die leere Stelle zu ſetzen. Wenn man auf einige der minder verſtändigen Lobredner der neuern Kirchen-Reformen ein Gewicht legen wollte, welches ſie freilich nicht verdienen, ſo ſollte man faſt glauben, es ſei die Abſicht geweſen, eine unnatürliche Verſchmelzung des katholiſchen und proteſtantiſchen Glaubens zu bewerkſtelligen oder gar ſich von der allgemeinen katholiſchen Kirche abzuſondern, durch die Einführung eines eigenthümlich öſterreichiſchen National-Chriſtenthums. Alles dieſes war ſehr weit entfernt von dem großen Verſtande Kaiſer Joſephs und eben ſo weit von ſeiner rechtſchaffnen Geſinnung. Diejenigen Darſteller, welche ihn perſönlich am genaueſten kannten, haben es hinreichend bewieſen, daß ſeine eigne Geſinnung und Ueberzeugung in dieſer Hinſicht durchaus gut und der Religion angemeſſen war.

Alles Einzelne, was dagegen ſcheinbar angeführt werden könnte, iſt entweder minder erheblich, oder es rührt nicht von ihm ſelbſt her, ſondern von dem Mißverſtande und der Uebertreibung der Ausleger oder von dem Einfluſſe der Rathgeber, deren der einſichtsvollſte Monarch bei aller Selbſtkraft für das Einzelne doch nie entbehren kann.

Es würde überflüſſig ſein, alle die Punkte anzuführen, in welchen Kaiſer Joſeph auf ähnliche Art verkannt worden iſt, weil er ſo viele Feinde, und weil er ſelbſt es vernachläſſigt hatte, ſich der öffentlichen Meinung zu bemeiſtern. Es iſt dieſe Verſäumniß um ſo mehr zu beklagen, da die öffentliche Meinung bald eine ſo große und furchtbare Gewalt erhielt und dem Zeitalter faſt ausſchließend ſeine Richtung gab. Und wie viele Mittel ſtanden nicht eben ihm zu Gebothe, ſich der öffentlichen Meinung ganz zu bemächtigen, das Steuer des Zeitalters zu ergreifen und es zur allgemeinen Wohlfahrt zu lenken? Er, der Erbe und Enkel Maximilians und Karls des Fünften, der Nachfolger Matthias Corvins, Kaiſer von Deutſchland, Beherrſcher der deutſchen und franzöſiſchen Niederlande, Herr und Beſchützer der gebildetſten und kunſtreichen Provinzen Italiens, der Mann von durchdringendem Geiſte und von raſtloſer Kraft und Thätigkeit, in den nützlichen Kenntniſſen gründlich unterrichtet, die verſchiedenen Länder und Völker Europa's aus eigner Anſchauung kennend, ſo vieler Sprachen Meiſter, im Umgange unwiderſtehlich und hinreißend; er hätte alle Gemüther beherrſchen und der erhaltende Genius von Europa werden müſſen, der dem androhenden Zerſtörungsſturme Stillſchweigen gebothen hätte!

Auch auf ihn ſelbſt würde es wohlthätig zurückgewirkt haben wenn er ſich mit der öffentlichen Meinung in lebhafte Berührung geſetzt, wenn er ſie mehr beachtet und erforſcht hätte. Er würde dann nicht einſeitige Theorien und vorübergehende Syſteme einzelner Schriftſteller mit dem verwechſelt haben, was das allgemeine Bedürfniß der Zeit und der neuen Verhältniſſe wahrhaft erforderte; wie man dieß gegen ſeine Anſicht über einzelne Punkte der Geſetzgebung und der innern Staats-Verwaltung bemerkt hat.

Kaiser Joseph wollte in Hinsicht des Staats, nur ungleich stärker und entschiedner, sonst aber unstreitig dasselbe, was die meisten Regenten des achtzehnten Jahrhunderts gewollt haben; innere Einheit des Staats und geschlossene Absonderung nach außen. Das Letzte war der besondren Natur des österreichischen Staates nicht angemessen, da diese Monarchie, die schon ihrer Lage nach zu isoliren kaum möglich sein würde, ihrer ursprünglichen Bestimmung nach, als das Herz und der Mittelpunkt von Europa, mit allen bedeutendsten Staaten in der innigsten Verbindung, von jeher am meisten ein allgemeiner, wahrhaft kaiserlicher Weltstaat war, und es zu sein auch wahrscheinlich nie ganz aufhören kann. Diese mithin an sich schon vielen Zweifeln ausgesetzte Staatsabsonderung und Schließung der Gränzen zeigte sich vollends ganz unausführbar, so lang als der Beherrscher von Oesterreich zugleich auch Kaiser von Deutschland war.

Die Einheit hingegen aller einzelnen Theile der Monarchie, besonders eine immer vollkommenere Verbindung zwischen Ungarn und dem deutschen Oesterreich war unstreitig das erste und wünschenswertheste Gut. Aber nicht eine mechanische Gleichförmigkeit in den äußern Verwaltungsformen, nicht eine materielle Verschmelzung war es, was zu wünschen stand, sondern vorzüglich nur, daß die alten moralischen Bande, welche zwischen Ungarn und Oesterreich bestanden, immer fester geschlungen und immer allgemeiner erkannt würden. Eine Vergleichung wird die Sache am deutlichsten machen können. Der größte unter den Vorfahren Kaiser Josephs, Karl der Fünfte, beherrschte eine Monarchie, welche wo möglich aus noch verschiedneren Bestandtheilen zusammengesetzt war, als Oesterreich im achtzehnten Jahrhunderte. Unter allen vortrefflichen Instituten, welche dieser große Monarch gestiftet hat, ist nicht leicht eines tiefer gedacht, als die Einrichtung, welche er dem Vereine der spanischen Granden gab, und der Geist, womit er das Ganze beseelte. Die mächtigsten und größten Männer der gesammten Nation bildeten auf diese Weise einen glänzenden und erhabenen Senat um den Thron, wodurch zuerst Castilien und Arragonien ohne zerstörende materielle Verschmelzung, und ohne wider-

rechtliche Vernichtung der besondern Privilegien völlig vereint, sodann auch die Niederlande und Neapel fester an das Hauptland geknüpft wurden; denn auch die Ersten dieser Länder konnten an jener hohen Würde Antheil nehmen. Daher die Einheit und innere Größe der spanischen Monarchie. Während italienische Bildung, Kunst und Wissenschaft in Spanien aufblühte, herrschte die kriegerische Macht, und die auf erhabenere Ideen gegründete Staatskunst der Spanier in dem gesunkenen Italien, und richtete es auf aus dem Verderben, worein es sich selbst gestürzt hatte. Und während in den Niederlanden spanische Sprache und Sitte allgemein Wurzel faßte, hielt es der erhabene Kaiser nicht unter seiner Würde, mit der Einführung der niederländisch-burgundischen Kleidertracht in Spanien sich angelegentlich zu beschäftigen. Man darf sagen, daß in diesem hohen Vorbilde ein für jedes aus verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzte Reich gültiges Gesetz enthalten sei; und wenn die besondern ständischen Verfassungen und Versammlungen in jedem einzelnen Lande, was dasselbe nach dem Charakter, den besondern Rechten und Sitten, der Sprache, und dem alten Herkommen insbesondere erfordert, zu besorgen haben, die Einheit des Ganzen durch einen solchen, aus den Magnaten aller Nationen gebildeten, und den Thron umgebenden Senat am besten und dauerhaftesten erhalten werde.

Was Ungarn betrifft, so sollte man die Einwürfe gegen Kaiser Josephs Reformen am wenigsten aus der Constitution hernehmen. War es denn wohl möglich, während alles in Europa sich verändert hatte, daß nur in Ungarn es ganz so bleiben konnte, wie es vor einem halben Jahrtausend gewesen war? Matthias Corvin und Stephan der Heilige hatten sehr vieles zu ihrer Zeit nicht ohne Willkühr verändert, Altes aufgehoben und Neues eingeführt, und werden gleichwohl von der Nation selbst als große Könige verehrt. Kaiser Joseph nach seiner Geisteskraft durfte sich wohl zu einem ähnlichen Werk berufen fühlen; aber unglücklicherweise wurden durch die Art, wie man dabei verfuhr, die Gemüther beleidigt, und es blieben mit den verwerflich be-

fundenen und verworfenen Reformen auch die andern wahrhaft nothwendigen und heilſamen unausgeführt.

Von allen Veränderungen und Neuerungen, welche die gegenwärtige Zeit wirklich herbeigeführt, oder herbeizuführen geſtrebt hat, iſt der Adel, das ausſchließende Vorrecht und die urſprüngliche Beſtimmung desſelben der eigentliche Mittelpunkt; mögen wir jene Bewegung nun da betrachten, wo die Frage bloß als Gegenſtand der ruhigen Unterſuchung behandelt ward, oder da, wo ſie als das eigentliche Ziel des heftigſten Kampfes ausgemittelt werden ſollte. Ich habe in dieſer Darſtellung der verſchiedenen Zeitalter der neuern Geſchichte den Adel als die unter allen Veränderungen der äußern Form immer bleibende Grundkraft des Staats bezeichnet. Ein kurzer Rückblick auf dieſen Begriff wird daher die gegenwärtigen Betrachtungen am vollkommenſten beſchließen, und ich habe nur noch die eine Frage zu beantworten: welche neue Geſtalt und Form des Adels die großen Veränderungen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wohl herbeiführen werden? Hierauf dient folgendes nicht ſowohl zur vollſtändigen Beantwortung als zur Andeutung und fernern Anregung, wie über einen Gegenſtand, welcher bis jetzt nicht der Geſchichte angehörig, ſondern noch im Kampfe und in der Entwicklung begriffen iſt.

Offenbar giebt ſich die Bewegung des Zeitalters vorzüglich als ein Kampf des Alten und des Neuen kund. Der Adel hat am meiſten den Beruf gehabt und auch gefühlt, der Vertheidiger des Alten zu ſein, und hat für dieſen Beruf allerdings ruhmvolle Thaten in Menge verrichtet. Nur iſt es nicht hinreichend, das Alte bloß als ſolches und bloß weil es alt iſt, zu wollen und zu verfechten. Die Geſchichte lehrt es hinreichend, daß das Weſen des Adels nicht in irgend einem einzelnen Vorrechte oder einer äußern Form, wie dieſe auch Nahmen haben mag, beſtehe. Vielmehr ſehen wir aus der Geſchichte, und dieß eben habe ich mich zu zeigen bemüht, daß die Formen des Adels oft gewechſelt haben, derſelbe aber dennoch unter den verſchiedenſten Geſtalten und einzelnen äußern Rechten in dem Weſentlichen ſeiner innern Beſtimmung dasſelbe blieb.

Frevelhaft iſt die Anſicht derjenigen Anhänger des Neuen, welche nur das Alte zerſtören wollen oder glauben, das wahrhaft Neue ſei irgendwo hier und dort in dieſem oder jenem Syſteme, als Erfindung irgend eines Einzelnen zu finden. Das wahrhaft Neue kann nicht durch einen Einzelnen, ſei er auch noch ſo groß an Geiſt oder an Macht, ſondern nur durch den allgemeinen Gang der Menſchheit, oder um der Wahrheit angemeſſener zu reden, durch eine höhere Fügung göttlicher Vorſehung entſtehen und herbeigeführt werden. Aber auch nur diejenige Vertheidigung des Alten iſt die rechte, welche in den Geiſt und die hohe Geſinnung des Alterthums ganz eindringt, und ſelbſt davon durchdrungen iſt. Dieſes iſt der hohe Beruf des Adels, und darum wird kein Adel, der nicht zugleich ein Adel des Geiſtes iſt, den Kampf des Zeitalters ſiegreich beſtehen.

In Deutſchland, wo die Adelsverfaſſung des neuern Europa ihren Urſprung nahm, und beſonders in Oeſterreich hat dieſelbe noch jetzt am tiefſten Wurzel gefaßt. In dem großen nordiſchen Reiche, welches Europa und Aſien verbindet, iſt alles einer unbeſchränkten Einheit ſtreng untergeordnet. In den weſtlichen Ländern, urſprünglich römiſchen Provinzen, hat die deutſche Adelseinrichtung nicht ſo tief wurzeln können, daß nicht auch ſchon früher als in den neueſten Zeiten mancherlei Gegenbewegungen des Volks, dieſelbe auszuſtoßen oder weſentlich zu verändern verſucht hätten. In Deutſchland und in Oeſterreich iſt der Hauptſitz des alten germaniſchen Adels; mit dem Geiſte wird auch die Kraft desſelben wachſen oder fallen. Ein Adel, der nicht national wäre, der bloß die Stütze des Throns ſein wollte, ohne auch zugleich die höchſte Kraft und Blüthe der Nation zu ſein, würde ſchon dadurch ſich als verwerflich ankündigen, und könnte nicht anders als von einem durchaus verderblichen Geiſte beſeelt ſein.

Das Gift der Zerſtörung, welches in unſerm Zeitalter die Staaten und Völker wie die Einzelnen zu Grunde richtet, iſt nicht bloß Erſchlaffung, Selbſtſucht und Stumpfſinn; es iſt ein poſitives Uebel, der Geiſt der Lüge iſt es, der nicht bloß in den

Schriften der Sophiſten und in der falſchen Aufklärung, ſondern auch im öffentlichen Leben wie in den Verhandlungen und Sitten der Einzelnen alles vergiftet. Dieſen Geiſt der Lüge vermag nur die Wahrheit, wo ſie vollſtändig erſcheint, zu beſiegen. Dahin führt der Ernſt einer unerſchrockenen Geſinnung und jene höhere, auf Gott gerichtete Erkenntniß, vor welcher alle eitle Schwärmerei der Vernunft verſchwindet.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Erſte Vorleſung. Ueber den Werth der Geſchichte, und von dem älteſten Zuſtande in Europa und Deutſchland. | 9 |
| Zweite und dritte Vorleſung. Von den Germanen. | 33 |
| Vierte und fünfte Vorleſung. Von den Gothen und von der Völkerwanderung bis auf Karl den Großen. | 67 |
| Sechſte und ſiebente Vorleſung. Vom deutſchen Kaiſerthume. | 103 |
| Achte Vorleſung. Von den Kreuzzügen. | 133 |
| Neunte und zehnte Vorleſung. Fernere Geſchichte des Mittelalters, und Entwicklung der einzelnen europäiſchen Nationen. | 147 |
| Eilfte Vorleſung. Das Zeitalter Kaiſer Maximilians. | 177 |
| Zwölfte Vorleſung. Von der Glaubenstrennung. | 193 |
| Dreizehnte und vierzehnte Vorleſung. Geſchichte Kaiſer Karls des Fünften. | 211 |
| Fünfzehnte und ſechzehnte Vorleſung. Geſchichte von Europa unter Karls Nachfolgern. | 249 |
| Siebzehnte und achtzehnte Vorleſung. Vom dreißigjährigen Kriege bis auf Ludwig den Vierzehnten. | 285 |
| Neunzehnte, zwanzigſte und einundzwanzigſte Vorleſung. Betrachtungen über das achtzehnte Jahrhundert. | 321 |


Gedruckt bei J. Et. v. Hirſchfeld.